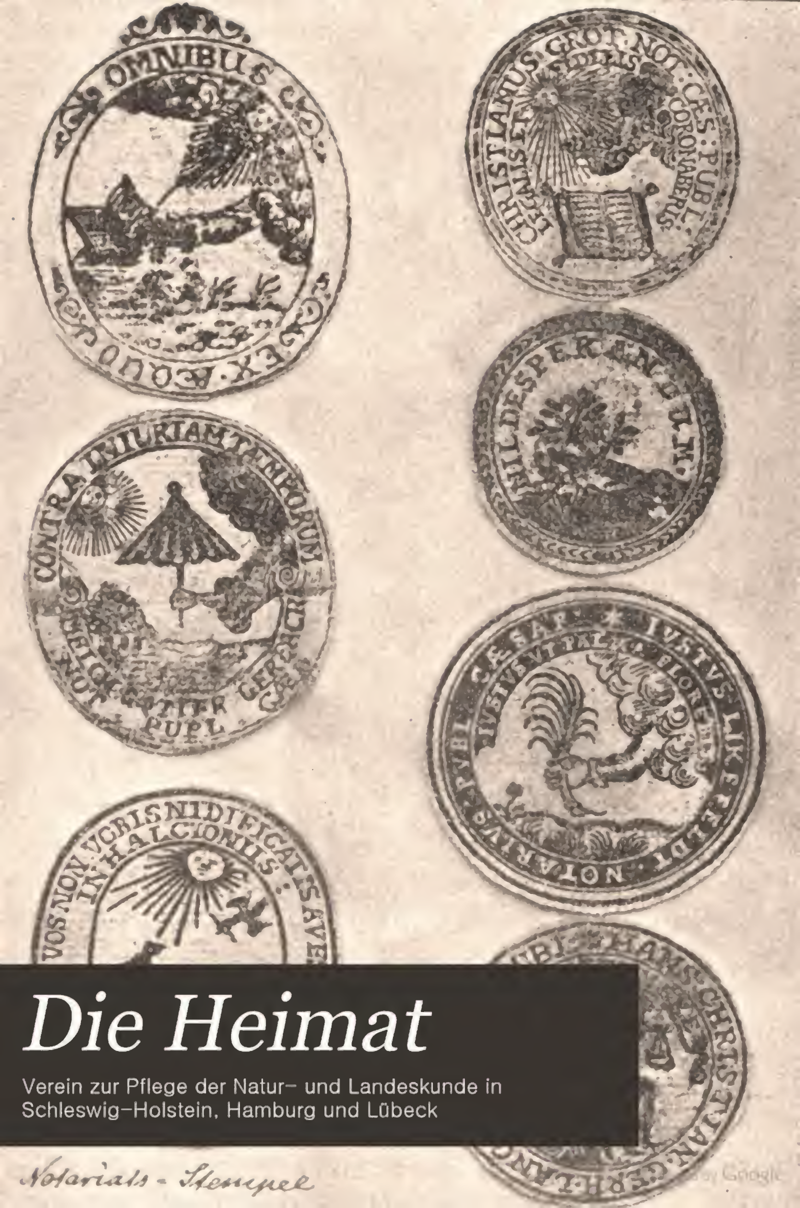
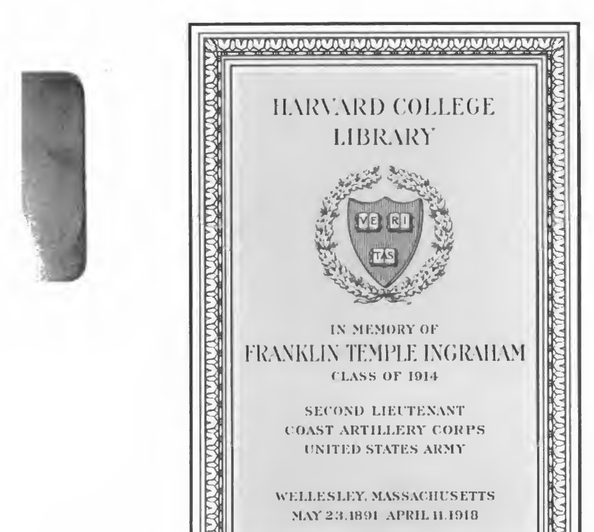


Die Heimat

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck


HARVARD COLLEGE
LIBRARY
VE RI
TAS
IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914
SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY
WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918
TIFFANY & CO.



Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

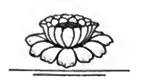
in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

XIV. Jahrgang.



Kiel, 1904.

Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Biographien.

*Lobsien, W., Gustav Falke. 1. 25. 49.
* „ Hermann Heiberg. 198.
*Matthaei, Ad., Charles Roß. 221.
*Pörksen, Paul Trede. 173.

Gedichte.

Brüdt, J., Zwei Freunde. 61. Im Waldesdom. 173. Die alte Lampe. 256
Zr., De Snee. 63. Masch un Geest. 24.
Fehrs, J. H., Der Bismarckturm bei Itzehoe 215
Lobsien, W., Im Klostergarten. 241. Mittag auf „Lütt-Jens-Warft" 242. Vor St. Ansgar in Kiel. 242. St. Odilia. 242.
Schröder, G., Frühlingsklang. 73.
Schmeißer, F., 1851. 298.

Geschichte.

Dau, H. C., Kapitän Hammer in Keitum am 3 März 1864. 68 148.
Delfs, Chr., Aus den Erinnerungen eines alten Kampigenossen von 1848—51. 167. 185. 285.
*Gloy, A., Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz. 14. 29. 55.
*Laß, W., Die Schlacht in der Hamme. 208 249.
Lorenzen, C., Der Übergang der Preußen bei Arnis am 6. Februar 1864. 38.
Löhmann, J. H., Der Umschwung. 123.
Osten, v., Die Einwanderung der Wagrier in Holstein. 125.
Pl., Der erste Schuß auf dänischer Seite im Jahre 1848. 108.
Schnitger, D., Altes und Neues aus Schleswig. 215.
Voigt, Chr., Flensburg um 1600. 142. 157. Vergl. Jahrg. 1903. 123. 245.

Kulturgeschichte.

Becker, W. H., Die alten Glocken der Heiligenhafener Kirche XXVI.
*Bohnsack, K., Eine Hochzeit in den Vierlanden um das Jahr 1850. 73.
Callsen, J. J., Alte Gesangbuchtitel. 244.
Greve, Chr., Pflanzen der Heimat als Volksheilmittel. 116
*Hach, Th., Über ehemalige Folter- und Strafwerkzeuge im Museum und ihre ehemalige Anwendung in Lübeck. 179. 202.
*Kinder, J., Hausmarken, Handzeichen und Siegel. 8.
Kolster, D., Die „Wokerblomenköst" in Esingen. 68.
Körner, R., Sympathiemittel gegen Zahnschmerzen. XIV. Freund Hain. XXXVIII.
Kunze, F., Das ehemalige Strandrecht am deutschen Meere. 212. 280.
*Philippsen, H., Die Weihnachtsfeier auf Föhr. 269.
Schnitger, D., Altes und Neues aus Schleswig. 215.
Schnitger, C. Rud., Aus der Geschichte des hamburgischen Münzwesens seit dem 16 Jahrhundert. 34. 134. Vergl. Jahrg. 1903 249
*Vagt, J., Das Ansveruskreuz bei Ratzeburg. 95.
Weber, P., Wandsbek, ein Beitrag zur Erklärung der Ortsnamen. 79.

Kunstgeschichte.

Bohnsack, K., Die Notlage im Thaulow-Museum. 41.
*Brandt, G., Aus den Sammlungen des Thaulow-Museums: Hinrich Ringelink aus Flensburg. 97. Vergl. Jahrg. 1903. Nr. 12
*Mühlke, Schleswig-holsteinische Bauernhausmuseen. 129. 160.
Rumohr, v., Pokale 265
*Matthaei, A., Charles Roß 221.

Landeskunde.

Ehlers, W., Bramstedts Quellen. 44.
Honnens, Wie sah es hier vor der Erbauung Friedrichstadts aus? 69.
*Körner, R., Warnitz. 112.
*Peters, Eiszeit und norddeutsche Tiefebene. 236. 245. 272.
Rickers, G., Nordoe. 170.
Schnack, E., Geologisches vom Schersberg. XLII.

Skizzen, Sagen, Märchen.

Kröger, T., Vom lieben Gott. 102.
Stüve, L., Unkel Beeck. 119. XXV.
Philippsen, H., Sagen und Sagenhaftes von Föhr. 140. 192. Vergl. Jahrg. 1903 164. 275.
Wisser, W., Volksmärchen aus dem östlichen Holstein: De goll'n Vagel. 19. Dat Könirik vun 'n Mornsteern. 88. Hans un de Preester. 164. Hans Hildebrand. 166. Fritz vun Preußen un de Schinnerknech. 256.

Naturkunde.

Bebensee, H., Glattnatter 47. Eisenschlacken. 148.
Butenschön, Der gemeine Kranich in Schleswig-Holstein. 299.
Greve, Ch., Pflanzen der Heimat als Volksheilmittel. 116.
Hagendefeldt, M., Der gemeine Kranich in Schleswig-Holstein. 267.
Hennings, P., Kreuzotter 47.
Heering, W., Forstbotanisches Merkbuch für Schleswig-Holstein. 120.
Junge, P., Fadenwurzlige Segge. 195. Vorkommen der Herbst-Drehähre (Spiranthes autumnalis) in Schleswig-Holstein. 268.
*Kummerfeld, J. Fr., Ein Baumriese aus dem östlichen Holstein. 24.
Krohn, H., Der gemeine Kranich in Schleswig-Holstein. XLV.
*Lorentzen, F., Bemerkenswerte Bäume in Albersdorf. 298.
*Metting, W., Die Brauteiche bei Schleswig 172.
Neumann, H., Über den Fund von Eisenschlacken 67.
*Peters, Eiszeit und norddeutsche Tiefebene. 236. 245 272.
Reimer, G., Eine eigentümliche Mißbildung von Ackersenf. XXXVIII.
Schwarz, J., Nutzen der Wasserpest. XXXIV.
Tank, W., Können Tiere zählen? XXXIV.
Tonn, F., Schwalbe und Zaunkönig. 220.
Wiese, Kreuzotter. 48. Verzeichnis großer Bäume in der Gegend von Schönkirchen. 94. Schwarzdrossel. 118. Eranthis hiemalis. 148.

Plattdeutsch.

Zr, Masch un Geest. 24. De Snee (Gedicht). 63.
Körner, R., Spottlieder der Handwerker. XXVI.
Löhmann, J. H., Die Dämmerstunde. 63.
Meyer, G. F., Bettelreime. 43. Was sich das Volk erzählt. 70. Plattdeutsche Redensarten von Krankheit und Tod. 121. 146. Plattdeutsche Redensarten vom Wetter. 218 243
Stüve, L., Unkel Beeck. 119. XXV.
Wisser, W., Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. 19. 88. 164. 166. 256.

Volkskunde.

Bernhardt, J., Ettgrön. 70.
*Bohnsack, K., Eine Hochzeit in den Vierlanden um das Jahr 1850. 73.
Carstens, J. Der 24. Februar. 67. Fünf Volkslieder. 194 219.
Callsen, J. J. Alte Lebensregeln. XXXIV. Welche Vorstellungen man sich hierzulande ehedem von verschiedenen Dingen machte. 267.
Gmelin, Koffern. 70.
Greve, Chr., Pflanzen der Heimat als Volksheilmittel. 116.
*Kinder, J., Hausmarken, Handzeichen und Siegel. 8.
Körner, R., Drei Lilien. XXIX. Sympathiemittel gegen Zahnschmerzen. XXXVIII. Freund Hain. XXXVIII.
Meyer, G. F., Was sich das Volk erzählt. 70.
Mensing, O., Das schleswig-holsteinische Wörterbuch. 149.
Weber, V., Wandsbek, ein Beitrag zur Erklärung der Ortsnamen. 79.

Verschiedenes.

Eingegangene Bücher: I. 72. 96. 148. 196. XLII.
Anfragen: I. 47. 69. 268.
Aufruf zur Gründung eines Bundes Heimatschutz 84.
Briefkasten XLVI.
Bücherschau.
Ärztliches Hausbuch für Gesunde und Kranke. 96.
Bartels, Ad., Luther. 72.
Bericht des Museums schleswig-holsteinischer Altertümer. XXI.
Burmeister, Marie, Gottfried Rissoms Haus. 48.
Bauernkunst, Deutsche. 196.
Dünung von Lobsien. 290.
Feddersen, Erzählungen eines Dorfpredigers. 71.
Gemüsegarten. 96.
Grimm-Speckter, Brüderchen und Schwesterchen. 96.
Heidjer. 71.
Kalender 1904. 48.
Min Moderspral. 300.
*Mitteilungen des Anthropologischen Vereins. 61.
Paul, Ad., Die Madonna mit dem Rosenbusch. XXII.
Rickmers, C. J., Geschichte des Kirchspiels Satrup bis zum Jahre 1800. 71.
Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte XXII.
Waitz, G., Schleswig-holsteinische Geschichte in drei Büchern — Derselbe, Kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte. 48.
Wolff, Eugen, Von Shakespeare zu Zola. 72.

Vereinsangelegenheiten.

An die Leser. I. — Satzungen. II. — Heimatkunst. V. — Beiträge. VI. X. XIII. XVII. — Adressen. XXII. — Vereinsgabe. IX. XIV. XVII. XXXVII. XLV. — Generalversammlung. XIII. XVIII. — Bericht über die Generalversammlung. 260. 292. — Mitglieder. III. VI. X. XIV. XXII. XXVII. XXX. XXXVIII. XLII. XLVI. — Nachricht. III. VI. X. XXX. XLII. XLVI.



Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 1. Januar 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt: 1. Lobsien: Gustav Falke. (Mit Bild.) — 2. Kinder: Hausmarken, Handzeichen und Siegel. (Mit Bildern.) — 3. Gloy: Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz. I. (Mit 1 Plan.) — 4. Wisser: Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 5. Mitteilungen.

An die Leser.

In dem Augenblicke, wo ich das Amt des Schriftleiters übernehme — in den letzten 3 Jahren führte ich die Schriftleitung in Vertretung für Herrn Lund, der um „Die Heimat" in den Jahren 1897—1900 großes Verdienst sich erworben hat und der als stellvertretender Schriftleiter im geschäftsführenden Ausschuß verbleibt und mir mit seinem Rat zur Seite stehen wird —, kann ich nicht umhin, für die bisher bekundete Nachsicht und das bewiesene Vertrauen von ganzem Herzen zu danken. Ich werde mich bemühen, das Blatt in den bisher bewährten Bahnen weiterzuführen, und bitte die Leser, ihr Interesse dem Vereinsorgan auch fernerhin zu bewahren. Die Beteiligung der Mitglieder des Vereins an der Mitarbeit für die „Heimat" ist sehr erfreulich gewesen; ich hoffe, daß auch in Zukunft diese Unterstützung aus dem Leserkreise der Schriftleitung zuteil werden wird. Im folgenden verzeichne ich die Titel von einigen der Arbeiten, welche voraussichtlich in diesem Jahre in der „Heimat" zum Abdruck gelangen werden: Gustav Falke. Hausmarken, Handzeichen und Siegel. Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz. Der Übergang der Preußen bei Arnis. Die Spanier in Schleswig-Holstein und Hamburg. Schloß Gottorp. Das Danewerk und die Oldenburg. Flensburgs Handel und Armenwesen um 1600. Altmann und die Hamburger Wallanlagen. Die Einwanderung der Wagrier. Geschichte des Hamburger Münzwesens seit dem 16. Jahrhundert. Das Taubstummen-Institut zu Schleswig. Klaus Störtebeker. Nordoe. In der Dämmerstunde. Umschwung. Jottleder. Volksreime. Volkslieder. Onkel Beek. Plattdeutsche Redensarten. Märchen. Sagen. Kinderspiele. Hausinschriften. Volkstümliches vom Storch. Die Pflanzen im Volksleben. Pflanzen der Heimat als Volksheilmittel. Eiszeit und norddeutsche Tiefebene. Verzeichnis großer Bäume bei Schönkirchen. Barmstedts Quelle. Die Bordelumer Heilquelle. Warnitz. Eine Hochzeit in den Vierlanden um 1850. Vor 50 Jahren. Schleswig-holsteinische Bauernhausmuseen. Mitteilungen aus dem Thaulow-Museum. Charles Roß. Das ehemalige Strandrecht am deutschen Meere. Vor- und Familiennamen im nördlichen Angeln. Ortsnamen im Kreise Kiel. Der Name Wandsbek. Schleswigsche Ortsnamen. Errichtung eines neuen Galgens in Eckernförde. Bericht über die Seefischerei-Ausstellung in Altona.

Ellerbek bei Kiel. J. Eckmann.

Satzungen

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

§ 2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, durch Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat," bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über die landeskundliche Literatur, gibt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 4. Jährlich findet eine Generalversammlung des Vereins statt. Dieselbe ernennt den Vorstand, nimmt den Bericht des Schriftführers entgegen und beauftragt zwei Vereinsmitglieder mit der Prüfung der Jahresrechnung. Die geprüfte Abrechnung ist auf der nächsten Versammlung vorzulegen. Mit der Versammlung werden den Zweck des Vereins fördernde Vorträge und Ausstellungen verbunden. Ort und Zeit der Versammlung bestimmt der Gesamtvorstand.

§ 5. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen eines geschäftsführenden Ausschusses, dem ein Kreis von Vertrauensmännern als weiterer Ausschuß zur Seite steht. Sie zusammen bilden den Gesamtvorstand. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenführer und dem Leiter des Vereinsorgans.

§ 6. Der engere Ausschuß hat die Geschäfte des Vereins zu führen und die Generalversammlungen vorzubereiten und zu leiten. In allen Fragen, welche die Vereinsorganisation und Änderungen der Satzungen betreffen, sind die Vertrauensmänner um Rat zu fragen. Sie unterstützen ferner den engeren Ausschuß, indem sie denselben mit den Wünschen der Vereinsmitglieder bekannt machen und sich die Förderung des Vereins besonders angelegen sein lassen.

§ 7. Jedes Vorstandsmitglied wird auf vier Jahre von der Generalversammlung gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß wird erneuert in der Weise, daß jährlich ein Mitglied ausscheidet. — In den drei ersten Jahren wird durchs Los bestimmt, wer auszuscheiden hat. — Wenn ein Mitglied desselben vor der Generalversammlung ausscheidet, so hat der Gesamtvorstand das Recht der Ergänzung. Solche Wahl ist gültig bis zur nächsten Generalversammlung. Die Vertrauensmänner ernennt ebenfalls die Generalversammlung; doch hat der weitere Ausschuß das Recht, sich, wenn nötig, zu ergänzen. In Gegenden, wo sich Bezirksvereine gebildet haben, wählen diese die Vertrauensmänner.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2,50 ℳ. zu bezahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen. Personen, welche sich besondere Verdienste um die Pflege oder Förderung der Natur- und Landeskunde erworben haben, kann der Verein zu Ehrenmitgliedern ernennen. Dies geschieht im Namen des Vereins durch den Gesamtvorstand.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat" durch Postnachnahme eingezogen.

§ 10. Änderungen der Satzungen erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch „Die Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Dr. Sebald Schwarz, Vergangenheit und Gegenwart; aus der Praxis des Geschichtsunterrichts an den mittleren Klassen der Realschule. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. Verlag von Teubner in Leipzig. — E. Lesser, Der Gemüsegarten, eine für jedermann verständliche Anleitung zur Anpflanzung und Pflege desselben. Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart. Preis 0,50 ℳ. Eckmann.

Anfrage.

Sehr dankbar würde ich sein, wenn mir jemand die Adresse eines noch lebenden geistesfrischen Mannes angeben könnte und wollte, der vor dem 24. März 1848 dem 14. (später 1.) in Rendsburg garnisonierenden Infanterie-Bataillon angehört hat.

Flensburg, Friesische Straße 68. H. Hansen, Gymn.-Prof. a. D.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 1. Januar 1904.

Gustav Falke.

Vortrag von **Wilhelm Lobsien** im Kieler Dürerbund.

I.

„Wenn ihr uns nur wolltet lesen!
Was haben wir von dem Denkmalwesen?
Ach, wonach wir gedarbt im Leben,
Jetzt könnt ihr es so leicht uns geben:
Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.
Kauft uns. Aufs Denkmal verzichten wir willig.
Mehr freut uns, wenn ihr ein Lied von uns kennt,
Als wenn unser Bild in der Sonne brennt.
Eure Liebe sei unser Postament."
(„Hohe Sommertage.")

Es ist derselbe Gedanke, den Gustav Falke schon einmal in seinem Versbuch „Neue Fahrt" ausgesprochen hat; aber während da die Worte voll bitteren Hohnes und scharf wie ein sausender Peitschenhieb klangen, reden sie hier wie eine wehmütige Klage, wie die zaghafte Bitte eines müden Herzens, das an Erhörung nicht mehr glaubt. Und doch ist unter den lebenden Lyrikern neben Detlev von Liliencron kaum einer, der so sehr gelesen zu werden verdient wie Falke, keiner, der so schlicht, innig, so volksliedartig und unmittelbar zum Herzen zu reden und alle Stimmungen auszulösen versteht wie er. Er ist wie ein lieber Freund, der mit lindem, warmem Druck unsere Hand erfaßt, uns mit gütigen Augen anschaut, der uns mit friedevollen Worten lächelnd von aller Unrast und allem Gedrücktsein befreit und uns in lichte, freundliche Räume führt; er weiß so liebe, milde Worte, die wie ein fern verklingendes Lied, wie ein halbvergessenes Märchen glückseliger Kindheitstage klingen. „Wenn ihr uns nur wolltet lesen!"

Um was der Dichter hier rührend bittet: „ein wenig Liebe," ist ihm schon jetzt in reichem Maße zuteil geworden. Wenn auch die breite Masse des Volks bisher nichts von ihm gewußt hat, wenn er auch kein Liebling der Familienblätter war und durch diese in Hütten und Häuser gedrungen ist, so darf er sich doch freuen, seit Jahren eine große, ihm froh und andächtig lauschende Gemeinde zu haben, in deren Herzen seine Lieder leben und in frohen und trüben Stunden mitklingen. Seine Gemeinde wird noch größer werden, nun, seitdem die Stadt Hamburg, in der der Dichter lebt, ihm einen Ehrensold gegeben hat: ein Ereignis, von dem auch das kleinste Winkelblatt neuigkeitshungrig Notiz genommen hat. So hatte diese Ehrengabe in mehrfacher Beziehung Segen und Frucht; einesteils nahm sie einen großen Teil der Sorge ums tägliche Brot von den Schultern des Dichters, andernteils trug sie dazu bei, seinen Namen weit mehr als bisher bekannt zu machen, und Verlangen nach Bekanntschaft mit seinen Werken zu wecken. Ein Ehrensold von jährlich 3000 *M.*, der einem Poeten so mir nichts, dir nichts gegeben wird — das bot schon gewisse Garantien, da konnte man schon einen Taler wagen und eines seiner Bücher kaufen. Ein Ehrensold! Das war in deutschen Landen noch nicht dagewesen! Den Mann mußte man kennen lernen!

In seiner Selbstbiographie (Litt. Echo) sagt Falke zum Schluß: „. . . . Wer meine Gedichte kennt, von „Mynheer der Tod“ bis zu den „Hohen Sommertagen,“ wird bemerkt haben, daß ich bemüht war, immer mehr vom Malerischen zum Dichterischen vorzudringen, vom Blendenden zum Schlichten, vom Lauten zum Stillen. „Hohe Sommertage“ Es mögen wohl schon herbstliche Klänge darunter sein. Mit fünfzig Jahren steht man an der Scheide. Ich hoffe auf einen freundlichen Herbst.“

Ja, herbstliche Klänge sind die meisten Gedichte der letzten Sammlung, aber ich fasse unter diesem Begriff dann nicht Schöpfungen eines Dichters, der an der Grenzscheide steht, von der es talab geht, sondern die schwere, satte, volle Frucht, die nur ein sonnengoldiger Herbst hat reifen können. Falke ist verhältnismäßig spät als Dichter an die Öffentlichkeit getreten und hat uns gleich mit seinem Erstlingswerk eine vollwertige Gabe geschenkt; seine Weiterentwicklung ist ein stetes Aufwärtssteigen bis zu der Stufe der Vollendung, wie wir sie in den „Hohen Sommertagen“ sehen.

Gustav Falke.[1]

Von keinem unserer jetzt lebenden Poeten ist das Hohelied der Liebe so keusch, so rein und edel gesungen worden, als von ihm. Wohl finden wir Dichter, die wilder und leidenschaftlicher das Glück der Liebe schildern, die keck und herzhaft zugreifen, wo immer ihnen die Liebe oder was man so Liebe nennt, begegnen mag; wohl finden wir solche, die in ihren Liedern frech und mitleidig die Liebe als eins der edelsten Gefühle verlachen, die im Weib nur ein Wesen sehen, das ihnen zur Befriedigung ihrer niedrigsten Triebe dient, denen die Dirne oder die Kellnerin Typus der Frau ist; wohl finden wir neben diesen in abschreckender Zahl jene Braven, die im Biedermeierton nach einem alten verbrauchten Schema ihre Liebeslieder sammeln: — aber suchen müssen wir, lange und vielleicht auch vergeblich, bis wir einen Dichter finden

[1]) Gustav Falke wurde am 11. Januar 1852 als Sohn eines Kaufmanns in Lübeck geboren. Er besuchte die dortige Gelehrtenschule, verließ sie aber vorzeitig und mußte also seinem Wunsche, schöne Wissenschaften oder Musik zu studieren, entsagen. Er trat bei einem Buchhändler in die Lehre, war 7 Jahre lang Buchhändler, siedelte dann nach Hamburg über und lebt hier noch als Musiklehrer.

wie Gustav Falke, der, modern durch und durch, alte, Ewigkeitswert habende Gefühle in neue, unverbrauchte Formen gießt, daneben aber auch die ganze ihn umgebende Welt in seiner Seele widerspiegelt und die Gefühle und Gedanken unserer Zeit und ihrer Menschen dichterisch verwertet. Gewiß ist er kein kopfhängerischer Duckmäuser, der schmachtend vor seiner Liebsten steht und ihre himmelblauen Augen andichtet; nein, eine heiße Leidenschaft flutet durch sein Herz und läßt seinen Mund in berauschenden Tönen, wunderbaren Bildern das Lob seiner Schönen singen. Aber niemals gefällt er sich im grob Sinnlichen, niemals stört, weder offen noch versteckt, ein lüsterner Zug. Seine Lieder haben alle etwas Kindliches, etwas Heiliges. Sie sind so unendlich schlicht und einfach, daß sie darin an unsere besten Volkslieder erinnern, manche muten geradezu als solche an, und dabei sind sie von einem unsagbaren Wohllaut, von einer unbeschreiblichen Innigkeit.

Der Mond scheint auf mein Lager,
Ich schlafe nicht,
Meine gefalteten Hände ruhen
In seinem Licht.

Meine Seele ist still, sie kehrte
Von Gott zurück,
Und mein Herz hat nur einen Gedanken:
Dich und dein Glück.

Welcher andere Dichter vermöchte so das beglückende Bewußtsein der Liebe, das stille Gefühl des Einsseins mit der Geliebten, die ganze selige Ruhe der Liebe wiederzugeben! Und das alles sagt er mit wenigen Worten, die so einfach sind, als wären sie von einem schlichten Bauer gesprochen worden; und doch, welche Kraft, welche Tiefe liegt darin, und von welch wunderbarer Wirkung ist die rhythmische Behandlung der wenigen Zeilen. Aber noch ergreifender wirkt seine schlichte Innigkeit, wenn er dem Schmerz um ein verlorenes Glück, wenn er der gestorbenen oder hoffnungslosen Liebe klagenden Ausdruck verleiht:

In deiner lieben Nähe
Bin ich so glücklich. Ich mein',
Ich müßte wieder der wilde,
Selige Knabe sein.

Das macht deiner süßen Jugend
Sonniger Frühlingshauch.
Ich hab' dich so lieb. Und draußen
Blühen die Rosen ja auch.

O Traum der goldenen Tage!
Herz, es war einmal.
Abendwolken wandern
Über mein Jugendtal.

Oder wenn er in seinem Gedicht „Liebesgestammel" sagt:

Es ist alles nicht auszusagen,
Was ich um dich gelitten.
Du mußt meine schlaflosen Nächte fragen,
Da ich mit Beten um dich gestritten,
Mit Wünschen und Sehnen und Hoffen viel
Trieb ein törichtes Liebesspiel.
— — — — — — — — — — —

Aber getrennt ging ich umher
Eine einsame Seele, die keiner versteht.
Sie bangt um ihren Himmel sehr,
Und weiß nicht, wo die Straße geht,
Schlägt in rastlosem Sehnsuchtsspiel
Tausend Brücken nach ihrem Ziel,
Über die mit zitternden Knien
All ihre weinenden Wünsche ziehn.

Seine heilige Auffassung der Liebe, seine keusche Darstellung der Liebesgefühle macht ihn auch zu einem beredten Sänger des häuslichen Glücks, des stillen Herdfriedens.

In meinen Versen weint und lacht,
Was mir mein Leben reich gemacht.
Wie mir das stille Tröstung giebt:
Ich habe dich so sehr geliebt.

Auch du blickst wohl darauf zurück;
Und war's dir auch kein großes Glück,
War's doch vielleicht, mag's wenig sein,
Ein Wegestreckchen Sonnenschein.

Mit inniger Freude sieht er seinen Kindern zu, wenn sie im ersten Schnee spielen; ihm ist das Stiefelgetrappel seiner Kleinen die schönste Musik; er kann um die von seinem Mädel abgebrochene Tulpe, so leid ihm die Zerstörung tut, keinen Zorn fühlen; er freut sich, daß er zur Taufe seines jüngsten Sohnes aus seinem eigenen Garten die Rosen für das geweihte Becken holen kann; allem, was

im Hause an Freud und Leid geschieht, weiß er im Liede Ausdruck zu geben: aber niemals wird er trivial, niemals sinkt er zu der öden, geistlosen Gemütlichkeit der berüchtigten Familiensänger herab, die für jedes Familienereignis, mag es Geburt, Taufe, Hochzeit, Tod sein, sich lyrisch zur Ader lassen. Unter Falkes Händen wird eben alles zu lauterem Gold. Er kennt keine bloße Schilderei, keine lange Ansingerei; er spürt den feinsten und tiefsten Fäden nach, die von ihm zu seiner Familie sich knüpfen.

Mein Weib und all mein holder Kreis,
Mein Kind und all mein lachend Glück.
Ich rühre an die Saite leis',
Wie hell klingt es zurück.

Nur manchmal, wenn er aus der weiten Ferne die „großen Ströme rauschen" hört, wenn ein Ton der „volleren Lebenschöre" sich in seine Stille schleicht, kommt sein Herz „aus dem Takt," aber bald findet es doch wieder im „Herddämmerglück," im „Herddämmerlicht den Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht.'

Du weißt, ich hab' dich lieb gehabt,
Und immer gleich, an jedem Tag,
Ob ich ein wenig Glück uns fing,
Ob still in Sorgen abseits ging.

Sein Weib ist all sein Glück. Mag sie auch über den Träumer lächeln, der in einer mondhellen Nacht den Frühling als stolzen, jubeltrompetenden Jüngling auf geflügeltem Rosse durchs Land reiten sieht, der in seligem Dichtertraum im Schnee seines Gartens ein kleines Männchen stelzen sieht und, in der Meinung, Amor oder einen frierenden Blumengeist vor sich zu haben, ihn anredet — der Dichter weiß sehr wohl, was er an ihr hat, sie ist seine „Tempelhüterin":

Das hab' ich dir zu danken,
Daß du die grünen Ranken
Des Glücks zu einem stillen Zelt mir biegst,
Davor du ohne Klagen
Getreu an allen Tagen
Als meines Friedens wache Hüterin liegst.

Und noch ein anderes Gedicht möge hier Platz finden als ein Bild wunderbaren, trauten Familienlebens, ein Bild echt deutschen Hausfriedens:

Vor Schlafengehen.

Die Kinder schlummern in den Kissen,
Weich, weichen Atems, nebenan,
Ein Traum vom heutigen Tag, und wissen
Nicht, was mit diesem Tag verrann.

Wir aber fühlen jede Stunde,
Die uns mit leisem Flügel streift,
Und wissen, daß im Dämmergrunde
Der Zeit uns schon die letzte reift.

Wir sitzen enggeschmiegt im Dunkeln.
So träumt sich's gut. Und keines spricht.
Durchs Fenster fällt ein Sternenfunkeln,
Vom Ofen her ein Streifchen Licht.

Einmal, im Schlaf, lacht eins der Kleinen
Ganz leis'. Was es wohl haben mag?
Springt es mit seinen kurzen Beinen
Noch einmal fröhlich durch den Tag?

Ein Mäuschen knappert wo am Schragen,
Knisternd verkohlt ein letztes Scheit,
Die alte Uhr hebt an zu schlagen —
Da sprichst du leis': Komm', es ist Zeit.

Wessen Seele so tief im Familienleben wurzelt, wer so sehr Kind ist, möchte ich sagen, wie Gustav Falke, der muß auch für das Leben und Treiben der Kinder, für ihr lichtdurchstrahltes Paradies ein warmes, verständnisvolles Herz haben. Sagte das nicht schon das lustige Gedicht „Schutzengel," in dem der Dichter schildert, wie er auf einer wunderfeinen Blumenwiese aus einem Haufen sich balgender Engel ein strammes Bengelchen in zerschlissenen Höschen herausgreift, um es seiner Tochter als Schutzengel heimzubringen, so doch das wunderbar feine und zarte Lied:

Meinem Kinde.

Du schläfst, und sachte neig' ich mich
Über dein Bettchen und segne dich.
Jeder behutsame Atemzug
Ist ein schweifender Himmelsflug,
Ist ein Suchen weit umher,
Ob nicht doch ein Sternlein wär',
Wo aus eitel Glanz und Licht
Liebe sich ein Glückskraut bricht,
Das sie geflügelt herniederträgt
Und dir aufs weiße Deckchen legt.

Von seiner Liebe zu allem, was Kind heißt, erzählt auch das liebenswürdige Gedicht „Konsequenz." Vor des Dichters Hause wächst ein Syringenbaum, dessen Blüten von den vorübergehenden Schulkindern abgebrochen werden. Ihm wird's zu arg, er droht, macht ein grimmiges Gesicht und klopft energisch ans Fenster; die Mädel und Buben lachen, ja, eine dreiste Dirn hebt ihr kleines Schwesterchen hoch, daß es besser langen kann, und lacht dabei „spitzbübisch, schelmisch und doch ganz lieb" — und da kann auch er „nur lachen und freundlich nicken."

In Zukunft sind die Syringen frei,
Ob Mädel, ob Buben, ist einerlei.
Was ihr im Sprung erhaschen könnt,
Ihr Diebsgelichter, sei euch gegönnt.
Nur braucht ihr das selber nicht grade zu wissen,
Mein Bäumchen würde mir arg zerrissen.

Am herrlichsten aber offenbart sich Falkes Kinderliebe in seinen Kinderbüchern „Katzenbuch" und „Vogelbuch."

Die Zeiten sind vorüber, da jeder Kinderliederdichter sich verpflichtet glaubte, seinen Versen ein moralisches Schwänzchen anzuhängen, da die ganze für Kinderherzen bestimmte Dichtung öde, dürre, nüchterne Zweckpoesie war. Die Heyschen Kinderlieder mögen für ihre Zeit, eine Zeit, in der man anfing, bewußt, ich möchte sagen berufsmäßig, Kinderlieder zu schaffen, gut und als Bahnbrecher nutzbar gewesen sein, und rechten wollen wir mit ihnen nicht, daß sie als Schöpfungen einer Zeit, in der man meinte, keinen Menschen ehrlich und rechtschaffen erziehen zu können, ohne ihn mit der Nase grob auf eine Tantenmoral zu stoßen, so geworden sind, wie sie nun einmal sind. Daß man aber heute noch auf sie schwört, sie als das Höchste preist, ihnen in allen Kinder-, Bilder- und Lesebüchern begegnet, daß diese „Poesie" heute noch Jünger oder besser „Ritter von trauriger Gestalt" findet (meistens sind es allerdings „dichtende" Damen), das ist betrübend. An den neueren Schöpfungen, an den prächtigen Kinderliedern von Johannes Trojan, Heinrich Seidel und Victor Blüthgen gehen viele unserer Lesebuchverfasser achtlos vorüber. Und nun erst gar die neuesten: Liliencron, Falke, Dehmel, Kögel u. a.! Gewiß, unter den modernen Kinderliedern segelt manches unter falscher Flagge, nennt sich getrost Kinderlied und ist doch weiter nichts als eine Scene aus dem Kinderleben, eine liebenswürdige Anekdote, die schließlich nur für Erwachsene von Interesse ist; aber immerhin bleibt uns doch eine große Anzahl vollendeter Schöpfungen übrig, genug, um die Lieder von Hey und seinen Anhängern zu verdrängen.

Unter den neuen (ich möchte gerade hier nicht das Wort „modern" gebrauchen) Kinderliederdichtern steht Gustav Falke obenan. Schon vor Jahren, als ich seine Versbücher „Tanz und Andacht" und „Neue Fahrt" kennen lernte, freute ich mich der wenigen Kinderlieder, die ich verstreut darin fand. Da stand das lustige

Rische, rasche, rusche,
Der Hase sitzt im Busche.
Woll'n wir mal das Leben wagen?
Woll'n wir mal den Hasen jagen?

Rusche, rasche, rische,
Der Hase sitzt bei Tische.
Siehst du dort im grünen Kohl ihn?
Flink, nun lauf' mal hin und hol ihn!

Rische, rusche, rasche,
Hast ihn in der Tasche?
Was? Er ist ins Feld gegangen?
Ätsch! Kann nicht mal Hasen fangen!

Mit feinem Geschick hat Falke jede Strophe mit den uns aus alten Kinderreimen, wie sie die Großmutter sang, aus Abzähl- oder Neckeversen, wie wir sie

in unserer Knabenzeit sangen oder in tollfröhlichem Übermut und kindlicher Spottlust selber bildeten, bekannten Wortspielereien eingeleitet. Gerade die Lieder, die an die alten Kinderreime anknüpfen, ihren Klang, ihre Ausdrucksweise haben, die scheinbar aus der frühesten Zeit stammen, die nur uns, den Wissenden, Schöpfungen eines Dichters unserer Tage sind, werden sich am ehesten in Ohren und Herzen der Kinder einschmeicheln, in ihnen leben und also fortdauern. Daß der Rhythmus in souveräner Herrschaft dienstbar gemacht worden ist — man achte auf die beiden Schlußzeilen der zweiten Strophe —, ist bei einem mit so ausgeprägtem Stilgefühl begabten Dichter wie Gustav Falke selbstverständlich.

Die paar Kinderlieder, die Falke in seinen größeren Versbüchern bot, ließen den Wunsch wach werden nach einem Kinderbuch aus seiner Feder. Jetzt haben wir deren zwei unter den schon genannten Titeln „Katzenbuch" und „Vogelbuch"; sie enthalten die Gedichte zu den feinen, intimen Katzen- und Vogelbildern von Otto Specter. Es ist wohl nicht von ungefähr, daß unser größtes Tierepos auf niederdeutschem Boden erwachsen ist; keine andere Landschaft, kein anderer Volksstamm hätte es schaffen können. Alfred Lichtwark erzählt einem Beobachter der Specterschen Bilder nach, „die offenbare Tierliebe und das Verständnis für das Tier hänge beim Niedersachsen zusammen mit der Lebensweise des Bauern, der mit seinen edleren Haustieren, dem Pferd und der Kuh voran, unter einem Dache wohnt und sie als Hausgenossen betrachtet und behandelt." Falke liefert den Beweis, daß ihm in besonderem Maße die Fähigkeit feinster Tierbeobachtung geworden ist. Vor allen Dingen sieht und schildert er wahr, er läßt die Tiere handeln und reden, wie sie es ihrer Natur und Eigenart nach tun könnten und würden, wäre ihnen Vernunft und Sprache gegeben. Wie aber machen es Hey und Genossen? Sie zwingen gewaltsam, sie zwingen die Tiere, so zu reden und zu tun, wie es für ihren Zweck, also in diesem Falle für ihre lederne Moral paßt und nötig ist. Da darf man sich allerdings nicht wundern, wenn viel Unwahrheit, Unnatur, falsche Charakteristik mit unterläuft. Man rufe sich Heys „Knabe und Kätzchen" ins Gedächtnis und vergleiche damit Falkes:

Das dumme Kätzchen.

Ist's nicht zum Lachen?
Kätzchen will Fliegen fangen
Und weiß es nicht zu machen!

Immer summ und immer brumm,
Dicht um Kätzchens Nas' herum.
Wie es greift und wie es grappst,
Immer hat's vorbeigehappst.

Immer summ und immer brumm!
Kätzchen springt um sich selbst herum.
Auf einmal sitzt es ganz still und guckt,
Nur das weiße Schwänzchen zuckt.
Warte nur, Fliege! jetzt wird es glücken.
Ein Luftsprung. — Ätsch! da liegt's auf dem Rücken.

Immer summ und immer brumm,
Dicht um Kätzchens Nas' herum
Liebes Kätzchen, nimm's nicht krumm,
Aber du bist furchtbar dumm,
Summ, summ, summ,
Furchtbar dumm.

Wer je spielende Katzen beobachtet hat, der weiß, wie fein Falke das seidenweiche, lustig umherspringende Ding beobachtet und wie prächtig, knapp und klar er es geschildert hat. Das ist Leben! Der neckische Humor, der darin steckt, der feine Spott, mit dem die Kinder das „grappsende" Tier umstehen, das echt kindliche: „Du bist furchtbar dumm, summ, summ, summ, furchtbar dumm" — das ist dem Leben abgelauscht und nicht gewaltsam im Stübchen federkauend zusammengestoppelt worden.

Ausfahrt.

Schlitten vorm Haus,
Steig' ein, kleine Maus.
Zwei Kätzchen davor,
So geht's durchs Tor,
Zwei Kätzchen dahinter.
So geht's durch den Winter.

Hinein ins Feld,
Wie weiß ist die Welt,
Auf einmal, o weh,
Kleine Maus liegt im Schnee,
Kleine Maus liegt im Graben,
Wer will sie haben?

Schlitten vorm Haus,
Wo blieb kleine Maus?
Die Kätzchen, — miau,
Die wissen's genau:
Hat nicht still gesessen,
Da haben wir sie gefressen.

In seinem zweiten Kinderbuch, dem „Vogelbuch," schildert Falke Leben und Treiben der Hühner, Gänse, Enten, Störche, Raben, Dohlen und Rohrdommeln. Naiv fragt das Mädel seine Mutter, wie der Hahn auf den Turm gekommen, und muß nun erfahren, daß der Wind ihn für irgend einen bösen Streich hinaufgeweht hat. Gewiß hat der Hans recht, wenn er behauptet, der Kirchturmhahn könne krähen, aber nur einmal im Jahr, am Ostermorgen früh morgens um vier ist es zu hören. Wie sehr kleine Mädel auch bitten, geweckt werden sie doch nicht, es wäre unrecht, und „bist du größer, kräht dich der Hahn schon heraus." Auch von Peter hören wir, „dem kleinen Großmaul," der gern eine Dohle hätte, wie sie droben zu Hunderten aus dem Turmloch gucken. Wenn er Flügel hätte, würde er sie schon bekommen.

Aber jetzt — der kleine Mann
Sieht den Turm von unten an,
Und verächtlich spricht er: Pah,
Oben da? die Dohle da?
Kleinigkeit!
Gut! Hurtig hin! —
Danke! Wenn ich oben bin,
Fliegt sie schnell zum Loch hinaus,
Wutschdi, und ihr ätscht mich aus
Hinterher.
Danke sehr!

Da ist der kleine Hans, der gerne Schmetterlinge fangen möchte, dummer. Der rennt sich die Beine ab und muß den Spott aller Spielkameraden über sich ergehen lassen. Ach, und wie all die Kinderchen heißen, die da lustig in Falkes Kinderbüchern umherspringen! Da läßt sich Lottchen vom Storch wunderbare Geschichten aus dem fernen Ägypterlande aufbinden, wo jeden Tag ein großer Affe die Sonne putzt und den Mond nachts eine Giraffe, von König Pharaos Wiese, auf der wie in einem Ameishaufen Millionen kleiner Kinder herumkrabbeln, bis Lottchen endlich merkt, daß sie zum Narren gehalten wird. So sind die Kinder —

„erst wollt ihr was hören
Und nachher 's nicht glauben, ihr dummen Gören.
Geh zur Mama und laß mich in Ruh'.
Wir Störche wissen was mehr als du."

Aber das muß doch wahr sein:

Hans Adeboor hett uns lütt Greten funn'n
Ganz achter de Welt, in'n deepen, deepen Brunn'n.
Un hett se sik uphalst, se rid as to Peer,
Tweedusend Milen œwer't deepe, deepe Meer.

Un weer se darinfull'n, keen hal er wedder rut,
Nu liggt se in de Weeg mit er lüttje, lustige Snut.

So geht das Geplauder und Geklapper den ganzen Sommer hindurch, bis nach der „Herbstparade" alle wieder in die Ferne ziehen. Aber den Kindern fehlt's nicht an Spielkameraden, ihnen bleiben Krähen, Dohlen, Enten und Gänse, mit denen es sich auch trefflich plaudern läßt. Die Gänse sind allerdings oft recht ungalante Leute; davon weiß Lieschen ein Lied zu erzählen.

Lieschen geht übers Feld allein,
Nur der Spitz trollt hinterdrein.
Kommen sie bei zehn dummen Gänsen vorbei,
Erheben die Gänse ein schrecklich Geschrei:

Schnatter, schnatter, schnatter,
Lütt Deern, wo heet dien Vadder,
Lütt Deern, wo heet'n dien Tanten,
Gröt er von uns Ganten,
Un drög weer nich natt,
Un'n Pott weer keen Fatt,
Un'n Schoh weer keen Stebel,
Un'n Knast weer keen Knebel,
Un'n Flint weer keen Sabel,
Un'n Steert weer keen Snabel,
Un'n Katt weer keen Mus,
Adjüs, gah na Hus.

Besser läßt sich noch mit den jungen Enten auskommen, die zwar hin und wieder mit ihren breiten Watschelfüßen ein eben erst erblühtes Blümchen zertreten, aber doch nimmer fauchend die Kinder verfolgen.

Lütt Aanteken, lütt Aanteken,
Weerst gistern noch in't Ei,
Un peddst mi hüt min Blömeken
All mit dien Föt intwei.

Lütt Aanteken, lütt Aanteken,
De Blömeken hört mi,
Un dar de lütte Regenpütt,
De Regenpütt hört di.

In den spezifisch niederdeutschen Kinderliedern ist Gustav Falke am größten, da stelle ich ihn neben Klaus Groth. Da wirkt er so unmittelbar, echt volkstümlich, so kindlich, so plastisch, wie nur unbewußt die mit allen Kreaturen plaudernde, alles Leblose belebende, personifizierende Kinderseele oder bewußt ein großer Dichter, der tief in Natur und Menschenseele geblickt hat, schaffen kann. Man muß die Wirkung dieser Verse auf Kinder erprobt haben, um zu wissen, wie sehr sie zu den kleinen Seelen zu sprechen vermögen. Dieses helle Kinderlachen, diese leuchtenden, glückstrahlenden Augen sind die sicherste Kritik und zeugen am besten davon, daß Falke den rechten Ton getroffen hat. Ich bin überzeugt, daß es diesen Versen gehen wird wie vielen von Klaus Groth: sie werden dereinst an Sommerabenden auf Gassen und Plätzen aus hundert und aberhundert Kinderkehlen erklingen, denn, um mit Falke zu reden:

— de sik up de Büx hett sett
Un hett de Rimels sung'n,
Versteiht doch ok sien Sak gewiß,
Wil he jo sülber 'n Vagel is.



Hausmarken, Handzeichen und Siegel.

Von J. Kinder in Plön.

Heutzutage findet man zwar nur äußerst selten noch Leute, die so wenig in der Schule gelernt haben, daß sie ihren Namen nicht schreiben können. Dennoch kommt es vor, daß Krankheit und Altersschwäche die schreibende Hand so beeinflussen, daß die Namensunterschrift in einem Dokument nicht mehr geleistet werden kann. Solche Leute pflegen dann drei Kreuze zu machen. Diese Kreuze erinnern an die Hausmarken und Handzeichen früherer Zeiten.

Es soll hier versucht werden, in Kürze die Entwicklung der Handzeichen bis zur beglaubigten Namensunterschrift vorzuführen.

Mit einer Urkunde aus dem 17. Jahrhundert mag der Anfang gemacht werden.

„Hiermit bezeugen wir, die sambtliche Bürgerschaft allhie, daß heut untergeschrieben dato der Ehrbare, Wollweise Clawes Möller, unser Bürgermeister uf einem Allgemeinen bürgerlichen Gerichtstagk vor einem Erb. Rathe undt g. Bürgerschafft erschienen, undt uns zu vernehmen gegeben, daß er vom Rathe kegen unsern Allerseits gnädigen Fürsten und Herrn were fälschlich angegeben worden, Alß solte er die Parten heimblich in seinem Hause bescheiden, die Sachen heimblich deliberiret, auch Stichgeldt von denselben solte genommen haben, derwegen er vom Rathe begeret, daß sie ihm solches erweisen solten, auch unter die ganze Bürgerschaft gefraget, ob Jemant unter der Bürgerschaft, die sagen konnte, daß er heimblich in seinem Hause die Parten bescheiden undt Jemalß Stichgeldt gefordert und genommen haben solte.

Weiln dann die Bürger gehöret undt vernommen, daß ihme, dem Bürgermeister solches aus Haß undt Neidt widerfähret, derwegen sich die Bürger einhellig resolviret und erkläret, daß niemandt unter ihnen, die ihm solches nachreden,

viel weniger beweisen konte. Zum Überfluß hat er sich noch einmahl umb dasselbige bei einem Bürger mit nahmen Christian Kufahlen fragen undt daneben anmelden lassen, ob jemant in der Bürgerschaft wehre, die ihme irgend worumbt zu beschuldigen hätte, alß haben sie abermahlen zur Antwort geben, Sie wüßten ihn durchauß nicht zu beschuldigen, Sehgen und wolten viellieber, daß er seine Stelle wiederumb bekleiden und sein Ambt nach wie vor verrichten möchte.

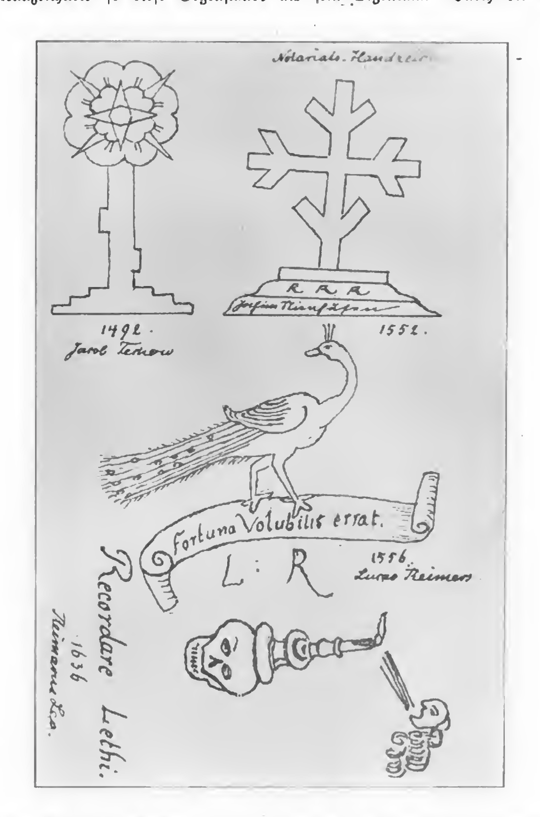
Daß diesem also, solches thuen wir im Nahmen undt von wegen der ganzen Bürgerschafft eingesambt und ein Jeder insonderheit mit unterschreibung unserer Tauff- und Zunahmen, auch mit unseren angeporenen Erbmarke bekräftigen.

Gegeben zu Plön, den 1. Februarÿ 1630."

(Folgen die Unterschriften.)

Die Hausmarken haben hier, wie ausdrücklich bemerkt wird, zur Bekräftigung

der Unterschriften gedient. Ehemals vertraten sie aber ganz allein die Unterschrift. Die Hausmarken dürfen wohl zurückgeführt werden bis in jene Zeit, in welcher die Schreibekunst nur sehr wenigen Personen geläufig war. Damals erwählte der Hausvater sich ein besonderes Zeichen und schnitt dasselbe mit Messer, Meißel oder Axt in den Balken seines Hauses und in jedes zum Hause gehörige Gerät ein, kennzeichnete so diese Gegenstände als sein Eigentum. Durch die Marke



wurde das Eigentum befriedet, jedem Zweifel am Eigentumsrecht Dritten gegenüber die Grundlage genommen.

Als dann später Handel und Verkehr zunahmen und schriftliche Verträge nötig machten, setzte der Hausvater seine Hausmarke unter das von dem Geistlichen oder Notar niedergeschriebene Dokument gleichsam als den Vertreter seiner Person und seiner Habe.

Auch der Adel hat ursprünglich Hausmarken als persönliche Abzeichen geführt, bis das zur Zeit der Kreuzzüge aufblühende Ritter- und Turnierwesen die Wappen in Gebrauch brachte. Adel, Städte, Klöster, Stifte ließen sich Wappensiegel anfertigen und setzten diese unter die Urkunden. Bald galt eine Urkunde ohne Wachssiegel nicht mehr für vollständig. Bürger und Bauer aber begnügten sich mit der Hausmarke.



Als in den folgenden Jahrhunderten die Schreibekunst sich im Volke verbreitete, setzte der Schreibkundige neben die Marke seinen Namen. Im 16. Jahrhundert bekräftigte man die Namensunterschrift sehr oft auch durch den Zusatz manu propria oder „meine eigene Hand."

Die öffentlichen Notare bedienten sich zur Bekräftigung ihrer Unterschrift

anfänglich eines Handzeichens, welches mit der Feder, oft verschnörkelt und kunstvoll, aufgezeichnet wurde.

Später, am Ende des 16. und am Anfange des 17. Jahrhunderts wurde das Handzeichen mittels eines in Holz geschnittenen Stempels beigedrückt, dem Zeichen ein lateinisches Wort oder ein Sinnspruch hinzugefügt. Darnach kamen große siegelartige Trockenstempel in Gebrauch, welche außer dem Namen und dem Zeichen auch den selbstgewählten Sinnspruch als Umschrift enthielten. Sie wurden zur Herstellung des Abdrucks in der Regel mit Lampenruß geschwärzt.



In unserer Urkunde aus dem Jahre 1630 haben von 60 Bürgern noch 45 ihre Hausmarken den Namen hinzugefügt. Bei aufmerksamer Betrachtung der Marken fällt zunächst auf, daß fast alle aus geraden Linien zusammengesetzt sind. Die geraden Linien weisen zurück auf Meißel und Messer, mit welchen die Alten das widerstrebende Holz zur Annahme der Marken zwingen mußten.

Wir bemerken ferner, daß einige Marken die Anfangsbuchstaben der Namen wiedergeben, die so ineinander verschlungen sind, wie man jetzt noch Monogramme anfertigt. So z. B. haben Valentin Grelle ein V und ein G, Friedrich Hand

ein F und ein H, Bartram Bock zwei B, Johann Fischer ein I und ein F, Hinrick Lütje ein H und ein L, Detlef Lensche ein D und ein L vereinigt.

Es mußte erklärlicherweise in einer größeren Gemeinde dem Einzelnen schwer fallen, eine Marke zu finden, welche sich von allen anderen in der Form unterschied. In der Regel werden nur diejenigen Söhne, die der Väter Erbe antraten, die Marken der Väter weitergeführt haben. Die anderen Söhne, welche das väterliche Haus verlassen mußten, um sich ein eigenes Hauswesen zu gründen, waren oft genötigt, sich eine neue Hausmarke zu bilden. Diese nahmen dann wohl ihre Zuflucht zu Monogrammen im Stile der Hausmarken. Zuweilen auch setzten sie der Marke des Vaters einen neuen charakteristischen Strich hinzu.

Die in der Plöner Urkunde vorkommenden Monogramme können desungeachtet doch „angeborene" Erbmarken sein, weil sehr oft der Sohn mit dem Vater einen und denselben Vornamen führte. Wir sehen denn auch, daß nicht nur Valentin Grelle, sondern auch Hans Grelle das aus V und G gebildete Monogramm seinem Namen beigesetzt hat.

Schon im 16. Jahrhundert fingen einzelne Glieder bürgerlicher Familien an, wenn sie zu Reichtum oder vermöge hervorragender Bildung und Fähigkeiten zu Ämtern und Würden gelangt waren, sich gleich dem Adel ein Wappen anfertigen und dem Siegelring einschneiden zu lassen. Wir finden zu jener Zeit schon Wappen bei Kaufleuten, Studierten, Söldnerführern, Beamten und anderen Personen, welche nur selten von der Obrigkeit oder einem Heroldsamt verliehen waren. Recht oft kam es vor, daß die alte Hausmarke in der hergebrachten oder auch in veränderter Form auf dem Wappenschild angebracht wurde.



In Plön siegelten im Anfange des 17. Jahrhunderts außer dem Adel schon mit Wappen Prediger, Amtsschreiber, Sekretäre, Bürgermeister und Ratsherren. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts ist die handschriftliche Hausmarke aus den Urkunden verschwunden und das Wappensiegel überall an ihre Stelle getreten. Nur selten finden sich Siegel, welche auf dem Wappenschild allein oder neben einem regelrechten Wappenzeichen noch eine richtige Hausmarke zeigen. Eine Zusammenstellung beider sieht man auf dem hierneben abgebildeten Wappen einer gemalten Fensterscheibe vom Jahre 1684.

Unter einer Plöner Schuldverschreibung des Jahres 1704 stehen Wappensiegel
von dem Bürgermeister Trost mit zwei Rosetten als Zeichen;
von Cord Wedderkop mit einem aus dem Walde herausspringenden Widder;
von Jürgen Köper mit drei Rosen auf Stengeln;
von Ulrich Michael Meißner mit einem horizontal geteilten Schilde, oben zwei Rosetten, unten eine Lilie;
von Friedrich Handt mit einer Hand, die drei Rosen hält;
von Johann Kahl mit drei Blumen;
von Hans Hintz mit einem Anker;
von Andreas Louden mit Monogramm und einer Krone darüber;
von Bürgerworthalter Claus Schadt mit drei Kornähren;
von Gensch von Breitenau mit einem vierfach geteilten Wappenschild mit zwei goldenen und zwei blauen Feldern, auf letzteren je ein sechsstrahliger goldener Stern, quer über den Schild ein rotes Band und über dem Schilde eine neunzinkige Krone.

Im Jahre 1732 führen Siegel mit Wappen:
Bürgermeister Andreas Louden zwei Hirsche im Walde, Helmzier ein Hirsch;
Michael Sahr einen Engel auf dem Lindwurm stehend, Helmzier eine heraldische Lilie;
Rathsverwandter Wagener einen halben Löwen, Helmzier fünf Stengelblumen;
Stadtdeputirter Jochim Hinrich Bent einen Baum, Helmzier ein Baum;
Friedrich Settegast drei Gerstenähren, Helmzier drei Gerstenähren;
Hans Sieverkrob einen Vogel Strauß, Helmzier zwei Straußenfedern;
Hans Christopher Hesse einen Hirsch, Helmzier ein Hirsch;
Rathsverwandter Gundelach siegelte mit einem Barock-Monogramm, darüber eine Glücksgöttin auf beflügelter Kugel stehend, mit der Inschrift: rien sans vous;
Caspar Lange, J. Krützfeldt, Christian Jakobsen mit Monogrammen unter Bürgerkronen;
Claus Friedrich Mau mit dem Doppeladler der Schuhmacher unter einer Krone;
Andreas Weller mit dem Gotteslamm;
Amtsschuhmacher Hinrich Mau mit einer Krone und den lateinischen Buchstaben H. M.;
Feldmann mit einem Mann im Felde.

Bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts forderte schon die Mode von jedem Manne, der etwas gelten wollte in der Gesellschaft, daß er ein Siegelwappen am Ringe oder am Petschaft führte. Das Petschaft wurde in Gold, Silber, Stein und Bergkristall an der Uhr getragen. Die große Nachfrage schuf eine bedeutende Anzahl tüchtiger Stempel- und Siegelschneider, und wir treffen viele Siegel von hervorragender Zeichnung und Ausführung an.

Die Wappensiegel verschwanden in den bürgerlichen Kreisen wieder zur Zeit des französischen Kaiserreichs, und jetzt sind sie fast ganz in Vergessenheit geraten. Damit hat denn auch der Gebrauch des Siegellacks, der im 17. Jahrhundert an die Stelle des Wachses trat, abgenommen.

Die Behörden bedienen sich meistens der Trockenstempel und Privatleute unterzeichnen einfach ihren Namen.

Die fabrikmäßig hergestellten Briefumschläge (Kuverts) haben dann auch noch das Briefsiegel überflüssig gemacht. Zum Verschließen der Briefe verwendet man schon vielfach aufklebbare Siegelmarken, deren künstlerische Ausstattung und deren Verbreitung noch immer im Wachsen begriffen ist.



Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz.

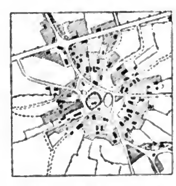
Von Dr. A. Gloy in Kiel.

I. Die Gründung des Klosters und seine Entwickelung im 13. Jahrhundert.

Der von Adolf II. 1242 ins Land geleitete Strom deutscher Kolonisten hat an den Ufern der Schwentine und der von ihr durchflossenen Seen vorläufig Halt gemacht. Das nördlich von dieser Linie belegene Gebiet gab der Graf den Slaven zu beziehen, wie uns Helmold berichtet, oder genauer ausgedrückt: er beließ es denjenigen, welche hier schon wohnten, und andere Wenden aus dem jetzt kolonisierten Südwagrien werden sich gleichfalls hierher zurückgezogen haben. Als holsteinisch-gräfliche Untertanen haben sie hier, ihren alten Gewohn-

heiten und Sitten getreu, weitergelebt, namentlich von ihren Seeräuberzügen gegen die benachbarten dänischen Küsten auch fernerhin nicht lassen können und dadurch wieder Angriffe dänischer Flotten auf die oldenburgische Küste hervorgerufen, die der Graf dann durch das Aufgebot des Landsturms abzuwehren sich genötigt sah. In der Geschichte [1]) geschieht der Oldenburger Slaven zuletzt im Jahre 1164 Erwähnung, als sie bei Demmin den Vortrab des deutschen Heeres verrieten, wobei die Grafen Adolf II. von Holstein und Reinold von Dithmarschen ihren Tod fanden. Die Kolonisation der Lande Oldenburg, Lütjenburg und Fehmarns mit friesischen, holländischen, des letzteren auch mit dänischen Kolonisten scheint die unmittelbare Folge dieses Verrats gewesen zu sein.

Die heutige Propstei war um 1200 noch ein zusammenhängender Urwald, ein Teil des großen Isarnho, der sich nach Helmold von Schwerin bis zum Slyasee (Schlei) erstreckte. Dem Propsteier Walde war nördlich die nun schon längst durch einen Seedeich geschützte sog. „Salzenwiese“ vorgelagert. In den Lichtungen und Rodungen des Waldes wohnten Slaven, wie denn mehrere Dörfer dieser Gegend, insbesondere Fiefbergen [2]) und Krumbek, die slavische Rundlingsform bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Die deutsche Kolonisation in diesem großen Waldgebiete muß schon vor 1216 in Angriff genommen gewesen sein; denn in dem genannten Jahre belehnt Graf Albert von Orlamünde den Ritter Marquard von Stenwehr mit der Salzenwiese zwischen Schwartbuck und der Carcniz, die man doch kaum anders als Karkenitz oder Kerkenitz = Kirchenaue deuten kann, zu Kolonisationszwecken. Dieser halb niederdeutsche und halb wendische Name würde uns zweierlei beweisen: erstens, daß es 1216 eine Kirche an dieser Aue schon gab, und zweitens, daß das wendische Element in der Gegend um Propsteier Hagen noch so sehr überwog, daß der Bach von den Wenden getauft worden ist. Die Burg des Ritters Marquard hat wahrscheinlich am Barsbeker Binnensee gelegen, wo auch die von ihm gegründete Kapelle zu suchen gewesen ist. Die dieser Kirche oder Kapelle geschenkte Hufe gehört jetzt zum Schönberger Pastorat. In der „Ausrodung des Waldes um die Slaven herum“ (urkundlich 1216) und der Germanisation scheint er indessen sehr bald unterbrochen worden zu sein. Denn nachdem das Land 1226 an das Kloster Preetz gefallen war, hat der Propst Friedrich aus Hersevelde im Bremischen (nicht aus Hersfeld, ehemals Herolfesfeld, in Hessen) die Besetzung des Gebietes mit deutschen Kolonisten aufs neue in die Hand nehmen müssen.



Plan von Brunstorf in Lauenburg.

Wie alt die oben erwähnte Kirche in Propsteier Hagen gewesen sein mag, läßt sich wegen des Mangels diesbezüglicher Urkunden nicht genau angeben. Jedenfalls aber wird sie jünger sein als das weiter südlich gelegene Porez — „am Flusse,“ welches als Wendendorf sehr alt ist und schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts, das hieße also kurz nach der Unterwerfung der ostholsteinischen Wenden durch den Grafen Heinrich von Badewide im Winter 1138/39, eine Kirche gehabt haben soll. Diese Angabe finde ich in der bekannten und in den historischen Daten meistens zuverlässigen Topographie von Schröder und Biernatzki, vermag aber ihre Richtigkeit aus unseren schleswig-holsteinischen Urkundensammlungen nicht zu belegen; denn in diesen wird Preetz als Kirchdorf nicht vor 1216 erwähnt, obwohl es als solches, wie gleich nachzuweisen, älter sein muß. Den am weitesten

[1]) Eine urkundliche Erwähnung kommt noch gegen Schluß des Jahrhunderts vor.
[2]) Fiefbergen ist ähnlich wie das im Text abgebildete Brunstorf in Lauenburg angelegt.

zurückreichenden, aber nur durch Zurückrechnen zu findenden Beleg für das Kloster wie auch für die Pfarrkirche in Preetz gibt uns das 1286 von dem Propsten Conrad Bocholt aufgestellte Register. Als erster in der Reihe der Preetzer Pröpste wird dort ein gewisser Herderich aufgeführt, der nach Pastor Adam Jessiens, des Herausgebers der Preetzer Urkunden, Berechnung von ca. 1211 oder 1212 bis 1218 regierte. „Jener war" — so sagt das Register — „Prediger in Porez und trat dem Grafen Albert (von Orlamünde) seine Kirche ab, welcher der erste Begründer jener Kirche war; und diesen Verzicht leistete er zu gunsten der Nonnen. Nachher ward er ihr Propst und leitete die Kirche 7 Jahre hindurch in löblicher Weise." Der richtigste Schluß aus dieser nicht völlig klaren Stelle dürfte wohl der sein, daß Herderich seine in Preetz schon bestehende Pfarrkirche auf den Wunsch des Grafen zum Zweck der Gründung eines Klosters daselbst hergab, dergestalt, daß die gedachte Kirche nunmehr einem doppelten Zweck dienen mußte. Der Annahme also, daß diese Kirche schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts bestand — was vermutlich auf das Vorkommen eines Priesters Ecbrecht Porokensis (= Porecensis?) um 1187 sich stützt, dürfte demnach nichts im Wege stehen.

Herderichs Nachfolger war Lambert aus Neumünster, der zwei Jahre in Preetz das Amt des Propsten versah und dann in Neumünster dieselbe Stellung bekleidete. Ihm folgte in Preetz Eppo aus Segeberg, der 27 Jahre regierte. „Jener verlegte das Kloster von Preetz nach Erpesfelde, dann von Erpesfelde nach Lutterbek (laut Urkunde im Jahre 1240). Er erhielt vom Grafen Adolf auch den Wald und die Wiese zwischen Hagener Aue und Schwartbuck (bezeugt durch Urkunde von 1226), ferner das Privilegium über die Kirchengüter und vom Bischof Berthold von Lübeck (1224) Bannrecht, Archidiakonat und Zehntrecht für das Kloster." — Aus diesen Aufzeichnungen des Propsten Conrad Bocholt († 1286) läßt sich die Gründungszeit des Klosters einigermaßen genau ermitteln. Rechnet man nämlich von C. Bocholt an rückwärts unter Benutzung der bei jedem Propsten angegebenen Amtsdauer, so erhält man etwa das Jahr 1211/12.

Nicht völlig sicher ist auch die erste Stätte des Klosters. Die Annahme jedoch, daß die ersten, gewiß nur primitiven Klostergebäude in der Nähe der den Nonnen eingeräumten Pfarrkirche,[1]) wahrscheinlich am Kirchsee, gelegen gewesen sind, dürfte wohl berechtigt sein. Jedenfalls lag das Kloster, wie die Urkunden angeben, in Preetz, und die Stätte ist Marienfeld getauft gewesen. Die alte Kirche hat unter den einmal obwaltenden Umständen in der ersten Periode sowohl als Pfarrkirche für das Kirchspiel als auch für die besonderen gottesdienstlichen Verrichtungen der Nonnen dienen müssen. Wann das Kloster von hier nach Erpesfelde (den „Pohnsdorfer Stauen" an der Wilsau, südöstlich vom Neuwührener Holz) verlegt worden ist, läßt sich nicht auf ein bestimmtes Jahr feststellen, und die Gründe zu diesem Schritte sind uns gänzlich verborgen. Dagegen vermögen wir wieder das Jahr der Verlegung nach Lutterbek (1240) anzugeben, während man sich für die Rückverlegung nach Preetz, d. h. wohl an die erste Stätte, mit der Zeit der Amtsführung des Propsten Friedrich (etwa 1246—50), Nachfolgers von Eppo, begnügen muß. Erst Friedrichs Nachfolger Luderus hat nach Ausweis des Bocholtschen Registers das Kloster auf seiner heutigen Stätte um 1260 neu erbauen lassen. Zum Gottesdienst wird man sich, da die Pfarrkirche am

[1]) Eine Urkunde von 1226 erwähnt zwei Aalwehren im Dorfe Preetz beim „alten Kirchhof" (vetus cimiterium). Vermutlich ist damit der alte Urnenfriedhof der Wendenzeit auf dem Wehrberg (im 13. Jahrhundert: Etzegora — vom wendischen gora = Berg) gemeint; doch wäre es nicht ganz ausgeschlossen, daß die Preetzer Pfarrkirche als Vorgängerin eine kleine Kapelle mit Kirchhof an einer anderen Stelle als der heutigen gehabt hätte.

Kirchsee zu weit entfernt lag, anfangs mit einer Kapelle aus Fachwerk oder dem Saale des Kapitelhauses haben begnügen müssen. Erst 1268 ward unter Johann von Segeberg der Grund zu der noch heute stehenden, aus Ziegelsteinen erbauten (was besonders hervorgehoben wird) Marien- oder Klosterkirche gelegt, die, nach dem Aufhören der mehrfachen Ablaßausschreibungen für den Kirchenbau im Jahre 1280 zu schließen, um diese Zeit fertiggestellt gewesen sein muß.

Wie die ganze Lebensweise der Nonnen und die Verwaltung des Klosters in dieser Zeit geregelt gewesen ist, zeigen uns die vom Propsten in Gemeinschaft mit der Priörin und dem Konvent getroffenen Bestimmungen über die Anwendung gewisser Einkünfte aus den der Priörin damals unterstellten Dörfern Stakendorp, Bruwendorp, Croch, Tasdorf, der ehemaligen Insel „Waterborg" bei dem heutigen Wilhelminenhöhe, den Instenkaten in Preetz und Schönberg im Jahre 1286. Danach betrug die gesetzmäßige Zahl der Nonnen 70, außer den Novizen und Scholarinnen. Ihre Kleidung war die damals übliche Nonnentracht; im Sommer bestand sie aus leichterem, im Winter aus schwererem Stoff. In der kalten Jahreszeit trugen sie auch Lederschuhe mit Filzsohlen. Als Betten scheinen Schaffelle (pellicia) und wollene Decken (tegmina) zu 14 bezw. 10 Schilling und zum Schlafen ein gemeinsamer Raum und nicht die Einzelzellen („Sellen") gedient zu haben; denn es wird ein dormitorium (Schlafraum) erwähnt, in welchem immer eine Lampe zu brennen hatte. Die Besorgung dieser wie der drei übrigen Lampen im Münster, im Chor und in der Kapelle war Sache der „Kosterschen" (custos), einer Nonne, welche außerdem für die Anfertigung der nötigen Wachslichte zu sorgen und beim Gottesdienst Küsterdienste zu verrichten hatte, weshalb sie eben die „Küstersche" oder plattdeutsch „Kostersche" genannt wurde. Der erkrankten Nonnen nahm sich die „magistra infirmarum" (Krankenpflegerin) an, zu welchem Zwecke die gesamten Einkünfte des Klostergutes Erpesfelde ausgeworfen waren. In Küche und Kammer waltete die „Kämmersche" (cameraria) mit dem ihr unterstellten Personal. Wenn die jedes Jahr fälligen 79 Tonnen Weizen, 305 Tonnen Roggen, 17 Tonnen Gerste, 216 Tonnen Hafer, 13 Tonnen Salz, etwa 166 Schweine, 1500 Hühner, 500 Aale, 75 Haufen Flachs und 30 Scheffel Erbsen eingeheimst waren, so ließ sich mit diesem Vorrat, auch wenn das Gastrecht im Kloster vom Landesherrn und seinem Gefolge etwas häufiger in Anspruch genommen wurde, wohl wirtschaften. Als tägliches Getränk diente das selbst bereitete Braunbier. Gleichwohl konnte Schmalhans Küchenmeister sein, wenn die Pröpste mit den Klostereinkünften schlecht gewirtschaftet und Schulden gemacht hatten. So sah es z. B. im Jahre 1401 so schlimm im Kloster aus, daß die Nonnen „weder Bett noch Brot" hatten und die Gräfin in Kiel jede Woche einen Karren mit Brot und gelegentlich eine Tonne mit Bier hinausschicken mußte, um der ärgsten Not zu steuern. Da hieß es für die Klosterinsassen wohl oder übel fasten, auch außerhalb der für diese fromme Übung angesetzten Zeiten.

Da das Kloster zur Zeit des Grafen Albert von Orlamünde, d. h. also während der dänischen Fremdherrschaft, gegründet worden ist, so hat dieser Fürst auch als erster die Grenzen des Klostergebietes sowie seine Rechte und Einkünfte bestimmt. Das ist aber erst durch einen Erlaß vom Jahre 1222 geschehen. Das Klostergebiet wird hier folgendermaßen abgegrenzt: „Vom Honigsee, Moorsee, dem Wasserlauf (vom Moorsee [1]) zur Eider) der Eider, dem Drecksee, [2]) Hassee [1]) und dem Mannhagen (von Winterbek bis zur Levensau) bis zur Kieler Föhrde;

---

[1]) Sind beide ausgetrocknet.

[2]) Urkundlich: Dragse, d. h. See in einem Tale.

und von der Schwentinemündung, Ober-Zoppot,[1]) dem Moor Quernesvi (Quersack beim „Lustigen Bruder") und dem Wenekenbek (Glinsbek im Rönner Holz, welcher früher in den Erpessee = Pohnsdorfer Stauen floß) bis nach den Pohnsdorfer Stauen." — Graf Adolf IV. hat diese Stiftung seines Vorgängers, noch auf dem Kriegszuge gegen König Waldemar II. begriffen, von Rendsburg aus 1226 bestätigt, mit Einschluß des Dorfes Preetz, dessen Gemarkungsgrenzen in der Urkunde genau angegeben werden. Dem schon vom Grafen Albert verliehenen Gebiete fügte Adolf IV. noch den Wald zwischen Karcniz (Karkneſe) und Schwartbuck sowie die Salzenwiese, d. h. also die Propstei im engeren Sinne, endlich noch Tasdorf im Kirchspiel Neumünster hinzu. Das Kloster erhielt in allen hier bereits gegründeten und noch zu gründenden Dörfern die Landeshoheit mit den daraus entspringenden Rechten und Einkünften, dergestalt, daß die Bauern von allen Abgaben und Leistungen an den Landesherrn (mit Ausnahme der „Landwehr") entbunden und nur dem Kloster verpflichtet wurden. Über dieses aber besaß der Herr von Küren am Lankersee wieder die Schirmvogtei. Wie der Name besagt, übernahm er hiermit den Schutz des Klosters und zwar nach außen und nach innen, etwa gegen säumige oder widerspenstige Untertanen. Daß er dies nicht nur wegen der schönen Augen des Propsten oder der Nonnen tat, versteht sich von selbst. Das Kloster hat diesen Schirm und Schutz, welcher obendrein allzu leicht als eine Art von Oberhoheit ausgebeutet werden konnte, in irgend einer Weise vergüten müssen, sei es durch Geld, sei es durch Abgaben und Dienste seiner Untertanen. Und so können es die Preetzer Kloster-Untertanen als ein Glück betrachten, wenn dieses (vom Kloster übrigens angefochtene) Recht der Herren von Küren bereits 1266 gegen die damals recht erhebliche Summe von 300 Mark (= Bareinnahme eines ganzen Jahres) abgelöst worden ist, da es späterhin vielleicht die Einführung der Leibeigenschaft unter adeligem Druck begünstigt hätte.

Das ganze Klostergebiet zerfiel 1286 in die vier Kirchspiele Preetz, Ellerbek (später Elmschenhagen), Propsteier Hagen und Schönberg. Ein großer Teil der zu diesen Kirchen eingepfarrten Dörfer unterstand aber nicht der klösterlichen Obrigkeit, sondern zahlte nach Preetz nur den Kirchenzehnten. Zwischen dem klösterlichen Kirchspiel Ellerbek-Elmschenhagen und Propsteier Hagen lagen die 1286 noch zu Kiel eingepfarrten Dörfer Heikendorp, Grevenborn, Monnekenberg, Zwentinemunde und Oppendorp. Die Einwohner werden danach in Booten nach Kiel zur Kirche gefahren sein. Den Zehnten aber strich gleichwohl das Kloster ein; „quod non licet," bemerkt dazu das Urkundenbuch des Bistums Lübeck. Das Kirchdorf und Kirchspiel Schönkirchen, zu welchem die genannten Dörfer später eingepfarrt wurden, ist erst seit 1316 nachweisbar.

Daß die Kolonisation in diesem ganzen Gebiete in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch nicht abgeschlossen gewesen ist, beweist unter anderem noch eine Bestätigungsurkunde des Bischofs Johannes von Lübeck aus dem Jahre 1232, wo dem Kloster die Zehnten von allen jenseits des großen Mannhagens bis zur Levensaue noch zu gründenden Dörfern im voraus in Aussicht gestellt werden. Einen sicheren Schluß auf das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein Kiels aber kann man ebensowenig aus dieser wie aus der Urkunde des Jahres 1233 ziehen.

Zum Bistum Lübeck gehörten im Jahre 1286 (vergl. Urkunde von 1259) die folgenden, in vier Diözesen geteilten Kirchspiele:

[1]) Scupute suprema; der Herausgeber der Urkundensammlung, Pastor Adam Jessien in Elmschenhagen, hält es für einen Mühlenteich an der Schwentine auf der Feldmark von Klausdorf und Raisdorf; es kann aber auch ein Wendendorf, bezw. der wendische Name eines bald darauf umgetauften Dorfes gewesen sein.

I. Brode, Heiligenhafen, Neukirchen, Oldenburg, Hansühn, Hohenstein, Lensahn, Grömitz, Stadt Lübeck, Cismar, Reinfeld, Segeberg, Preetz.

II. Lütjenburg, Selent, Giekau, Propsteier Hagen, Ellerbek (seit 1327 Elmschenhagen), Schönberg, Kirch-Barkau, Plön, Lebrade, Blekendorf, Bosau, Neukirchen (bei Eutin).

III. Eutin, Malente, Nüchel, Alt- und Neu-Crempe (Neustadt), Süsel, Ratekau, Travemünde, Rensefeld, Curau, Gleschendorf, Insel Poel.

IV. Oldeslo, Leezen, Bornhöved, Slamersdorf, Warder (Insula Segeberga), Prohnsdorf, Gnissau, Sarau, Zarpen, Wesenberg.

(Fortsetzung folgt.)



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

41. De goll'n Vagel.*)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett 'n Appelbôm hatt in'n Gard'n, de hett jeden Hars drê Appeln dragen, drê goldgȩl Appeln. Un de ward em Jahr vör Jahr stahl'n.

Nu hett he drê Jung's hatt, de Bur.

Do secht de öll's, hê will dar mal bi opsitten de Nach.

Hê nimmt sin Gewehr, sett sik ünner den Appelbôm hen un slöppt tô, un slöppt bet 'n annern Morgen.

As hê opwaken deit, is dar ên Appel weg.

Hê geiht je hen to Hus.

Na, min Söhn, secht de Ol, wo 's 't word'n? Heß wat drapen?

Nȩ, Vadder, secht he, drapen heff ik niks. De Appel is awer uk wa' weg.

Do secht de twêt, denn will hê dar mal bi waken.

Den' geiht 't grad' ebenso.

Do secht de jüng's — den' hebbt se ümmer so'n beten ünnernäsii hol'n —: ja, Vadder, secht he, öwernach will ik dar mal hen un will oppassen.

Och, Jung, wat wullt du dar? secht de Ol, din Brôder hebbt niks drapen, denn dröpps du êrs rech niks.

Ja, dat 's ên'n Dôn't, Vadder, secht he, ik will dar doch mal op af.

Hê nimmt sin Flint mit, un denn hett he so 'n ol Lê, dar meiht un hȩkt he so 'n beten mit rüm in'n Gard'n.

Dat dur't wul bet Klock hen to twölf, do kümmt dar so 'n groten, hübschen Vagel anflêgen, na den Appelbôm herin.

*) Es findet sich dieses Märchen in dem eben erschienenen Büchlein „Wat Grotmoder vertellt," ostholsteinische Volksmärchen, gesammelt von Wilhelm Wisser, mit Bildern von Bernhard Winter, verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig, Preis 0,75 M. Nach dem warmen Lob, welches dieser von den Jugendschriften-Ausschüssen in Hamburg, Altona und Kiel und dem plattdeutschen Provinzialverband für Schleswig-Holstein ausgewählten Sammlung in dem letzten Oktoberheft gespendet worden ist, darf ich hier wohl auf eine weitere Empfehlung verzichten. Seit dem Jahre 1899 bringt die „Heimat" Märchen von Wisser, einem großen Teile ihrer Leser zu besonderer Freude. Wer Gefallen an diesen Schätzen der Vergangenheit gefunden hat, wird nicht unterlassen; das oben genannte Büchlein seinen Kindern als Gabe darzubieten. Die von der früheren etwas abweichende Orthographie dieses Märchens ist die der oben genannten Auswahl. Hinsichtlich des Inhalts vergleiche man Nr. 57 der Grimmschen Sammlung „Der goldene Vogel." Eckmann.

Hê kricht sin Gewehr her un schütt tô, un schütt den Vagel 'n Feller af.

Hê awer likes mit den Appel weg, de Vagel.

Na, secht de Ol, as he to Hus kümmt naher, na, min Söhn, wo 's 't word'n?

Ja, Vadder, secht he, ik heff uk niks sgt kregen.

Ja, secht de Ol, dat heff ik di je secht.

Ja, Vadder, secht he, dar kôm so 'n groten Vagel anflêgen, den' heff ik 'n Feller afschaten. Un dat is 'n ganz goll'n Feller.

Se bekikt un bewunnert dat Ding je all' tosam'n, wat dat vör 'n Vagel mag wesen, wo dê hen hôrn kann.

Ja, dat 's nu ênerlei, secht de Ol, de mi den Vagel bringt, de schall de Stęd' hebb'n un schall Bur ward'n.

Na, nu mgkt de beiden ölls'n sik reis'farri un wüllt je los', un Hans, de will uk je mit.

De Ol, de will em je ne trecken laten. Och, Jung, secht he, wat wullt du in 'e Frömm'?

Dat helpt awer je ne, hê lett kên Fręd'. Un do kriegt se em 'n beten to leben in 'n Büdel, un do reist he uk je los'.

As hê 'n Titlang reist hett — sin Brot un Kees' ward al knapp un drög' —, do kümmt he bi 'n Waterkul, dgr will he 'n beten eten.

Hê sett sik je dgl, kricht sin'n Krgm herut un fangt dar bi an.

Mit dessen kümmt dar 'n Voß bi em an.

Süh, gun Dag, Brôder Hans, secht de Voß.

Gun Dag, Brôder Voß, secht Hans.

Ah, Hans, wiß so gôt, secht de Voß, un giff mi 'n beten af.

Ja, secht he, dat mags du man ne, wat ik heff. Ik heff hier blot 'n beten Brot un Kees', un dat 's al so hart un drög'.

O, secht he, giff mi man 'n beten af. Du kanns je hen to Dörp gahn un hgl'n di wat wedder. Ik dörf dar je ne kam'n. Achter mi kgmt de Jung's un de Hunn' je achter.

Na, nu ęt un drinkt se je. Un as se dat op hebbt, do secht de Voß: Sieh so, Hans, secht he, nu sett di man op mi. Hier kôm'n êrs 'n paar jung' Herr'n verbi, de heff ik uk beden, awer dê kôm'n mit de Pitsch achter mi. De schüllt niks jagen, de beiden. Wat du wullt, dat wêt ik, secht he, nu hol di man wiß.

Hê je mit em los', de Voß, öwer Knick un Tun.

Toletz kgmt se vör so 'n Sloß.

Sieh so, secht de Voß, nu stig' man af. Un denn geihs du dar herop. De Lüd', de slgpt all'. De Vagel, de hängt dgr un dgr, de is in 'e Bur. Rög' mi awer wider niks an un kik di nich üm. Rögs du mi wat an, denn kann 'k di ne helpen.

Na, Hans je herop na 'n Sloß un finn't den Vagel uk. Awer de Bur, wo hê in is, de is ne hübsch. Dar hängt ên bi, dat 's 'n goll'n, de mag he hêl vgl lêwer liden.

Hê kricht sik dê her, un will den Vagel dar in kriegen.

Mit dessen wgkt de Lüd' awer op, kriegt em fgt un slgt em den Puckel brun un blgg.

Na, hê bidd't je, un se lgt em je wa' los'.

Ja, seggt se, dgr un dgr, op den' un den' Sloß, dgr sünd vêr gęl Hingß'n. Wenn du uns dê hal'n kanns, denn schaß du den Vagel hebb'n, mit de goll'n Bur.

Hê secht je all'ns tô, dat he man blot vun den Sloß êrs wa' raf kümmt.

As he bi den Voß kümmt, na, Brôder Hans, secht de Voß, heff ik di dat ne secht, du schuß mi niks anrögen? Nu kann 'k di ne helpen.

O. Bröder Voß, secht he, dit Mal muß mi noch wa' ut de Knip helpen.

Na, denn sett di man wa' op, secht de Voß.

Do de Voß je wa' mit em los', öwer Knick un Tun, hen na den annern verwünschten Sloß, wo de vêr gęl'n Hingß'n staht.

Sieh so, secht he, nu geihs du dar rin na 'n Stall', dąr staht se. Dat Sadeltüg hängt dar achter. Dat lechs du ehr op un kiks ne links oder rechs. Dar hängt noch mêhr Sęl'ngeschirr, dat is hêl vęl hübscher. Letts dat awer ruhi häng'n un nimms dat, wat achter ehr hängt; lechs ehr dat op un ritts los'.

Hê herop na den Hoff, un finn't dat uk all' so, as de Voß em secht hett.

Mit dat Sadeltüg is dat awer gar ne na sin Mütz. Dar hängt wat, dat is hêl vęl beter.

Hê kricht dat her un lecht ehr dat op.

Awer as hê dar bi to gang' is, do wąkt de Lüd' op, kąmt ut 'n Slap un kriegt em her un mąkt em den Puckel brun un bląg.

Hê bidd't je.

Ja, seggt se to em, dąr un dąr, in den' un den' Sloß, dąr is den Köni sin Dochter, de is verwünscht. Wenn he dê erlösen kann, denn schall he de vêr Hingß'n hebb'n, mit dat Sęl'ntüg.

Hê seggt je all'ns tô, dat he man blot ęrs wa' heraf kümmt vun den Hoff.

As he bi den Voß kümmt, na, Bröder Hans, secht he, heff ik di dat ne secht, du schuß niks anrögen? Nu kann 'k di ne mêhr helpen. Nu is 't ut.

Hê bidd't awer so vęl, hê schall em dit Mal man noch wa' helpen. Hê will de Prinzessin je so gêrn hebb'n.

Na, denn sett di man wa' op mi, secht de Voß.

Hê sleit 'n Schinken je wa' öwer, un do geiht 't Hul'n je wa' los', hen na den annern Sloß, wo de Prinzessin is.

Sieh so, secht de Voß, nu geihs du dar herop. In dê un dê Stuw, dąr is se. Un denn heß du hier 'n Glas', dar giffs du ehr von to drinken. Rög' mi awer niks an. Will sê wat mitnehm'n, so is dat gôt. Awer du ünnersteihs di nich un rögs mi wat an. Rögs du mi wedder wat an, denn büß du verweiht.

Na, hê je wa' rop na den Sloß. Un dröppt dat uk all' so mit de Prinzessin, as de Voß em secht hett. Hê geiht herin — se is so fröndli un so vergnögt — un gifft ehr wat vun dat Glas' in.

Sieh so, secht se, nu sett di man ên'n Ogenblick dąl. Rög' mi awer niks an.

Se söcht ehr Söbensaken, wat se mit hebb'n will, to Dutt un hett ümmer nog' mit em to kriegen: hê will ehr dąr je ümmer mank, un will uk wat hebb'n.

Sieh so, secht se, nu mąk man, dat wi ęrs vun'n Sloß herawwe kąmt.

As se eben heraf sünd, eben öwer de Togbrüch, do flücht de ganz Brüch in 'e Luff.

Sieh so, secht de Voß, eben to rechter Tit! Nu sett ju man op mi.

Se sett sik je beid' op em, un do geiht 't Riden je wa' los', hen na den annern Sloß, na de Hingß'n.

As se dar kąmt, sieh so, secht de Voß, nu lęwers du din Prinzessin af, un denn ward se di de Hingß'n wul öwergeben.

Ja, secht Hans, ik wull doch so gêrn de Prinzessin behol'n.

Dat heff ik mi dusen nog' dacht, secht de Voß, du büß ne mit wat tofręden.

O, Bröder Voß, secht he, help mi man, dê wull ik doch so lasti gêrn hebb'n.

Na ja, secht de Voß, wenn se di de Hingß'n nu rut bringt, denn setts du di op ên'n, un de Prinzessin sett sik op 'n annern. Un de annern beiden Hingß'n hebbt ji denn je bibunn'n. Un denn bidd's du ehr dąr op 'n Hoff — du heß

ehr je erlöst, de Prinzessin —, wat du dat Vergnögen ne mal hebb'n kanns un riden mal üm't Rundêl mit ehr.

Ja, seggt se, dat kann he gêrn dôn.

Hê ritt dar 'n Male drê herüm, un sê purrt al ümmer an, de Prinzessin, hê schall maken, dat se vun den Hoff herawwe kamt.

Nu blitzt un blänkert dat je all', un dat gefall't ehr je so, de dar op 'n Hoff, un do seggt se, hê schall man noch mêhr Mal herüm riden.

As se nu awer wedder gêgen den Weg kamt, na de Brüch hendal, do grippt de Prinzesin sin'n Hings in 'n Tögel, dat se den Swung dar hendal kriegt. Un as se eben öwer de Brüch sünd — se sünd je achter ehr her, de annern —, do flücht de Brüch in 'e Luff.

Sieh so, secht de Voß, nu kamt mi man na.

Do hê je wa' los', öwer Knick un Tun, un sê mit ehr Hingß'n achter em an, hen na den annern Sloß, na den goll'n Vagel.

Sieh so, secht de Voß, nu geihs du dar herop un lewers din vêr Hingß'n af. Denn ward se di den Vagel wul öwergeben, mit de goll'n Bur.

Na, se rid't dar je herop na den Hoff, hê un de Prinzessin. Un as se dar kamt, do is he je so vergnögt, de Köni, dat he de Hingß'n hett, un halt em den Vagel mit de goll'n Bur herut.

Do bidd't he den Köni, wat he man noch 'n paar Mal üm't Rundêl riden schall mit de Hingß'n un den Vagel un de Prinzessin.

Ja, dat kann he je gêrn dôn; dat verlöwt he em. De ol'n Hingß'n sünd je so in 'e Rêg un so blank, dat bringt je Spaß.

As se dat drüdd' Mal herüm rid't, do grippt se em wa' in den Tögel, un dat vun 'n Hoff heraf. Un as se eben öwer de Brüch sünd, flücht de Brüch in 'e Luff.

Sieh so, secht de Prinzessin, nu lat uns man maken, dat wi êrs wider weg kamt. Se kamt uns gewiß noch na.

Na, secht de Voß, denn will ik ju hier man attüß segg'n. Awer noch ên Dêl, Brôder Hans. Sêh di vör ünnerwegens, dat du ne to vel af kümms, anners ne, as wenn 't nödi deit. Makt man, dat ji hen to Hus kamt.

Ja wul, Hans secht je all'ns tô. Un do bedankt he sik noch bi den Voß, dat he em ümmer so tru holpen hett, un do rid't se wider.

Nu hebbt se al 'n Titlang reist, do wüllt se sik mal lagern. Sê wüllt eten un drinken, un 't Vêh mutt uk je wat hebb'n.

As se dar bi to gang' sünd, do kamt sin beiden Brôder dar her. Un dê verfêrt sik je rein vör sin'n Kram, wat he dar all' hett. Se günn't em dat je ne.

Se et un drinkt uk je mit. Un as se eten un drunken hebbt, do is dar so 'n dêp Kul, dar smit se Hans herin. Un do bedraugt se de Prinzessin, se schall segg'n, sê hebbt ehr erlöst.

Do smit se Hans dar noch 'n beten to leben rin — dat is 't all' —, un do reist se mit de Prinzessin wider, hen to Hus.

Na verlopener Tit kümmt de Voß dar mal wedder bi de Kul — he hett dar je wul Geruch vun kregen — un geiht so bi de Kul herüm un kikt dar so fêrlangs herin.

O, süh, gun Dag, Brôder Hans! secht de Voß.

Ja, gun Dag, Brôder Voß, secht Hans, un weent je.

Heff ik di dat ne secht, du schuß ne vun't Pêrd herawwe stigen? secht de Voß.

Ja, secht Hans, dit Mal muß du mi doch noch wedder ut de Klemm' helpen.

Ja, wo schall ik di nu helpen? secht de Voß. Du büß nedd'n, un ik bün baben.

Ja, muß mi doch helpen, secht Hans.

Na ja, denn fat di man an, an min'n Stêrt.

Hê lett den Stêrt hendal un reckt em so lang ut, dat Hans dar bi anfaten kann. Awer as de Voß em meis' baben hett, do rutscht em de Stêrt dör de Hand, un hê quukst nedd'n wa' na 't Lock herin.

Ja, secht de Voß, muß je faß hol'n, Hans.

Hê lett 'n Stêrt noch mal wedder dal, noch länger.

Nu nimm em man üm 'n Liw, secht he, un denn hol em vör tosam'n.

Na, Hans nimmt den Stêrt je üm 'n Liw, un de Voß treckt an, un treckt Hans dar herut.

Sieh so, secht de Voß, nu will 'k di wat segg'n. De Vagel, de sitt in 'e Bur un trur't, un fritt un süppt ne. Un de vêr Hingß'n, dar kann nümm's heran kam'n, de slat un bit. Un de Prinzessin, de licht op ehr Stuw in Bett. Dar dörf uk nümm's bi kam'n, anners ne, as dar is ên, de ehr so 'n beten op 'e Schöttel rin bringt, 'n beten Eten. Kamt de annern bi ehr, denn smitt se ehr all'ns an 'n Kopp, wat ehr grad' to Hand is. Nu wüllt wi dar hen reisen, un denn giffs du di vör 'n engelschen Dokter ut. Un denn maks du den Kram all' wa' likut.

Ja, secht Hans.

Na, denn sett di man op mi.

Nu bringt de Voß em je hen na den Ol'n sin Hus. Un Hans geiht herin un fragt, wat dar uk wat to doktern is.

Ja, se hebbt dar 'n Vagel, seggt se, de is krank. Wenn hê den' kurêr'n kann, denn schall he 'n Barg Geld hebb'n.

Ja, secht he, ik mutt awer alleen herin.

Ja, dat kann he uk.

As he dar rin kümmt na den Vagel, de ward so munter — hê kenn't em je fört wedder —, hê singt un is vergnögt.

Do röppt he, nu schüllt s' man her kam'n.

Do hebbt se ehr'n Spaß dar je an.

Ja, seggt se, nu hebbt se dar de vêr Hingß'n noch. Wenn he ehr dê kurêr'n kann, denn schall he noch mêhr hebb'n.

Ja, hê mutt awer alleen herin.

Ja, dat kann he uk.

Na, hê geiht dar je rin, un as se em wis ward, de Hingß'n, do krischt un bramm't se un frei't sik.

Hör! seggt dê buten, nu hebbt se 'n al dal.

Toletz ward se wa' ruhi, de Hingß'n — hê kluckert dar je mank herüm —, un do röppt he, nu schüllt s' man herin kam'n.

Do kümmt de annern uk bi ehr maken, wat se wüllt.

Nu hebbt se dar noch 'n Prinzessin, seggt se, de is uk krank. Wenn he dê kurêr'n kann, denn schall he 'n Tunn' Goll's hebb'n.

Ja, wüllt mal sehn, secht he.

Hê rop na ehr Stuw. Un as he bi ehr kümmt — se kenn't em je glik wedder —, do frei't se sik, dat hê wa' dar is.

Se snackt un dôt je êrs, un naher röppt he, nu schüllt s' man herin kam'n.

Nu kümmt de Ol denn je rin, un de beiden Jung's uk, un do secht de Prinzessin to den Ol'n: Dit is de Rech, de mi erlöst hett.

Do gifft Hans sik uk kund. Un do seggt se dat je na, wo de beiden dat makt hebbt, de beiden Bröder.

Do jagt de Ol ehr vun Hus un Hoff af. Un Hans kricht de Prinzessin to'n Fru.

As de Hochtit verbi is, do secht de Voß to Hans, nu schall he em den Kopp afhaugen.

Nę, secht Hans, dat dô 'k ne, dat kann 'k ne.

Ja, secht de Voß, dôn muß du dat. Süß kost di dat din Leben.

Ja, secht Hans, wenn 't denn gar ne anners wesen kann —

He kricht 'n Sewel her, haugt to, un haugt den Voß den Kopp af.

Do is dat 'n Prinz'n, de is verwünscht weß in den Voß.

Sieh so,*) Hans, secht de Prinz, nu büß du holpen un ik uk.

Un weg is he, as wenn em de Wind weg weiht hett. —

Nach der Erzählung des Tagelöhners Hans Lembcke (geb. 1839) in Lensahn. Von Lembcke stammt auch Nr. 26 (De Mann ut'n Paradies, September 1901) und Nr. 38 (Wo bleibt denn der Sohn? Juni 1903).

Mitteilungen.

1. **Ein Baumriese aus der Zeit des holsteinischen Urwaldes.** Vor etwa 30 Jahren hatte ich Gelegenheit, der Schmützeiche im adeligen Gute Salzau einen Besuch abzustatten; heute bin ich in der Lage, dieses alte, bemooste Haupt im Bilde den Lesern der „Heimat" vorführen zu können. Die photographische Aufnahme und die Maße verdanke ich dem Herrn Postmeister E. Tams in Schönberg (Propstei). Haben auch viele Stürme diesem Recken Jahrhunderte lang zugesetzt und sein alterndes Haupt abrasiert, so steht er doch noch „kernfest" auf seinem Platz. Der Baum, dessen Standort sich im Gehege Schmütz befindet, hat zu ebener Erde einen Stammumfang von 10,90 m, in Brusthöhe etwa 9 m; seine Höhe beträgt 25 m, und die Krone mißt im Umfange 50 m. Das Alter des Riesen beläuft sich auf etwa 800—900 Jahre. Die Forstleute nämlich berechnen für jedes Meter des Baumumfanges bei Eichen ein Wachstum von 80 Jahren, vorausgesetzt, daß die Wachstumsverhältnisse in keiner Hinsicht beeinflußt werden. So kommt man zu der oben erwähnten Zahl, die übrigens auch Herr Tams angibt. Zum Schlusse möchte ich noch erwähnen, daß die Schmützeiche nur von einer Eiche an Stärke und Höhe übertroffen wird, nämlich von der Kroneneiche bei Eismar Wankendorf.



Joh. Fr. Kummerfeld.

2. **Masch un Geest.**

I.

De Geestkerl kem na Masch hendal:
„Minsch," sed he, „ne, nu kik doch mal,
Wat is de Welt vœrn grot Stück Land —
Un nimmal Knicken an 'e Kant!"

II.

Hans vun 'e Geest
Kann freten as 'n Beest,
Krigt dusend Daler Lohn,
Mag doch nix dohn!

Ut'n Heidgraben. Middeelt vun Jr.

*) Das auffallend häufige „Sieh so" habe ich absichtlich überall stehen lassen, da es für die außerordentlich lebendige Diktion dieses Märchens so charakteristisch ist. In den übrigen Märchen dieses vorzüglichen Erzählers kommt es durchaus nicht so oft vor.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Neue Mitglieder.

Schluß für 1903.

180. **Bohnsack**, Kgl. Baugewerkschullehrer, Eckernförde. 181. **Clasen**, Lehrer, Nordhackstedt b. Schafflund. 182. **Coltzau**, Bureau-Vorsteher, Eckernförde. 183. **Junge**, Hamburg 30, Gärtnerstraße. 184. **Kruse**, Briefträger, Tobenbüttel. 185. **Nauz**, Geschäftsführer des Zentral-Fischerei-Vereins für Schleswig-Holstein, Nortorf. 186. **Verein** für die Geschichte des Herzogtums Lauenburg.

1904.

1. **Adolff**, Buchdruckereibesitzer und Verleger, Altona-Ottensen. 2. Dr. **Bahrfeldt**, Referendar, Kiel. 3. **Brock**, Postsekretär, Neumünster. 4. **Hansen**, W., Hamburg, Steinthorwall 4 III. 5. **Lau**, Postassistent, Glückstadt. 6. **Mörck**, Glückstadt, Hermannstr. 34. 7. **Nagel**, Lehrer, Kellinghusen. 8. **Rizze**, Kgl. Baurat, Plön. 9. **Struck**, Lehrer, Dietrichsdorf. 10. **Timmann**, Stadtkassierer, Flensburg.

Zur Nachricht:

1. Die nächste **Generalversammlung** unsers Vereins findet in der **Pfingstwoche zu Plön** statt. Der geschäftsführende Ausschuß folgt einer freundlichen Einladung vonseiten der dortigen Stadtvertretung.
2. Die Auflage unserer Monatsschrift „Die Heimat“ für 1904 ist auf 2800 festgesetzt worden.
3. Durch das freundliche Entgegenkommen unsers Druckers, Herrn A. F. Jensen-Kiel, sind wir in die angenehme Lage versetzt worden, auch diesmal wieder einen Posten von Probenummern an uns aufgegebene Adressen zwecks Werbung neuer Mitglieder zu versenden. Wir bitten unsere geehrten Mitglieder, von diesem Anerbieten fleißigen Gebrauch machen zu wollen. Es gibt leider noch viele sonst wohlsituierte Personen, die unsern Vereinsbestrebungen fernstehen. Vielfach bedarf es nur eines gelinden Anstoßes; in manchen Häusern ist unsere Monatsschrift überhaupt noch unbekannt.
4. Der Verlag der **„Nerthus“** (Illustrierte Zeitschrift für Naturkunde usw.) bittet uns, unsern Mitgliedern bekannt geben zu wollen, daß die Zeitschrift in Zukunft jeden zweiten Sonntag erscheinen und den Mitgliedern ein Vorzugspreis von 5 *M.* (statt 6 *M.*) bei freier Zustellung ins Haus gewährt werde. Eine Anmeldekarte wird der Januarnummer beigelegt werden. Wo die „Nerthus“ unsere auf die Pflege der Naturkunde gerichteten Bestrebungen in wirksamster Weise ergänzt, können wir unsern Mitgliedern den Bezug der Zeitschrift angelegentlichst empfehlen. Der Unterzeichnete ist gern bereit, die Anmeldung auf ein Jahresabonnement zu vermitteln.

Kiel, am 21. Dezember 1903. Geibelallee 2.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: H. Barfod, Schriftführer.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 2. Februar 1904.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Lobsien: Gustav Falke. II. — 2. Gloy, Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz. II. (Mit 1 Karte.) — 3. Schnitger, Mitteilungen aus der hamburgischen Kulturgeschichte. II. — 4. Lorenzen, Der Übergang der Preußen bei Arnis am 6. Februar 1864. — 5. Bohnsack, Die Notlage im Thaulow-Museum. — 6. Meyer, Bettelreime. — 7. Mitteilungen. — 8. Bücherschau.

Heimatkunst!

Eine ganz besonders schöne Aufgabe stellt die Gegenwart unserm Verein: die Förderung aller auf die Pflege und Ausbreitung der Heimatkunst gerichteten Bestrebungen. Dies geschieht bereits und wird in erhöhtem Maße auch weiter geschehen mittelbar durch unsere Monatsschrift „Die Heimat“ selbst, insofern sie den Lesern Bilder aus unserer kunstgeschichtlichen Vergangenheit vorführt, damit das schöne Alte, das unsere Väter geschaffen haben und wert hielten, auch von uns und unsern Kindern geschätzt werde. Jedoch wird auch die „Heimat“ nicht vergessen, daß unsere Gegenwart und gerade in Niedersachsen — wer wollte in dieser Hinsicht noch die Elbe als Grenzlinie ziehen! — Meister erstehen sieht, die eigene Werte schaffen und dazu berufen sind, unser heimatliches Kunstgewerbe zu neuer Blüte zu bringen.

Unser Verein möchte aber auch unmittelbar Sinn und Verständnis für heimatliche Kunst wecken und fördern und macht damit nun einen Anfang, indem er seinen Mitgliedern **den Ankauf des Bildes** empfiehlt, das ganz besonders dazu geeignet ist, einen würdigen Wandschmuck in allen Häusern, Schulen, Gast- und Schreibstuben usw. unserer Heimat abzugeben:

Charles Roß, „Holsteinischer Buchenwald,“

ein Kupferstich, dessen Original in der Kieler Kunsthalle sich befindet. Eine Würdigung des schleswig-holsteinischen Kunstmalers Roß und seiner Werke wird Herr Prof. Matthaei demnächst in der „Heimat“ bringen. Das Bild selbst stellt ein Motiv bei Altekoppel dar.

Kartonfläche 95 × 73,5 qcm, Bildfläche 58 × 43 qcm,
Ladenpreis (ungerahmt) 15 Mark.

Dank dem überaus freundlichen Entgegenkommen der hier in Kiel wohnenden Witwe des Künstlers sind wir in die angenehme Lage versetzt worden, diesen herrlichen Kupferstich

an Mitglieder unsers Vereins

für nur 3,80 M. (einschliesslich Verpackung und Porto),

an die Mitglieder in Kiel für **3,20 M.** zu liefern.

Wir bitten unsere werten Vereinsmitglieder, von diesem seltenen Angebot fleißigen Gebrauch zu machen; von dem Erfolg bezw. Nichterfolg wird es abhängen, ob wir in gedachtem Sinne fortfahren werden oder nicht. Die Bestellung kann nur durch unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen, Kiel, Adolfstrasse 56,** erfolgen, an den auch der Betrag nebst 5 Pfg. Bestellgeld im voraus zu entrichten ist. Wir bitten, Bestellungen möglichst bald aufgeben zu wollen. Der Versand wird durch die Kunsthandlung von Wilh. Heucks Nachflg. (Inhaber: Herr Kock), Kiel, Holstenstr. 75, erfolgen.

Den Mitgliedern Kiels und Umgegend diene zur Nachricht, daß genanntes Bild eingerahmt im Schaufenster dieser Kunsthandlung ausgestellt wird.

Kiel, am 22. Januar 1904. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

J. A.: Barfod, Schriftführer.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1904.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, bei Einzahlung der Jahresbeiträge, die möglichst **bis zum 1. April** zu entrichten sind, folgendes zu beachten:

1. Seit dem 1. Januar 1902 beträgt der Jahresbeitrag **2,50 M.**
2. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man **5 Pf.** Bestellgeld beifügen.
3. Um Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern wird dringend gebeten.
4. Wo an einem Orte mehrere Mitglieder wohnen, wird eine Vereinigung derselben zu gemeinsamer Einsendung der Beiträge empfohlen.
5. In folgenden Orten haben die daneben genannten Herren es freundlichst übernommen, unter Ausgabe von Quittungen die Einsammlung der Beiträge besorgen zu lassen: Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Voß), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struse), Friedrichstadt (Pastor D. Sax), Hadersleben (Lehrer Kraft), Hamburg (Bote des Schulwissensch. Bildungsvereins Möckel), Heide (Kaufmann C. Wischmann), Helgoland (Lehrer Holst), Husum (Gymn.-Lehrer Voß), Itzehoe (Kantor Hatje), Kiel (Lehrer Barfod), Kiel-Gaarden (Lehrer Frank), Marne (Lehrer Momsen), Meldorf (Rektor Stange), Neumühlen (Rektor Kaehler), Neumünster (Lehrer Struve), Nortorf (Lehrer Pahl), Preetz (Rektor Struve), Rendsburg (Gymn.-Lehrer Ruge), Schleswig (Rektor Greve), Schönkirchen (Amtsvorsteher Wiese), Segeberg (Sem.-Lehrer Rottgardt), Wandsbek (Lehrer Timm), Wesselburen (Rektor Peters).
6. Gegen Mehrzahlung von je **60 Pf.** wird den Mitgliedern eine **Original-Einbanddecke** für 1904, 1903 oder frühere Jahrgänge portofrei zugesandt.

Kiel, im Januar 1904. **Der Kassenführer:**

Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

11. **Berndt,** Postassistent, Gremsmühlen. 12. **Brederek,** W., Hamburg, Holstenplatz 9. 13. **Bruhn,** Schiffsreeder, Flensburg. 14. **Dahm,** Rechtsanwalt, Altona. 15. **Döpke,** Direktor des städtischen Elektrizitätswerkes, Dortmund. 16. **Dücker,** Rechtsanwalt, Altona. 17. **Jensen,** Pastor, Kirchnüchel. 18. **Peters,** P. J., Lehrer, Hamburg 19. 19. Dr. **Kahlke,** Rechtsanwalt, Altona. 20. Dr. **Kohlsaat,** Rechtsanwalt, Altona. 21. **Kühn.** Lehrer, Kiel. 22. **Lenders,** Hausmakler, Altona. 23. **Lüttkens,** Rechtsanwalt, Altona. 24. **Möller,** Adolf, Kunstmaler, Altona. 25. **Müller,** Arnold, Rentier, Hamburg. 26. Frl. **Ohlen,** Lehrerin, Ellerbek bei Kiel. 27. **Quehl,** Regier.-Zivil-Supernumerar, Schleswig. 28. **Schumann,** Professor, Lübeck. 29—36. Seminaristen in Hadersleben: **Jannsen, Kock, Kruse, Peters, Petersen, Schütt, Seemann, Stubbe.** 37. **Veit,** Lehrer, Hamburg. 38. v. d. **Wahl,** Lehrer und Organist, Olderup bei Husum.

Zur Nachricht:

1. Wir danken für gütige Zustellung von Adressen, bitten, in der Werbearbeit fortzufahren, und bemerken, daß uns auch noch ein Posten von dem Februarheft der „Heimat" für die Gewinnung neuer Mitglieder zur Verfügung gestellt worden ist.
2. Für unsere Generalversammlung in Plön (Pfingstwoche) nimmt der Unterzeichnete Anmeldungen auf Anträge, die Vereinsorganisation usw. betreffend, auf Vorträge und Mitteilungen jetzt schon gern entgegen.

Kiel, am 14. Januar 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Geibelallee 2. J. A.: H. Barfod, Schriftführer.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 2. Februar 1904.

Gustav Falke.

Vortrag von **Wilhelm Lobsien** im Kieler Dürerbund.

II.

Und dann seine Stellung zur Natur! Da ist er so eigenartig, so ganz neu, so ganz er selbst, daß man ihn sofort aus wenigen Zeilen herauskennt. Wohl bietet ihm seine schleswig-holsteinische Heimat mit ihren ragenden, rauschenden Buchenwäldern, ihren juligelben, wogenden Kornfeldern, ihren tiefverschneiten Halden, über die einsam traurig krächzende Krähen fliegen, ihren nebeldüsteren Marsch- und Wattenländereien, ihren einsamen Dünen Motive über Motive, aber nie kommt es ihm darauf an, in modern-realistischer Kleinmalerei das rein Gegenständliche zu zeichnen. Nicht das, was das Auge jedes Alltagsmenschen reizt, nicht das, was überall offen zu Tage tritt, löst in ihm den Prozeß dichterischen Schaffens aus, sondern die geheimnisvolle Stimmung da draußen, die wunderbaren, unerforschlichen Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschenseele. Daher auch sein großer Reichtum, die Vielgestaltigkeit seiner Naturstimmungen, die auf der Skala menschlichen Empfindens sämtliche Töne vom jubelnden, lachenden, dithyrambisch jauchzenden Glück bis zum dumpfen Entsagen oder schrill und gell aufschreienden Schmerz zum Schwingen bringen. Welch ein Jubel, wenn er in seinem Gedicht „Frühlingstrunken“ singt:

Heute hat es zum ersten Mal
Über die jungen Knospen gewittert,
Heut' hat im Garten zum ersten Mal
Um die Erdbeerblüten ein Falter gezittert.

Ich laufe die Steige auf und ab,
Wie von jungem Weine trunken.
Über mir, blankflügelig,
Schießen die Schwalben wie Sonnenfunken.

Es ist eine Freude in mir erwacht,
So muß es im Mark des Bäumchens glühen,
Das dort, wie selig, im Winde sich wiegt
Und will bald blühen, bald blühen!

Bei welchem andern Dichter findet der grenzenlose Jammer des Gestorbenseins in Natur und Menschenseele so ergreifende Töne, wie in Falkes „Gestorben“:

.... Die dunklen Ulmen leerten
Wie fassungslos des Kummers Schalen aus,
Und auf den Beeten weinten alle Blumen,
Und von dem Rasen neigten sich die Gräser
Auf meinen Fuß und netzten ihn mit Tränen.
Die erzgegoss'ne Sphinx nur an der Treppe
Sah kalt und unbewegt in diesen Jammer,
Mit großen, leeren Augen, daß mir grauste.
Und doch war über ihren schwarzen Leib
Ein ganzer Zweig voll schwerer, gelber Rosen,
Wie aufgelöst in lauter Leid, gesunken,
Und schüttete der Schmerzen heiligen Tau
Aus seinen goldenen Kelchen auf sie nieder.

Diese Kraft, diese Anschaulichkeit, diese Personifikation und dabei diese satte, wunderbare Stimmungsfülle findet sich höchstens, und auch da noch nicht in derselben Klarheit, in einigen lyrischen Stellen bei dem großen Dänen Jens Peter Jakobsen.

Und wie sehr Falke die ihn umgebende Welt mit den liebevollen Augen und dem warmen Herzen des Naturfreundes und nicht mit dem kritischen Blick des Naturforschers betrachtet, beweist sein „Waldgang" („Hohe Sommertage"):

Heut' bin ich durch den fremden Wald gegangen,
Abseits von Dorf und Feld und Erntemühen.
Den ganzen Tag trug ich ein Herzverlangen
Nach diesem Gang. Nun stahl das erste Glühen
Des Abends heimlich sich ins Dämmerreich
Des Buchenschlages, und das Laub entbrannte
In einem roten Gold ringsum, und gleich
Glühwürmchen lag's auf Moos und Kraut.
Ich kannte
Nicht Weg und Steg und ließ dem Fuß den Willen,
Der ziellos ging, indes die Augen schweifen.
Hier stand ich still und sah, erschreckt vom schrillen
Raubvogelruf. den Weih die Wipfel streifen.
Dort lockte mich die schwarze Brombeerfrucht,
Ein Schneckenpaar, das einen Pilz bestieg,
Und eines späten Falters scheue Flucht.
Und um mich war das Schweigen, das nicht schwieg,
Das Laute spann, spinnwebenfeine Laute,
Womit es sich dem alten Wald vertraute.

Und als ich stand und so der Stille lauschte,
Ganz hingegeben ihrem Raunen, lenkte
Ein Buntspecht, der durchs niedere Laubdach rauschte,
Mein Auge nach sich, und nun es sich senkte,
Sah ich zwei Herzen in des Bäumchens Rinde,
Verschränkte Herzen, heut' erst eingeschnitten;
Es tropfte noch das Blut der jungen Linde,
Die fremder Liebe willen Schmerz gelitten.
Und als ich weiterschritt, gab mir zur Seite
Ein junges Angesicht traumhaft Geleite.

Und Zwiesprach hielt ich mit dem Weggesellen
Von kranken Nächten und vergrämten Tagen,
Und ließ das rote Blut der Liebe quellen
Und alle Wunden meines Herzens klagen.
Und Tempelstille heiligte den Wald,
Nur meiner Seele große Qual ward laut.
Der holde Schatten ward zur Lichtgestalt,
Und ihr zu Füßen sank ich in das Kraut
Und flüsterte: „Geliebte." Stammelte:
„Geliebte. Liebstes. Seele. Hör' mich an.
Ich kann nicht mehr. Die Wege, die ich geh',
Sind so voll Dornen. Sieh mein Blut; es kann
Nicht still werden!" —
— So lag ich, lag
Am Wege so; und um mich starb der Tag.
Da stand ich auf und war allein und ging
Auf schmalem Pfad, der durchs Gestrüpp sich wand,
Dem Ausgang zu. Dort überm Felde hing
Der stille Mond und kleidete den Rand
Des Waldes weit in Frieden und in Licht,
Mir aber kam die sel'ge Ruhe nicht.
Am Waldrand stand, flimmernd im Mondenschein,
Ein Eichbaum. Von der rissigen Rinde hub
Ein eingekerbtes Kreuz sich ab. Allein
Die Klinge. die dem Stamm die Wunde grub,
War abgebrochen, und das rostige Stück
Stak unterm Kreuz noch in dem alten Baum.
Was redete das Kreuz? Von totem Glück?
Von totem Leid? Von einem toten Traum?

Ein leiser Wind kam übers reife Korn,
Die Büsche rauschten, und in Schatten sank
So Kreuz wie Klinge. Nur ein dürrer Dorn
Am Fuß des alten Baums stand nackt und blank
Im Licht des Mondes. Und es war einmal,
Daß er im Grün die roten Blüten trug,
Flammend, ein selig Frühlingsfeuer. — Qual
Lag in dem Seufzer, den der Wind verschlug,
Und ich ging heim und dachte in der Nacht
Dem Leben nach, das alles sterben macht.

Zu jeder Zeit redet die Natur zu ihm, sei es früh, wenn der Morgen ihm „goldene Perlen" aufs Kissen wirft, sei es am leuchtenden Tag, sei es am Abend, wenn über „den verhüllten Abendhügeln" die ersten Sterne stehen und wenn der Wind mit einem Traum vom „schönen Wandertag" sich auf den Rosen schlafen legt. Der Tag ist ihm ein nackter Knabe, der mit einer großen, strahlenden Sonnenblume in der Hand jubelnd vor ihm herschreitet und ihn ins Feld hinauslockt, wo er seine „Morgenandacht" hält, eine große Predigt aus „Sonne und Stille." Er wandert weiter hinein in den „lachenden Sommer," in „das juligelbe Land mit dem träumenden Wälderschweigen fern am duftigen Rand, darüber die Wolken steigen." Da mag es wohl sein, daß er unterwegs „das Birkenbäumchen" findet, in dessen Schatten er lange steht, an dessen schlanken Stamm er seine Wange legt, und wo ihm ist, „als hätte hier am Wege sich eine Seele mir enthüllt." Zu ihm redet die ganze Natur, zu ihm redet auch das „süße Schweigen," nach dem er sich im Lärm des Tages sehnt:

Was über deinen stillen Mund
Aus einem rätseltiefen Grund
Mit leisem Murmeln quillt herauf,
Ich halte zitternd meine Schalen
Und fang' die feinen Silberstrahlen
Verborg'ner Quellen selig auf.

Wenn ihn sein Fuß zum Strande führt, so hebt der Dichter eine Muschel aus dem feuchten Sand, trägt sie heim und hält sie an sein Ohr, um aus dem leisen Rauschen holdselige Seemärchen zu erlauschen. Blühen aber am Wege die „gelben Margueriten," dann trägt er mit ihnen den ganzen „lachenden Sommer" nach Hause. Er wandert hinter dem enteilenden Tage drein und sucht ein vergessenes Land:

Es ist ein stilles Land,
Ein Wald am Horizont,
Ein Streifen Heidesand,
Von Mittagsglut besonnt.

Die große Einsamkeit,
Die Stille, wie ein Grab,
Und alles so beiseit,
So von der Welt weit ab.

Ich weiß nicht, wann und wo
Ich ging durchs rote Kraut.
Es dämmert mir nur so,
Als wär's im Traum geschaut.

Wüßt' ich nur ungefähr
Wohin, ich ging' auf Glück,
Und kehrte von daher
Nie mehr zu euch zurück.

Des Suchens müde, kehrt er abends heim und sitzt im gelbroten Dämmerschein träumend in seinem Stübchen, stützt das Haupt und fragt sich, ob er den Tag auch „recht genützt," und aus dem ewigen Sternenraum kommt ihm manch „seliger Dichtertraum." Das ist die Stunde, da er sich hingetragen fühlt, „wo die reinen Flammen wehn, singend um den Sonnenwagen selig heitere Scharen gehn." Kommt aber die dunkle Nacht mit ihren geheimnisvollen Schauern herangeschlichen, dann kommen dem Dichter „in der träumenden Stille ratlose, quälende Fragen," dann „atmet, zittert ein Bangen," und

Unruhig steht die Sehnsucht auf,
Ihr ist so schwül, sie atmet tief,
Und hundert Wünsche stehen auf,
Die sie am müden Tag verschlief.

Lautlos wandelt die Nacht über „weite, stille Strecken," durch „Wälder, Gärten, Dorfgelände"; am Friedhof steht sie einen Augenblick still und wirft eine schwarze Rose in „des Todes still Geheg." Er kennt die unheimlichen Schauer der Nacht, ihr tiefes Schweigen, er kennt auch solche Stunden, da er „selig genossen die schöne Nachteinsamkeit," da er sagen darf:

Mir ist, als könnt' ich gehen
Nur grad' ins Feld hinein,
Mit geschlossenen Augen sehen
Den klaren Vollmondschein.

Das sind die Nächte, in denen „sacht rauschen die alten Bäume," in denen „die alten Sterne stehen über dem träumenden Mann."

Jede Stunde des Tages redet zu ihm; ihm sind eben die Stunden nicht kurze Zwischenräume, von denen der Tag vierundzwanzig hat, nein, ihm sind sie etwas Belebtes, zu dem er in ein ganz persönliches Verhältnis tritt. Wie wäre es ihm sonst möglich, die folgenden wunderbaren Verse zu schreiben:

Eine liebliche Stunde
Stand vor mir, den Finger am Munde.
Große, klare Augen sagten
Von Gedanken, die nicht hervor sich wagten,
Rede nur, winkt' ich, aber mit feinen
Mienen wußte sie zu verneinen.
Stand nur immer und sah mich an,
Eigen an,
Mit dem Finger am Munde —
Eine liebliche, märchenschöne Stunde.

Die soziale Frage, der Kampf der politischen Parteien lockt den Dichter nicht; nur gelegentlich hört man einen leisen Klang, der daran gemahnen könnte, ohne doch Falkes Zugehörigkeit zu irgend einer Partei zu erkennen zu geben. Nicht das Gedicht „Revolution," sondern vielmehr die Verse unter der Überschrift „In der Fabrik" kennzeichnen in diesem Punkte seine Stellung. Das Stampfen und Stöhnen der Hämmer und Maschinen macht ihn beklommen, er sehnt sich aus Ruß und Staub hinaus in den freien Hochwald, und wird den Gedanken an die jungen Mädchen, die er in der Fabrik gesehen, nicht los, und fragt sich immer wieder: „Warum muß Jugend so vergehen?" Aber gegen den Unverstand, gegen

alles Kleinliche, gegen den Stumpfsinn und die rohe Überhebung der satten, selbstgefälligen Dummheit kämpft er mit leidenschaftlichen, zornigen Worten. „Mit Peitschen will ich euch schlagen, mit flammenden Peitschen, bis ihr aufschreit: Halt ein, wir haben gefrevelt!“ Aber „Laus bleibt Laus!“ „Habt ihr je das Genie verstanden? Kam euch nicht immer, wo es erschien, euer bißchen Verstand abhanden?“ Mit herrlichem Stolz weist er sie alle von seiner Tür, er kann sie entbehren, er vergißt Haß und Groll und zieht sich lächelnd in seinen Kreis zurück.

Die Pforten, die zu meinem Zirkel führen,
Sind euch verschlossen, und kein Riegel rückt,
Und wohnt ein Friede hinter diesen Türen,
Wie er nicht einmal eure Träume schmückt.

Es ist auffallend, wie oft das Thema vom Tode in der modernen Lyrik behandelt wird. Ich weiß es nicht, wer hier Bahnbrecher gewesen ist, wage auch nicht zu entscheiden, wie groß der Einfluß gewesen ist, den Falkes Versbuch „Mynheer der Tod“ ausgeübt hat, aber das weiß ich, daß keiner das Thema so mannigfaltig und von einer so hohen Warte aus behandelt hat, wie er. Ihm ist der Tod nicht der grausige Sensenmann, der knochenklappernd erbarmungslos die kalte Hand ausstreckt, nicht der grauenerregende Vernichter, wie Stuck ihn malt, sondern der liebe Freund, wie ihn Dürer zeichnet, der mit lindem Wort unsere Hand erfaßt und uns ins Land des Vergessens führt; er ist ihm eine Mutter, die ihre verlorenen Kinder heimholt.

Schweigend führte mich der Tod
Durch ein erlöschendes Abendrot
An seine gastliche Pforte
Und sprach mit gütigem Worte:
Tritt ein in meinen Garten, Freund.

Du findest hier Gesellschaft viel,
Freundlich Wort, Sang und Saitenspiel,
Friedetag, der deinem Sehnen und Hoffen
Hält seine weichen Arme offen.
Gesell' dich meinen Kindern nun.

Über weiße Blumen schritt
Der Tod und zog mich lächelnd mit,
Kühl, kühle Hand. Mit freundlichem Neigen
Trat er in einen seligen Reigen;
Hier euer Bruder, sprach er sanft.

Mit stillen Augen grüßten sie.
Ich sah so reine Liebe nie
In einem Blick ihren süßen Segen
In eine andre Seele legen.
Da küßte ich dem Tod die Hand.

Wohl hat der Dichter den Tod als Rittmeister gesehen, der seine Schwadronen in die männermordende Schlacht führt und als einziger zurückkehrt.

Dreißig Schritte vor der Front
Der Rittmeister grell übersonnt,
Den Säbel mähnenquer.
Tief in die bleiche Stirn gerückt
Die Pelzmütze, späht er vorgebückt,
Mit Geierblick umher.

Wohl hat er den Tod als Kutscher gesehen, der seine Herrschaft in den Abgrund fährt, oder als Freiersmann, der im Liebesorakelspiel seiner Braut gewiß geworden ist.

— — — — — — — — —
Ein melancholisch Lächeln glitt
Ihm übers gelbe Kalkgesicht,
Dann stand er langsam auf und schritt
Durchs Stoppelfeld. Er eilte nicht....

— — — — — — — — —
Und trat ins niedre Häuschen ein:
Schön Annemarie, ich liebe dich
Und frage nicht ja und frage nicht nein.

Wohl ist er draußen auf öder Heide dem Tod, einem Reiter auf einem Rabenrößlein, der ihm mit den Worten: „Dein Glück hält hier“ die harten Hände reichte, begegnet, aber der Gedanke an den Tod hat für ihn keine Schrecken, er vermag ihn sogar humoristisch aufzufassen, wie in dem Gedicht „Eine Reisebekanntschaft“ oder „Der Radfahrer,“ wo er schildert, wie der Tod als Radfahrer gegen den Schädel des Herrn Dr. Skatmann-Kannegießer, den Kritiker des allgemeinen deutschen Bier- nnd Intelligenzblattes, anrennt und als jammervoller Knochentrümmerhaufen liegen bleibt. Er denkt nicht mit Grauen an das Sterben, es ist ihm nur ein freundliches Hinüberschweben, ein leises Erlöschen, ein stilles, müdes Verflackern.

Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

II. Die Klosterbauern im 13. Jahrhundert.

Ihrer überwiegenden Mehrheit nach sind die Propsteier Bauern freie Eigentümer ihrer Hufenstellen gewesen. Daneben gab es aber auch sogenannte Lansten, welche die im direkten Besitz des Klosters stehenden Höfe (curiae) und sonstigen erbeigentümlichen Besitzungen (hereditates) gegen Abgaben und Dienstleistungen bewirtschafteten und im großen und ganzen als Zeitpächter betrachtet werden dürfen, durchgängig aber scheinen sie im Besitz ihrer Pachtstellen belassen worden zu sein, wenn sie ihren Verpflichtungen pünktlich nachkamen. Erweisen aber läßt sich das erst für die späteren Zeiten. Der Klosterhof in Preetz hat wahrscheinlich von vornherein einem besonderen Verwalter unterstanden, der ihn durch angenommenes Gesinde und wohl auch mit Hülfe der dienstpflichtigen [1]) Kätner und Insten im Dorfe Preetz bewirtschaften ließ. Die 11 Hufner des Ortes scheinen, wie auch die übrigen Propsteier, von der Dienstpflicht ganz oder z. T. befreit gewesen zu sein; denn sie zahlen schon im 13. Jahrhundert jeder 16 Weiß- oder Silberpfennige (Witten) „pro servitio,“ d. h. also „an Stelle von Hofdiensten,“ welche danach abgelöst worden sein müssen. — Was das Kloster an weit abgelegenen oder zerstreut liegenden Privatländereien hatte, pflegte es an die Hufner des nächsten Dorfes als „Overlant“ = Überland zu verpachten, wofür die Pächter dann ein Gewisses an Naturalien (Korn, Schweine, Hühner u. dgl.) zu bezahlen hatten. Im einzelnen gibt uns das agrarhistorisch außerordentlich wertvolle Register des 1286 verstorbenen Propsten Konrad Bocholt recht genaue Auskunft über die Abgaben des Hufners und des Kätners. Vorauszuschicken ist dabei aber zunächst, daß die damals übliche Hufe in der Propstei (mansus) nur gegen 40 heutige Tonnen umfaßte, mit anderen Worten also nur etwa halb so groß war als eine Vollhufe späterer Zeit. Die Prediger an einer Pfarrkirche waren daher auch mit 2 mansi bedacht. Daß man ferner die damaligen Geldabgaben nicht nach dem jetzigen Werte bemessen darf, bedarf eigentlich kaum der Erwähnung. Man rechnete damals nach Mark (marca), Denaren (denarius, Silber- oder Weißpfennig) und Schillingen (solidus). Die Mark enthielt etwa 233 gr Silbers. Die Preetzer Register rechnen mit der marca denariorum = „eine Mark Pfennige.“ Vgl. dazu den Aufsatz über das Münzwesen der Herzogtümer, „Heimat“ 1903. Um den Wert einer solchen Mark im 13. Jahrhundert zu ermessen, sei bemerkt, daß der ganze jährliche Ertrag des klösterlichen Meierhofes Crampove (jetzt Kramperbrook bei Honigsee) 8 Mark und der von Croch 13 Mark betrug. Die klösterliche Wassermühle in Preetz und die Lutterbeker brachten jährlich 16 und die Wilsauer 13 Mark ein. Ein fettes Schwein kostete zur Zeit der Buchenmast 8 Schillinge, ein mageres oder ein Ferkel 4 Schill. Danach muß man ein Huhn für wenige Pfennige haben kaufen können. Diese Werte also muß man im Auge haben, wenn man die Höhe der damaligen Abgaben richtig bemessen will.

In dem oben erwähnten Register des Propsten C. Bocholt von 1286 werden in den einzelnen Dörfern durchgängig drei Kategorieen von Landstellen unterschieden: 1. mansus = Hufe (mit etwa 40 Tonnen), 2. area = „Wurth“ oder Katenstelle [2]) und 3. taberna, d. i. wahrscheinlich Insten- oder Bödner-

[1]) Das schließe ich aus der Geringfügigkeit ihrer Abgaben; denn jede Instenkate gab jährlich nur 6 ℔ Wachs an die Kosterſche, die übrigen 39 Katenstellen je 12 Hühner.

[2]) In den späteren Urkunden bedeutet Wurth die Hofstätte an sich, ohne Rücksicht auf die Größe des dazu gehörigen Landes.

stelle; denn taberna bedeutet das Zelt oder die Bude. Allem Anschein nach entsprechen diesen drei Kategorieen von Landstellen die coloni, villici und agricolae der lateinischen Urkunden, das soll wohl heißen: die Kolonisten mit Eigentumsrecht an ihren Hufenstellen, die Kätner und die Insten. Ob die Lansten (Landsaten) oder Pächter in diesen drei Bezeichnungen mit einbegriffen gewesen sind, ist nicht ganz sicher. Die weit überwiegende Mehrheit bilden damals in allen Propsteier Dörfern die Hufner; die Zahl der Wurthen oder areae ist nur gering (durchschnittlich 3 in jedem Dorfe, nur im Kirchdorfe Preetz sind es 39 und in Schönberg 16), was sich aus dem damals noch sehr jungen Alter der Kolonistendörfer gut erklären läßt. An jährlicher Abgabe liefert jeder Hufner zunächst eine Tonne (mesa) Roggen und ½ bis 1 Tonne Hafer, von jedem Pfluge noch außerdem 6 Himten als Zehnten, einen Himten als Kirchenzins und ein fettes Schwein [1]) im Werte von 8 Schillingen. Die Dienste scheinen sie damals ganz oder z. T. bereits abgelöst zu haben; denn jeder Hufner zahlt 16 Denare „pro servitio," nur in Bruwendorp und Croch (beide als Dörfer vergangen) werden 2 Diensttage, die wohl für die Woche gemeint sind, namhaft gemacht. Für die sämtlichen übrigen Propsteidörfer lassen sich aus dem Bocholtschen Register Hofdienste oder Fuhren nicht direkt nachweisen. In späteren Jahrhunderten aber haben sie allerdings hecken, zäunen und fahren müssen. So setzte es die bekannte Priörin Anna von Buchwald (1484 bis 1508) nach langem Kampfe mit dem Propsten durch, daß die Bauern zu Holzfuhren herangezogen wurden, und zur Erhöhung des sumpfigen Geländes hinter dem Kloster an der Schwentine hat sie bekanntlich nicht weniger als 8000 Fuder Erde und Steine anfahren lassen. Ob damit auch das ganze Dienstgeld fortgefallen ist, würde sich vielleicht noch aus den damaligen Klosterrechnungen ergeben. — Der Abgabe der mansi gegenüber war die der areae oder Wurthen sehr gering. Sie betrug jährlich nur 12 Hühner, was so wenig ist, daß die Verpflichtung zu einigen Hofdiensten stillschweigend vorausgesetzt erscheint. Der Kaufpreis für vier Wurthen betrug im 15. Jahrhundert 55 Mark, wohingegen 4 Hufen mit 150 Mark bezahlt worden sind. Danach zu urteilen, muß eine Wurth also etwa den dritten Teil eines mansus ausgemacht haben. — Die geringste Abgabe endlich zahlten die tabernae, und zwar 6 Schillinge im Jahre. Die Preetzer lieferten an Stelle des baren Geldes 6 Pfund Wachs an „die Kostersche," woraus beiläufig auch das hervorgeht, daß das Pfund Wachs einem Schilling gleich gerechnet worden ist. Für das noch fehlende Wachs sorgten die ebenfalls zum Kloster gehörigen Tasdorfer bei Neumünster. Sie waren also sogenannte „Wachszinsige," Leute, die in anderen Gegenden Deutschlands, wie z. B. in Westfalen, ohne weiteres als Hörige galten. Das war im Preetzer Klostergebiet aber nicht der Fall. Das Bocholtsche Register gibt als Abgabe für einen Tasdorfer Hufner 15 Scheffel Salz und Honig von einem Bienenschwarm im Werte von 8 Schillingen an. Desgleichen lieferten auch die 8 Hufner in Gadeland 4 Tonnen Salz an das Kloster, ein Beweis dafür, daß sowohl hier als bei Tasdorf eine Salzquelle gewesen ist. An sonstigen Naturalien werden noch Gerste, Weizen, Flachs, Aale und Erbsen aufgeführt, welche letzteren von Stein und Wentorf (zusammen 30 Scheffel) geliefert worden sind. Die wenigen Nicht-Ackerbauer in der Propstei waren von der Lieferung von Naturalien befreit und bezahlten jährlich nur 2 Silberpfennige Kirchenzins. Ebenso ist ein Hufner in Fiefbergen, Gerhard der Burmester, der einzige mit Namen aufgeführte, von allen Abgaben befreit und muß dafür dem Propsten für dessen Reisen über Land mit einem Pferde stets zur Verfügung stehen.

[1]) In einigen Dörfern wird statt dessen ein Schweinezins gezahlt; vgl. die Tabelle.

Abgaben-Verzeichnis der zum Kloster Preetz gehörigen Propsteier Dörfer vom Jahre 1286 (C. Bocholts Register).

No.	Name des Ortes.	mansi	areae	tabernae	Zehnt-Roggen (Himten)	Dienstgeld	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Schweine (Stückzahl)	Schweinezins	Mühlengeld	Diensttage pro Woche	Hühner	Erbsen
					pro Pflug		in Tonnen									
1	Preetz [1]	11	39	?	7	16 ß	—	11	—	—	11	—	16 M.	—	—	—
2	Pohnsdorf [2]	12	3	—	7	16 ß	—	12	—	—	12	—	—	—	36	—
3	Sieversdorf	10	4	—	7	16	—	10	—	5	10	—	—	—	48	—
4	Honigsee	10	1	—	6	16	—	10	—	5	10	—	—	—	12	—
5	Crampove [3] (Hof Kramperbrook)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6	Rönne [4]	11	—	—	—	—	—	20	—	—	—	5 M.	—	—	—	—
7	Wilsau (Mühle)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	14 M.	—	—	—
8	Neuwühren [5]	16	2	—	7	16	—	16	—	16	16	—	—	—	24	—
9	Bruwendorp [6]	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	19	—
10	Clausdorf	12	1	—	6	16	—	12	—	12	12	—	—	—	12	—
11	Croch (= Krog am Wellsee) [7]	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	21	—
12	Elmschenhagen	12	6	—	6	16	—	12	—	12	—	2 ß pro Hufe	—	—	72	—
13	Gaarden (Hemmighesdorp) [8]	10	4	—	6	16	—	10	—	5	10	—	6 M.	—	48	—
14	Ellerbek [9]	6	8	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	96	—
15	Brodersdorf [10]	15	4½	—	6	1	—	15	—	15	—	—	—	—	54	—
16	Laboe	22	6	—	6	16	—	22	—	22	22	—	—	—	72	—
17	Stein [11]	18	3	1	6	16	—	18	—	18	18	—	—	—	36	18 Scheff.
18	Wentorf [12]	12	3	—	—	—	—	—	—	12	12	—	—	—	36	12 Scheff.
19	Lutterbek mit Mühle [13]	8	4	—	—	16	—	—	8	8	8	—	16 M.	—	48	—
20	Prastorf [14]	24	4	—	—	1	—	23	3 Scheffel	23	24	—	—	—	48	—
21	Propst. Hagen [15]	1	7	—	—	16	—	1	—	1	1	—	—	—	48	—
22	Fiefbergen [16]	23	1	—	—	—	6 Scheffel pro Hufe	23	—	23	—	—	—	—	12	—
23	Krokau [17]	14	2	—	—	—	14 To.	—	—	14	—	2 ß	—	—	24	—
24	Schönberg	12	16	?	—	—	23 To.	—	—	—	—	2 ß	6 M.	—	—	—
25	Krummbek	15	—	—	—	1 ß	30 To.	—	—	—	—	2 ß	—	—	15	—
26	Osterwisch	8	4	—	—	—	—	—	8	8	—	—	—	—	—	—
27	Höhndorf [18]	10	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
28	Stakendorf [19]	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	60	—
29	Gödersdorf [20]	13	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
30	Wakendorf	10	—	—	7	16 ß	—	10	—	5	10	—	—	—	—	—
31	Schellhorn [21]	10	—	—	7	16 ß	—	10	—	5	10	—	—	—	—	—

[1]) Die Mühle liefert noch 300 Aale, jede taberna 6 ℔ Wachs. [2]) bezahlt 6 ß für den Bach. [3]) bezahlt in Summa 8 Mark. [4]) bezahlt noch 20 Mark. [5]) bringt für Overlant noch 12 Scheffel Hafer ein. [6]) bezahlt 14 Mark, dazu die eine Kate noch 12 Hühner. Br. ist nicht mehr vorhanden, scheint zwischen Neuwühren, Raisdorf und Clausdorf gelegen zu haben. [7]) bezahlt in Summa 14 Mark und liefert 15 Töpfe Leinöl. [8]) liefert noch 6 Hühner und bezahlt 4 ß von einer Wurth. [9]) bezahlt 5 Mark; die Wurthen sind verpachtet. Die Taberna bezahlt 6 ß. Der Prediger hat 2 mansi. [10]) Jede Hufe gibt 1 ß, ein Huhn und einen Topf Leinöl. 9½ Hufen Land gehören dem Kloster und sind verpachtet für je 1 Schwein und 1 Tonne Hafer. [11]) Die Taberna bezahlt 6 ß. [12]) bezahlt 16 Mark. [13]) Der Müller liefert noch 2 fette Schweine. [14]) Von jeder Hufe 1 ß, 1 Haufen Flachs und 1 Huhn. Nur die Pächter des Klosterlandes liefern fette Schweine, die andern magere zu 4 ß das Stück. [15]) Der Prediger hat 2 Hufen, die zu Pronstorf gehören, und 3 Wurthen. [16]) Jede Hufe gibt noch 1 ß, 1 Huhn und 1 Haufen Flachs. Die Pächter des Overlandes liefern noch 10 To. Winterweizen und 4 To. Hafer. Der Burmester Gerhard ist abgabenfrei, muß aber den Propsten fahren. [17]) Die Tabernae bringen 5 Mark ein. Der Prediger hat 3 Hufen, davon eine bei dem alten Kirchhof in Wisch. [18]) bezahlt nur 20 Mark in Summa. [19]) bezahlt 60 Mark. [20]) bezahlt 33 Mark. [21]) 4 ß aus dem Bach.

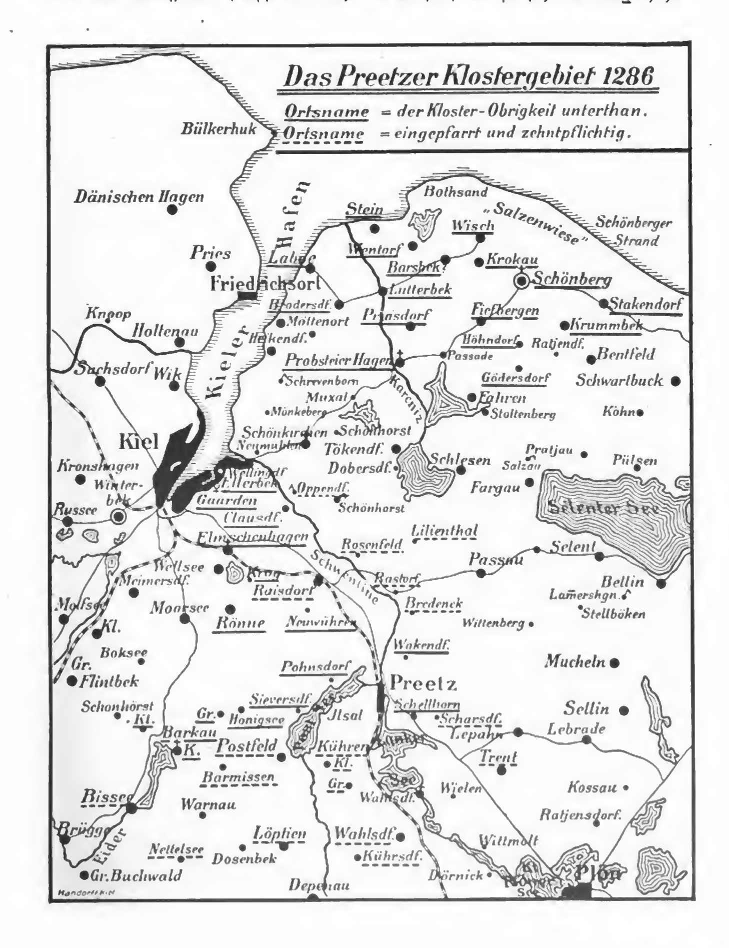
Der Zehntroggen belief sich im ganzen auf 60 To. Außer den aufgezählten Propsteier Dörfern hatte das Kloster damals noch Besitzungen in Quernstede (Quarnstedt?), Negernbötel (?), Hitzhusen, Kule (?), Kirch-Barkau. Tasdorf und Gadeland im Kirchspiel Neumünster gehörten ihm ganz.

Während uns das Bocholtsche Register in so vortrefflicher Weise über die Abgabenverhältnisse des 13. Jahrhunderts unterrichtet, sagt es uns leider gar nichts über den etwaigen Verbleib der Wenden, welche doch nachweislich noch 1216 in dem Walde zwischen der Hagener Aue und Schwartbuck saßen. In dieser Gegend haben denn auch bis auf den heutigen Tag, wie oben schon erwähnt, die Dörfer Fiefbergen, Krummbek und Bentfeld die Form des wendischen Rundlings bewahrt. Ob die Wenden ausgewandert oder mit den deutschen Kolonisten allmählich verwachsen sind, wird sich wohl niemals mehr direkt erweisen lassen. Doch unterliegt das letztere für mich gar keinem Zweifel, wenn ich auch nicht so weit gehen möchte wie Professor K. Jansen, welcher der Ansicht war, daß die Wenden den Propsteiern den Rassenstempel aufgedrückt hätten. Für die älteste Zeit aber mag das wohl zutreffend gewesen sein, wenigstens für gewisse Distrikte. Wesentlich für die Stellung der 1286 noch verbliebenen Wenden ist jedenfalls der Umstand, daß gerade in Krummbek nicht eine einzige Wurth noch taberna, sondern nur 15 mansi aufgeführt werden und in Fiefbergen unter 23 Hufen nur eine area (= Wurth). Wenn es also 1286 hier noch Wenden gab, so sind sie den Deutschen offenbar gleichgestellt gewesen und nicht zu zinspflichtigen Hörigen herabgedrückt worden, eine Fabel, die zur Erklärung des Ursprungs der Leibeigenschaft bis in die neueste Zeit immer wieder aufgetischt worden ist. Auch später ist die Leibeigenschaft in der Propstei niemals eingeführt worden. Davor hat die Bauern — sei es nun die Milde oder die Schwäche des „Krummstabes," in erster Linie aber jedenfalls das Eigentumsrecht an ihrem Grund und Boden bewahrt. Unter adeliger Herrschaft wären in erster Linie die Lansten und Insten wohl bald geliefert gewesen.

Wenn nun der Propst und der Konvent die Lieferungen und Geldzahlungen aus den 30—40 Dörfern allein hätten genießen können, so wären sie wohl niemals in solche Not geraten, wie in den Jahren kurz nach 1400. Trotz aller ihnen verbrieften Rechte mußten sie nämlich den „Grevenscat" zahlen und waren außerdem noch durch die häufige Ausnutzung des Gastrechts seitens der Fürsten nicht unerheblich belastet (vgl. Zeitschr. f. schlesw.-holst. Gesch. 1872; Dr. G. v. Buchwald, Die Priörin Anna von Buchwald). Ferner hat der Bau der Marienkirche und der übrigen Klostergebäude sowie der Loskauf von der Schirmvogtei der Herren von Küren (1266) nicht wenig gekostet. Dieser letztere verschlang, wie oben schon bemerkt, z. B. die ganze Bareinnahme eines Jahres, nämlich 300 Mark. Endlich betrug der an den Papst abzuliefernde Zehnte für das Kloster 25 Mark lübsch.

Für die Klosterbauern war die höchste Gerichtsinstanz auf dem Klosterhofe, wo auch über „Hals und Hand," d. h. in Kriminalsachen, entschieden wurde. Die Anwendung der Folter war erlaubt, und vor 1550 ist gar ein Unschuldiger zu Tode gepeinigt worden. Dem Kloster kostete dieser Fall 200 Mark, welche den Kindern des Toten laut königlicher Entscheidung ausgezahlt worden sind. In schwierigeren Fällen ward das Gutachten der juristischen Fakultät irgend einer benachbarten Universität eingeholt, wie z. B. bei den ein gutes halbes Jahrhundert nach der Reformation beginnenden Hexen- und Zaubererprozessen. In mehr privatrechtlichen Streitsachen entschied das Dinggericht. Jedes Kirchspiel scheint ursprünglich ein solches gehabt zu haben. In späterer Zeit (1550) war das Schönberger das angesehenste. Das Preetzer ist schon in sehr früher Zeit vom Markte, wo es ursprünglich abgehalten worden ist, nach dem Klosterhofe verlegt worden, wo schließlich sämtliche Propsteier Dinggerichte, die von 24 Männern beschickt wurden, vereinigt worden sind. Nach der Zahl der 24 „Holsten" zu schließen, müßte dieses Ding und Recht auf dem Klosterhofe

aus nur zwei Dinggerichten (Preetzer und Schönberger?) kombiniert worden sein. Die Verhandlung in diesen Dinggerichten war mündlich, so daß Akten aus älterer Zeit nicht existieren. An Kriminalsachen aber birgt das Klosterarchiv einen interessanten Bestand. Veröffentlicht ist davon bisher nur wenig und dieses Wenige auch nur im Auszuge (vgl. Urkundensammlung der Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. Bd. I, Nachtrag). Die interessantesten Schriftstücke betreffen den „Spaziergang" von 200 bewaffneten Propsteiern nach dem Kloster, wo sie sich über die erhöhte



Matte (Mühlenabgabe), Ziegelfuhren usw. beklagen wollten (1612), den Aufruhr der Preetzer „Blickleute" (Fleckensbewohner) im Jahre 1635, die Hexenprozesse und viele andere Dinge. Die Veröffentlichung des reichen Urkunden- und sonstigen geschichtlichen Materials des Klosters wäre im Interesse unserer Landesgeschichte sehr zu wünschen. (Schluß folgt.)

Mitteilungen aus der hamburgischen Kulturgeschichte.

2a. Aus der Geschichte des hamburgischen Münzwesens seit dem 16. Jahrhundert.

Von C. Rud. Schnitger in Hamburg.

II.

Wenn es nach den Schriften von Dr. Grautoff, O. C. Gaedechens und Dr. Soetbeer schon nicht ganz leicht ist, sich in den Münzverhältnissen zurechtzufinden, wie sie im Mittelalter in Lübeck und Hamburg sich allmählich entwickelt hatten, so ist es fast noch schwieriger, sich ein klares Bild von den im 16. und 17. Jahrhundert hier herrschenden Münzzuständen zu machen. Die Dr. Grautoffsche Darstellung reicht überhaupt der Hauptsache nach nur bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, und Dr. Soetbeers Darlegungen beziehen sich mehr auf die Verhältnisse vom 17. Jahrhundert an. Auch die Auseinandersetzungen, die Valentin Heins in seinem Gazophylacium Mercat.-Arithmet. Seite 234—237 gibt, machen die Sache nicht viel klarer; dagegen ist die hamburgische Münzgeschichte, die O. C. Gaedechens gibt, etwas übersichtlicher, obwohl auch sie sehr viel Details gibt und manche wichtige Punkte nur ganz kurz erläutert.

Ich muß mich also auf die Wiedergabe folgender Tatsachen beschränken. Im Laufe des 16. Jahrhunderts trat, begünstigt durch die Zerteilung des deutschen Reiches in sehr viele kleinere und größere reichsunmittelbare Gebiete, eine stetig fortschreitende Münzverschlechterung ein, der gegenüber selbst Kaiser und Reichstag ohnmächtig waren. Wohl wurden Anläufe zu einer Reichsmünzordnung gemacht; aber die darauf bezüglichen Beschlüsse blieben fast immer ohne die gewünschte und beabsichtigte Wirkung.

Nun waren zu Anfang des 16. Jahrhunderts oder gar schon zu Ende des 15. Jahrhunderts an einzelnen Stellen des deutschen Reiches sog. dicke silberne Pfennige im Gewicht von 2 Lot geschlagen worden, und auch in Hamburg hat man solche geprägt. Sie hatten hier einen Wert von 24 Schillingen damaligen Stadtgeldes (Kurant). Solche „dicke Pfennige" wurden um 1517 auch in der böhmischen Bergstadt Joachimstal ausgemünzt und wurden danach Joachimstaler (zu ergänzen ist wohl „dicke Pfennige") genannt, welcher Name sich dann später zu „Taler" verkürzte. Im Jahre 1519 soll dieser Name zuerst in Hamburg gebraucht sein. Diese auch Reichstaler genannten Münzen hatten um 1519 einen Feingehalt von 15 Lot, so daß danach etwa $8^1/_2$ Reichstaler aus der Mark fein gemünzt wurden.[1] Im Laufe des 16. Jahrhunderts sank dieser Gehalt, bis er im Augsburger Reichstagsabschied 1566 auf 14 Lot 4 Grän festgesetzt wurde, so daß 9 Reichstaler aus der Mark fein geprägt werden sollten.

[1] Da die Taler 2 Lot wogen, so gingen deren 8 auf die Brutto- (15lötige) Mark oder genau $8^8/_{15}$ Taler auf die Mark fein.

Dieser Reichstagsbeschluß ist besonders wichtig, weil der darin festgestellte Münzfuß maßgebend für die 1619 errichtete Hamburger Bank geworden ist.

War nämlich der Feingehalt dieser großen Münzen, wie erwähnt, im Laufe des 16. Jahrhunderts nicht sehr bedeutend verändert worden, so war dies um so mehr der Fall gewesen bei den kleineren Münzen, von der eigentlichen Scheidemünze noch ganz abgesehen. Am besten ist diese Verschlechterung der kleineren Geldsorte aus folgender Zusammenstellung hinsichtlich des Verhältnisses des Talers zu den Schillingen zu ersehen. Der Taler galt 1519: 24 β, 1530—1560: 31 β, 1560—1580: 32 β, 1580—1609 (April) 33 β, 1609, Mai bis Okt.: 34 β 9 ₰, 1609 weiter: 36 β, 1610—1613: 37 β, 1616: Januar 40 β, August 41 β, 1617, November: 42 β, 1618: September 43 β, November 44 β, 1619, Okt.: 48 β, 1620, August: 52 β, 1621: Februar 53 β, März 54 β 6 ₰, Mai 54 β, ward aber im Mai 1622 gesetzlich auf den festen Wert von 48 β gesetzt, und zwar infolge einer Vereinbarung von Gesandten von Dänemark (für Holstein), Hannover, Mecklenburg, Lauenburg, Lübeck, Bremen und Hamburg.

Man nennt diese Jahre der schnell zunehmenden Verschlechterung des Geldes und besonders die Jahre 1618—1621 die Kipper- und Wipper-Periode und bezeichnet damit eine der schlimmsten Zeiten der deutschen Kulturgeschichte. Sie beginnt schon in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts; doch machte ihr schlimmer Einfluß, wie die vorstehende Übersicht zeigt, sich namentlich seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts geltend, wo auch jener Name aufkam, und ihre Folgen waren noch lange zu spüren. G. Freytag hat in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" diese Zeit sehr anschaulich geschildert, und ich muß auf diese lehrreiche Darstellung verweisen. Der Name rührt von den beiden niederdeutschen Verben kippen und wippen her, die der Hauptsache nach sehr ähnliche Bedeutung haben.[1]) Das erstere Wort hat noch die besondere Bedeutung von „betrügerisch auf der Geldwage wägen" und „die Münzen in betrügerischer Absicht beschneiden"; das zweite Wort, wippen, heißt hier soviel wie „das schwere Geld von der Wagschale werfen," um es später zur Herstellung schlechten, d. h. sehr geringhaltigen und auch im Gewicht leichteren Geldes einzuschmelzen. Als „Kipper und Wipper" bezeichnet man sowohl diejenigen, welche das gute schwere Geld durch Einwechselung gegen leichteres Geld aus dem Verkehr zogen, als auch diejenigen, welche dieses oft übermäßig leichte Geld herstellten.

Dies „Kippen und Wippen" war nicht eigentlich Falschmünzerei in dem Sinne, wie wir sonst den Begriff verstehen; denn die Anfertigung des schlechten Geldes geschah, wenn nicht unter Zustimmung, so doch wenigstens unter Duldung seitens der fürstlichen Münzherren, die ihr Münzrecht meistens durch Münzpächter ausübten. Diese sowohl wie auch die Münzherren fanden zunächst ihren Vorteil bei diesen schlechten Ausmünzungen, während der allmählich immer größer werdende Schaden von der Bevölkerung getragen werden mußte, endlich aber auch die Regierungen traf. Der Wohlstand des Volkes litt empfindlich; denn man beschränkte sich bald nicht mehr auf die Ausmünzung schlechteren, d. h. leichteren und geringhaltigeren Kleingeldes, sondern schmolz auch hin und wieder die guten schweren Reichstaler ein, um leichtere daraus zu prägen, so daß in den Fällen, wo im Großhandel vollwichtige Reichstaler zu Zahlungen nötig waren, solche nur für mehr oder weniger hohes Aufgeld (Agio) zu haben waren.

Um diesem Unwesen zu steuern, und den Kaufmann wie auch den Privat-

[1]) Vergl. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, 5. Band, bearbeitet von Dr. Rud. Hildebrandt, Spalte 786 ff., wo diese beiden Wörter ausführlich besprochen werden.

mann in seinem Vermögen einigermaßen zu schützen, ward im Jahre 1619 die Hamburger Bank eingerichtet.

Die Münzverschlechterung, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Nachbarländern sich fühlbar machte, hatte schon im Jahre 1609 die Amsterdamer Kaufleute zur Errichtung einer Bank veranlaßt, um von den Schwierigkeiten der fortdauernden Wertschwankungen der verschiedenen Münzen loszukommen. Man brachte in der Bank, als in einer gemeinschaftlichen Kasse, einen Grundstock guter, vollwichtiger Münzen zusammen, und die beteiligten Kaufleute konnten dann unter sich, jeder bis zur Höhe seines zeitweiligen Guthabens, durch Anweisung (Assignation) darüber verfügen.

Bei den vielfachen Beziehungen, welche zwischen den in Hamburg im 16. Jahrhundert eingewanderten Niederländern und der alten Heimat bestanden, konnte es nicht fehlen, daß die Amsterdamer Einrichtung, welche zwar nicht ohne Schwierigkeiten zustande gekommen war, sich aber doch als zweckmäßig erwiesen hatte, auch in Hamburg bekannt wurde. Der Wunsch, hier ebenfalls eine solche Bank zu erhalten, lag nahe, und es sollte schon 1615 eine solche hier begründet werden. Die Bürgerschaft, deren Einwilligung dazu nötig war, lehnte indes die bezüglichen Anträge des Rates anfangs ab, und erst nach langen Verhandlungen kam im Januar 1619 die Gründung der Hamburger Bank zustande. „Ihr Zweck," sagt Dr. Soetbeer, „war zunächst auf sichere Aufbewahrung und leichten Umsatz der den Händen der Kipper und Wipper bis dahin noch entgangenen, reichskonstitutionsmäßig ausgebrachten Spezies-Taler [1]) gerichtet. Die in die Bank eingebrachten Spezies-Taler wurden dem Einbringer mit 1 per Mille Avance gutgeschrieben, beim Herausnehmen dagegen wieder ein Abzug von $1^5/_8$ per Mille gemacht."

Dies ist der Ursprung der Rechnung nach Mark Spezies Banko bei den Hauspösten, die unter dieser Bezeichnung eingetragen wurden, und zwar zum festen Kurse von 1000 ℳ︁ Spez. B. gleich $1001^5/_8$ ℳ︁ B. Erst nach Einführung der Goldwährung hörte das allmählich auf, weil bei Umschreibungen die alten Speziespöste in Reichsmark umgerechnet und neu eingetragen wurden, und das Agio von $1^5/_8$ ‰ ausgezahlt wurde.

Die Zahlungen durch die Bank beruhten also in der Hauptsache auf den dort aufbewahrten guten, vollwichtigen Talern, die anfangs wohl fast allein als Grundlage für die Guthaben genommen wurden. Außerdem waren laut dem ersten „Banco-Mandat" vom 20. Februar 1619 auch hamburgische Stadtmünze, [2]) andere Geldsorten, sowie ungemünztes fremdes Gold oder Silber einzubringen gestattet, deren Wert ebenfalls dem Einbringer gutgeschrieben wurde. Außerdem war angeordnet, daß alle Wechsel über 400 ℳ︁ lübisch Kurant durch die Bank bezahlt werden mußten, wogegen alle Anweisungen auf Geld außerhalb der Bank untersagt waren.

Es konnte bei der herrschenden Münzverschlechterung allerdings nicht ausbleiben, daß für das Bankgeld allmählich ein gewisses Agio gezahlt werden mußte, und zwar in dem Maße, wie sich das Kurantgeld verschlechterte.

Die Bürgerschaft hatte, wie schon erwähnt, nur zögernd in die Einrichtung

---

[1]) „Unter Species verstehet man besonders die nach dem Reichs-Fuß ausgeprägten ganzen, halben, viertel und achtel schweren Reichsthaler und auch Dukaten in natura, oder in specie, das ist, in der Gestalt, wie sie gepräget sind." (Jürgen Edert Kruse, Allgemeiner und besonders hamburgischer Contorist I, Hamburg 1766, Seite 7.)

[2]) und auch wohl lübsche Stadtmünze, die mit der hamburgischen ja gleichen Münzfuß hatte.

der Bank gewilligt, da man als Folge davon sowohl eine geringere Fürsorge für das Münzwesen, als auch eine zweifache Art der Zahlung (Bankgeld und Kurantgeld) fürchtete, von denen die letztere sehr oft eine Schädigung für den Gläubiger in sich schließen konnte. Die Gestaltung der Münzverhältnisse im 17. Jahrhundert hat bewiesen, daß diese Befürchtung nicht ganz grundlos war. „Für den Großhandel," sagt Dr. Soetbeer, „hatte die Bank eine hinreichende Sicherheit und Leichtigkeit der Zahlungen geschaffen; aber wie konnte es fehlen, daß das für den kleinen Verkehr verwandte Geld, das sog. lübsche Kurantgeld, nicht allmählich immer mehr im Vergleich mit den in den Gewölben der Bank sicher und ohne alle Abnutzung aufbewahrten schweren Spezies-Talern verlor und bedeutenden Kursschwankungen unterlag, da von dem im Umlaufe befindlichen nicht genau geprägten Gelde die besseren Stücke ausgesucht wurden, und die verschiedenen Münzstätten durch fortwährende Ausmünzungen von Münzen zu gleichem Nennwerte, aber geringerem Silbergehalt auf Kosten der Nachbaren zu lucriren (Gewinn zu ziehen) strebten!" Alle Versuche, dem Unwesen der Verschlechterung des Kurantgeldes zu steuern und einen gemeinsamen guten Münzfuß festzusetzen, mißlangen.

Im Jahre 1667 hatte sich Hamburg dem sog. Zinnaischen Münzfuß angeschlossen, den die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen am 28. August desselben Jahres im Kloster Zinna vereinbart hatten, und nach dem die Mark fein zu $10\frac{1}{2}$ Reichstalern (31 ℳ 8 β) ausgemünzt werden sollte; diese Vereinbarung ward jedoch nicht lange aufrecht erhalten. Im Jahre 1690 ward der sog. Leipziger Münzfuß eingerichtet, wonach aus der Mark fein 12 Reichstaler (36 Mark) gemünzt werden sollten. Indes trug man in Hamburg Bedenken, sich dieser Vereinbarung anzuschließen, die gegen früher eine bedeutende Veränderung des Silbergehalts in sich schloß. Dieser war allmählich von 14 Lot 4 Grän im Jahre 1566 auf 12 Lot $3\frac{1}{2}$ Grän im Jahre 1667 und gar auf 10 Lot 12 Grän im Jahre 1690 gesunken.[1]) Für Hamburg war die Folge ein langes Schwanken in dem Feingehalt der Ausprägung sowohl größerer Geldstücke (2- und 1 Mark-Stücke) als kleinerer Stücke (4- und 2 β-Stücke). Während erstere 1675 nach dem Gehalt von 30 ℳ auf die Mark fein gemünzt wurden, war der Satz für noch kleinere Stücke 32—34 ℳ 8 β auf die Mark fein. Immerhin aber war dies Geld noch besser als das nach dem Leipziger Münzfuß geschlagene, war also auch der Gefahr des Auswippens, d. h. der Herausziehung zwecks Einschmelzens für leichtere Münzprägungen ausgesetzt, einer Gefahr, der der hamburgische Rat selbst durch strenge Münzmandate nicht immer wirksam entgegentreten konnte. Für die Ausprägung von Reichstalern hielt Hamburg jedoch an dem alten reichskonstitutionsmäßigen Münzfuß von 1566 fest: 8 Taler auf die Bruttomark von 14 Lot 4 Grän und 9 Taler auf die Mark fein, und tat dies auch dann noch, als andere Reichsstände, ja, der Kaiser selbst Taler zu geringerem Silbergehalt (bis zu 14lötiger Bruttomark) und Gewicht münzen ließen. Bezüglich des letzteren ist noch Folgendes zu bemerken: Die Mark kölnisch, nach der im Münzwesen stets gerechnet wurde, und deren Originalgewicht „sich im Rentekammer-Archiv in Köln vorfand," wurde in 65 536 Richtpfennige oder 4864 holländische As geteilt, deren letztere je $13\frac{1}{2}$ Richtpfennige (circa)

---

[1]) Diese Zahlen ergeben sich aus folgenden Proportionen:
a. $10\frac{1}{2}$ Reichstaler verhalten sich zu 9 Reichstalern umgekehrt wie 14 Lot 4 Gr. zu x.
b. 12 " " " " $10\frac{1}{2}$ " " " 12 " $3\frac{1}{2}$ " " x.
Die Multiplikation der beiden inneren Glieder ergibt für a: ($9 \times 14\frac{2}{9} \times 2$) 256, geteilt durch 21 (das Doppelte von $10\frac{1}{2}$) 12 Lot $3\frac{3}{7}$ Gr., für b: ($10\frac{1}{2} \times 12\frac{7}{36}$) $128\frac{1}{24}$, geteilt durch 12: $10\frac{2}{3}$ Lot.

hielten.[2]) Diese sehr genaue Einteilung kam nun u. a. auch beim Talergewicht zur Geltung. Die Taler hatten ursprünglich, wie oben erwähnt, ein Gewicht von 2 Lot, die der Zahl von 8192 Richtpfennigteilen entsprechen. Im Laufe der Zeit münzte man die Taler aber nicht nur mit geringerem Silbergehalt, sondern auch etwas leichter aus; so hielten die Taler

anfangs	8192	Richtpftl.	= 2 Lot	= 608	As holl.	à 14	Lot 4 Gr.	auf die Brutto-Mark.
später	8134	„	= $1^{2019}/_{2048}$ Lot	= $603^{3}/_{4}$	„ „	à 14	„ 2 „	
dann	8076	„	= $1^{1990}/_{2048}$ „	= 598	„ „	à 14	„ — „	
endlich nur	7960	„	= $1^{1932}/_{2048}$ „	= 590	„ „	à 14	„ — „	

Für das gewöhnliche Handelsgewicht war die Abnahme also kaum zu bemerken; in der Bank hatte man aber sehr genau justierte Talergewichte, nach denen die einzelnen Münzen geprüft und nach dem verschiedenen Gewicht gesondert wurden.

Die Folge der erwähnten leichteren Ausmünzungen war, daß die schwereren und auch im Silbergehalt besseren Taler sich im freien Verkehr nicht halten konnten, sondern häufig behufs leichterer Ausmünzungen eingeschmolzen wurden. War es nun wohl auch aus diesem Grunde nicht zweckmäßig, daß man in Hamburg trotzdem fortfuhr, Taler nach dem alten Münzfuß von 1566 zu schlagen, so war es andererseits richtig, daß die Bank diese Taler möglichst zurückhielt und beim Herausziehen von Bankguthaben solche nur in den leichteren Talern zahlte, zu deren Annahme in der Bank (à 3 ß) man sich aus verschiedenen Gründen hatte entschließen müssen. Erst im Jahre 1764 hörte die Talerprägung in Hamburg ganz auf.

Inzwischen hatte die Bank infolge von mancherlei Umständen, deren Darlegung hier zu weit führen würde, wiederholt schlimme Zeiten durchzumachen gehabt, die sogar mehrfach zu ihrer zeitweiligen Schließung geführt hatten, so 1672, 1734, 1755 (Jahr des furchtbaren Erdbebens zu Lissabon). Es war jedoch immer möglich gewesen, den Verkehr der Bank wieder herzustellen, und immer waren noch der Hauptsache nach die alten schweren Taler das Fundament gewesen, auf dem dieser ganze Verkehr beruhte.

Betreffs des übrigen Geldes (der 2 Mark- und 1 Markstücke, 8-, 4- und 2 Schillingstücke) waren inzwischen bedeutsame Änderungen eingetreten. Mancherlei Umstände hatten nämlich in Hamburg (wie auch in Lübeck) zur Festsetzung des Münzfußes von 34 ß pr. Mark fein geführt, der bis zur Einführung der Goldwährung (1873) in Hamburg und Lübeck Gesetz war.

Der Übergang der Preußen bei Arnis am 6. Februar 1864.

Von **Ernst Lorenzen** in Schnelsen. (Nach den Berichten von Augenzeugen.)

Während der dänischen Reaktion in unseren Landen hatte Holstein wenig von der Dänenherrschaft verspürt. Als Bundesland ward mit ihm glimpflich verfahren. Anders stand es um Schleswig. Da lastete mit starkem Druck die Hand des übermütigen Siegers. Da gab es Strafen für das Singen des Vaterlandsliedes, für das Tragen der schleswig-holsteinischen Farben, für das Aussprechen des Namens Schleswig-Holstein. Manche arbeitsstarke, biedere Faust des selbst-

[2]) „1 Mark Cölnisch hat 8 Unzen, 16 Lot, 64 Quentin, 256 ₰, 4352 Eschen Cölnisch, 4864 Asen holländisch oder 65 536 Richtpfennigteile." (J. E. Kruse a. a. O. Seite 163.) Danach war also $^{1}/_{16}$ Lot (= 1 ₰) = 17 Eschen Cölnisch oder 19 Asen holländisch oder 256 Richtpfennigteile. Über den Ursprung dieser kleinen Einteilungen, von denen die Zahl 65 536 die 16. Potenz von 2 ist, habe ich nichts auffinden können.

bewußten Landmanns ballte sich da, mancher Mund wagte es, den Feinden zum Hohn die Liebe zur Heimat kundzutun. Da endlich schlug die Befreiungsstunde: die Preußen und Österreicher zogen über die Grenze, nordische Zwingherrschaft zu vernichten.

Im Anfange des Jahres 1864 war es, als Arnis die erste dänische Einquartierung erhielt. Beim nahen Grödersberger Noor wurden zwei Schanzen errichtet. Ein Feldtelegraph verband beide. Aber diese Truppe rückte ab nach dem bedrohten Danewerk und machte einer zweiten, stärkeren Platz. Eine Hauptwache wurde eingerichtet beim Fährgang, die Fähre zwischen Angeln und Schwansen, Arnis und Sundsacker aufrecht zu erhalten. Doch es war im Winter, die Schlei vereist — die Eisdecke eine willkommene Brücke für die nahenden Preußen. Die Dänen mieteten Arbeiter. Ein Aufeisen des Stromes wurde versucht. Nach harter Arbeit ward der Strom frei. Ein starker Eisgang vollendete das Zerstörungswerk. Ein dänisches Kanonenboot wagte sich noch ein paarmal nach Schleswig, um dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden.

Am 2. Februar sitzen die Jungen in der Schulstube. Da — horch! ein dumpfer Schall, immer stärker. Gute Nacht jetzt, Aufmerksamkeit! „Dat gifft wat!“ tönt's durch das Zimmer. „Ja, geht nach Hause,“ so lautet die Antwort des Lehrers. Es war das Gefecht bei Missunde, von dem die Donnerschläge nach dem entfernten Arnis hindröhnten. Die Schule ward zur Kaserne verwandelt. Sollte sie neue Mannschaften aufnehmen? Sollte sie als Lazarett dienen? Niemand wußte es. Immer mehr zeigt sich der Ernst des Krieges: der Belagerungszustand wird über Arnis erklärt. Niemand darf es betreten von auswärts, denen, die an Fortwandern denken, wird dazu eine bestimmte Frist gegeben. Ein paar ängstliche Seelen verlassen denn auch den bedrohten Ort: die Menge bleibt. Alles beruhigt sich wieder. Da ertönt plötzlich ein Knittern und Knattern, man hört Gewehrfeuer. Die Preußen sind am jenseitigen Ufer der Schlei angelangt. Eine Patrouille steht auf Sundsacker. Rote Husaren sind es, die ihren Gruß nach der dänischen Hauptwache hinübersenden. Pflichtschuldigst bedankt sich diese. Ein Preuße wirft die Arme in die Höhe und stürzt zu Boden. Darob ein wegwerfendes Zeichen von Überlegenheit der Dänen: „Da liegt er!“ Aber — reingefallen. Der Husar steht schon wieder; es war nur ein Eulenspiegelstreich, auf den der Däne reagierte. Die Jugend hat diesen Vorgang natürlich vom „Borenlock“ (Gefängnis), dessen sichere Mauern ein gutes Versteck abgeben, belauscht und zollt den Dänen hämisch Beifall. — Merkwürdig war's, daß die Einwohner des Fleckens noch immer nicht recht an den Ernst der Situation glauben wollten. Mein Großvater, der Maler G. Lorenzen, soll zuerst seine warnende Stimme erhoben haben: „Dat kriegt wi“, als die Preußen drohend ihre Geschützrohre von den Höhen bei der Sundsacker Mühle nach Arnis hinüber richteten. — Währenddessen war nach und nach die ganze preußische Armee an der Schleilinie gegenüber von Arnis und Kappeln aufmarschiert. Das Hauptquartier und der Prinz Friedrich Karl befanden sich auf dem glücksburgischen Schlosse Karlsburg. Preußische Einquartierungen lagen in Winnemark, Karby, Karlsburg, Schuby, Brodersby u. a. Orten. In Karby machten die Preußen Miene, ihre Pferde in die Kirche zu ziehen. Der alte Pastor Jungclaussen stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Kirchentür. „Nicht die Pferde in die Kirche, sie ist für die Leute!“ so rief er ihnen zu. Darauf entgegnete dann ein junger Leutnant treffend: „Geben Sie Platz, Herr Pastor! Die Leute schlafen wärmer im Stroh und Heu der Scheunen; für die Pferde gebrauchen wir die Kirche.“ Und so geschah es denn auch. Am andern Morgen aber herrschte großes Erstaunen: die hungernden Pferde hatten die Kirchenstühle angefressen und erheblich beschädigt.

Die Folge war denn, daß König Wilhelm I. nach dem Kriege ein neues Kirchengestühl schenkte.

Doch zurück zu den Arnissern. Am Nachmittage des 5. Februar langte im Flecken auf schäumendem Roß eine dänische Ordonnanz an. Darauf denn viele Neugier seitens der Einwohner. Eiligst erbricht der Platzkommandant das Schreiben, überfliegt es und — wird leichenblaß. Es wird zum Appell geblasen. Alle Soldaten strömen auf die Straße, alle Einwohner müssen in die Häuser. Die Offiziere gehen an den Reihen entlang. Jedem Soldaten werden ein paar Worte ins Ohr geflüstert. Schweigend lösen sich die Reihen. Der Fähnrich in meiner Großeltern Haus ist sehr niedergeschlagen. Am Abend werden die Wachen in gewohnter Weise bezogen. Die Einwohner dürfen nach 8 Uhr abends das Haus nicht mehr verlassen. Alle Soldaten versammeln sich auf der Straße, und fort geht's. Die Einwohner glauben, es handle sich um eine Nachtübung. Die Kanonen werden vernagelt, die Schlei wird noch einmal aufgeeist. Man benutzt Pulver, um nicht aufgehalten zu werden. Die Wachtfeuer brennen lichterloh.

Schweigend wird der Ort verlassen. Das also war's, was die Ordonnanz brachte, daher das verstörte Wesen des Kommandanten und der Soldaten. Die Danewerke wurden gleichzeitig geräumt, alle Dänen an der ganzen Schleilinie zogen sich zurück. Man fürchtete, den Übergang der Preußen über die Schlei nicht hindern zu können und dann von diesen und den Österreichern in den Danewerken umzingelt zu werden.

Jetzt war der Flecken seine Bedrücker los. Und was sagen die Einwohner dazu? Sie schlafen, niemand weiß davon. Da kommt denn der Schiffer Lorenz Schlösser mit den Grödersbyern. Sie sind vom Durchmarsch der Dänen aufgewacht. Jetzt eilen sie nach Arnis, klopfen an die Fenster und rufen: „Wenn ji nu mal Sleswig-Holsteen singen wüllt, denn kamt herut; de Dänen sünd weg!" Und sie kommen! Männer, Frauen, Kinder — alle kommen, und Arm in Arm geht's durch den Ort, und mächtig erschallt's, das so lange in der Brust verschlossene: Schleswig-Holstein. Ja, so stark erklingt's, daß der Hofbesitzer H. C. Wilhelmsen-Haberkoppel, der am jenseitigen Ufer eine preußische Patrouille, die noch immer Dänen in Schwansen sucht, nach Ellenberg begleitet, um Mitternacht erstaunt aufhorcht, als diese bekannten Laute von Arnis herüberschallen, und sich höchlichst wundert, mitsamt den Preußen, wie so etwas in dem von Dänen besetzten Orte möglich sei. Nun handelte es sich darum, die Preußen vom Abzug der Dänen zu benachrichtigen. Das war nicht so einfach, wie sich die Sache wohl anließ. Es fehlte an Booten. Sie waren von den Dänen nach den Schanzen geschleppt. Die Schiffe waren angeschlossen. Endlich gelingt es, eines Bootes habhaft zu werden. Besatzung findet sich auch. Unter des Schiffers Georg Kuscherts Leitung geht's hinüber nach Sundsacker. Das Boot wird von der preußischen Wache angerufen. Es wird mit Schießen gedroht, falls es nicht umkehrt. Endlich gelingt es den Arnissern, die Preußen vom Zweck ihres Kommens zu benachrichtigen. Der Wachtoffizier wird gerufen. Die Insassen des Bootes müssen es einzeln verlassen. Sie werden nach Karlsburg geführt, zum Prinzen Friedrich Karl, und dort in Haft behalten.

Dann beginnt man mit dem Brückenbau. Trotz des starken Stromes und reißenden Eisgangs gelingt es, 60 Böte festzulegen. Am Morgen beginnt der Übermarsch. Prinz Friedrich Karl soll als Erster die Brücke passiert haben.[1])

[1]) Währenddessen saß mein alter Großvater bei Sundsacker und skizzierte den Übermarsch. Die Herstellung des Bildes mußte natürlich schnell vor sich gehen, damit der Reiz des Frischen den Verkauf begünstigte. Darunter litt dann selbstverständlich der Kunstwert. Genug — das Bild fand guten Absatz und brachte allerhand ein. Später aber kam in meinem Großvater doch die Kritik des Künstlerauges zu ihrem Recht, und er schimpfte weidlich auf das Bild, das fast in jedem Hause hing und doch seine fehlerhafteste Arbeit war.

Die Arnisser hatten sich schon in ihre Freude gefunden. Anfangs waren die vielen Wirtschaften überfüllt, mancher gute Tropfen glitt die Kehle hinunter, manches kräftige Wort wurde gesprochen. Jetzt suchte jeder in seiner Speisekammer nach allerlei schönen Dingen: Brot, Wurst, Speck reichte man den durchziehenden Preußen. Die Offiziere aber drängten diese fort. Niemand durfte stehen bleiben. Es galt, die Dänen möglichst einzuholen. Vorwärts, vorwärts! klang es durch die Reihen. Das Eilen war ja vergeblich; erst bei Düppel trafen sie auf die Dänen.

Und wo waren die Knaben? Sie hatten sich am frühen Morgen in der Schule versammelt, nicht zum Unterricht — bewahre! Es galt einem höheren Zwecke. Jeder hatte einen Packen Bücher mitgebracht. Es waren die verhaßten dänischen Lesebücher, die ihnen so manchen Tropfen Schweiß gekostet hatten, um derentwillen sie draußen vor dem Hause lesen mußten, weil der Vater diese fremden Laute in seinem Heim nicht hören wollte. Diese Bücher werden zerrissen und wandern in den Ofen. Ein Streichholz — gierig verschlingt die Flamme die fremden Vokabeln. Um den Opferaltar stehen die frohlockenden Knaben. Da — die Tür öffnet sich — der Lehrer kommt. „Was treibt ihr hier?" so lautet seine Frage. Er überschaut die Sachlage. „Schade um die neuen Bücher," das waren die Worte des Lehrers, der in seinem Herzen wohl mit den Knaben fühlte und auch durchdrungen war von der Freude, von dieser Stunde an die liebe Vaterlandssprache wieder an ihren Ehrenplatz setzen zu dürfen.

So fühlte damals alt und jung Geibels Wort:

Was brausen und rauschen die Wasser der Schlei?
Der Feind ist geschlagen — und Schleswig ist frei.



Die Notlage im Thaulow-Museum.

Von **Karl Bohnsack** in Eckernförde.

Unsere Kunstgewerbe-Museen haben vornehmlich eine zweifache Aufgabe zu lösen: Sie sollen die früheren Erzeugnisse des Kunstgewerbefleißes sammeln und konservieren, sodann aber auch durch die verschiedensten Maßnahmen dafür Sorge tragen, daß jene Schätze nicht etwa tot daliegen, sondern in gesunder Weise auf die Ausübung des modernen Kunstgewerbes einwirken.

Die Fähigkeit der Kunstgewerbemuseen, auch diese letzte Aufgabe zu erfüllen, wird gar oft angezweifelt. Wie häufig hört man nicht den Entrüstungsruf: „Hinweg mit der Renaissance; was soll sie uns heutzutage noch nützen!" Eine solche Auffassung beruht fast durchweg auf einem großen Mißverständnis. Denn unter gesunder Einwirkung ist nicht etwa ein sklavisches, geistloses Kopieren alter Formen zu verstehen. Ein solches Verfahren würde zu nichts führen; es wäre nur dazu angetan, der Faulheit und Gedankenlosigkeit die Wege zu ebnen. Der große, bildende Wert der in Frage stehenden Objekte liegt zunächst auf ganz anderem Gebiete: Unsere Kunstgewerbetreibenden lernen durch eingehendes Studium der Sammlungen, in welch hervorragender Weise unsere Vorfahren es verstanden, aus der Anschauung ihrer Zeit heraus die richtige konstruktive Lösung der ihnen gestellten Aufgaben zu finden, welch feinen Sinn sie besaßen für korrekte Verwendung des dekorativen Schmuckes. Sie lernen erkennen, wie dieselben es beispielsweise vermochten, dem Geist ihrer Zeit in vernünftiger Weise Rechnung tragend, ein Stück Möbel sach- und sinngemäß zu dekorieren, ohne dadurch der

praktischen Verwendbarkeit Abbruch zu tun. Sie sehen, in welch beneidenswerter Weise unsere Vorfahren ferner auch dazu befähigt waren, ihren Erzeugnissen den Stempel ausgesprochenster, doch nicht gesuchter Eigenart aufzuprägen, wie dieser Eigenart äußerlich Ausdruck verliehen wurde, trotz strengster Befolgung des Grundsatzes: „Das Material bedingt die Form."

Wenn der Kunsthandwerker in diesem Sinne die Sammlungen unserer Kunstgewerbe-Museen studiert und sich zunutze macht, dann werden dieselben für ihn ein unversiegbarer Quell reinsten Genusses, und die gesunde Einwirkung auf seine praktische Tätigkeit kann dann auch nicht ausbleiben. Er lernt einsehen, daß er, trotzdem er — als Freier natürlich — auf dem Boden der Überlieferung unserer Vorfahren steht, durchaus in der Lage sein kann, ein anderes, der heutigen Anschauung gerecht werdendes Kunstgewerbe zu entwickeln, welches außerdem noch den Vorzug volkstümlicher Eigenart in demselben Grade besitzt wie das, was frühere Generationen schufen. Und dann ist etwas Großes erreicht: Wir werden nicht mehr gezwungen sein, das Ausland zu kopieren oder doch bis zu einem gewissen Grade im Banne fremden Geistes zu arbeiten. Ein deutsches Kleid wird die deutsche Form schmücken, denn deutsch war der Mann, der beides schuf.

Diese echt nationalen Aufgaben könnte auch unser Kieler Thaulow-Museum erfüllen, wenn die Bedingungen für die Nutzbarmachung der Sammlungen gegeben wären. Leider ist dies gegenwärtig noch nicht der Fall. Der Sammlungsbestand ist bei dem jetzt herrschenden Raummangel derartig unnatürlich zusammengedrängt, daß der einzelne Gegenstand unmöglich noch wirken kann. Manche Gegenstände, z. B. die Truhen, sind aufeinander gestellt, und trotzdem ist der Raum völlig ungenügend, denn Keller und Boden des Museums, sowie die Bodenräume anderer Provinzialgebäude, der Häuser der Invalidenversicherung, des Landesdirektorats und der Landesbrandkasse und endlich die von Privatleuten gemieteten Räumlichkeiten scheinen doch nicht die gegebenen Orte zur Aufbewahrung alter Kunstschätze zu sein. Ganze Zimmerausstattungen, Schränke, Truhen, Schnitzereien aller Art, Metallarbeiten, Webereien, Trachten und Töpferarbeiten werden auf diese Weise dem Publikum dauernd entzogen. Sie bilden ein Kapital, das keine Zinsen bringt. Daß unter diesen Umständen allmählich auch manches zugrunde gehen muß, umsomehr, als beispielsweise die Kellerräume des Museums keineswegs für die Konservierung völlig einwandsfrei erscheinen, wird ohne weiteres einleuchten. Eine Fortdauer dieses Zustandes dürfte daher auch unverantwortlich sein.

Abgesehen von diesem schwerwiegenden Mangel, der durch die Raumnot bedingt ist, wären noch andere Einrichtungen zur Nutzbarmachung für das moderne Kunstgewerbe erwünscht. Vor allem fehlt es an guten Ausstellungsräumen. Es ist von dem Leiter des Museums in den letzten Jahren bekanntlich mit unleugbarem Glücke versucht worden, durch Veranstaltung von Ausstellungen der Erzeugnisse unseres modernen Kunstgewerbes das Interesse der Öffentlichkeit zu wecken und das Kunsthandwerk unserer Heimat zu fördern. So fanden Fachausstellungen für Möbeltischlerei, Schmiedekunst und modernen Buchschmuck statt. Kollektivausstellungen einzelner Künstler und Kunstverbände wurden geboten. Eine kunsthistorische Ausstellung größeren Stils führte dem Publikum die kirchlichen Geräte unserer Heimatprovinz vor Augen und gab dadurch manchem Goldschmied praktische Anregung. So ließe sich noch an manches mehr erinnern. Die letzte derartige Ausstellung, die des Kunstgewerbevereins zu Kiel, ist nun geschlossen worden. Die Räume des Oberlichtgeschosses müssen in Zukunft notwendig für Aufnahme der Trachtensammlung in Anspruch genommen werden, wenn anders dieselbe nicht zugrunde gehen soll. So steht von nun ab nur noch ein völlig unzureichender, kleiner Raum der unteren Vorhalle für solche Zwecke zur Verfügung. Das Museum

wird daher auch weit weniger zur Erfüllung einer seiner vornehmsten Aufgaben, nämlich der Förderung des modernen Kunstgewerbes, imstande sein, weil es in Zukunft an einem der wesentlichsten Mittel hierfür fehlen wird.

Außer an jenen Ausstellungsräumen mangelt es dem Thaulow-Museum an einem Bibliothek- und Lesezimmer, sowie an einem Arbeitssaal, in welchem unsere Kunsthandwerker zeichnen und modellieren können. Ein Vortragssaal, geeignete Büroräumlichkeiten und Packräume sind nicht weniger dringend erwünscht. Um die für die Bürotätigkeit nötigen Lokalitäten zu beschaffen, mußte die Abteilung, in der sich die Abgüsse des Brüggemann-Altars und das Original des kleinen Brüggemann-Altars befinden, für das Publikum abgesperrt werden. Ebenso ist gegenwärtig der übrige Teil der mittelalterlichen Sammlungen nicht zu besichtigen, weil hier notwendige Restaurationsarbeiten verrichtet werden müssen.

Die völlige Unzulänglichkeit der vorhandenen Räume zeigt sich also auf allen Gebieten in der peinlichsten und schärfsten Weise. Auf Grund des Berichts, den der Museumsdirektor Dr. Brandt im März 1903 erstattete, richtete der Kieler Oberbürgermeister Fuß im Provinzial-Landtage an den Ausschuß die Bitte, die Verhältnisse im Museum zu prüfen und möglichst bald eine entsprechende Vorlage zu unterbreiten. Der Landeshauptmann v. Graba bestätigte den im Museum vorhandenen Notstand in vollem Umfange und sprach die Erwartung aus, dem Wunsche des Vorredners im Laufe des Jahres bereits entsprechen zu können. So ist also die Notlage auch behördlich bereits anerkannt worden. Hoffen wir daher auf eine baldige, glückliche Lösung dieser dringlichen Angelegenheit, damit die Schätze, die zum weitaus größten Teile aus allgemeinen Mitteln erworben wurden, auch der Allgemeinheit wieder zugute kommen.



Bettelreime. II.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

8a. Fruken (Fiken, Fru Mudder, Bur, Tante),
mak de Dör (mal) apen (up),
(Bur, mak de Dör los)
De Rummelputt will in
(Den R. lat in — de R. de kömmt —
Un lat den Spelmann — Bootsmann — in),
Dor kummt en Schipp von Holland,
Dat het so'n mojen (goden) Wind.
Schipper, wullt du striken, [2])
Bootsmann, wullt du wiken,
Sett de Segel up de Topp [1])
Un lat mi in mit min Rummelpott.
Angeln. (Grimm in Oldenburg.)

b. [1]) oder:
Sett de Seil in 'e Topp
Un giff mi wat in 'n Rummelpott.
Ik seh de Schosteen roken, [3])
Dat gift woll Nijahrskoken?
Gifft mi een, so blif ik stahn,
Gifft mi twee, so will ik gahn,
Gifft mi dree, so wünsch ik Glück,
Dat de Köksch in't Leben blift.
(Suck in Oldesloe.)

c. [2]) oder:
Schiffmann, wust du wiken,
Fuhrmann, wust du striken, —
Sett 'n Segel up den Kopp
Un giff mi wat in 'n Rummelpott.
Hans Peter Landsmann,
Hau de Katt de Schwanz af,
Hau em ni so lank af,
Lat 'n lütt'n Stummel sitten,
Dat he kann bet'n wirer wippen.
All de Lüd de sünd so gut,
Lang'n mi 'n Appelkok herut.
Sind se 'n beten kleen,
So gift dat twee för een;
Sind se 'n beten grot,
So het dat ok keen Not.
Halli! hallo!
Und 'n Appelkok darto!
Süderbrarup. (Lehrer Tolck.)

d. [2]) oder:
Schipper, wollt du wiken,
Spelmann, wollt du striken,
Sett dat Segel up den Topp
Un gif uns wat in 'n Rummelpott.
Lat uns nich so lang stahn,
Wi woll'n noch girn bet'n (hüt Abend
noch) wieder gahn!
Fürstentum Lübeck.

e.[2]) oder:
Schipper, wollt du wiken,
Spelmann, wollt du striken,
Hau de Katt den Swanz af,
Hau em nich to lang af.
Lat 'n lütt'n Stummel stahn,
Dat de Katt kann wieder gahn.
Herut, herut, du Flellermus!
Wat deist du in dat Burnhus?
In't Burnhus sitt de rike Mann,
De den Büdel füllen kann.
Appeln un Bern sind all got,
Jungs un Deerns danzt in 'n Strohhot.
Fürstentum Lübeck.
(Edelmann, wist du striken —
— — — — — — — —
Herut, herut, du Fledermus,
Wat deist du in dat Irrenhus?
Appel un Beeren sind ok got,
Jungs un Deerns danzen in' Strohhot.
(Carstensen in Achtrup.)

f.[2]) oder:
Un as dat Schipp vun Holland keem,
Do harr dat god'n Wind.
De Wind de wull nich wik'n,
De Segel wull nich strik'n.
Tang (tein?) mal in de Bottermelk,
Un tang mal in de Klümp,
Un as de Bur besapen weer,
Do danz he up de Strümp.
Bramstedt. (Ehlers.)

g.[2]) oder:
Dat Schipp dat keem von Holland her,
Het 'n god'n Wind,
Schipper, wullt du wik'n,
Segel mußt du strik'n,
Treck dat Segel up un dal;
Rummel, rummel, rutsch,
Geft mi wat in 'n Pott.
Bramstedt. (Ehlers.)

h.[2]) oder:
Schiffer, sollen wir reisen?
Schöpfer sollen wir preisen.
Nimm de Segel af min Kopp
Gif mi wat in min Rummelpott.
De Mann heet Jakob Jensen.
(Carstensen in Achtrup.)

i.[2]) oder:
Een, twee, dree, veer,
Wenn't ok man 'n Appel weer,
Een, twee, dree, veer,
Wenn't ok man 'n Koken weer.
Baben, wo de Müs lopt,
Hangt schöne Mettwürst,
Sünd en beten kleen.
Gift dat dree för een.
Lat uns nich so lang stahn,
Wi möd hüt Abend noch wieder gahn.
Barmstedt. (E. Danels.)

k.[2]) oder:
Schipper, wullt du wiken,
Spelmann, wullt du striken,
Tee dat Segel up 'n Dutt,
Fro, gef s' mi wat in 'n Rummelputt.
Rummel, rummel, dütten,
Fro, gef s' mi wat in de Pütten.
Achter de grot Dör, dor is dat holl un boll,
Twee oll Eier het se woll,
Fro, gef se mi dat grote Brot,
Dat lütt beholt se all tohop,
Fro, gef se mi de langen,
De korten lat se hangen,
Dann gaht wi na't Nawerhus,
Dar gift dat Speck un Bradwuß.
Adjö! Adjö! Adjüs!
(Suck in Oldesloe.)

l.[2]) oder:
Ik seeg den Schosteen roken,
De Disch de wör bedeckt
Mit schöne Appelkoken,
De schwömmen in dat Fett.
Un wenn ik een' kunn kriegen,
So schmecke mi dat nett.
Ik hef nich lang Tied to stahn,
Ik mut hüt Abend noch wieder gahn.
(Suck in Oldesloe.)

m.[2]) oder:
Ol Hans Landsmann,
Treck en roden Rock an,
All, wat he verdeenen kann,
Twee Appeln un dree Beeren,
Veer Nöt sünd ok got,
Smit de lütten Jungs un Deerns in' Schot,
Denn ward se grot,
Denn kriegt se en Mann,
Denn lopt s' dorvan.
Hau de Katt den Swanz af,
Hau em nich to lang af,
Lat en lütten Stummel stahn,
Dat he werrer wassen kann.
(Suck in Oldesloe.)
(Etwas verkürzt und mit dem Anfang:
„Ol Vadder Bargmann“ in Bramstedt.)
(Ehlers.)

n. Ol Jochen Markmann
Het en roden Rock an,
Appeln un Beeren smeckt got,
Smit se all in min' Hot.
Rummel, rummel, rum!
(Suck in Oldesloe.)

o. Ol Jan Bargmann,
Treck 'n rod'n Rock an!
Appeln un Bern smeckt ok noch got,
Gef mi 'n paar in 'n Rummelpott,
All, wat ik verdeen' kann.
Un wenn dat Schipp ut Holland kümmt
Denn het 'n god'n Wind.
Fiken, mak de Dör los,
De Rummelpott will rin!
Baben in den Winkeller (Wiemen?)
Hängt de lang'n Mettwüß.
Geft mi wülk von de lang'n,
Lat de kort'n hang'n.
Sünd se mi to fett,
Je beter as se smeckt.
Sünd se 'n bet'n terbraken,
Je beter lat s' sik kaken.
Hau de Katt den Swanz af,

Hau em nich to lang af,
Lat en lütt'n Stummel stahn,
Dat he werrer waſſen kann,
Lat de Katt wieder lop'n,
Lat ſ' ni to wiet lop'n.
Bramſtedt. (Ehlers.)

p. Ol Vadder Barkmann,
Treck 'n grot'n Rock an!
All, wat ik verdeen' kann.
Krigt ol Barkmann, [4])
Appeln un Bęrn ſmeckt ok noch got,
Gęf mi 'n bęten in 'n Rummelpott.
Rummel, rummel, röter!
Gęf mi 'n bęt'n in 'n Pöter,
Lat mi ni ſo lang ſtahn,
Ik wull gern 'n Hus wieder gahn.
Bramſtedt. (Ehlers.)

q. [4]) oder:
Stęk ik in min'n Rummelputt.
Bab'n in de Muskiſt,
Hängt twee Mettwüſt,'
Sünd ſe mi to mager,
Gęf ik ſe min' Swager,
Sünd ſe mi to fett,
Hang ik ſe an't Bett.
Hur, hur — — — (Töne des Rummelpotts).
Bramſtedt. (Ehlers.)

r. Schipper, de von Holland kommt,
Het 'n grot'n Rock an.
All, wat he vertelln kann,
Appeln un Bęrn ſmeckt ok noch got,
Smit mi een in 'n Rummelpott,
Lat mi nich ſo lang ſtahn,
Ik mutt noch 'n Hus wieder gahn.
Bramſtedt. (Ehlers.)

9. Rummel, rummel, rutſche,
Gęf mi 'n bęten in 'n Puttje,
Paar lütt Deerns mit 'n Strohhot,
Bab'n in de Husſöſt
Hängt de lang'n Mettwüſt.
Gęf mi de lang'n,
Lat de kott'n hang'n,
Sünd ſe 'n bęt'n to fett,
Dat ſe bęter ſmeckt,
Sünd ſe 'n bęt'n to kleen,
Gęf mi dree, veer för een.
Bramſtedt. (Ehlers.)

10. Gud'n Dag, gud'n Dag, Herr Flerrermus,
Wer wahnt in düſſe Hus?
Der reiche Mann? Der reiche Mann?
Bab'n in dat Rockhus
Hängt de Mettwuß,
Gęf mi von de lang'n,
Lat de kort'n hang'n,
Een, twee, dree, veer,
Wenn't ok noch man 'n lütt'n Appel weer!
Bramſtedt. (Ehlers.)

11. Herut, herut, du Flerrermus!
Wat deiſt du in diſſ'n Hus?
Dar wahnt de arme Mann,
De uns den Büdel füll'n kann,
Bab'n in den Winkeller
Hangt de lang'n Mettwüß.
Een, twee, dree, veer, fief, ſüß,
Gęf mi 'n paar von de lang'n Wüß.
Bramſtedt. (Ehlers.)

12. Rummel, Rummel, Fleddermus,
Wokeen wahnt in dit Hus?
Hier wahnt en riken Mann,
De uns den Schot füllen kann.
Een, twee, dree, veer,
Wenn 't ok man en Groſchen weer,
Een poor Pępernöt ſünd ok got,
De füll de Herr man in unſen Schot.
(Suck in Oldesloe.)

13. Hier wahnt de rike Mann,
De den Büdel füll'n kann
Mit 'n Schillinger dree, veer,
Wenn 't ok 'n halben Daler weer!
Gretj', ſtieg up 't Heck,
Snie 'n Stück Speck,
Snie 'n groten Rum,
Snie di nich in 'n Dum'!
(Suck in Oldesloe.)

14. Rummel, rummel, rötjen,
Giff mi wat in Pötjen,
Lat mi hier nich länger ſtahn,
Ik ſchall vundag noch wieder gahn.
Schönkirchen. (Amtsvorſteher Wieſe.)

15. Lunger, lunger, Frętſack,
Giff den armen Mann doch wat,
Lat em nich to lang ſtahn,
He woll noch girn bęt'n wieder gahn.
Fürſtentum Lübeck.

16. Arm Mann bitt wat,
Riek Mann ſmitt wat,
Vadder un Mudder ſünd in Engelland,
Engelland is toſlaten,
De Slötel is in't Lock afbraken.
(Suck in Oldesloe.)

17. Rummelputt vör de Dör,
Nu man mit de Koken her,
Appeln un Bęrn un Pępernöt
Möt wi in den Büdel leg'n.
Een, twee, dree, veer,
Wenn 't ok man 'n Penning weer.
Bramſtedt. (Ehlers.)

18. De Rummelpott ſteiht vör de Dör,
Nu man mit de Koken her,
Appeln un Bęrn un Pępernöt,
Un de Pförten in de Pütt.
Een, twee, dree, veer,
Wenn 't ok man 'n lütt'n Appel weer.
Lat mi nich ſo lang ſtahn,
Ik mutt noch 'n Hus wieder gahn.
Bramſtedt. (Ehlers.)

19. Halloh halloh!
Een Appelkok up to.
Un is he 'n bęten kleen,
So giffſt et twee för een,
Un is he 'n bęten grot,
So het et ok keen Not.
(Ernſt Lorenzen in Lübeck.)

20. Wucken, wucken,
Ik hef ja nicks to ſlucken!
Un all de Lüd de ſünd ſo gut
Un langt mi 'n Appelkok herut,

Un all de Lüd de sünd so slecht
Un gẹft mi wat mit 'n Stẹwelknecht.
(Derselbe.)

21. Hans mit 'n Löterpott,
De Kater löpt in 'n Snee,
Do frorn em de Pöt'n,
Se dehn em ok so weh.
Dar achter bi min Nawer,
Dar wahnt 'n lütt'n Swager,
Dar pip'n de Müs,
De witt'n, de swatt'n.
Hau de Katt den Swanz af,
Hau em nich to lang af,
Lat en lütten Stummel stahn,
Dat he werrer wassen kann.
Bramstedt. (Ehlers.)

22. Fastlabend, hick un pick,
Nẹg'n Müs beeten sik;
Min weer dar mert'n (mitten) mank,
Beet all de annern dot un krank.
(Suck in Oldesloe.)

23. Fastlabend, Fastlabend in den Busch,
Hebt ju keen Ei, so gäwt mi 'n Wust,
Sünd se noch so kleen,
So gäwt mi twee vör een.
Fastlabend, Fastlabend, hier,
Stick den Fot in't Für,
(Stick den Fot in 'e Aschen,
Wi wöllt em wedder waschen.)
Stick em achter de ol Koh in 'n Stall,
Dann geiht Fastlabend överall.
(Suck in Oldesloe.)

24. Faßlapen, hier nich,
Stick de Föt in Füer nich,
Stick se 'rin na Emen (in der Asche glimmende Kohlen),
Föer dormit na Fehmen (Fehmarn).
As ik wedder von Fehmen köm,
Do blas de Katt dat Füer an,
De Fleddermus, de fẹg dat Hus,
De Swanken (Schwalben) de drögen den Dreck 'rut,
Vör de grote Dör, vör de lütte Dör,
Dor stün'n twee Karpunen vör,
De döschen gauden Hawern af
Un möken sik dor Beer af;
Dat Beer füng an to brusen,
De Brut löp ut den Husen.
Lauenburg. (Lehrer Vagt in Kückelühn.)

25. Fastlabend, hier ni.
Stẹk 'n Faut in Für ni,
Stẹk 'n in 'r Asch'n,
Lat 'n weller wasch'n,
Stẹk 'n in 'r Emern,
Föhr damit na Fehmern!
As ik hin na Fehmern keem,
Wör dar nüms to Hus
As de ole Kluckhẹhn.
De Katt de klei de Botter ut,
De Hund de wusch de Schötteln ut,
Güng ik hin na Schün,
Dor döschen dree Kapün,
Se döschen gaut Hawerkaff,
Bruen gaut Beer af;
Beer fung an to brusen,
Stenner ut 'n Husen,
Hẹhn up 't Heck,
Füll mit 'r Näs in Dreck,
Kreih up 'n Stak'n,
Füll mit 'r Näs in Hak'n,
Keem 'n ol Fru un woll tosehn,
Füll mit 'r Näs in 'n Rönnsteen.
(Suck in Oldesloe.)

26. Fastnacht:
Gun Dag, Fru Mudder,
Gifft Ehr Koh ok brav Bodder?
Geiht Ehr Dochder ok recht steil?
Leggt Ehr Höhner ok brav Eier?
Wi sünd schickt vun Meier,
Hebb 'n Korf to Eier
Un 'n Gäffel to Wüst.
Un sünd se 'n bitt'n to kleen,
So gäwt mi twee, dree för een,
Un sünd se 'n bitt'n tobraken,
Desto bẹter lat s' sik kaken.
Kamt hin! — Helpt s' up! —
Hupdideldup,
Muskant, spẹl up!
Henstedt. (Suck in Oldesloe.)

27. Gun Dag, gun Dag, gun Dideldumdei,
Nu kam ik üm min Paasch-(Oster-)ei,
Dat een is witt, datt anner swatt,
Dat drütte stẹk ik in min' Sack. [1])
Fru, lat mi nich so lang stahn,
Ik mutt noch 'n paar Hüs wiedergahn.
Dithmarschen. (Suck in Oldesloe.)
(Vergl. „Heimat" 1891, S. 86.)

28. [1]) oder:
Dat drütt' is twei,
Dat veert' dat is min Paaschei.
Gẹw mi 'n Stück vun 'n Schinken,
Dor kann ik god up drinken;
Gẹw mi 'n Stück vun 'n ol Koh
Un dor man 'n half Stieg Paascheier to.
Ol Johann Landsmann
Het 'n roden Rock an,
All, wat man verdeenen kann,
Appeln un Bẹrn de sünd ok got;
Jungfern mit 'n Strohhot,
Jungfer, mak de Dör apen
Un lat den Spẹlmann in,
Wenn dat Schipp vun Holland kummt,
So het dat goden Wind.
Schipper, wullt du wiken,
Spẹlmann, wullt du striken.
Ik danz in 'n Saal
Wohl up un dal,
— — — — — — —
Gẹw mi wat in 'n Rummelpott!
Hademarschen. (Frau Bornholt.)



Mitteilungen.

1. **Herzliche Bitte an die Leser und Mitarbeiter der „Heimat."** Die von mir bearbeitete Landeskunde der Provinz Schleswig-Holstein ist so weit vergriffen, daß eine 2. Auflage vorbereitet werden muß. Im Interesse der Sache, der die Landeskunde dienen möchte, liegt es offenbar, daß die in der 1. Auflage vorhandenen Unrichtigkeiten und Mängel möglichst gründlich beseitigt werden. An die Leser und Mitarbeiter der „Heimat" wende ich mich daher mit der Bitte, mir möglichst bald mitzuteilen, was ihnen als fehlerhaft oder mangelhaft an der Landeskunde aufgefallen ist. Meinen Dank für die Hülfsleistung spreche ich im voraus aus.

Nienstedten, 16. Januar 1904. J. Schmarje.

2. **Glattnatter.** Über das Vorkommen der sogen. Zorn- oder Schlingnatter (Coronella laevis Lac.) kann ich berichten, daß dieselbe sich in meiner Heimat (bei Bramstedt i. Holst.) noch hier und da antreffen läßt. Als Knabe habe ich sie mehrere Male in der Heide gefunden. Ich hielt sie damals in meiner Unwissenheit für eine Kreuzotter und erschlug sie. Auch in den diesjährigen Sommerferien hatte ich Gelegenheit, diese Natter zu beobachten. Mein Schwager fand sie auf der Dreschdiele, wohin sie wahrscheinlich mit dem eingefahrenen Korn gelangt war. Da sie nicht fortlief, sondern ihn anfauchte, hielt er sie in der Aufregung für eine Kreuzotter und tötete sie. Leider war das Exemplar stark beschädigt, so daß ich es nicht aufbewahren konnte. Diese Natter maß 56 cm, war oben graubraun, unten stahlblau. Als charakteristisches Unterscheidungsmerkmal von der Kreuzotter hatte sie auf dem Rücken zwei Reihen schwarzbrauner Flecken und einen größeren am Hinterkopfe. Auch besaßen die Rückenschuppen keine erhabenen Kiele wie bei der Kreuzotter. Die Zornnatter scheint trockene Stellen sumpfigen vorzuziehen; denn ich fand sie nur auf höher gelegenen Feldern und Heiden, nicht im Moor oder auf Wiesen. Sie nährt sich der Hauptsache nach wohl von Eidechsen, deren eine ich im Magen des zuletzt beobachteten Exemplars vorfand. Außerdem machte ich in den Sommerferien eine eigenartige Beobachtung, die vielleicht interessiert. Ich bemerkte nämlich, wie eine Kreuzotter eine Maus überfiel. Nachdem sie dieselbe durch einen geschickten Biß getötet hatte, packte sie ihre Beute mit den Zähnen und schlängelte sich dann rückwärts aus dem Fußsteige nach einem Wall. Hierbei war sie so eifrig beschäftigt, daß ich sie längere Zeit beobachten konnte. Erst als sie mich erblickte, ließ sie ihre Beute fahren und schlüpfte in ein Erdloch, so daß sie mir leider entkam. Sonderbarerweise hat sie ihre Beute nicht wieder aufgesucht. Noch nach vier Tagen fand ich die Maus an derselben Stelle, wo die Kreuzotter sie verlassen hatte. — Die Kreuzottern sind in meiner Heimat sehr zahlreich, so daß auf die Erlegung derselben eine Prämie von 20 Pfg. gesetzt ist. Ein Arbeiter hat in diesem Sommer 117 dieser giftigen Reptile getötet, an einem Nachmittage 23 und an einem andern sogar 26. Er fand sie, wie er mir mitteilte, häufig bis zu 7 auf einem Haufen an sonnigen Stellen im Moore liegen. Die ganze Fläche, die der betreffende Mann absuchte, beträgt noch keine 100 Tonnen. Das größte Exemplar unter den 117 maß 68 cm. — Zum Schluß möchte ich mir noch eine Anfrage erlauben. Vorige Woche fand mein Schwager eine Ringelnatter mit aufgeplatztem Leib, aus welchem ein großer, wohlerhaltener Frosch hervorragte. Sollte vielleicht der Bissen für die Schlange zu groß gewesen sein? Hat vielleicht einer der „Heimat"-Leser schon eine ähnliche Beobachtung gemacht?

Klein-Waabs. H. Bebensee.

3. **Kreuzotter.** a. Mit Rücksicht auf die in Nr. 11 der „Heimat" (Jahrgang 1903) gegebene Mitteilung über massenhafte Vermehrung der Kreuzotter in Mittelholstein dürfte nachstehende Bemerkung über die große Vermehrungsfähigkeit dieser vielleicht von Interesse sein. Im Sommer 1878 bemerkte ich in Schonungen des Viehburger Gehölzes bei Kiel eine sehr große Kreuzotter, welche auf einem von Brombeeren umrankten alten Buchenstumpf, an dem jährlich der Leberschwamm (Fistulina hepatica) wuchs, lag. Leider entging sie, durch Zweige geschützt, meinem Angriffe. Im folgenden Jahre traf ich an gleicher Stelle eine Familie lagernd, welche mit kleinen Kindern nach Himbeeren suchte. Auf meine Warnung verließen sie den gefährlichen Ort. An einem schwülen Sonntagnachmittag Anfang August besuchte ich wiederum die Stelle und sah schon aus der Ferne die Schlange auf dem Buchenstumpf zusammengerollt liegen. Durch einen gut gezielten Schlag meines Handstockes wurde sie im Genick getroffen, alsdann getötet und später auf meinem Rückwege mit nach Hause genommen. Das Exemplar war ungemein groß und stark angeschwollen, vielleicht gegen 60—70 cm lang und 4 cm im Durchmesser. Am nächsten Vormittag überlieferte ich das Tier dem zoologischen Museum und sagte mir der derzeitige Direktor, Professor K. Möbius, daß ihm niemals ein so großes Exemplar vorgekommen sei, auch nach der Literatur überschritt dasselbe das übliche Maß. Die Schlange wurde dann aufgeschnitten, und es ergab sich, daß dieselbe mit 13 vollausgebildeten Jungen schwanger war. Wahrscheinlich wären diese, falls ich das Tier nicht erlegt, schon am nächsten

Tage ausgeschlüpft und hätten dann die ganze Gegend unsicher gemacht. Das Exemplar befindet sich, wie ich mich vor 2 Jahren überzeugte, noch in der Alkoholsammlung des Kieler zoologischen Museums als bemerkenswertes Schaustück.

Berlin. P. Hennings.

b. Über ein großes Kreuzotterweibchen berichtete ich in der „Kieler Zeitung" am 1. September 1890: „Heute erschlug der Knabe Heinrich Schmidt von hier auf einer Koppel am Schönkirchen-Mönkeberger Wege eine 65 cm lange Kreuzotter. Es war ein trächtiges Weibchen, aus welchem man bei der Öffnung 15 ausgebildete Junge von 15 cm Länge herausnahm, die schon das schwarze Zickzackband längs des Rückens deutlich zeigten. Im letzten Frühjahr wurden ganz in der Nähe am genannten Wege drei Ottern getötet. Früher ist von einem Vorkommen von Ottern an diesem Wege nichts bekannt geworden; sie müssen sich von dem eine Viertelstunde entfernten Mönkeberger Moor, wo sie häufig sind, nach hier verbreitet haben. Auch anderswo, z. B. auf dem Flüggendorfer Felde, zeigt sich dieses Gezücht an Stellen, wo man es sonst nicht gekannt hat. Ich schreibe die Ausbreitung der Kreuzotter der in unvernünftiger Weise betriebenen Ausrottung ihrer natürlichen Feinde, namentlich des Storches, des Bussards und des Igels, zu. Auf manchen Gütern erhält der Jäger nicht allein für das Töten des Bussards und der Turmfalken, sondern auch der Eulen, dem Vogelschutzgesetz zum Trotz, noch Prämien!" Ich füge hinzu, daß seitdem Ottern an bezeichneter Stelle nicht wieder gefunden sind. Welche Verbreitung diese Tiere aber hierzulande noch haben, geht daraus hervor, daß im Landkreise Kiel im Jahre 1900 1502 Ottern und 1901 deren 2812 getötet und eingeliefert sind, indem der Kreisausschuß eine Prämie von 50 Pfg. auf das Stück gesetzt hatte. Die größte Zahl lieferte im erstgenannten Jahre die Gemeinde Braak mit 266, im letztgenannten Jahre die Gemeinde Padenstedt mit 293 Stück.

Schönkirchen. Wiese.

Bücherschau.

1. **Marie Burmeister, Gottfried Rissoms Haus.** Verlag von Clauß und Feddersen in Hanau. Preis 3 ℳ. — Der Roman schildert den Lebensgang eines tüchtigen Friesen, der, anfangs Lehrer, durch seine Heirat Hofbesitzer wird und als solcher in seinem Familienleben Freud' und Leid durchkosten muß. Es ist eine reine Familiengeschichte; große Fragen werden garnicht oder doch nur leise berührt; die Personen, die wir kennen lernen, sind einander sehr ähnlich und fast ohne Schattenseiten: immerhin ist's aber ein Buch, das als reine und interessante Lektüre für einen Familienkreis durchaus empfohlen werden kann.

Lund.

2. **Kalender 1904.** Herausgegeben vom „Altonaer Tageblatt" und den „Ottensener Nachrichten." Verlag von Chr. Adolff in Altona-Ottensen. 124 S.; 8°. Preis 1,60 ℳ. — Die in den letzten Jahren von Blättern der Provinz beliebte Weise, ihren Lesern als „Weihnachtsgeschenk" ein größeres Werk zu einem herabgesetzten Preise anzubieten, ist im Grunde genommen nichts anderes als eine billige Reklame für den Verleger des Werkes und ein einigermaßen rentables — Geschäft für die Zeitung. Ein ganz anderes Gesicht zeigt die Gratisgabe des „Altonaer Tageblatts" an die Abonnenten: ein vollwichtiger und trefflich ausgestatteter Kalender für den Weihnachtstisch, ein Buch von bleibendem Wert. Zu dem vielseitigen Inhalt haben beigesteuert u. a. auch Otto Ernst („Von Schiffahrt, Angst, Courage und dergleichen" und ein Weinlied: „Mihi est propositum!"), Gustav Falke („Hartsprung," eine Novellette, und „Sechs Sicilianen"), Detlev von Liliencron („Martje Flors Gesundheit." 1713), Wilhelm Lobsien (eine allerliebste Novelle „Im Nebel," ein Stimmungsbild „Herbstwald"), J. H. Fehrs („Kinnerdank"). Damit ist der Inhalt des Kalenders bei weitem nicht erschöpft. Ich wollte mit vorstehendem Auszug nur darlegen, daß der Herausgeber bemüht gewesen ist, ganz besonders seinen Landsleuten ein Vorrecht an der Mitarbeit einzuräumen. Hoffentlich findet das einmal begonnene Werk guten Fortgang, und wenn das eintrifft, so habe ich nur den einen Wunsch, daß der Verlag sich bemühe, seinem Festgeschenk ein recht individuelles — damit meine ich schleswig-holsteinisches — Gepräge zu geben, einesteils durch Heranziehen landsmännischer Schriftsteller, Dichter und Künstler, zum andern aber durch den Stoff selbst. Barfod.

3. **Waitz, Georg, Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Büchern.** Zwei Bände. Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung, 1851 und 1852. — **Waitz, Georg, Kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte.** 2. Ausgabe. Kiel: H. Eckardt, 1898. — Einer Würdigung der Waitzschen Geschichtswerke bedarf es weiter nicht. Einziger Zweck dieser Zeilen ist, die für unsere Landesgeschichte interessierten Leser davon in Kenntnis zu setzen, daß das schleswig-holsteinische Antiquariat (Inhaber Robert Cordes in Kiel) den Restbestand beider Ausgaben aufgekauft hat. (Siehe Offerte im Annonceteil!) Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 3. März 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt: 1. Lobsien: Gustav Falke. III. — 2. Gloy, Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz. III. (Mit Bildern.) — 3. Brüdt, Zwei Freunde. (Gedicht.) — 4. Kühn, Mitteilungen des Anthropologischen Vereins. (Mit Bildern.) — 5. Jr, De Snee. (Gedicht.) — 6. Löhmann, Die Dämmerstunde. — 7. Mitteilungen. — 8. Aufruf zur Mitarbeit behufs Ermittlung noch heute gebräuchlicher deutscher Namensformen für Orte in fremden Sprachgebieten. — 8. Bücherschau.

Vereinsgabe.

Ein heimatliches Landschaftsbild eines schleswig-holsteinischen Künstlers

in bester Reproduktion unsern Mitgliedern zu **niedrigem Preise** und dadurch weitesten Kreisen ein Beispiel unserer Heimatkunst verschaffen zu helfen, das eine Zierde jedes Heims, ein prächtiger Schmuck in Schule und Haus, auch gewiß überall, als Geschenk verwendet, eine willkommene Gabe sein wird, erneuern wir hierdurch das bereits in **Heft 2** der **„Heimat"** veröffentlichte Angebot des Kupferstiches:

Charles Roß, Holsteinischer Buchenwald.

(Kartongröße 95 × 73,5 cm, Bildgröße 58 × 43 cm; Ladenpreis 15 Mk.)

Durch das überaus freundliche Entgegenkommen der noch in Kiel lebenden Witwe des Künstlers sind wir in die angenehme Lage versetzt, das schöne Bild bei Versendung nach auswärts für nur **3,80 ℳ** (einschließlich Verpackung und Porto), in Kiel für nur **3,20 ℳ** zu liefern.

Jedem Mitgliede steht der Bezug **eines** Exemplars zu. Die Bestellung kann nur durch unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstr. 56,** erfolgen, an den auch der Betrag nebst **5 Pf.** Bestellgeld **im voraus** zu entrichten ist. Der Versand erfolgt durch die Kunsthandlung von Wilh. Heucks Nachf. (Inh.: H. Kock) in Kiel, Holstenstr. 75 (s. Anzeige). Die Bestellungen werden in der Reihenfolge des Eingangs erledigt.

Da der uns zunächst zur Verfügung gestellte kleine Vorrat bereits vergriffen ist, der in Auftrag gegebene Neudruck aber einige Wochen in Anspruch nehmen wird, so bitten wir die geehrten Mitglieder, die bereits Bestellungen einsandten oder noch aufgeben werden, sich ein wenig zu gedulden und etwa **Anfang April** den Versand des Bildes zu erwarten.

Leider können wir unser Angebot nicht durch eine Abbildung unterstützen, erlauben uns aber, auf die Illustration in dem im Vereinsgebiete weit verbreiteten Werke **„Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild,"** S. 98, hinzuweisen.

Es sind bereits **120** Bestellungen eingegangen, doch hoffen wir, daß unsere Mitglieder von diesem seltenen Angebot noch weit mehr Gebrauch machen werden, und empfehlen angelegentlichst die baldige Einsendung der Bestellung.

Kiel, am 21. Februar 1904. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1904.

Unter Hinweis auf die in **Heft 2** veröffentlichten Angaben sei hierdurch nochmals an **die baldige Einsendung der Jahresbeiträge** erinnert.

Den Herren, die freundlichst das Inkasso in Eckernförde, Flensburg, Friedrichstadt, Hadersleben, Heide, Itzehoe, Kiel, Kiel-Gaarden, Marne, Meldorf, Neumühlen, Neumünster, Nortorf, Preetz und Schönkirchen übernommen hatten, wird hierdurch mit bestem Danke für ihre Mühwaltung die Einsendung der Jahresbeiträge bestätigt.

Kiel, den 24. Februar 1904. **Der Kassenführer:**
Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

39 u. 40. Affeld, Atzeroth, Seminaristen, Ütersen. 41. Bolln, Postassistent, Kiel. 42. Frl. Brodersen, Plön. 43. Fick, Obersekretär, Altona. 44. Frohböse, Lehrer, Hamburg 19. 45. Göttsche, Seminarist, Ütersen. 46 Hecht, Lehrer, Kiel. 47. Dr. Heering, Altona. 48. Kalström, Lehrer, Hassee. 49 Kasch, Maurer, Hohenwestedt. 50. Klauß, Kaufmann, Kiel. 51 u. 52 Kreutzfeldt, Lange, Lehrer, Kiel. 53. Langfeldt. Hilfsschreiber. Hamburg. 54. Lassen, Seminarist, Tondern. 55. Levin, Bureaubeamter, Altona. 56. Neumann, Aktuar, Altona. 57. Nielsen, Altona-Ottensen. 58. Dr. med. Paulsen. Hamburg. 59. Peters, P. J., Lehrer, Hamburg 19. 60. Peters, Eisenbahnstations-Assistent, Gremsmühlen. 61. Philippsen, John, Altona. 62. Reese, Postassistent, Lunden. 63. Reimers. Bureaugehilfe, Hamburg. 64. Rickers, Lehrer, Kiel. 65. Ruhe, Oldesloe. 66. Sander, Ernst, Hamburg. 67. Schlör, Lehrer, Kiel-Wik. 68. Schnoor, Lehrer, Stellau. 69. Schöning, Kutscher, Altona. 70. Schüler, Postassistent, Kiel 71. Selck, Kaufmann, Flensburg. 72 Theede, Architekt, Wellingdorf bei Kiel. 73. Vogel, Katharinenthal bei Mohrkirch-Osterholz. 74. Westphal, Postassistent, Schlutup. 75. Wulff, Lehrer, Kiel.

Zur Nachricht:

Für unsere diesjährige Generalversammlung, welche in der Pfingstwoche zu **Plön** tagen wird, nimmt der Unterzeichnete Anmeldungen auf Anträge, die Vereinsangelegenheiten usw. betreffend, auf Vorträge und Mitteilungen entgegen. Das Programm sollte gern im Aprilheft fertig vorliegen; rechtzeitige Anmeldungen sind darum bringend erwünscht.

Kiel, am 22. Februar 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**
Geibelallee 2. J. A.: H. Barfod, Schriftführer.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 3. März 1904.

Gustav Falke.

Vortrag von **Wilhelm Lobsien** im Kieler Dürerbund.

III.

Es liegt nahe, hier über Falkes Stellung zu Gott zu sprechen. Er ist kein Anhänger des offiziellen Christentums, ihm ist die Kirche nicht der Ort, wo einzig und allein man seine Andacht halten kann, ihm ist das von Priestermund verkündete Bibelwort nicht die allein wahre Offenbarung Gottes, nein, viel lieber geht er am Sonntagmorgen hinaus auf die Heide, und hier wird ihm alles, die Sonne, die Stille, die brütende segenschwere Hitze, die weiten, weiten Strecken, alles wird ihm zu einer großen feierlichen Predigt, die so tief zu ihm redet, daß er alle die bedauert, die zu derselben Stunde im dumpfen Gotteshaus den Worten lauschen, die von der Kanzel tönen. Für ihn ist Gott auch nicht der ewige Richter, der über Gut und Böse belohnend oder strafend zu Gericht sitzt, sondern mehr ein freundlicher alter Vater, ein guter Freund, dem gegenüber ein Tadel frei steht. So schildert er z. B. in dem Gedicht „Gott sendet den Dichter aus," wie ein Poet dem Schöpfer wegen der Unvollkommenheit der Welt arge Vorwürfe macht. Auch in dem Gedicht „Der reuige Gott" tritt ein Dichter mit harten Anklagen vor Gott, aber vor dem gramvollen Schmerz des Schöpfers verstummt sein Vorwurf:

Er aber sprach: „Was mehrst du meine Pein?
Kannst du des Lebens kurze Qual nicht tragen?
Dir winkt Erlösung, aber mich verzehrt
Von Anbeginn und endet nie, die Reue."

Und vor dem Weh, das seine Stimme preßte,
Kroch tiefer meine Klage und verging
Vor Scham und Mitleid.

Dem Dichter kommen aber auch Stunden wildester Verzweiflung, wo er nach seinem Gott sucht und schreit und nicht weiß wohin in seiner Verlassenheit:

Wo bist du, Gott? Wir suchen dich
Seit tausend, tausend Jahren!
Wo bist du, Gott? Wir suchen dich!
Willst du dich offenbaren?
Wo bist du, Gott? Wir suchen dich
Mit Angst und Händestrecken!
Wo bist du, Gott? Wir suchen dich!
Warum spielst du Verstecken?

Und plötzlich aus der Tiefe stieg
Ein Kreuz mit schwarzen Armen,
Und eine große Stille schwieg
Ein schweigendes Erbarmen.
Und hoch am Kreuz, wie Tropfenfall
Aus einer Todeswunde,
Klang es erschütternd durch das All
Aus einem bleichen Munde:
„Mein Gott, mein Gott, warum hast du
Mich so verlassen?" — Schweigen —
Fern ging das schwere Wort zur Ruh',
Wie Klang zersprungener Geigen.

Ganz anders ist sein Verhältnis zu Jesus, dem großen Gottessohn. Der hat wie er selber menschlich gelitten, hat es erleben müssen, wie die blöde, dumpfe Menge, der er sein Heiligstes bot, ihn verlachte, verhöhnte, peinigte, und hat dennoch nicht aufgehört, aus vollen Schalen zu spenden.

Er sprach: Ich kann deinen Schmerz verstehn,
Es gibt auf Erden nicht größere Wehn.
Du plagst dich mit deines Geistes Kraft,
Daß sie ein warmes Kleid dir schafft.
Du stehst unter allem Volk allein,
Hast Hunger, und sie bieten dir einen Stein,
Führen deinen Namen im Mund, dein Wort,
Aber kommst du selber, laufen sie fort,
Höhnen dich gar und dein Klagen.
So wirst du täglich ans Kreuz geschlagen.

Es mag Leser geben, die an der eben gekennzeichneten Stellung des Dichters zu Gott und Christus Anstoß nehmen, denen es mißfällt, daß er oft in etwas launigem Tone zur Gottheit redet, daß in seinen Augen der Himmel „eine Wohnung ist, über deren Tor ein Apfelbaum seine weißen Blüten hängt und auf deren Mauer die Englein hocken und die Füße baumeln lassen"; — das aber werden sie zugestehen müssen, daß unter allen Dichtern, die nicht nur geistliche Liedersänger sind, selten oder nie die gewaltige Macht der Persönlichkeit Christi so überzeugend ausgesprochen worden ist, wie in Falkes Gedicht „Jesus im Olymp."

Unter den norddeutschen Lyrikern finden wir selten Humoristen. Wohl schlägt der Großmeister moderner Lyrik, Detlev von Liliencron, humoristische Töne an, aber es ist doch eigentlich nicht der wahre Humor, in dessen Wappen die Träne und das Lachen stehen. Hier überragt ihn Falke. Er ist kein lauter Polterer, er verschmäht jede Situationskomik, jeden billigen, derben Witz; er ist fein, still, behäbig, gutmütig spöttelnd, unter Tränen lächelnd. Er belauscht die Konfirmandinnen, die scheinbar sittig aus der Kirche nach Hause gehen, dabei aber unversehens ein Liebesbrieflein fliegen lassen; er sitzt mit der „tapfern Kehle" in verräucherter Kneipe bei Wein und Grog und tauscht mit ihm die „lustigsten Mädelgeschichten" aus; mit „zwei Zehnern im Sack" dünkt er sich reicher als der König und kennt nur die eine Furcht, sein Reichtum möchte all seinen Gläubigern bekannt werden. Für „zwei Witwen" reichen die beiden Zehner zwar nicht; aber was schadet es? Er bleibt den Rest schuldig und zahlt ein ander Mal, „und müßt' ich ganz Hamburg ablaufen und Hemd und Hosen verkaufen." Und wenn er auch in den „Bettelorden" gesteckt wird, so drückt ihn das doch nicht zu Boden; bald darauf, an einem hellen Vollmondabend, schlendert er lustig „zwischen zwei Mamsellen, Wäscherin und Plätterin, links Luischen, rechts Marie, und voran die Musizi," durch die Gassen. In seinem prächtigen „Vorbeimarsch" erzählt er, wie ihm solch lustige Geschichten zugeflogen kommen. Er sitzt in seinem Zimmer, dreht die Daumen umeinander und blickt mißmutig auf die Straße. Da klappert auf einem alten Klepper ein Bauer vorbei, und hinterdrein marschieren zwei johlende Gassenbuben. Dem Dichter kommt's auf eine Handvoll Pracht nicht an, und so wird aus dem Reitersmann ein aus Schlacht und Sieg heimkehrender Weltbeherrscher, und hinterdrein die Buben sind des Fürsten beutetragende Vasallen und sein langer jubelnder Heerestroß. „Kommt alles doch darauf an in der Welt, wie man sich zu den Dingen stellt," und „besonders Poeten kommen oft zu solchen Gnaden unverhofft."

Die eingestreuten Proben zeigen schon, wie meisterhaft, wie geradezu klassisch Falke die Form beherrscht, und dabei tritt uns ein Reichtum der Formen entgegen, der zu offener Bewunderung hinreißt. Seine glänzende Phantasie schafft immer neue, eigenartige, nie gebrauchte Bilder, die aber alle von prächtiger Anschaulichkeit sind. Mit besonderem Geschick verwendet er in der Form das Hinüberziehen einer Zeile in die andere, wodurch das weiche, flüssige Gleiten in seine Verse kommt, das sie vor allen Schöpfungen unserer modernen Lyriker auszeichnet und das oft nachzuahmen versucht worden ist — allerdings stets vergebens. Was bei diesen Nachahmern gemacht klingt, das erscheint bei Falke selbstverständlich, so, als könnte und dürfte es garnicht anders sein; der stille, gemütstiefe Inhalt seiner meisten Verse verlangt es geradezu, daß die Form die einfachen,

schlichten Sätze nicht einzwängt, sondern frei ausklingen läßt. Für ihn hat jedes Wort seine ganz besondere Klangfarbe, seinen ganz besonderen Ton, wodurch in seinen Strophen die wunderbarsten Akkorde erreicht werden. Seine Verse sind Musik, man würde an ihrem Klang und Rhythmus seine helle Freude haben, auch wenn man die Worte nicht verstände. Und diese Musik der Sprache ist dem Dichter die Hauptsache; um die sog. „Gesetze der Dichtkunst," die Hauptsorge aller Biedermeier, kümmert er sich herzlich wenig, und wer ängstlich jede Strophe skandieren will, kommt bei ihm oft zu kurz; wer aber mit feinen Ohren lauscht, der wird staunen, immer wieder staunen, wenn ihm die berückend schönen Melodien erklingen. Wer einmal dieses wiegende, gleitende Klingen und Singen vernommen hat, der wird die Töne nie aus Ohr und Herz verlieren, und dennoch jeden Tag mit gleicher, nein, mit wachsender Freude dem Dichter lauschen.

Interessant ist, was Falke selbst über sein Schaffen sagt: „Ich halte es mit den gegebenen Stoffen und erfinde meine Stoffe nicht, nicht aus Prinzip, sondern aus Natur. Auch da, wo scheinbar die Stoffe der reinsten Phantasie angehören, liegt bei mir ein Erlebtes zugrunde, wenn auch nur ein Traumerlebnis. Ich träume ganze Gedichte. Auch wachend kommen mir im Dunkel und in der Stille der Nacht traumhafte Visionen, flüchtige Bilder, die Anregung zu Gedichten geben. — Ich lag schlaflos; plötzlich taucht aus dem Dunkel ein antikes Gespann, ein Muschelwagen mit weißen Rossen, der Lenker von Glanz umstrahlt, kaum erschienen, schon verschwunden. Da ich kein Licht zur Hand hatte, riß ich aus meinem Taschenbuch ein Blatt und schrieb im Dunkeln mit Bleistift und auf der Fläche der linken Hand:

Es kam heran,
Ganz langsam kam's heran,
Mit weißen Rossen, langsam, feierlich,
Des Ruhms Gespann.

Ohne Besinnen, ohne Suchen und Ausdeuten schrieb ich „des Ruhms Gespann." Im Nachdenken dieser Erscheinung schlief ich ein."

In seiner kurzen Biographie hat er es schon ausgesprochen, daß die Musik in ihm den Dichter geweckt habe. Musikalische Empfindungen lösen in ihm dichterische aus, „aus der musikalischen Stimmung, die ihn wie ein warmes Bad umschmeichelt, tauchen die einzelnen Gedichte auf," und so verdanken wir der Vereinigung von Musiker und Dichter die wunderbaren Schätze, die er uns geschenkt.

Jegliche Spuren des tausendfüßigen Tages
Bewahrt auf weicher,
Wächserner Tafel die empfindliche Seele.

Alle Eindrücke des Tages, das Große wie das Kleine, nimmt er in sich auf und wandelt sie zu leuchtendem Golde.

Auf und ab, her und hin,
Jeder Tag brachte Gewinn,
War alles Nehmen zugleich ein Geben,
Ich brauchte kaum die Hand zu heben,
Fiel eine volle Frucht hinein;
Ich durfte nur lebenswillig sein.

Unter unsern großen Lyrikern finden wir selten oder gar nie große Dramatiker, und schenken sie uns einmal ein Drama, so schöpfen sie häufig den Stoff dazu aus dem unergründlichen, frischsprudelnden Märchenquell oder holen ihn aus den dämmerigen Hainen der Romantik. Der lyrische Schmelz, der darüber ausgebreitet liegt, der wunderbare Stimmungszauber, das melodienreiche Singen und Klingen der Verse, der ewig sich erneuernde Bilderreichtum — kurz: das Lyrische, das darin steckt, nimmt Herz und Sinn so gefangen, daß man darüber vergessen kann, eine dramatische Arbeit vor sich zu haben. So geht es auch Gustav Falkes Märchenkomödie „Putzi," die Ende vorigen Jahres in Meiningen ihre Erstaufführung erlebte. Besonders der erste Akt ist von wunderbarer Feinheit

und Zartheit: das bläulichweiße Mondlicht flutet durch die offene Tür und lugt durch die Fensterscheiben — die Stimmung solcher Stunden bis in die feinsten Schattierungen ist prächtig getroffen. Manche Scenen erinnern an die schönsten Stellen in der „Versunkenen Glocke" von Hauptmann, nicht in dem Sinne, als wären sie ihnen nachgeahmt, nein, sie sind ganz „Falke" und ihnen nur gleich in der vollendeten Stimmungsmalerei.

In einer einsamen Hütte wohnt die Witwe eines Waldhüters mit ihrer Tochter Maleen. Es ist Abend, die Mutter ist zur Ruhe gegangen, und Maleen blickt durch die offene Tür in den klaren Vollmond. Da kommt der Kater Putzi, ein verwunschener Prinz, herein und umschmeichelt sie. Einen Augenblick spielt sie mit ihm und geht dann schlafen. Da, während die Uhr zwölf schlägt, bekommt Putzi auf zehn Minuten seine Sprache wieder und bittet Maleen, mit ihm zu dem tausendjährigen Zauberer Muckimack zu gehen, um von ihm seine Erlösung zu erbitten. Sie kommen bei ihm an, und der Zauberer läßt sich durch zwei Eichhörnchen sein großes Wünschelbuch bringen und schlägt „den schwierigen Fall" auf. Wer Putzi erlösen will, darf nie genascht und noch nie einen Mann geküßt zu haben. Maleen versichert, es nie getan zu haben. Muckimack schickt sie mit einem Raben fort, um aus einem schwarzen Turm eine Rose zu holen. Dem Wächter, der einen Kuß verlangt, soll sie einen Schlag auf den Kopf versetzen und schnell zurückkehren. Soll der Zauber, der Putzi in Katzengestalt gebannt hält, gehoben werden, so darf Maleen auch von der Liebe nicht naschen, muß aber dem Kater in jeder Vollmondnacht einen Kuß geben. Sie verspricht es, und bald zeigt sich die Wirkung; schon im zweiten Akt sehen wir Putzi in Menschengestalt, nur Kopf und Schwanz erinnern an seine Katzengestalt. Maleen tanzt und tollt mit ihm im Zimmer umher, ist aber bald der ganzen Sache überdrüssig; nur auf das Drängen der Mutter, die für die Zukunft der Tochter etwas davon erwartet, versteht sie sich dazu, die Erlösung zu Ende zu führen. Währenddessen kommt der Jäger, Maleens Bewerber; als er sie zärtlich an sich ziehen will, springt Putzi ihm an den Nacken und würgt ihn. Entsetzt starrt der Jäger auf die Mißgeburt, glaubt Maleen mit dem Bösen im Bunde und flieht. Darüber ergrimmt, jagt sie Putzi in den Wald hinaus, bereut es aber gleich und holt ihn zurück. In der nächsten Vollmondnacht küßt sie ihn wieder, und nun steht er vor ihr als Prinz. Die Sprache hat er zurückerhalten, aber, o Schreck! er trägt noch den Schwanz. Sie müssen sich also noch einen Monat gedulden. Aber während sie in junger Liebe täglich im Walde umhertollen, vergißt Maleen der Rose, die daher welk und tot im Topfe steht. Und als nun gar der Prinz der schlafenden Maleen einen Kuß raubt, ist es unmöglich, ihn von seinem Katzenschwanz zu befreien. Wieder gehen sie zu Muckimack. Wieder schickt er sie in den Turm. Dort wird sie einen Dolch finden, mit dem sie den Wächter ins Herz stoßen und, zu Hause angelangt, ihren Finger ritzen und mit dem Blut die Rose tränken soll; dann wird sie neues Leben erhalten. Aber — nimmer darf sie Putzi küssen, sondern soll ihm auf ewig entsagen. Maleen kämpft einen langen Kampf, aber aus Liebe zu Putzi, der über sein Katzenanhängsel sehr traurig ist, will sie entsagen. Und freigemut setzt sie ihren Willen durch, gegen den des Prinzen, als der König, der endlich seinen Sohn gefunden hat, energisch verlangt: „Das geht nicht, nein, das geht nicht, das Ding muß weg, versteht sich! Du kommst doch damit nie, nie auf den Thron! Mon dieu! Mon dieu!" Seine Belohnung: Adelspatent, den besten Kavalier zum Mann usw. schlägt sie dreist aus und heiratet den Jäger, den sie vor dem Prinzen geliebt hat.

Der letzte Akt ist von echt Falkeschem Humor durchweht, besonders in dem König ist eine prächtige, in ihrer dummen Aufgeblasenheit an Serenissimus

erinnernde Figur geschaffen worden. Aber den Beweis, daß die Bühne von Falke etwas zu erwarten habe, hat der Dichter nicht geliefert.

Die „lustige Person“ sagt im Prolog:

— — — — — — — ergetzt
Euch an des Märchens buntem Bilderwesen.
Harmlos wie Kinder. Und fragt nicht zuletzt,
Was sollt' es, wollt' es? Kein Gedankenlesen!

Steckt kein Problem darin, wer will's beklagen?
Man konnte auch einmal ohne Tiefsinn aus,
Und könnt ihr keine Frucht nach Hause tragen,
So nehmt euch ein paar Blumen mit nach Haus.

Ja, Blumen hat Falke uns gegeben, lieblich duftende Blumen aus dem dunklen Märchenwalde.

Um ein ganzes Bild des Dichters zu geben, bedarf es noch der Erwähnung seiner Romane. Er hat uns deren bis jetzt drei gegeben: „Aus dem Durchschnitt,“ „Landen und Stranden“ und „Der Mann im Nebel.“ Die beiden ersteren sind spezifisch hamburgische Romane. „Aus dem Durchschnitt“ erschien im Jahre 1892. Der Inhalt ist kurz folgender: Der Droschkenkutscher Wilhelm Beuthin, der „schöne Wilhelm,“ wird von allen Dienstmädchen seines Stadtviertels angeschwärmt. Auch Lulu Behn, die Tochter eines reichen Maurermeisters, verliebt sich in ihn. Es kommt so weit, daß ihr Ruf eine Heirat mit dem Kutscher erfordert. Zuvor aber muß ihr Vater ihn von einer Dienstmagd, die mit ihm ein Verhältnis, das nicht ohne Folgen geblieben ist, gehabt hat, loskaufen; die Scham hierüber treibt Lulu Behn in den Tod. Sie wird an demselben Tage beerdigt, an dem auch aus dem Nachbarhause, aus dem Hause der Weißwarenhändlerin Karoline Wittfoht, ein Sarg hinausgetragen wird. Hier spielen auch die andern im Roman geschilderten Liebesgeschichten. Bei der Wittfoht ist die hübsche Mimi Kruse als Verkäuferin tätig, ein gutmütiges, flatterhaftes Ding, das nach einer guten Partie ausschaut und daher ihren Verehrer, den jungen Volksschullehrer Heinecke, fahren läßt, als der reichgewordene Stadtreisende Pohlenz sie um ihre Hand bittet. An der Liebe der stillen, kranken Therese, der Nichte zu Frau Wittfoht, ist Heinecke achtlos vorübergegangen; erst nach ihrem frühen Tode erfährt er von ihrer tiefen Neigung. Daneben hören wir dann noch von der zu glücklicher Hochzeit führenden, praktischen Gründen entspringenden Neigung zwischen dem alten Beuthin und der Weißwarenhändlerin.

Es ist ein Stück echt Hamburger Lebens, und die Schilderung der Personen, dieser gutmütigen, derben Kerle mit ihrer gemütlich breiten Sprache, dem eigenartigen Gemisch von Hoch und Platt, ihrer Arbeitskraft und Vergnügungssucht, die Darstellung der Örtlichkeit zeugt von feiner, scharfer Beobachtung. In noch größerem Maße trifft dieses für den zweiten Roman zu, den Falke im Jahre 1895 unter dem Titel „Landen und Stranden“ herausgegeben hat, und in welchem er das Schicksal einer jungen Verkäuferin bietet, ihre Liebeleien mit ihren verschiedenen Verehrern, bis sie endlich im Tingeltangel landet und strandet. Neben dieser im Mittelpunkt des Romans stehenden Schilderung rollt der Dichter noch das Leben und Treiben zahlreicher anderer Personen vor uns auf, die, trotzdem sie für den Fortgang und Verlauf der Haupthandlung lange nicht immer von Bedeutung oder auch nur notwendig sind, dennoch unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen, weil sie wunderbar plastisch hineingestellt worden sind. Durch die Schilderung all dieser Personen aus den verschiedensten Ständen und Berufskreisen Hamburgs ist zwar der Roman etwas auseinandergezerrt worden, unser Interesse wird hin- und hergetrieben, aber es ist dadurch auch eine Galerie prächtiger Einzelbilder geschaffen worden. Ich glaube, wer diesen Roman gelesen hat, der kennt die große Hansastadt Hamburg „wie sie weint und lacht,“ wenigstens einen großen Teil davon.

Diese beiden Hamburger Romane werden von dem im Jahre 1899 erschienenen Roman „Der Mann im Nebel" weit überragt, da hat der Dichter ein Werk geschaffen, das in seiner feinen, intimsten Seelenschilderung, in seiner satten Stimmungsfülle einzig in unserer Romanliteratur dasteht. Bald in Briefform, bald in der gewöhnlichen Romanform, bald in Tagebuchblättern schildert er uns die Flucht des vom Lebens- und Großstadtekel angekränkelten Schriftstellers Randers, die Einsamkeit eines Dorfes an der buchenumsäumten Ostküste Holsteins. Hier lernt er die Komtesse Bruckner kennen, sie gewinnen sich lieb, aber am Morgen der Abreise nach Berlin, wo sie die Hochzeit feiern wollen, packt ihn eine plötzliche krankhafte Angst davor und er flieht nach Sylt, um sich in der Einsamkeit der Dünen eine Blockhütte bauen zu lassen und an der Schönheit der Natur zu genesen. Hier auf Sylt lernt er eine junge Künstlerin kennen, die auch gekommen ist, um die Einsamkeit zu suchen. Sie hat sich im Nebel verirrt, klopft an seine Blockhütte und bleibt die Nacht hindurch in seinem „Fremdenzimmer," das er im Glauben, seinen Lieblingswunsch, nämlich in der Einsamkeit mit einer gleichgestimmten Seele zu leben, einst in Erfüllung gehen zu sehen, stets bereitgehalten hat. Sie bleibt bei ihm, und sie leben ein Leben in Schönheit, bis ihr Liebesrausch sie eines Tages überwältigt. Das Herz zum Zerspringen voll von dem Gedanken, daß sie von nun an zusammengehören, stürmt Randers am andern Morgen aufs Watt hinaus. Hier überrascht ihn die Flut, nur mit Mühe schleppt er sich durch die Wellen ans Land, wo er wie tot aufgefunden wird. Sie pflegt ihn. Im Fieber beichtet er ihr sein einstiges Verhältnis zu Fides Bruckner — und sie verläßt ihn daher, trotzdem er in seiner Liebe sie zu bleiben anbettelt. „Ich muß. Sie wissen es. Ihr Herz ist nicht frei, ist an die Vergangenheit gebunden. Ich will nicht, daß Sie einst bereuen. Sie hatten Fides sehr lieb. Und Sie werden noch manche sehr lieb haben." Da geht er in den Tod. „Randers lag mit dem Gesicht in dem nassen Dünenkraut. Aus der rechten Schläfe sickerte Blut. Der Nebel, von dem Schuß in Bewegung gesetzt, legte sich wieder über ihn. Ein gespenstisches Leben war in diesen Dunstmassen. Weiße Arme streckten sich langsam aus, tasteten an den Dünen hinauf und zogen sich langsam wieder zurück. Lange, feuchte Haare flatterten. Totblasse Gesichter öffneten große traurige Augen, erzitterten, verzerrten sich zu Fratzen und zerrannen in Nichts. — Aber über dem Nebel war der Himmel klar, und Stern stand an Stern."

Es ist ein Werk voll wunderbarer Stimmung, eine weiche, klare Lyrik geht durch das Ganze hindurch, die besonders in den Schilderungen der Nordsee von grandioser Schönheit ist.

Ich habe versucht, ein Bild der Wesenseigenheit des Dichters zu geben, die besonderen Schönheiten seiner Werke herauszustellen, und dabei einen doppelten Zweck verfolgt: die Blätter mögen einesteils dem mir befreundeten Dichter meine Verehrung aussprechen, anderenteils des Dichters Namen und Bedeutung in weitere Kreise tragen helfen, auf daß sein Wunsch in Erfüllung gehe:

„Wenn ihr uns nur wolltet lesen!
Was haben wir von dem Denkmalwesen?
Ach, wonach wir gedarbt im Leben,
Jetzt könnt ihr es so leicht uns geben:
Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.

Kauft uns. Aufs Denkmal verzichten wir willig.
Mehr freut uns, wenn ihr ein Lied von uns kennt,
Als wenn unser Bild in der Sonne brennt.
Eure Liebe sei unser Postament."



Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz.

III. Der Klosterhof und das Klosterleben um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

Der Klosterhof, welcher nach mehrfachem Umziehen um 1260 an seinem heutigen Orte endlich eine bleibende Stätte und in der seit 1268 begonnenen Marienkirche einen würdigen Mittelpunkt gefunden hatte, bot gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein Bild völligen Verfalls. Fast alle, nunmehr 200 und mehr Jahre alten Gebäude [1]) waren dem Einsturz nahe, was zumal bei der damaligen Bauweise nicht wunder nehmen darf. Im Hause der Priörin z. B. war die Decke so schadhaft, daß „dar nicht ene Stede was, dar



Klosterkirche.

me eyn Vath myt Koste setten mochte, sunder de Dreck vel dar in van baven dale und was so armelick gestalt, dat me dar nicht eynen vrommeden (fremden) Menschen mochte in bryngen." So schreibt die damalige Priörin Anna von Buchwald in ihrem eigenhändigen Bericht. Die Fenster im Kapitelhause ließen sich nicht öffnen; immer war es dort „dampig und duster," so daß man dort kaum zu sehen vermochte. Der Schornstein des unter dem Propsten Joh. Knutter (1437 bis 1453) begonnenen Refektoriums, des täglichen Aufenthaltsraumes der Nonnen,

[1]) 1330 hatte eine heftige Feuersbrunst gewütet.

wollte nicht ziehen, und die Klosterlansten waren bei der Gleichgültigkeit des Propsten noch obendrein säumig in der Lieferung des nötigen Brennholzes. Was nützten da die meterdicken Wände und Gewölbe des noch heute stehenden und als Archiv dienenden Baues, außer im Sommer, wo sie allerdings einen willkommenen Schutz gegen die draußen herrschende Hitze geboten haben müssen und noch bieten. Verfallen war ferner das Backhaus und zwar so sehr, daß Regen und Schnee ungehinderten Eingang auf den Kornboden fanden und das hier lagernde Getreide verdarben, daß es auswuchs. Ja, sogar die mit so großen Kosten vor 200 Jahren erbaute Kirche drohte mit dem Einsturz. Oben im Gewölbe hatten sich an mehreren Stellen einige Steine gelöst und hingen „wol eyn Quarter dale under deme Welfte (Gewölbe), dat wy alle in groten Varen dar under gyngen Nacht und Dag und de Prester, de celebrerden dar varliken under, wente (denn) dar weren vele Höle baven deme Altare, dar vaken (oft) Stene und Kalk dal vol." Es fehlte endlich an Räumlichkeiten für die Nonnen zur Aufbewahrung „erer Koste und to anderer Nottrost!" und im „Sekenhuse" konnten nur zwei Kranke zu gleicher Zeit Aufnahme finden. Hier fand also die umsichtige und energische Priörin Anna von Buchwald (1484—1508) ein ergiebiges Arbeitsfeld. Unter ihrer tatkräftigen Leitung wurden alle soeben erwähnten Schäden beseitigt, ja, man darf ruhig sagen, das ganze Kloster völlig neu gestaltet. Was noch stehen konnte, wie die Kirche, das Kapitelhaus, das Refektorium und der Kreuzgang (1458 beendet, jetzt nicht mehr vorhanden) zwischen der Kirche und dem Refektorium, wurde gründlich ausgebessert und mit guten Heizvorrichtungen versehen, so z. B. im Chor der Kirche ein großes, rundes „Vürschap" aufgestellt. Das 1474 erbaute Badehaus ward mit vier neuen „Badeküven" ausgestattet, 15 neue „Sellen" für die Nonnen angefertigt, das Gasthaus, in dem Könige, Fürsten und Adelige häufig einkehrten, mit neuen Glasfenstern versehen. Zu dem 1471 errichteten, vor dem Klosterviereck liegenden Priesterhause und dem ebenfalls noch ziemlich neuen „langen Hause" kam unter Anna von Buchwald noch eine Anzahl ganz neuer Häuser, eine neue Kirchhofsmauer mit Pforte und Schloß, ein neues „Glynt" (Bretterzaun) um das Kloster nach der Wasserseite zu, und um den sumpfigen Grund an der Schwentine, der bisher mit Ellernbusch und anderem Gestrüpp bestanden gewesen war, erst gangbar und bebaubar zu machen, waren nicht weniger als 8000 Fuder Erde und Geröll nötig. Hier schuf die Priörin ferner noch einen großen Hof oder Garten, wo die Nonnen in ihrer freien Zeit, vor den Blicken neugieriger Erwachsener und Kinder durch den neuen Glynt geschützt, fortan in der freien Gottesnatur lustwandeln, auch ihr Zeug trocknen und mangeln konnten, während sie bisher größtenteils auf den engen Raum des Kreuzganges und den Kirchhof angewiesen gewesen waren. Für sich hatte jede Nonne noch ihren sog. „Kruthof," ein kleines Stück Gartenland, wo sie Blumen und Gemüse ziehen durfte. Endlich schuf die emsige Baumeisterin noch eine Art von Wasserleitung von der Schwentine nach dem Kloster. Bisher war das Wasser zum Kochen und Baden einem vom Flusse aus gezogenen Graben entnommen worden. Derselbe war aber damals fast ganz zugewachsen und so verunreinigt, daß man beim Wasserschöpfen „dode, oerkeve (vergiftete, verreckte) Hunde und Honre und ander unreyne Tuch by Stucken in de Grapen kreg!" Anna von Buchwald ließ daher einen neuen Graben „von der Badeporten bet an dat Tegelhus" an der Schwentine auswerfen und diesen mit buchenen Bohlen (Slengen) an den Seiten auslegen und oben bedecken.

So stand denn nach zwanzigjähriger Arbeit das ganze Kloster blitzblank und völlig neu geschaffen da, und man darf es der wackeren Priörin daher nicht verargen, wenn sie bei der Abfassung ihres „Buches im Chor" in dem Bericht über ihre Bautätigkeit, mit Stolz auf ihr Werk zurückblickend, ihre Klosterschwestern

ermahnt: „Hyr umme biddet God vor my, wan gy des bruken." — Natürlich hatte sie die nicht unbeträchtlichen Kosten, zu denen außerdem noch die Reparaturen der klösterlichen Wassermühlen und des Aalwehrs am Lankersee kamen, nicht aus den Einkünften der ihr unterstellten sechs Dörfer Porsfelde, Ratverstorpe, Ebendorpe, Ratkendorpe, Elrebeke, Lubbetyn und Wernouw (zusammen jährlich gegen 300 Mark) allein bestreiten können, sondern das Geld größtenteils von den umwohnenden Hofbesitzern, Bürgern und Adeligen erhalten. Die jeweiligen Pröpste hatten sich dabei recht wenig entgegenkommend erwiesen. Besonders auf Hermann Dornebusch ist sie sehr schlecht zu sprechen; und in der Tat ist die Antwort, die er ihr auf die Bitte, „dat nige Hus bestregen to laten," recht unhöflich und zugleich für die Denkweise eines Propsten der altkatholischen Zeit außerordentlich charakteristisch. „Konde he man de Katen buwen, dat he wat in de Grapen krege, dat were em sware noch, he dachte nicht to buwende"!

Wenn nun Anna von Buchwald weiter nichts gewesen wäre als eine energische und praktische Verwalterin, so hätte sie, so anerkennenswert diese Eigenschaften auch waren, darum doch noch eine herzlich schlechte Priörin sein können. Doch



Pastorat, Organisten- und Klosterrendanten-Wohnung.
Ganz im Hintergrunde links ein alter Speicher aus dem 16. Jahrhundert.

war sie das mit nichten. Wie sie nach außen das Kloster tadellos in Stand setzte, so sorgte sie auch für die Klosterzucht und das leibliche und geistige Wohl der ihr unterstellten Nonnen, Novizen und Scholarinnen. Ihre Bedeutung liegt aber nicht darin, daß von ihr alle Vorschriften des Benediktiner-Ordens über Lebensweise, Kleidung, die zu lesenden Lektionen, den Gesang, die Gebete, die Disziplin (d. h. körperliche Züchtigung), die von den Scholarinnen und Novizen auswendig zu lernenden und zu singenden Hymnen usw. usw. — strikte durchgeführt worden wären. Wohl hat gerade Anna von Buchwald mit unendlichem Fleiß und gewissenhafter Treue alle diese Obliegenheiten in ihrem Chorbuche genau verzeichnet und gewiß auch für die Durchführung gesorgt, für uns Evangelische aber liegt ihre Größe, möchte man fast sagen, vielmehr darin, daß sie den damaligen Bischof von

Lübeck (Albert von Krummendik) um Verminderung dieses erdrückenden Formelkrams und Gedächtnisballastes, unter dem die Jüngeren und Minderbegabten schier zusammenbrachen, fußfällig angefleht und in der Tat Erleichterung bis auf ein Drittel erreicht hat. Ein Hauch evangelischen Geistes [1]) weht uns an, wenn wir in dem von ihr verfaßten Chorbuche die folgende Stelle lesen:

„Geliebteste! Diese Erleichterungen und Milderungen habe ich, oft genannte Priörin Anna de Bockwalde, von den Herren, unsern Pälaten erreicht, in gutem Eifer und in guter Absicht. Gott sei mein Zeuge! Nicht weil mich Abscheu vor der Arbeit bewog oder Faulheit, sondern damit meine in Christo geliebeten Schwestern nicht allzu sehr ermüdet, geschwächt und bedrückt würden, weil sie ja so schwach und weiblichen Geschlechts sind. Damit sie Gott um so wärmer in anderem dienen und im Dienste fleißiger verharren, damit sie bereitwilliger, eifriger und gehorsamer seien in allen Versuchungen und Thaten usw."

Man erkennt an diesen Worten allerdings, wie Fries in seiner „Priorissa" [2]) bemerkt, „das Ringen eines tief frommen Gemütes gegen den unerträglichen Druck äußerlicher Werkheiligkeit."

In den Händen dieser wackeren Frau — oder genauer: Fräuleins — ruhte die ganze Verwaltung des eigentlichen Klosters und die Obhut über seine weiblichen Insassen, mit Inbegriff des Gesindes. Dem Propsten stand außer den ihm zukommenden geistlichen Verrichtungen die Repräsentation des gesamten Klosters und seiner umfangreichen Besitzungen nach außen zu. (Vergl. Buchwaldt: Die Priörin Anna von Buchwaldt — eine höchst interessante und lehrreiche Abhandlung, welche für S. 59 u. 60 die Hauptquelle gewesen ist. Außer ihm und den Priestern, welche außerhalb des Klostervierecks wohnten, hatten Männer dort nichts zu schaffen. Die neu eintretenden Scholarinnen, Kinder im schulpflichtigen Alter, wurden von einigen älteren Nonnen in der Klosterschule unterrichtet. Sie nahmen an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten sowie auch an den Prozessionen teil. Am Vorabend größerer Kirchenfeste hatte eine von ihnen bei den Versammlungen des Konventes die an gewöhnlichen Sonnabenden von einer Nonne gelesenen Lektionen auswendig herzusagen. Auch die Novizen mußten noch fleißig lernen und daneben wohl einen Teil der häuslichen Verrichtungen übernehmen, bis die Einkleidung und die Krönung (Tonsur) sie zur Nonne erhob. Bis dahin hatten sie die freie Wahl, ob sie ihr ganzes Leben dem Dienste des Herrn weihen oder ins weltliche Leben zurücktreten wollten. Bei der Einkleidung wurden der Novize vom Propsten folgende drei Fragen vorgelegt:

Wultu den geistliken Orden entfangen?

Wultu leven na der regulen sunte Benedictus?

Wultu underdanigen unde horsam wesen dinen prelaten unde liden mit düssen Juncfrouwen gud unde arch?

„So ga in Gades Namen unde nim Orloff van dinen Olderen," fuhr der Propst dann fort, hüllte die Hände des Mädchens in die Altardecke, hielt ein Christusbild oder die geweihte Hostie über ihr Haupt und ließ ihr dann unter dem Gesange der Scholarinnen die mit geweihtem Wasser besprengte geistliche Gewandung anlegen. Nach mancherlei Zeremonie und Gesang verkündete er zum Schluß ihre Aufnahme, worauf die Priörin die Novize abermals an den Altar führte, damit diese daselbst einen Ring als Symbol des Verlöbnisses mit dem

---

[1]) Vgl. Buchwaldt a. a. O.

[2]) Die Priorissa, ein edles Frauenbild aus dem Klosterleben des 15. Jahrhunderts. Itzehoe, Verlag von Ad. Nusser. 1886. (Roman.)

Tische des Herrn opfere. Sodann schritt man durch den Kreuzgang zur Tafel. Wenn einige Zeit darauf der Haarschmuck des Mädchens unter der Schere des Bischofs gefallen, war es der Außenwelt vorläufig ganz entrückt. Denn im ersten Jahre durfte die junge Nonne weder an das Fenster noch an das Sprechrad treten, um mit einem Fremden zu reden, ausgenommen mit der Mutter. Ruhig, wenigstens äußerlich, und einförmig flossen ihre Tage fortan dahin. Der Morgen begann mit der Frühmesse, am Tage wechselten Gesang, Beten und Lesen fast ohne Erholung ab, ja selbst des Nachts mußten diese armen Wesen ihr Lager verlassen, um in der ungeheizten [1]) Kirche ihren aufreibenden Dienst, u. A. die zahlreichen, dem Kloster von allen Seiten aufgetragenen und bezahlten Seelenmessen zu verrichten. Wie manche zarte Gesundheit ist dadurch frühzeitig untergraben worden! Den Tag vom Prandium bis zur Vigilia verbrachten die Nonnen meistens im Refektorium (= Erholungsraum), wo nach dem großen Umbau die von den Lansten angefahrenen



Torhaus des Klosters mit dem Denkmal des ehem. Statthalters Grafen Fritz Reventlou.

Holzkloben in dem gewaltigen Kamin loderten. Früher hatte jede Einzelne sich mit ihrer Wärmpfanne begnügen müssen. Hier ward auch das gemeinschaftliche Mahl [2]) eingenommen. Ernstes Schweigen herrschte in dem gewölbten, von mehreren Pfeilern getragenen Raume, welches erst dann einer leise geführten Unterhaltung Platz machte, wenn die Priörin durch Klopfen auf den Tisch das Zeichen dazu gegeben hatte. Doch waren solche Tage selten. Der Bruch des Schweigens wurde

[1]) Erst unter Anna von Buchwaldt ward es anders (vergl. S. 55).

[2]) Obwohl die strenge Benediktinerregel den Fleischgenuß ganz verbot, so ist in unserem Klima doch davon abgesehen worden, außer in den Fastenzeiten. Denn wer hätte sonst die vielen gelieferten Schweine und Ferkel, die 1600 Hühner und die 500 Aale verzehren sollen?

mit einem oder mehreren Tagen völliger Schweigsamkeit bestraft. Erst im zweiten Jahre durfte sich bei Tische eine Verwandte zu der jungen Nonne setzen. Im vierten Jahre stand auch ihr dieses Recht zu. Stete Beschäftigung schloß den Müßiggang aus. Sogar bei Tisch ward gelesen. Doch war die Auswahl der erlaubten Bücher nur klein (cantica canticorum, Soror Mechtildis, Miracula beatae virginis, Expositio duodecim tribuum und die vitae patrum). Jegliche weltliche Beschäftigung war im ersten Jahre verboten, nur ihr Bad durfte sich die junge Nonne selbst bereiten. Später ward von der anfänglichen Strenge allmählich nachgelassen. Die älteren Nonnen erhielten dann kleine Ämter je nach ihrer Veranlagung. So gab es eine Unterpriörin, 3 Sangmeisterinnen (cantrix junior, maior und senior) eine Klostersche, 2 Gastmeisterinnen, eine Kellermeisterin, eine Kämmerin, 2 Armenpflegerinnen und noch andere. Das Gesinde und wohl auch die Novizen werden einigen von ihnen bei der Arbeit unterstellt gewesen sein. Die Ämter wechselten. Besonders ist dies bei dem Amte der Priörin nachweisbar, wie denn auch Anna von Buchwald ihre Würde noch bei Lebzeiten niedergelegt hat, um wieder in den Stand einer einfachen Nonne zurückzutreten. Doch war auch in anderer Weise dafür gesorgt, daß kein weltlicher Hochmut im Kloster Platz greife. Dazu diente u. A. die Disziplin (Rutenstreiche). Obligatorisch war sie für alle Nonnen in der Adventszeit und in den Fasten, und zwar dreimal wöchentlich. Erteilt wurde sie von der Priörin oder einer von ihr beauftragten Nonne. Für die übrige Zeit ward sie auf Wunsch und nach Belieben gegeben. Nicht zu verwechseln sind damit die Streiche, welche die Scholarin erhielt (loco, quo sedeat), wenn sie beim Lernen sich als faul und widerspenstig erwiesen hatte. Den Hochmut zu bekämpfen, dienten vor allem auch die allgemeinen, an den Armen im Kapitelhause vollzogenen Fuß- und Handwaschungen, zu denen gerade auch der Propst und die Priörin verpflichtet waren. 12 armen Männern hatte jener, wie einst Christus seinen Jüngern tat, die Füße zu waschen und einem jeden nachher ein Brot, einen Hering und einen Pfennig zu schenken. Bei der großen, feierlichsten Fußwaschung mußte die Priörin den Armen die Füße obendrein noch küssen!

Zu den größten Feierlichkeiten gehörten endlich noch die allgemeinen Prozessionen. Da gab es für die Preetzer und die Leute aus der Umgegend viel zu sehen, wenn die Nonnen, Novizen und Scholarinnen in ihrer Kutte mit gesenktem Haupt oder nur verstohlen um sich blinzelnd, im feierlichen Zuge mit Monstranz und Fahnen sich um das Kloster bewegten. Da mochte wohl in mancher ahnungslosen jungen Mädchenseele der leise Wunsch sich zum ersten Male regen, selbst einmal in diese geheimnißvolle, stille Welt einzutreten, und in dem Herzen mancher älteren Jungfrau, der ein herbes Schicksal frühzeitig den Lebensmut gebrochen, die Hoffnung aufkeimen, in dieser Gemeinschaft den Frieden ihrer Seele wiederzufinden! Wie leicht ließ sich ein jugendliches, unerfahrenes Menschenkind von Eltern oder Anverwandten für das Klosterleben gewinnen! Galt doch dieser entsagungsvolle, aber mit einer guten Versorgung verbundene Dienst des Herrn damals für ein erstrebenswertes Glück! In den zahlreichen adeligen Familien unseres Landes wurden häufig eine oder mehrere Töchter noch als Kinder von vornherein für das Kloster bestimmt und ihnen dort ein kleines Kapital ausgesetzt, dessen Zinsen (4—6 *M* jährlich) als Taschengeld hinreichten. Ganz armen Jungfrauen gab die Priörin aus dem Klostervermögen gelegentlich „etwas in die Hand." Wohl denen, welchen späterhin niemals die schreckliche Erkenntnis ihrer Lage aufgegangen ist, auch wenn sie vernahmen, wie die Schwestern an der Seite eines wackeren Mannes unter blühenden Kindern auf stattlichen Herrensitzen oder Bauerngütern ein glückliches Leben führten. Daß sie keinen wirklichen Einblick in solche Verhältnisse erhielten, dafür war gesorgt. Unsäglich traurig aber muß das Los

derjenigen Nonnen gewesen sein, welche nach der Tonsur noch zu der Einsicht gelangten, daß sie das Opfer ihres eigenen oder fremden, furchtbaren Irrtums geworden seien. Ein Zurück gab es dann nicht mehr. Nur die Zeit konnte der armen Seele schließlich den Frieden verleihen.

„Die letzte Ölung ist ihr erteilt, ein geweihtes Licht brennt in der Zelle, und betend knieen die Krankenwärterinnen am Bette; mit dem letzten Hauche des Lebens erlischt das brennende Licht. Priörin und Konvent begleiten die Schwester zum Grabe. [1])



Zwei Freunde.

Ein Baum mit wirren Ästen
steht einsam dort am Deich.
Die Windsbraut fährt von Westen
gar oft durch sein Gezweig.

Sie möchte ihn wohl beugen
mit ihrer rauhen Hand;
doch Stamm und Äste zeugen,
daß er ihr widerstand.

Und wenn die Schleusen krachen
in Sturm und Wogenschaum,
ist mir's, als hört' ich lachen
den alten, zähen Baum.

Laß nur die Stürme toben,
ich grüß' dich Jahr um Jahr,
hielt auch den Nacken oben
in jeglicher Gefahr.

Sande. J. Brüdt.



Mitteilungen des Anthropologischen Vereins.

Das sechzehnte Heft der „Mitteilungen des Anthropologischen Vereins für Schleswig-Holstein" enthält bemerkenswerte Beiträge aus der Kulturgeschichte und Volkskunde unserer Heimat, also aus Gebieten, auf denen auch die Arbeit des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde sich bewegt. Von Prof. Kauffmann ist darin enthalten ein Überblick über die „Geschichte des Anthropologischen Vereins von 1877—1902," der vor allem auch über die wissenschaftliche Tätigkeit des Vereins berichtet und dieselbe in Zusammenhang bringt mit der Geschichte der anthropologischen Studien überhaupt.

Außerdem bringt das Heft eine sehr interessante Arbeit des Herrn Professor Gering über „Germanische Runenschrift," ein Thema, das im 4. Jahrgang (1894) der „Heimat" schon Fräulein Professor Mestorf kurz behandelt hat. Der Aufsatz nimmt auch Bezug auf die in unserer Provinz gefundenen Runensteine: den von Gottorp, den vor mehr als 900 Jahren die Königin Asfrid ihrem Sohn Sigtrygg errichtete, den Leichenstein von Bjolderup bei Apenrade, die Wedelspangsteine aus dem Park von Luisenlund (alle vier Steine befinden sich jetzt im Kieler Museum), den Dannevirkestein auf dem Tveberg bei Bustorf und endlich den vor einigen Jahren aus den Fundamenten des Schleswiger Domes hervorgeholten Kalksteinblock, den schwedische Seefahrer im 11. Jahrhundert einem in England gestorbenen Genossen gesetzt haben. Nachdem über sonstige Fundstätten von Runenmonumenten berichtet und nachgewiesen ist, daß die Runenschrift entgegen anderen Annahmen einst Gemeingut aller Germanen war, geht die Arbeit ein auf die Entwickelung des gemeingermanischen Runenalphabets und zeigt im einzelnen die Entstehung der Zeichen desselben aus dem altitalischen Alphabet wie auch spätere Umwandlungen, namentlich die Herausbildung der jüngeren germanischen Runenreihe. Allgemein interessant sind die Abschnitte über den Inhalt der Runenschriften

[1]) Vergl. Buchwaldt: Zeitschrift für schlesw.-holst.-lauenburg. Geschichte, Bd. 9.

und ihren wissenschaftlichen Wert, sei derselbe von Bedeutung für Geschichte und Sprachgeschichte (Metrik), für Mythologie oder auch für Sagenforschung. Den Schluß der Arbeit bildet eine Darstellung des Gebrauchs der Runen zur Weissagung und zum Zauber.



Der jüngere Sigtryggstein im Kieler Museum.[1]

Der Kustos am Museum Vaterländischer Altertümer, Dr. Knorr, berichtet über einen „Hacksilberfund und Wohnstätten der letzten heidnischen Zeit aus dem

[1]) Die Klischees zu den Runensteinen sind uns vom Museum vaterländischer Altertümer in Kiel freundlichst zur Verfügung gestellt worden. E.

Gute Neuhaus in Holstein"; der Verfasser erachtet die aus Silberbarren, Münzen usw. bestehenden Funde wieder als Bestätigung der Annahme, daß das nordöstliche Holstein in der letzten heidnischen Zeit reich an wohlhabenden Ansiedelungen gewesen sein muß, die sich in engeren und weiteren Kreisen um Stargard als Mittelpunkt gruppierten. — Außerdem enthält das Heft den Jahresbericht und eine Liste der sichergestellten Altertumsdenkmäler, zu denen im Kreise Kiel zwei Grabhügel auf der Feldmark Gadeland bei Neumünster gehören. Im Besitz der Kieler Universität befinden sich der „Esenhuugh" (Amrum) und das Steinhaus bei Gr.-Rönnau. Staatseigentum sind der Halbkreiswall der Oldenburg, in der Feldmark Kurburg belegene Teile des Danewerks, das Riesenbett bei Apenrade (im Tykskov), der Poppostein bei Poppholz, die Räuberhöhle bei Idstedt, der Runenstein bei Bustorf und eine Steinkammer bei Albertsdorf auf Fehmarn. Als Provinz- oder Kreiseigentum usw. geschützt sind ein Gangbau im Holmeshuushügel (Kr. Hadersleben), die Grabkammer bei Elisenlund, ein Steingrab bei Linden und eins bei Schalkholz (N.-Dithm.), der Opferaltar bei Albersdorf, die Grabkammer bei Delbrücke (S.-Dithm.) und endlich das sogenannte Ansverus-Kreuz bei Ratzeburg.

Der Verein verdient seiner verwandten Bestrebungen wegen die Unterstützung der Mitglieder des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde. Für die nächste Zukunft richtet sich seine Tätigkeit weiter auf die archäologische Erschließung Schleswig-Holsteins. Zunächst sind Ausgrabungen größeren Stils in der Oldenburg geplant, ferner soll zur wissenschaftlichen Bearbeitung des Danewerks und zur Herstellung einer topographischen Statistik wie einer Fundkarte für Schleswig-Holstein geschritten werden. Auch dem Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch widmet der Verein seine Mitarbeit.

Vorsitzender ist Prof. Kauffmann. Der Jahresbeitrag beträgt 6 *M*.

Kiel. G. Kühn.



De Snee.

De witte Snee liggt up 'e Eer
As 'n Laken up 'n Dodenbaer.
Is nümms, de gern dat Laken lücht;
Is nümms, de gern en Doden sücht?
De Doden schöllt wi laten ran'n;
Den Snee, den mutt de Sünn updaun.
Den Sünnschin ward uns Herrgott geb'n;
Wi möt dat Fröhjahr man aftöb'n.
Denn stigt lebennig ut de Eer,
Wat ünnern Snee begraben weer.

Kiel. Zr.



Die Dämmerstunde.

Von J. H. Löhmann in Flensburg.

Wenn meine Mutter es nicht allzu hilde hatte, hielt sie mit uns beiden Kindern eine Dämmerstunde. In der Werkstatt erklangen die Hämmer von Meister und Gesellen im lustigen Vierviertel-Takt; sie waren nur ihrer drei, das vierte Viertel war eine Pause, — das leichte Viertel des Meisterhammers teilte sich manchmal, auf dem Amboß klingelnd, in zwei Achtel oder eine Triole. In der Zeit zwischen dem Hämmern, wenn das Eisen im Feuer lag und der Blasebalg mit vollen Backen hineinschnob, ertönte gar häufig ein fröhliches Lied, denn die Gesellen waren jung und der Meister, mein Vater, heiteren Gemüts. Unsere Mutter sang mit ihrer tiefen, vollen Altstimme die Lieder ihrer Mädchenzeit, nach denen Knechte und Dierns auf den großen Dielen der sächsischen Bauernhäuser ihre Jotts (improvisierte Tanzabende) abgehalten hatten; Knechte wurden alle jungen,

unverheirateten Bursche genannt, sie mochten Bauernsöhne oder dienende Leutlein sein, Dierns in gleichem Sinne. Oder sie erzählte ihre Dorferlebnisse aus der Kriegszeit von 1812 und 1813, denn sie war geboren 1795, Spukgeschichten: vom Vorwarnen, von Hexen, vom Bannen der Diebe u. dgl. m. Wenn unser Vater einmal aus der Werkstatt in die Stube trat, wo er niemand sehen konnte — seine Augen waren an das helle Feuer der Esse gewöhnt —, aber die Stimme unserer Mutter hörte, dann rief er wohl fröhlich lachend: „Na, spökel ji all weller?“ Das hatte für mich den Erfolg, daß ich nichts für wirklich Geschehenes hielt, aber auch nichts von allem entbehren mochte, „man erzählte sich das so.“ Ich lasse meine Mutter erzählen.

Dat Plaaster op de Näs'.

Mehr as eenmal hett de ol Voß dat vertellt, un de weer all in min Kinnerjahrn en oln Mann un sin Lẹwstid jümmer gut un ehrli wẹn un harr ni en unwahr Wurt seggt. He re mal in düstere Nach vun Schẹmfeld [1]) na Buckerehm. He leet sin Pẹrd gahn, as 't wull, denn he dach, de Run kunn den Weg bẹter finn as he sülbn, un de Krüpp schull em wull antrecken. De Run gung denn uk so 'n lüttjen Schuckeldraff. [2]) Op eenmal schüttel he sik un stopp un keek sik üm. Voß klopp em sach op 'n Hals un keek sik uk üm. Dar seh he en Paar glönige Ogen. Gau nehm he sin Pitsch un hau darna. Dar sä dat: „Miau!“ un „Kiss, Kiss!“ un weg weern de Ogen. Nu leet Voß den Run bẹter utlangn. Dat duer awer ni lang, dar sprung de Run örnli in de Höch. Un as Voß sik weller ümkeek, dar seten op dat Pẹrd sin Rügg en ganz Deel glönige Ogen. He hau wull mit de Pitsch, dat nütz awer niks, de glönigen Ogen sprungn wull 'raf, awer gliks weller op't Pẹrd 'rop. Un je düller he slog, je neger keem' de Ogen un je düller miau un prust dat. Een vun dat Takeltüg waar so driest un sprung em op 'n Puckel un wull em wull vun achtern to eien. [3]) He fuchel mit de Pitsch verdweer un verdwaß. Dat holp för 'n Ogenblick, weg weern se! Gau hal he sin Meß ut de Büchsentasch un bunn dat vär de Pitsch as 'n Blatsch vär de Swẹp [4]) un sä: „Nu kamt man weller, ji Ästüg!“ [5]) Un se leten ni op sik luern. He awer hau, un he drep, — un dar schreg dat ganz barmhatti [6]) au! un weg weer de ganze Swarm un keem nu ni weller. Un Voß japp op [7]) un keek denn mal na sin Klock, de weer all äwer twölf. „Süh, süh,“ sä he, „jüs de Geisterstunn! Schall mi doch wunnern, wat dat op sik hett!“ Un dat schull sik all den annern oder drütten Dag utwisen. Dar bemött [8]) em de ule Püttjerfru, de harr en Plaaster dweer äwer de Näs', datt harr se süns ni hatt, un dat Merkwürdige weer: dat Plaaster beheel se so lang, as se lẹw. Un de ul Püttjersch weer as 'n ole Hex bekannt, un keeneen much ehr geern op sin Hof hem, se kunn dat Vehtüg behexen, un denn geef dat keen Melk mehr. Un Voß harr ehr mal likto [9]) en ole Hex schulln un ehr mit sin Hund vun 'n Hof hißt. Un nu weer dat wiß, darfär harr se em en Tort [10]) andon wullt. Se harr sik mit ehr Hexensüstern in swatte Katten verwannelt, se weern em op 't Pẹrd sprungn un harrn em dat Gesich tweiklein [11]) wullt, un wat Hexen tweikleit, dat heelt sin Dag ni weller. Nu harr Voß de ole Hex mit sin Meß jüs äwer de Näs' drapen, dat se blön dä. Un nu harr de ole Hex drapen, wat se Voß todacht harr, denn so is dat uk, wenn de Hex sik verwannelt hett un denn en blödige Wunn kriggt, denn heelt dat in ehr Leben ni weller. De ole Püttjersch weer tekent, [12]) jedereen gung ehr ut 'n Weg, un se kunn keen Minsch mehr 'n Schabernack andon.

Arwslätel un Arwbibel.

En Arwslätel un Arwbibel mussen 't wẹn, se mussen awer lang in de Fründschüpp [13]) furtarwt hem, — wenn se de harrn, denn kunn' se Spitzbowen

un annere slichte Lüd utfünni maken. Min Grotvader un sin Broder harrn dat. Wenn denn een keem un sä: „Mi sünd de Wüß ut 'n Rok stahln," oder: „Se hebbt mi en paar Schap vun de Kuppel halt," un denn min Grotvader bę: „Künnt ji mi den Kierl ni seggn?" denn kunn he ni Nę seggn. Mennimal hett min Moler to min Grotvader seggt: „Dot dat doch ni mehr, Valer, ji makt ju ja all de slichten Lüd to Feend, un de sett uns noch den roden Hahn op't Dack!" „Min Dochder," sä he denn," „ik kann ja ni anners, ik mutt de guden Lüd doch hölpen." Un denn slot he sik mit sin Broder in de lüttje Verlehntsdönsch [14]) in; ji kennt de lüttj Dönsch ja, min Kinner, ju lüttj Annamellersch wahnt dar nu in. Ik weer doch nischieri waarn, ik harr dat ja ni don schullt, denn Luern is häßli, — ik slek mi ünner de Finstern un schul vun een Eck rin. Sehn kunn' se mi ni, se harrn de Sid na 't Finster kehrt. Dar seten se denn, min Grotvader un sin Broder, op twee Stöhl, een gegen den annern äwer, mit de Kneen tosam. De Arwbibel harrn se op ehr Kneen liggn, de Hann daräwer leggt un de Müs' [15]) vun ehr Duums een an de anner stütt. Wat sehn de beiden oln Lüd eernsthafti ut! Twischen ehr Müs' bummel de Slätel. Wat hör ik niep to! Ik kunn ja ni allns hörn, wenn uk 'n Ritz in de Finsterrut [16]) weer. Se mummeln [17]) allerlei. Un denn sän se Nams, natürli vun de Lüd, vun de se meen', dat se dat harrn don kunnt, un darbi keken se den Slätel scharp an, se rippen un röhrn sik awer ni. Un so lang se unschüllige Lüd drepen, so lang ripp un röhr sik de Slätel uk ni, he hung ruhi as 'n Slätel an de Wand. So drad [18]) se den Schülligen sin Nam sän, denn kunn' se den Slätel nich mehr holn, mit alle Kraft nich, denn full he dal. Un wenn de Slätel fulln weer, denn harr de Schüllige keen ruhige Stunn mehr, he muß sik mellen un dat weller hinbringn, wenn he wat stahln harr.

Fotspor in 'n Rok.

Am sękersten weer't, kreeg man 'n Fotspor vun 'n Deef. Sin Fot harr doch in Sand, Eer oder Lehm indrückt. So wit de Fotspor gung, nehm man dat Sand, de Eeer oder dat Lehm, kreeg dat in 'n linn' Büdel und hung den in de Oken [19]) in 'n Rok. So as dat Sand, de Eer oder dat Lehm an to vergahn, intodrögen fung, fung uk de Deef an to vergahn, he swunn hin as de Snee vär de Sünn. Denn muß de Deef kam, denn jammer he vun Himmel to Eer, se muchen doch de Fotspor ut 'n Rok nehm', he kunn ni leben un ni starben.

Bärwarn.

Malins heff ik wat belęwt, min Kinner, un dat is wahr. Ik weer noch so 'n Gär vun 'n Jahrer teihn, ik seet awer all mit min Moder op, wenn Vader noch ni na Hus kam' weer; he un de annern Buervägd mussen mennimal na Rendsborg to Amt. Dar waarn se lang' opholn un de Weg weer lang, un wenn sin ol Brun uk gut utlangn dä, he kunn eerst merrn in de Nacht an't Hus 'ran kam'. Moder un ik, wi harrn lang tosam sęten, se bi't Spinnrad un ik mit de Knütthaf', dar keem Vader, wi kunn' den Brun' all gnickern [20]) hörn. Wi lepen denn 'rut un holpen Vader, den Brun' aftotöm [21]) un in 'n Stall to bringn, uk geebn wi em Foder vär. Wi gungn in de Dönsch, ik sett Vader den Stęwelknech hin, he lę [22]) den Fot 'rin, ik heel beide Hann' op dat Tahnenn [23]) — mit een Hand alleen kunn ik ni dull 'nug dal drücken, de Stęwel seet to fast un ik weer noch to lüttj —, min Vader tog de Stęweln ut. Un denn reck he sik un sett sik in 'n Lähnstohl. Min Moder bröch Kaffi op 'n Disch, un nu harr se eerst Tid, min Vader örnli antosehn, se harr dat ja so hild hatt, se wull Vader ja ni luern laten. „Jung, Klas," sä se, „du sühst ja so witt un ganz

verbiestert ut. Fehlt di wat?" „Nẹ, min Diern," sä he, „mi fehlt niks, ik heff blot wat ganz Besünners belẹwt." Un nu vertell he.

As ik op düss' Sid vun Schẹmfeld weer — un dar kenn ik ja jeden Placken, jeden Tun, jeden Bom un Busch —, un ik dach an rein garniks, dar stunn min Brun op eenmal still. Ik klopp em sachen op 'n Hals un sä fründli: „Na, min ol Brun, nu man to, Moder ward süns de Tid lang, un du kriggst din Foder." De Brun gung awer ni, he spiel [24]) banni de Ohrn. Ik klapps em weller un sä: „Wat schad di denn, min Ol?" He gung awer trügaars, [25]) spiel in eenſten [26]) furt de Ohrn un schul na de Sid. Da keek ik na desülwige Sid. Un wat seh ik dar? Dar weer süns ja, un uk värmorgns [27]) noch, as ik utriden dä, en hogen Tun, un nu weer he op 'n tẹmli Enn' lang ganz weg. 's nachts süht dat jümmer anners ut as dags, un ik dach uk, du verkiekst di wull. Awer nẹ, dat bleev so. Un as ik noch länger hinsehn dä, wat seh ik dar? Dar slẹp [28]) dar wat langsam 'ran, ganz sit, [29]) un dat slẹp sik där de lerrige Stẹd, dar süns de Tun weer, un denn slẹp sik dat wider rop [30]) — de Koppel is ja wat hoch —, un dar heel dat still. Un to beide Siden weer dat grimmeln vull. — Wa lang dat duer, weet ik ni. Un denn weer dat jüs, as wenn en Nẹwel [31]) wegtrock, un as dat kam weer, so gung't weller weg. Ik wisch de Ogen ut, as wenn ik dar wat inkrẹgen harr; so scharp ik uk hinsehn dä, dar weer niks mehr to sehn, un de Tun weer uk weller dar. Un dar gung min Brun uk weller to. Den ganzen Weg must ik dar an denken, wat dat wull bedüden schull. — Vader sweeg still. Moder meen: „Du hest di wull verkiekt, Klas? Du büst wull all wat möd wẹn?" „Dat meen ik uk," sä Vader, „awer min ol Brun muß dat uk sehn hem. Warüm stunn he süns still un spiel de Ohrn, un gung wider, ganz vun sülbn, as dat värbi weer?" Dar kunn min Moder niks op seggn. —

Min Kinner, wat heff ik niep tohört! sä denn min Moder. Ik weer ja noch lüttj, heff awer niks vergẹten, wat min Vader sä. Un denn hett min Vader an desülwige Stell dat noch eenmal belẹwt. Dar sä min Moder: „Weetst du wat, Klas? Du hest ja din Broder in Remmels, de ja uk Buervagd is." (Remmels is neeg bi Rendsborg.) „Bliv de Nach bi em un ri den annern Morgen na Hus, denn sühst du so 'n Spökeli ni weller! Bi Dag sühst du allns, as 't würkli is."

Dat duer lang, min Kinner; ju Grotvader weer all dot, un ik deen in Winnbargn bi Meldörp. Dar waar 'n gräßliche Geschich vertellt. Fränz Delfs in Schẹmfeld, de harr sin Valer, sin Moler un sin Broder mit Rottenkrut [32]) vergeben, [33]) dat harr he in de Grütt krẹgen. De Delfs de döchen all niks, weern slich bi anner Lüd un leben sülbn in Strit un Larm mit enanner; Geld harrn se 'nug. Fränz Delfs weer frech bet to Enn. Dat dä em ni leed, dat he sin neegsten Frünn [34]) vergeben harr. Sin Öttel [35]) weer, he schull in 'n Kohhut neiht un op 'n Slöp [36]) na 'n Richtplatz slẹpt warrn; de Scharprichter schull em den Kopp afhaun un em denn op't Rad flechen. Sehn heff ik dat nich, min Kinner, ju Vader is noch darbi wẹn. Ik besöch awer bald na de Tid min Moder, un dar hebbt wi darvun snackt. „Weetst du noch, Moder, wat Vader uns vertell, as he malins [37]) 's nachts vun Rendsborg keem?" „Diern, Trina," sä he, „hest du dat beholn, du weerst ja noch so lüttj?" „Ja, Moder," sä ik, „dat weet ik noch so gut, as wenn't güstern weer." „Süh mal, Trina," sä Moder, „dat is jüs so indrapen, as din Vader dat vär lange Jahrn sehn hett. Fränz Delfs schull ja in 'n Kohhut op 'n Slöp na 'n Richplatz föhrt [38]) warrn. De Platz weer op de hoge Koppel, de din Vader sehn hett. De hoge Tun weer darbi in 'n Weg. De Tun waar 'rut krẹgen un de Wall dalleggt, so wit, as 't nödig dä. Un där dat Lock togen de Pẹr de Slöp mit den arm' Sünner. Un dat hett din

Vader uk sehn. Un denn weer dat swatt vull von Minschen, de tosehn wulln, wasücken en arm Sünner hinricht waar. Un all de Minschen hett din Vader ja uk 'rüm grimmeln sehn. Mi dünkt, dat hett richti värwarnt."

Anmerkungen: [1]) Schenefeld. [2]) Zuckeldraff, kurzer Trab. [3]) übers Gesicht streicheln. [4]) eine Schnur aus Pferdehaaren vor der Peitsche zum Knallen. [5]) Aaszeug. [6]) zum Erbarmen. [7]) holte tief Atem. [8]) begegnete. [9]) geradezu. [10]) Schaden. [11]) entzweikratzen. [12]) gezeichnet. [13]) Verwandtschaft. [14]) Abschiedsstube. [15]) Mäuse, Muskeln. [16]) Scheibe. [17]) murmelten. [18]) sobald. [19]) unter der First. [20]) wiehern. [21]) abzuzäumen. [22]) legte. [23]) Zehenende. [24]) spitzte, bewegte in die Höhe richtend die Ohren. [25]) rückwärts, dem Gesäß zu. [26]) in einem fort. [27]) heutemorgen. [28]) schleppte. [29]) niedrig. [30]) weiter hinauf. [31]) Nebel. [32]) Rattenpulver, Rattengift, Arsenik. [33]) vergiftet. [34]) Verwandte, sonst auch Freunde. [35]) Urteil. [36]) Schlitten. [37]) einst. [38]) gefahren.



Mitteilungen.

1. **Der 24. Februar.** Müllenhoff teilt in seiner Sagensammlung S. 534 Nr. DXXV unter obiger Überschrift das Bruchstück einer dithmarsischen Sage mit, nach welcher ein Sohn, der viele Jahre in der Fremde gewesen und reich heimkehrt, von seinen geldgierigen Eltern, die ihn nicht erkennen, umgebracht wird. Dieselbe Sage habe ich in Delve in Dithmarschen aufgezeichnet in Form eines Liedes. Dasselbe lautet:

1. Es waren einmal zwei Reitersöhne,
die hatten Lust wohl in die Welt zu gehn
|: um ein Soldat zu werden. :|
2. Sie ritten hier, sie ritten dort,
sie ritten immer weiter fort
|: wohl vor ihrer eignen Mutter Tür. :|
3. „Guten Tag, guten Tag, Frau Wirtelein,
wo binden wir die Pferde an,
|: daß sie uns nicht gestohlen werden? :|
4. „„Das eine bind't in diesen Stall,
das andre in den andern Stall;
|: da werden sie nicht gestohlen."" :|
5. Der eine sprach: „Ich hab' noch Geld,
ich hab' noch beide Taschen voll,
|: dazu noch 400 Dukaten." :|
6. Und als es kam um Mitternacht,
die Frau zu ihrem Manne sprach:
|: „Laßt uns den Reiter ermorden." :|
7. Die Frau vernahm von Manns Gewalt;
sie nahm das Messer in ihre Hand
|: und stach den Reiter durch das Herze. :|
8. Und als es kam an andern Tag,
Der andre Reiter in den Stall 'einkam:
|: Wo ist mein Kamerad geblieben? :|
9. „„Er ist nicht hier, er ist nicht da,
er ist schon wieder fortgeritten,
|: fort — — — — — — —"" :|
10. „Ach nein, ach nein, das kann nicht sein;
in diesem Hause da wird er sein,"
|: sprach er mit fließenden Tränen. :|
11. „Ihr habt ihn doch nichts zu leid getan?
Er war ja euer eigener Sohn,
|: der aus dem Krieg ist g'kommen." :|
12. Die Frau wohl in den Brunnen sprang,
der Mann sich in den Stall erhangt.
|: War das nicht Schimpf und Schande? :|

In Erck und Böhme (Leipzig 1894) S. 172—177 finden sich von diesem Liede drei Lesarten mit 7 Melodien. Zwei Lesarten tragen die Überschrift: „Die Mordeltern," und eine hat die Überschrift: „Der Gastwirtssohn und die Mordeltern." Das Lied ist durch ganz Deutschland verbreitet. Vogel in seinen Leipziger Annalen erzählt die Sage als wirklich geschehene Begebenheit unter dem Jahre 1618 zu Leipzig beim Gastwirt zum güldenen Siebe in der Hallischen Gasse. 1649 kam zu . . . . . in Böhmen eines armen Mannes Sohn zu Hause, der 18 Jahre im Kriege gewesen war, und gab sich erstlich niemandem als seiner Schwester zu erkennen. In der Nacht ermorden die Eltern ihn. Nachdem sie aber erfahren, daß es ihr Sohn gewesen, stürzt sich der Vater in den Brunnen; die Mutter erhängte sich und die Schwester starb vor Schreck, heißt es in einer Chronik. Z. Werner in seinem 29. Februar hat die Sage dramatisch behandelt, und 1810 ward das Drama auf die Bühne gebracht. — In den „Pommerschen Blättern," Jahrg. X, S. 21 ff. findet sich ebenfalls eine Lesart zu dieser Sage aus Garziger, aber von dem Liede nur ein Bruchstück.

Lunden. Heinr. Carstens.

2. **Über den Fund von Eisenschlacken.** Als ich in den siebziger Jahren bei der Grundsteuerregulierung als Mitglied der Einschätzungskommission für den Kreis Apenrade tätig war, kam ich auch in die Gemarkung Rübbel nahe der Bahnstation Jordkirch. Bei Untersuchung der dortigen ziemlich umfangreichen Waldungen veranlaßte ich den mich begleitenden Arbeiter, an einer bestimmten Stelle ein Loch zu graben. Dieser versuchte es, stieß jedoch gleich auf Steine. Befremdet durch das Vorkommen derselben in dem sonst lehmigen Waldboden, ließ ich eine größere Strecke bloßlegen und fand nun einen umfang-

reichen Haufen von Eisenschlacken. Ich nahm einige Stücke mit, und als ich später Herrn Dr. Meyn in Ütersen zu begleiten hatte, zeigte ich sie ihm mit der Bitte um nähere Erklärung des Fundes. Dieser sagte mir, an dem betreffenden Orte, wo das Brennmaterial dazu vorhanden gewesen sei, hätten unsere Vorfahren aus herbeigeschafftem Ortstein ihr Eisen ausgeschmolzen.

Kolstrup. H. Neumann.

3. **Die „Wokerblomenköst" in Esingen** (vergl. „Heimat" 1903, Nr. 2). Der Brauch, den Besitzer, auf dessen Grundstück die gelbe Wucherblume sich findet, mit einer Strafe zu belegen, wird noch in der Gegenwart in meinem Heimatsorte, in Esingen bei Pinneberg, geübt. Das „Pinneberger Wochenblatt" berichtet unter dem 4. Juli 1901 folgendes: „Eine Veranstaltung, welche schon seit einer Reihe von Jahren alljährlich um diese Zeit stattfindet, hat sich noch bis zum heutigen Tage in Esingen erhalten. Es ist dies die sogenannte Wucherblumenschau, welche vor etwa 300 bis 400 Jahren von einem Grafen eingeführt sein soll, als einmal durch die oben bezeichnete Blume alles verwuchert war, wodurch eine Teurung hervorgerufen wurde. Die Wucherblumenschau wird in folgender Weise vorgenommen: Zur Zeit der Wucherblumenblüte tut sich eine Anzahl Einwohner zusammen. Diese setzen einen Tag fest zur Besichtigung der Ländereien. Der Tag wird den Grundbesitzern vorher bekannt gegeben. Ist nun der Termin herangerückt, dann werden von dem Komitee Gärten und Felder abgesucht. Für jede Wucherblume hat dann der betreffende Besitzer, auf dessen Grund und Boden dieselbe gefunden ist, eine Strafe von 5 Pfennig zu entrichten. Auf diese Weise sind die Blumen in dortiger Gegend recht spärlich geworden; denn ein jeder paßt so gut wie möglich auf, bevor die Schau beginnt. Am Abend ist dann ein Zechgelage mit Ball vorgesehen, woran sich fast die gesamte Einwohnerschaft, arm und reich, beteiligt. Da die ganze Veranstaltung eine historische ist, so wird sie auch von der Behörde anstandslos freigegeben." Dieser Zeitungsnotiz füge ich hinzu, daß die Strafe für jede Blüte früher einen Sechsling betrug und mit der Einführung der deutschen Reichswährung in 5 Pfennig umgewandelt wurde. Die Wucherblumenschau wurde sogar von dem bekannten Landdrosten, Kammerherrn von Scheel, welcher in der Zeit nach 1848—51 in Pinneberg das dänische Regiment führte und zur Demütigung der „Insurgenten" jedes öffentliche Tanzvergnügen verbot, als ein historisches Fest anerkannt und zugelassen. Leider hat in den letzten Jahren die „Wokerblomenköst," wie die Feier im Volksmunde heißt, mehr und mehr den Stempel eines Festes verloren und dafür den Charakter einer gewöhnlichen Tanzmusik angenommen. Die Einrichtung hat doch die Folge gehabt, daß in der Esinger Feldmark die Wucherblume selten ist, während in den benachbarten Feldmarken sie sich häufig als ein sehr lästiges Unkraut findet.

Altona. D. Kolster.

4. **Kapitän Hammer in Keitum am 3. März 1864.** Am Morgen des 3. März 1864, als das Festland Schleswigs bereits bis auf die Halbinsel Düppel von den verbündeten Heeren erobert worden war, wurde das Dorf Keitum auf Sylt von dänischen Soldaten umlagert, es durfte keine Person aus dem Dorfe hinaus noch in dasselbe hinein. Die Soldaten waren sogenannte Mariner, fast lauter zusammengelaufenes Gesindel, das Korps des Kapitän Hammer, der mit seinen zehn Kanonenbooten das Wattenmeer zwischen den friesischen Inseln und dem Festlande durchkreuzte und diese Inseln für „gammel Danmark" sichern sollte. Bekanntlich waren die Inselbewohner bis auf wenige eingewanderte Jüten echte deutsche Patrioten und hatten dieses oft in freimütiger Weise bekundet und über die Gewalttätigkeit der dänischen Beamten geklagt. Auf Sylt hatten nämlich schon ein dänischer Landvogt, Kontroleur und Landschaftsarzt ihr „Levebrod" erhalten. Kapitän Hammer wollte den Syltern zeigen, daß sie Dänen seien. Zu dem Zwecke gedachte er einige der angesehensten und den Dänen unliebsamsten Bewohner nach Kopenhagen abzuführen. Es wurden die Kapitäne z. S. U. Bleicken, C. Bleicken, H. Prott, C. Hein, Gemeindevorsteher Simonsen, Dr. Jenner, Kaufmann W. Hendricks und der emeritierte Lehrer und Organist C. P. Hansen — der Chronist von Sylt — aufgefordert, ihm, dem Kapitän Hammer, nach der Landvogtei in Tinnum zu folgen, woselbst sie sich zu verantworten hätten. — Die genannten Herren wurden auf Leiterwagen gepackt und unter der Eskorte der braven Mariner durch das Dorf Keitum nach dem Gerichtslokale geführt. Soweit ging für Hammer alles nach Wunsch. Alle Einwendungen der betreffenden Personen, nichts verbrochen zu haben, blieben fruchtlos. Aber ganz Keitum geriet in Aufruhr, und wie ein Lauffeuer verbreitete diese Nachricht sich über die ganze Insel. Aus allen Dörfern strömten die kräftigsten Bewohner nach Keitum, versammelten sich dort im „landschaftlichen Hause" und faßten den Beschluß, ihre Kameraden aus der Gewalt der Dänen zu befreien. Die jüngeren Leute versahen sich mit den verschiedenartigsten Waffen, und so ging es im Eilmarsche westwärts nach der Tinnumer Landvogtei. Hier umschloß die Schar, etwa 300 Personen, das vom Hauptgebäude und den beiden längsseits stehenden Wirtschaftsgebäuden gebildete Viereck, auf dem Hammers Truppe,

gegen 30 Personen, mit geladenem Gewehr stand. Als Hammer die Menschenmenge erblickte, trat er aus dem Gerichtssaal und fragte, was sie wünschte. „Wir verlangen die Freiheit unserer Landsleute!" war die Antwort. „Entfernt Euch, oder ich lasse schießen!" drohte der Kapitän. „Wir fürchten keine Drohung, wir gehen nicht eher, bevor die Freiheit unserer Brüder uns gesichert ist." Ein alter weißhaariger Kapitän, namens Theyde Michel Decker, aus Westerland entblößte seine Brust und rief: „Zielt nur hierher, ich will der Erste sein, der sein Leben für seine Brüder opfert; aber davon bin ich überzeugt, daß kein einziger von Ihren Leuten lebendig vom Platze kommen wird." Hammer, hierdurch in Wut gebracht, ließ seine Soldaten die Gewehre heben und kommandierte: „Legt an!" Als indeß keiner von den Syltern zurückwich und einige Stimmen sogar „Feuer!" riefen, wurde ihm die Sache doch etwas bedenklich und kommandierte er: „Gewehr ab!" Die Verhandlung im Gerichtssaal wurde abgebrochen, und die Acht, nachdem sie nochmals ernstlich ermahnt und bedroht worden waren, erhielten ihre Freiheit. Mit offenen Armen wurden sie von den draußen stehenden Landsleuten empfangen und mit großem Jubel nach Keitum zurückgeführt. Hammer soll mit den Zähnen geknirscht und den Syltern vor seinen Marinern Rache geschworen haben.

Kiel. H. C. Dau.

5. **Wie sah es hier vor der Erbauung Friedrichstadts aus?** In dem Artikel „Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein" (vergl. Nr. 12, Jahrgang 1903) wird den Holländern das Verdienst zugeschrieben, die Treene eingedeicht und gegen Ebbe und Flut geschützt zu haben. Dazu möchte ich folgendes berichtigend bemerken. Früher unterschied man die Südereider von der Nordereider; die erstere floß bei Friedrichstadt ungefähr in dem jetzigen Eiderbett, während die letztere das heutige Treenetal ausfüllte, dann aber ihren Lauf nach Nordwesten fortsetzte und Eiderstedt von dem Festlande abtrennte. 1489 wurde die Nordereider abgedeicht, so daß ihre Gewässer sich seit jener Zeit in südwestlicher Richtung in die Untereider ergossen. Der Deich, welcher den Mildter-Koog gegen die Treene schützt, wurde bereits 1436 aufgeführt, der Goosdeich, früher Hövedtdeich genannt, 1494; 1540 endlich, mit dem Treenedeich bei Spätinghof, wurde der Abschluß der Schutzwälle im Osten vollendet. Im Jahre 1570 wurde die Treene durch einen Deich von der Eider (bei der Köllnschen Mühle) nach Koldenbüttel ganz abgeschnitten. Zu derselben Zeit wird auch der Eiderdeich von dem Hövedtdeich (Goosdeich) nach jenem Treenedeich aufgeführt worden sein. Das Wasser der Treene leitete man durch zwei Sielzüge, den „Oster- und Wester-Sieltog," nach der Eider; drei Schleusen, „Neuenwerksschleusen," regelten den Abfluß. Somit war der Grund und Boden, Seebüll genannt, auf dem reichlich 50 Jahre später die Stadt erbaut wurde, gegen Überschwemmungen geschützt. Lassen wir jetzt Bolten reden: „Der Grund und das ganze Territorium der Stadt Friedrichstadt gehörete ehedem ganz zum Drager-Spätjen, oder zum Drager Anteile des durch die Abdeichung der Treene 1570 gewonnenen Herrn-Kooges. Ehe Eiderstedt landfest ward, war hier eine sandschieferichte, etwas erhöhte Gegend, welche Seebüll oder Sehebüll hieß, und auf welcher 1570 die mehrgedachten Sieltöge, der Oster-Sieltog und der Wester-Sieltog, von der Treene nach der Eider durchgegraben und bei denselben die Neuenwerks-Schleusen angelegt wurden. Das Land Seebüll wurde nachher von diesen Schleusen gemeiniglich auf dem Neuenwerke genannt; allwo man auch bald nach der Eindeichung dieses Herrn-Kooges einige wenige zerstreute Häuser, unter andern auch ein Fährhaus über die Eider, Neuenwerker-Fähre genannt, erbauete, welche nach Süderstapel zur Kirche gingen. . . . Es hatte vormals der Landvogt Adolph Vaget 11 Demate Landes auf Seebüll liegen, und auf demselben ein Gebäude stehen, welches letztere anfangs da, wo jetzo die Wester-Schleuse vom Wester-Sieltoge befindlich ist, gelegen, nachher, weil diese Schleuse von ihrer Stelle etwas westlicher auf ihren jetzigen Platz verrückt worden, etwas weiter nach Osten auf das gegenwärtige Wester-Eiland bei Friedrichstadt zu stehen gekommen, endlich aber zur Erbauung der Stadt Friedrichstadt überlassen worden; sowie auf jenen 11 Dem. die Stadt zu stehen kam. . . . Schon damals wollte man hier auf dem Neuenwerke gern mit Schiffen anlegen, und an diesem hierzu bequemen Platze Waren einnehmen; welches daher die Herrschaft auf geschehene Vorstellung unterm 30. Oktober 1613 ernstlich verbieten mußte. Auf diesem Spätjen, Seebüll oder Neuenwerke ist nachher die jetzige Stadt Friedrichstadt zu stehen gekommen. Man gedenket noch zuweilen des Reimes, in welchem die Alten die Erbauung einer Stadt auf Seebüll geweissaget haben sollten, also lautend:

Wann up Seebüll een Stadt steit
Un in de Olde-Koog de Hahn kreit,
Un in de Wohld de engelsche Trommel schleit,
Wo et denn wol in Stapelholm togeit?"

Friedrichstadt. Honnens.

6. **Danksagung und Anfrage.** Für die überaus zahlreichen Einsendungen auf meine Anfrage in der diesjährigen Nr. 1 der „Heimat" sage ich den betreffenden Herren meinen

besten Dank. Zugleich bitte ich diejenigen Veteranen, welche vor März 1848 in Schleswig beim 1. Dragoner-Regiment gestanden haben, mir gütigst auf einer Postkarte folgende Fragen beantworten zu wollen: 1. Name, Geburtsort und Geburtsdatum? 2. Wo zur Militärsession erschienen und wann? 3. Wann in das Regiment eingetreten und in welche Eskadron?

Flensburg, Friesische Straße 68. H. Hansen, Gymn.-Professor a. D.

7. **Ettgrön.** Hansen meint, Ettgrön wäre ein dänischer Eindringling. Dies ist nicht der Fall. Im mittelniederdeutschen Wörterbuch findet sich etgrode „zweiter Wiesenwachs, Nachweide" verzeichnet; ebenso heißt noch heute in Ostfriesland et-, ettgrode, etgroe Nachweide (ten Doornkaat-Koolman, Ostfries. Wörterb.), und im neuesten „Korrespondenzbl. des Vereins f. ndd. Sprachforschung (Heft XXIV S. 62) ist für Güterloh Itgro „Grummet" bezeugt. Alle diese Formen beweisen aber, daß Hansen recht hat, wenn er meint, das Grön in Ettgrön beruhe auf Volksetymologie. Allerdings kommt grön auch von der Wurzel gro „wachsen" (vergl. das grüne Holz im Gegensatz zum dürren).

Solingen. J. Bernhardt.

8. **„Koffern."** Auf der Insel Föhr besteht die Sitte, daß der Tänzer sein Mädchen abends nach Hause begleitet und die beiden in dem Flur des elterlichen Hauses, auf der dort in der Regel aufgestellten Truhe (oder Koffer) sitzend, noch ein wenig mit einander plaudern. Dieses Beisammensein heißt „Koffern." In Ermangelung einer Truhe werden den jungen Leuten zwei Stühle hingestellt. Einem Fremden, der, um die Sitten des Landes kennen zu lernen, an einem öffentlichen Tanz teilnahm, wurde gesagt, dann müsse er auch das Koffern mitmachen. Was das sei, würde er schon erfahren, wenn er sein Mädchen heimbegleite. Als er sich nun von seiner Tänzerin vor dem Hause verabschieden wollte, sagte sie mit einem verschämten Blick nach dem Hausflur: „Da steiht de Koffer," worauf denn dem jungen Manne bald klar wurde, was „Koffern" bedeute. Dr. Gmelin.

9. **Was sich das Volk erzählt.** (Aus dem Fürstentum Lübeck.) 1. Trost. En Fru wär hel krank, se meen, se müß starb'n. Da birr se ehrn Mann, he schull ehr doch 'n bet'n ut de Bibel vörles'n. De kunn öwer nich les'n. He kreeg sik doch sin Brill un 'n oln Kalenner her, kiek wiß in't Bok 'rin un seggt ümmer: „Denn is dat mal witt un denn is dat mal swatt! Denn is dat mal witt un denn is dat mal swatt!" Na 'n lütt Tied ünnerbrick sin Fru em. „Och, Vadder," segg se, „wisch mi doch de Näs mal aff, wat is dat eenmal tröstli'!" — 2. Dat Fett! Meister un Gesell sitt achter't Kartüffelfatt un langt bei' fix to. Nu steiht öwer dat Fatt gra' so, dat dat Fett up 'n Geselln sin Siet is. „Dat Fatt het mi dree Daler kost'!" segg do de Meister un dreiht dat so, dat dat Fett up sin Siet to stahn kömmt. „Da's 't woll noch wert!" segg de anner un dreiht 't wöller üm. Se biern öwer bei' so, as wenn se dat Fat bekiek'n woll'n. — 3. Kanehl un Kamumm. En Jung schall för sin Mudder Kanehl un Kamumm hal'n, de se to de Winachtskok'n bruk'n will. Up 'n Weg na 'n Kopmann bet he in een' Gang för sik her: „Kanehl un Kamumm! Kanehl un Kamumm! Kanehl un Kamumm!" damit he dat jo un jo nich vergitt. Mit eenmal stött he an 'n Steen un fallt verlang hen. As he wö'r upstahn is, seggt he ümmer: „Kohbeen un Kohmund! Kohbeen un Kohmund!" Dat kriggt he natürli nich. — 4. Dat Fürtüg. As dat Fürtüg noch in'n Gang wär, dunn wär dat manchmal 'n bös Stück Arbeit, sik buten de Piep antostek'n. En Arbeitsmann güng von Hassendörp na 'n Pingsbarg. Eb'n but'n Dörp will he sich 'n Piep ansmök'n. Da will dat nich fängen. „Schiet schall sin' Will'n nich hem!" seggt he un pinkert lusti' wieder. Dat will em öwer nich glück'n. „Schiet schall sin' Will'n nich hem!" seggt he ümmerto — öwer as he sin' Knösel in Brand het, is he gra' up 'n Pingsbarg.

Kiel. G. F. Meyer.

Aufruf zur Mitarbeit

behufs Ermittlung noch heute gebräuchlicher deutscher Namensformen für Orte in fremden Sprachgebieten.

In Bezug auf den Gebrauch deutscher Namensformen für Orte in fremdsprachiger Umgebung stimmen die Forscher aller in Betracht kommenden Wissensgebiete überein: nur solche deutsche Ortsnamen haben für die Gegenwart Berechtigung, die noch im Volksmunde lebendig sind, d. h. die noch heute zum Sprachschatze einer deutschen Minderheit der Einwohner oder zu dem der deutschen Nachbarn jenseit der Sprachgrenze gehören. Alle „Buchnamen," die in früheren Jahrhunderten gebräuchlich waren, jetzt aber verklungen sind, haben nur geschichtlichen Wert.

Die Schwierigkeit liegt aber in der zuverlässigen Feststellung der Namensformen, die heute noch gebraucht werden, der Wissenschaft und damit der Allgemeinheit aber unbekannt sind. Hier droht kostbares altes deutsches Sprachgut verloren zu gehen, das die Mundarten treulich bewahrt haben, das die Schriftsprache aus einfacher Unkenntnis aber nicht übernommen hat. So ist z. B. noch heute im deutschen Elsaß Nanzig der gebräuchliche Name für Nancy, noch heute fährt die Postkutsche aus Graubünden ins Veltlin nicht nach Chiavenna, sondern nach Cläven, noch heute heißt Maros Vasarhely bei den siebenbürger Sachsen Neumarkt, noch heute kennt die deutsche Muttersprache der Balten kein Pskow, sondern wie zur Hansezeit nur ein Pleskau. Es ist die höchste Zeit, uns sichere Kenntnis dieser heute noch lebendigen deutschen Namensformen zu verschaffen, um sie als Beleg vergangener Kolonisationstätigkeit unseres Volkes oder lebhafter deutscher Kulturbeziehungen über die Grenzen unseres Sprachgebietes hinaus in der deutschen Schriftsprache zur Geltung zu bringen, aus der sie bisher vielfach nur verbannt waren, weil man sie für verklungen hielt.

Wir richten daher an alle, die sich an Ort und Stelle verläßliche Kenntnis des Gegenstandes verschafften, die herzliche Bitte, ihre Beobachtungen der Schriftleitung der „Deutschen Erde," dem mitunterzeichneten Herrn Prof. Paul Langhans in Gotha, mitteilen zu wollen.

Geh. Staatsarchivar und Geh. Archivrat Dr. **Paul Baillen,** Vorsitzender des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Charlottenburg. **Ernst v. Braunschweig,** Kaiserl. Gesandter z. D., Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, Berlin. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Alfred Kirchhoff,** Vorsitzender der Zentralkommission für deutsche Landes- und Volkskunde, Halle. Geh. Ober-Baurat **Otto Sarrazin,** Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Berlin. Prof. Dr. **Ernst Hasse,** Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes, Leipzig. Geh. Ober-Reg.-Rat Prof. Dr. **Reinhold Koser,** Generaldirektor der Preußischen Archive, Charlottenburg. Prof. Dr. **Alois Brandl,** Berlin. Geh. Justizrat Prof. Dr. **Felix Dahn,** Breslau. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Theob. Fischer,** Marburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Moritz Heyne,** Göttingen. Prof. Dr. **Karl Lamprecht,** Leipzig. Prof. **Paul Langhans,** Gotha. Prof. Dr. **Georg v. Mayr,** Unterstaatssekretär z. D., München. Prof. Dr. **Hans Meyer,** Leipzig. Hofrat Prof. Dr. **Albrecht Penck,** Wien. Geh. Hofrat Prof. Dr. **Dietrich Schäfer,** Berlin. Prof. Dr. **Ferdinand Vetter,** Bern. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Ad. Wagner,** Berlin.

Bücherschau.

1. **Geschichte des Kirchspiels Satrup bis zum Jahre 1800.** Seinen lieben Gemeindegliedern dargeboten von **C. J. Rickmers,** Pastor. 8°. 222 S. Druck von F. Timm in Gettorf. Preis? — Das Buch ist aus Vorträgen erwachsen und bietet, obgleich das Kirchspiel Satrup „immer abseits der großen Woge der Weltgeschichte gelegen hat," doch viel kulturgeschichtlich interessantes Material. Naturgemäß ist manches nur dem wichtig, der die Gegend kennt, oder denen, die sich mit Spezialstudien befassen; viele Einzelzüge aber bieten Kulturbilder, die jeden fesseln müssen, — die z. B. auch sehr gut in der „Heimat" stehen könnten. Ich nenne beispielsweise die Geschichten von der „Sagerschen," die Schilderung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, den Bericht über die kirchlichen Zustände zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, manche Mitteilung über das Schulwesen, z. B. auf S. 139 und S. 163. Wer sich mit Namendeutungen beschäftigt, wird in dem Buche manchen Hinweis auf die frühere Schreibung heute noch üblicher Namen finden. Zuweilen geht der Verfasser auch über die im Titel festgesetzte Grenze hinaus; so hat er die Predigergeschichte bis zur Gegenwart fortgeführt. Lund.

2. **F. A. Feddersen, Erzählungen eines Dorfpredigers.** 2. Band. 8°. 151 S. Hanau, Verlag von Clauß und Feddersen. Preis? — Das Heft enthält allerlei Bilder und Skizzen in buntestem Durcheinander, bald in poetischer Form, bald in Prosa, bald auf friesischem Boden, bald in Kanaan wurzelnd; der anspruchslose Leser wird an der Liebe zur Heimat, zur Natur, zu den Gestalten der Bibel seine Freude haben können. Lund.

3. **Der Heidjer.** Ein niedersächsisches Kalenderbuch auf das Jahr Christi 1904. Herausgegeben von Hans Müller-Brauel. Mit Zeichnungen von Hugo Friedrich Hartmann. Hannover: Gebrüder Jänecke, 1904. — Künstler wie Wilhelm Feldmann-Berlin, Hugo Friedrich Hartmann-Bardowiek, Franz Becker-Osnabrück, Theodor Hermann-Zeven, Otto Kaule-Bardowiek, Architekt Wilhelm Mathies-Bardowiek u. a. mit ihnen gründeten im Winter 1901 auf Anregung des Herausgebers eine „Vereinigung niedersächsischer Künstler, „Die Heidjer"

mit folgendem Programm: „Wir sehen unsere Aufgabe darin, Land und Volk unserer niederdeutschen Heimat künstlerisch darzustellen und auf ein Kunstgewerbe hinzuarbeiten, welches wohl neu ist in seiner Formensprache, aber dennoch heimatlich in seinem ganzen Wesen und Empfinden." Nicht umsonst hat der Kalender sich den Namen dieser Künstlergenossenschaft zu eigen gemacht; denn mit Hilfe der Mitglieder derselben und mit andern Gesinnungsgenossen will er an seinem Teile mitarbeiten an diesem lobenswerten Streben. In den Monatsbildern führt der Kalender in Hartmanns trefflicher Strichmanier ehrwürdige Baudenkmäler aus einer Reihe niedersächsischer Städte (u. a. aus Lübeck und Hamburg) vor, läßt uns durch Wort und Bild einen Blick tun in die Museen von Bremen, Hannover und Altona („Nordfriesischer Pesel," „Trachtengruppe von der holsteinischen Geest" aus dem Altonaer Museum, erläutert von dem Direktor desselben, Dr. Otto Lehmann) und will also beitragen, daß das schöne Alte, was unsere Väter schufen und besaßen, geehrt und geschätzt werde. Er berichtet aber auch von neuester niedersächsischer Kunst (Reproduktionen von Bildern der Künstler Hartmann, Franz Hecker, Ernst Müller-Scheeßel), von einer neu-niedersächsischen gewerblichen Kunst und zeigt die Wege, wie man zu derselben gelange: Der Anfang ist da; das beweisen verschiedene Entwürfe von Möbeln, Hausgeräten, Kleidung und Wohnhäusern niedersächsischer Künstler. Und schließlich gesellt der Kalender zu dem Bilde lebender und strebender niedersächsischer Kunst auch dasjenige niedersächsischer Dichtung. Ich wünsche von Herzen, daß dieser Kalender auch in unserm nordelbischen Lande viele Freunde gewinne und das Heimatgefühl angesichts der vielbewegten Welt dort draußen in schleswig-holsteinischen Familien erstarke. Barfod.

4. **Adolf Bartels: Luther.** Eine dramatische Trilogie. Verl. v. Callwey in München. — Im ersten Teil, „der junge Luther" führt uns Bartels das Werden und Wachsen des späteren Reformators vor Augen und weiß hier in dramatisch bewegten Scenen das Leben und Treiben und Denken damaliger Tage zu gestalten. Der zweite Teil, ein Zwischenspiel, führt den Namen „der Reichstag zu Worms" und schildert in historisch treuen Bildern Luthers Verteidigung vor Kaiser und Reich. Der letzte Teil „Der Reformator" behandelt den Mann gewordenen kraftvollen Kämpfer Luther, der seine Lehre und ihre Reinheit gegen Freund und Feind verteidigt. — Bartels hat sich mit großer Liebe an sein Werk gemacht, man spürt überall seine warme, freudige Begeisterung für seinen Helden. W. L.

5. **Eugen Wolff: „Von Shakespeare zu Zola."** Zur Entwicklungsgeschichte des Kunststils in der deutschen Dichtung. Verlag von Costenoble in Berlin. — Der Verfasser hat den Versuch unternommen, Shakespeare in seiner fortdauernden Bedeutung für die lebendige, moderne literarische Entwicklung zu erkennen, zugleich aber die seiner Fortwirkung durch die Bedingungen seines Schaffens gesteckten Grenzen hervortreten zu lassen. An ihm, wie später namentlich an Goethe, verfolgt er die Betrachtung des Menschen als organisches Naturwesen. Die deutschen Klassiker bringen mehr und mehr den Geist zu einseitiger Entfaltung, freilich unter herrlichem Gewinn, indem sie ihm die volle Herrschaft über das Schicksal erobern. — In der Stilentwicklung des 19. Jahrhunderts gebührt einem H. v. Kleist besondere Beachtung: wie er von Shakespeare ausgeht, über ihn hinaus zu gelangen sucht, indem er zugleich die Machtvollkommenheiten des Äschylos glücklich anstrebt, bis er unter neuer Schulung an Shakespeare und den Holländern zu einem deutschen Realismus gelangt, der Kleinkunst und Höhenkunst zu vereinen strebt. Alsdann sind er die Meister der realistischen Erzählungskunst, daneben Hebbel und schließlich Anzengruber, welche die Tradition eines wirklichkeitsechten, doch künstlerisch geläuterten, echt deutschen Stils immer weiter führen. Die Mündung solcher geschichtlichen Wahrnehmungen kann nicht zweifelhaft sein: nicht fremde Doktrin, sondern Heimatkunst! Aber eine Heimatkunst, welche die Errungenschaften des modernen Realismus nicht über Bord wirft. (s. B.) W. L.



Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. 16. Heft. Lipsius & Tischer in Kiel, 1903. — Kollert, Katechismus der Physik. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Preis 7 M. — J. Bernhardt, Zur Syntax der gesprochenen Sprache, Separatabdruck aus dem Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang 1903. Verlag von Diedr. Soltau in Norden und Leipzig. — Handelskammer zu Kiel, vorläufiger Bericht über ihre Tätigkeit, sowie über Lage und Gang des Verkehrs im Jahre 1903. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 4. April 1904.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt: 1. Schröder, Frühlingsklang. (Gedicht.) — 2. Bohnsack, Eine Hochzeit in den Vierlanden um das Jahr 1850. (Mit Bildern.) — 3. Weber, Wandsbek. — 4. Aufruf zur Gründung eines Bundes Heimatschutz. — 5. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 6. Mitteilungen. — 7. Bücherschau. — 8. Eingegangene Bücher.

An die

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1904

sei hierdurch nochmals erinnert. Die noch rückständigen Beiträge werden bei Versendung eines der folgenden Hefte durch **Nachnahme** (2,75 ℳ.) erhoben werden.

Den Herren, die freundlichst das Inkasso in Apenrade, Burg a. F., Flottbek, Rendsburg, Schleswig und Wandsbek übernommen hatten, wird hierdurch mit bestem Danke für ihre Mühwaltung die Einsendung der Beiträge bestätigt.

Kiel, den 22. März 1904. **Der Kassenführer:**
Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Für unsere

diesjährige Generalversammlung in Plön

sind bis heute folgende Vorträge angemeldet worden:

1. **„Die Amateurphotographie im Dienste unserer Heimatkunde“** von Herrn Oberlehrer Dr. **Wieding** in Plön.
2. **„Ein botanischer Gang durch das hiesige Schloßgebiet“** von Herrn Rektor **Rohweder** in Plön.

Weitere Anmeldungen auf Vorträge und besonders auch auf kleinere Mitteilungen nimmt der Unterzeichnete gern entgegen.

Die Hauptversammlung findet am Mittwoch der Pfingstwoche, **25. Mai,** statt, voraussichtlich im Hotel „Zum Prinzen.“

Der Vorabend wird die Plöner Bürger und Bürgerinnen mit ihren Gästen zu einem gemütlichen Beisammensein bei Rede, Gesang und Rezitation vereinigen. Der Tag selbst, für Wanderlustige eventuell auch der Donnerstag, wird gemeinschaftlichen Ausflügen in Plöns herrliche Umgebung gewidmet sein. Herr Direktor Dr. Zacharias hat sich in liebenswürdiger Weise dazu bereit erklärt, den Besuchern unserer Generalversammlung die von ihm geleitete „Biologische Anstalt“ zu zeigen und denselben Funde aus hiesigen Gewässern in Wort und Bild und in natura vorzuführen.

Das Ortskomitee ist rüstig bei der Arbeit, den Gästen den Aufenthalt in Plön so angenehm und lehrreich wie nur möglich zu gestalten. Es besteht aus folgenden Herren: Lehrer Carstensen, Pastor Deetjen, Stadtrat Flenker, Stadtverordneter Göbel, Stadtverordneter Hinckelmann, Redakteur Kaven, Stadtverordneter Kleine, Rentner Kloppenburg, Stadtverordneter Krützfeld, Pastor Lamp, Stadtverordneter Möller, Zahnarzt Peters, Stadtverordneter Rathje, Oberlehrer Rieper, Rektor Rohweder, Oberlehrer Dr. Wieding, Stadtverordneter Zernitz.

Kiel, am 24. März 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**
J. A.: Barfod.

Mitteilung.

Sympathiemittel gegen Zahnschmerzen. Im niederen Volk hat sich noch heute der abergläubische Brauch erhalten, Zahnschmerzen durch Sympathiemittel zu bekämpfen. Man nimmt einen Nagel, berührt den kranken Zahn damit und schlägt dann den Nagel in einen Baum ein, mit Vorliebe in eine Linde. Hierbei bedient man sich der folgenden Verse:

Nägel, ik klage dik,
Min Tän, de plaget mik,
In mik vergeit,
In dik besteit,
Dat et mik sin Lewe
Nich wedder angeit.

In Mölln i. L., in der Nähe der Milchzuckerfabrik „Germania," steht eine uralte Linde, deren Stamm mit zahlreichen Nägeln gespickt ist. Anscheinend handelt es sich hier um einen von altersher im Volke beliebten „Sympathiebaum."

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

Vereinsgabe.

Unter Hinweis auf die bezüglichen Veröffentlichungen in Heft 2 und 3 des laufenden Jahrganges der „Heimat" sei hierdurch nochmals die Bestellung des Kupferstiches

Charles Roß, Holsteinischer Buchenwald

den Mitgliedern unseres Vereins angelegentlichst empfohlen.

Bisher sind **200** Bestellungen eingegangen, deren Erledigung in der nächsten Zeit bevorsteht.

Kiel, den 23. März 1904. **Der geschäftsführende Ausschuss.**
J. A.: F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

76. Ahrens, Lehrer, Kiel. 77. Bull, Seminarist, Tondern. 78. Feddersen, Lehrer, Gr.-Flottbek. 79. Gröndahl, Lehrer, Kiel. 80. Dr. Haack, Oberlehrer, Altona. 81. Hahn, Kaufmann, Hamburg 30. 82. von Halle, Konsular-Aspirant, Kiel. 83. Haß, Hausmakler, Altona. 84 Frl. Heinze, Handarbeitslehrerin, Hamburg. 85. Hennings, Lehrer, Hamburg. 86. Lassen, Hamburg (Waisenhaus). 87. Lorenzen, Lehrer, Sarlhusen. 88. Lüthje, Wirtschafter, Hamburg. 89. Madsen, Hamburg-St. Georg. 90 Marxen, Stadtrat, Kolberg. 91. Dr. Paulsen, Hamburg I. 92. Stiftsdame Gräfin Agnes zu Reventlow, Kloster Preetz. 93. Frau Helene Roß, Kiel. 94. Schwab, Gärtner, Hamburg. 95. Stadtlaender, Direktor des Pestalozzistifts zu Hamburg.

Kiel, am 24. Mäzr 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**
Geibelallee 2. J. A.: H. Barfod, Schriftführer.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 4. April 1904.

Frühlingsklang.

Schwarzdrossel flötet im Tannenhag,
Die Lerche trillert in Lüften,
Vom Baum schallt munterer Finkenschlag
Und Ammernsang auf den Triften.

Und wie sie rufen, gleich erwacht
Der Keim in der Erde Tiefen,
Und ihre Hülle sprengen mit Macht
Viel Knospen, die lange schliefen.

Es geht ja ein Auferstehungshauch
Nun wieder über die Lande.
Zu dir, mein Herz, will dringen er auch
Und lösen drückende Bande.

Nicht sollst du fürder seufzen bang,
Nein, jubeln laut und frohlocken:
Dir schallt ja nicht nur Vogelsang,
Dir läuten auch Osterglocken!

Neumühlen. G. Schröder.

Eine Hochzeit in den Vierlanden um das Jahr 1850.

Von **Karl Bohnsack** in Eckernförde.

Den Vierländern in ihrem interessanten Marschlande an der Elbe, jenem großen Blumen- und Gemüsegarten Hamburgs, wollen wir heute einen Besuch abstatten. So folge mir denn, lieber Leser, in das Haus eines biedern Bauern.

Nach einem freundlichen „goden Dag" führt uns derselbe über die lange Diele hinein in die „Döns," in die Wohnstube. Auf einem der gemütlichen, alten Lehnstühle nehmen wir Platz und erzählen uns dann von diesem und jenem. Wir reden über die Ernteaussichten. Wir sprechen von dem Stand der Blumen und ihren Marktpreisen. Während wir mitten im schönsten Erzählen sind, wird plötzlich die Tür geöffnet, und herein tritt ein wunderlich aufgeputzter Gesell. Eine Weste trägt er mit zwei Reihen silberner Knöpfe und eine grüne Jacke darüber, ebenfalls mit Silberknöpfen versehen. Auf dem Kopfe hat er einen hohen Zylinder. Denselben schmückt ein bunter Blumenstrauß, der hergestellt ist aus allerlei künstlichen Blumen. In der Mitte erblicken wir die Gestalt eines kleinen Engels. Der eben Angekommene bittet uns, am nächsten Sonntag doch ja rechtzeitig zur Hochzeit da sein zu wollen. Trina Harden und Hein Puttfarken wollen in den heiligen Stand der Ehe treten. Mit Dank nehmen wir natürlich die freundliche Einladung an, denn eine vierländer Hochzeit, an der 250—300 Personen teilnehmen, ist etwas, was einem nicht alle Tage geboten wird. Jetzt wissen wir also, wer der Fremdling ist. Er ist einer der Musikanten, die am nächsten Sonntag zur Hochzeit aufspielen werden. Er muß heute von Haus zu Haus pilgern, um die Gäste zur Hochzeit zu bitten. „Hochtidsbidder" heißt ihn darum der Volksmund, und „Hochtids-" oder „Kößrükel" wird der Blumenstrauß genannt, der seinen Zylinder ziert.

Trina Harden ist also die junge Braut und Hein Puttfarken der glückliche Bräutigam, der sie am nächsten Sonntag zum Altare führen will. Die beiden kannten sich schon lange, sie liebten sich auch schon lange und waren sich längst einig, als endlich „de grot Löv," die Verlobung, gefeiert wurde. Damals war die Braut von Haus zu Haus gegangen, um ihre Gäste einzuladen. Sie sagte: „Annern Sünndag is min Löv, un ji kamt wull all en beten hin to min Löv." Der Sonntag ist da, und die Gäste, sie sind alle erschienen. Des Nachmittags beim Kaffee wendet sich der Bräutigam an seine Schwiegereltern und sagt: „Na, ik un Trina, wi sünd uns enig, un ji hebbt ok wull nicks dorbi intowenn, dat wi uns krigen dot." Die beiden Alten geben ihr Zugeständnis. Die Geladenen erheben sich von ihren Sitzen und beglückwünschen das Brautpaar mit den Worten: „Na, denn gratuleert wi ok velmals." Des Abends, als die Gäste Abschied



Bauernhof mit Heuberg

nehmen, wendet sich der Bräutigam an dieselben mit der Bitte: „Annern Sünndag besökt ji mi ja wull all en beten." Und am nächsten Sonntag kommen sie dann zu ihm. Da wendet sich die Braut an ihre Schwiegereltern und sagt: „Ik un Hein, wi sünd uns enig, un ji hebbt ok wull nicks dorbi intowenn, dat wi uns krigen dot." Und jetzt folgen dieselben Förmlichkeiten, die wir schon am vorigen Sonntag im Hause der Braut kennen gelernt haben.

Aber Hein und Trina lieben sich sehr, und sie wollen darum auch die Hochzeit nicht auf die lange Bank schieben, sondern gar bald darangehen, sich ihr eignes, gemütliches Heim zu gründen. Deshalb geht Hein Puttfarken eines Tages nach

Bergedorf, um dort seinen Bürgereid zu leisten. Er erhält seinen Bürgerschein ausgeliefert, und erst der Besitz dieses Scheines berechtigt ihn, seine heißgeliebte Trina zum Altare zu führen. Er geht jetzt zum Pastoren und sagt: „Trina Harden un ik wulln uns annern Sünndag gern ton ersten Mal opbeden laten.“ Und am folgenden Sonntag findet dann das erste Aufgebot statt. Der Pastor verkündet es von der Kanzel herab mit den Worten: „Folgende Personen haben sich entschlossen, in den heiligen Stand der Ehe zu treten und werden deshalb zum ersten Mal aufgeboten: Der viel ehr- und achtbare Hufner Hein Puttfarken und die viel ehr- und tugendsame Hufnerstochter Trina Harden. Wer gegen das Vorhaben der Personen etwas einzuwenden habe, der melde sich bei Zeiten und schweige hernach. Der liebe Gott möge ihnen seinen Segen geben.“ Am folgenden Sonntage, dem Hochzeitstage also, erfolgt dann das Aufgebot zum zweiten Male. Am Tage vor dem ersten Aufgebot waren Braut und Bräutigam bereits beim Pastoren zur Beichte gewesen. Dann war die Braut weiter gegangen zum Küster und Organisten, um den Brautgesang, der am Tage des ersten Aufgebots gespielt wurde, zu bestimmen. Für den einzelnen Vers zahlte man damals 2 ꝁ (1 Mark Kurant = 1,20 ℳ). Trina aber, eine vermögende Hufnerstochter, hält sich bei diesem Kleinhandel nicht auf. Sie wählt ein ganzes Lied mit recht vielen Versen und zahlt dafür stolz ihre 14 ꝁ. Bewirtet wird sie mit Limonade und Käsebutterbrot oder auch mit Kuchen. Dann geht sie fort. Nach wenigen Minuten aber erscheint sie ein zweites Mal. Trina hat etwas sehr Wichtiges vergessen. Sie bittet den Organisten, doch ja noch einmal nachsehen zu wollen, ob auch die Gestirne der Kirche in Ordnung sind. Es wäre ja zu schrecklich für die arme Braut, wenn an ihrem Ehrentage die Sterne stille ständen. Der Organist verspricht ihr, alles besorgen zu wollen, und beruhigt wendet sich die Braut von hinnen. Sie geht jetzt zum Kirchendiener und Bälgentreter, um dem für seine kunstreiche Tätigkeit ein kleines Trinkgeld zu geben. 4 β (1 Schilling = $7\frac{1}{2}$ Pf.) kann der Mann nur beanspruchen; Trina zahlt ihm 2 ꝁ. Dann geht sie heim nach Haus.



Junges Mädchen mit Butterkorb.

Am folgenden Tage findet also das erste Aufgebot statt. Der Bräutigam sitzt an seinem, die Braut an ihrem Platze. Sie sitzen nicht etwa nebeneinander. Die verschiedenen Plätze sind gekennzeichnet durch Namensinschriften, welche entweder ausgeführt sind in Intarsia, in Form einer Stickerei oder auch in Schnitzmanier. Nach dem Gottesdienst erhält das Brautpaar das Abendmahl. Viele Neugierige bleiben natürlich in der Kirche, um dem Akte beizuwohnen. Es sei

hier gleich erwähnt, daß es nicht immer hieß: „Der viel ehr- und achtbare Hufner." Je nachdem, ob der sich Verheiratende als Hufner, Kätner oder als einfacher Einwohner sich erwies, war auch der Wortlaut des Aufgebots ein verschiedener. Doch selbst beim Hufner hieß es nicht immer: „Der viel ehr- und achtbare." War derselbe vor der Hochzeit einmal vom Pfade der Tugend abgewichen, so hieß es einfach: „Der Hufner so und so." Hatte die Braut ihre Ehre nicht unbefleckt erhalten, so sagte der Pastor: „Die Hufnerstochter so und so." Und die Braut durfte dann auch nicht die schöne Brautkrone auf ihrem Kopfe tragen. In der einfachsten Weise fand die Trauung statt, nicht vor Gottes Altar, sondern in der Wohnung des Pastoren.

Am nächsten Tage, dem Montage, erfolgte dann die Einladung durch die Musikanten. Wir kennen ja die Leute bereits und brauchen uns darum jetzt nicht bei ihnen aufzuhalten. Der Freitag, der dritte Tag vor der Hochzeit, ist da. Die Braut geht gegen Abend in die Pastorenwohnung, um den Brautkranz zu holen. Drei solcher Brautkronen werden dort zum Leihen aufbewahrt. Für die eine zahlt man 6, für die andere 12 und für die dritte 15 ß. Trina wählt natürlich die beste, und ihr zu Ehren wird auch noch hier und dort eine neue Blume hineingesteckt. Dann wird die Krone in einen hölzernen Kasten gelegt, ein großes Tuch darüber gedeckt, und die glückliche Braut begibt sich mit ihrem Schatze nach Haus.

Der folgende Tag bringt die Freuden des Polterabends. Nur weibliche Personen erscheinen im Brauthause. Da kommen die verschiedenen Großmägde: Trina, Fieken und Marieken, Anke, Beke, Mette, Gesche und wie sie sonst alle heißen mögen. Fast jede trägt den Butterkorb mit dem bunten Buttertuche darüber. Sie gehen alle zur Braut und sagen: „Goden Abend! Ik schall velmals gröten vun de un de, un ik wull ju ok en beten to de Köß bring'n." „Na, min Dern," sagt dann die Braut, „denn sett di man en beten dal." Die Mädchen bringen die verschiedensten Angebinde. Da erblicken wir in diesem Korbe schön geformte Butterstücke: in der Mitte eine Gluckhenne und rings herum sechs kleine Küchlein, dort wieder in der Mitte ein großes und um dasselbe herum die kleinen Lämmer. Auch schöne, in Eichenholz geschnitzte Butterformen, ferner zwei Eimer mit frischer Milch, eine Tüte mit Zucker, 8—10 Pfund Kaffee und noch manches andere mehr wird der Braut überreicht. Bewirtet werden die jungen Mädchen mit Weißwein, Butterkuchen, weichen Kringeln, sowie mit Käse- und Fleischbutterbrot. Sie sprechen allem tapfer zu und erzählen sich ihre vielen, kleinen Geheimnisse. Wie im Nu verfliegen die Stunden. Von draußen her ertönt ab und zu ein leiser Pfiff. Auch ans Fenster wird hin und wieder geklopft. Kein Wunder, den da draußen Stehenden wird schließlich auch einmal die Zeit lang. Endlich nehmen die jungen Mädchen denn auch Abschied von ihrer Freundin. Sie werden von ihren Burschen in Empfang genommen, und nun geht's lachend und singend Arm in Arm in fröhlichster Stimmung den Deich entlang nach Haus. Besonders ein Lied ist's, das in jener Zeit gar oft und gern gesungen wurde. Es lautet: „Vergnügte Stunden, wo sind sie geflogen hin? Sie sind entschwunden. Allerschönstes Kind, ach, gedenkst du noch der herrlichen Zeit, weil nun, weil nun die Liebe tut ruh'n?"

Endlich ist der große Tag der Hochzeit da. Es ist morgens sechs Uhr. Da spannt der Knecht bereits an, um die Frau, welche den Brautkranz aufsetzen soll, von ihrer Wohnung zu holen. Ein paar Stunden später erscheinen die Musiker, um dem Brautpaar ein Ständchen zu bringen. Sie spielen das Lied: „Wie herrlich strahlt der Morgenstern." Um neun Uhr kommen schon die ersten Gäste. Sie werden bewirtet mit Glühwein und Kuchen. Sobald alle beisammen sind, besteigen

sie ihre schönen, bunten Stuhlwagen, die oft reich verziert sind mit in Holz geschnitzten Blumen und Engelgestalten. Der erste ist der Brautwagen. Auf dem vorderen Stuhl sitzt das Brautpaar, die Braut mit der hohen Brautkrone. Auf dem zweiten Stuhl haben zwei der Brautjungfern Platz genommen, und hinten sitzen oft noch zwei Musiker. Der eigentliche Musikantenwagen ist der zweite. Und hinter diesem folgen dann all die andern mit den vielen frohen Gästen. Nach der Trauung fahren sie zurück nach dem Brauthause. Dort ist inzwischen für das Essen gedeckt worden. Die verheirateten Männer der Verwandtschaft, auch die beiden Väter, sowie der Pastor und der Organist verfügen sich in die große, die Frauen dieser Männer in die kleine, die Altenteilsstube. Auch auf der großen Diele soll gegessen werden. Dort stehen in drei langen Reihen die Tische nebeneinander. Wenn wir hinaufkommen auf eine solche Bauerndiele, so erblicken wir links die Kuh-, rechts die Pferdeställe. An den Kuhställen entlang stehen die Tische für die jungen Mädchen. An der einen Schmalseite sitzt die Braut und ihr zunächst die Brautjungfern. Auf der entgegengesetzten Seite, bei den Pferdeställen, sitzen die jungen, unverheirateten Männer, an der einen Schmalseite wiederum der Bräutigam. In der Mitte haben die übrigen Geladenen in bunter Ordnung Platz genommen. — Doch der Weg zur Kirche war ein weiter, und die Luft wehte frisch. Kein Wunder, daß wir mittlerweile Appetit verspüren und die Tafel einmal einer genauern Prüfung unterziehen. Aber da entdecken wir zu unserm Schrecken noch herzlich wenig Genießbares. Vor mir steht ein hölzerner Teller, und neben dem Teller liegt ein alter Zinnlöffel. Messer und Gabeln gibt's nicht; die hat sich ein jeder selbst mitzubringen. Auf den Tischen, an welchen die Männer sitzen, brennen bereits die acht Hochzeitslichter. Auch Teller, mit Tabak gefüllt, stehen dort, und neben den Tellern liegen lange Kalkpfeifen und große, bunte Schwefelhölzer. Endlich



Vierländer bei der Arbeit.

wird das erste Genießbare hereingetragen. Die Männer trinken Rum aus Gläsern, die so groß sind wie gewöhnliche Weingläser. Je acht benutzen ein Glas. Dann aber beginnt die Schmauserei. Die Braten sind draußen im Backofen, die übrigen Speisen auf den beiden offenen Herden der großen Diele zubereitet worden. Es gibt zunächst Fleischsuppe mit Fleischklößen und gekochten Rosinen. Je vier Personen bedienen sich eines Tellers. Dann wird gekochtes Rindfleisch mit Pflaumen aufgetragen. Zum Fleisch ißt man Brot. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Kartoffel in jener Zeit noch kein so gewöhnlicher Artikel war, wie dies heutzutage der Fall ist. Darauf gibt's dicken Reis mit Milch, Zucker und Kanel, und dann werden endlich die verschiedenen großen Braten aufgetragen. Zu diesem Gericht ißt man auch Kartoffeln, und Weiß- und Rotwein wird dazu getrunken. Zum Schluß wird noch Käsebutterbrot herumgereicht. Wenn das Essen beendet ist, geht der Küster zu den Musikern und fordert sie auf, ein Lied zu spielen. Man singt: „Nun danket alle Gott." Dann wird die Tafel aufgehoben.

Nach dem Essen wird weidlich getanzt und tüchtig gezecht. Diejenigen, welche Kaffee oder Tee trinken und Kuchen essen wollen, gehen in eine der Stuben. Getanzt wird auf der großen Diele. Das Brautpaar eröffnet den Ball mit einem Walzer, und dann folgen all die andern Tänze, von denen man heute zum Teil kaum noch die Namen kennt. Es werden folgende Tänze aufgeführt: Walzer, Schottschquadrille, Windmühle, der erste Reihentanz, der zweite Reihentanz, Kegelquadrille, Englisch, Fandango, Hanax, Tampête, Française, Écossaise mit Kompliment, Hoppskontra oder Kontraachterüm, Dreetritt, Sönnros', Lusti un Polnisch und vielleicht noch einige andere mehr. Nachts um zwölf Uhr „ward de Brut de Mütz opdanzt". Der Bräutigam tanzt noch einmal wieder mit seiner Braut. Die Frau, die den Brautkranz aufsetzte, erscheint und entreißt scheinbar mit Gewalt dem Bräutigam seine Liebste. Sie gehen in ein Nebengemach. Dort schneidet die Frau der Braut die beiden langen, blonden Zöpfe, das Wahrzeichen der vierländer Jungfrau, ab. Im neuen Hochzeitsfrauenkleide erscheint sie dann als vollgültige Ehefrau wieder unter ihren Gästen. Sie präsentiert denselben von einer großen Torte. Darauf nehmen ihre älteren Kolleginnen sie in ihre Mitte, gehen an den Musikantentisch und singen dort das alte, bekannte Hochzeitslied: „Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide." — Dann beginnt der Tanz aufs neue. Er wird diesmal eröffnet von dem Bruder des jungen Ehemannes oder — falls ein solcher nicht vorhanden — von dem Onkel desselben und der neuen Ehefrau. Für die Ehre, den ersten Tanz mit der jungen Frau vorführen zu dürfen, zahlt er den Musikanten 6 ß. Es ist der beliebte Tanz „Lusti un Polnisch." An diesem Tanze dürfen sonst nur noch Frauen teilnehmen. Der Text desselben lautet:

O wacker, lütten Derns,
worüm gaht ji mi quitt?
Wull hierüm, wull dorüm
is alles verbrüdt.

Is nu denn gescheh'n,
is nu denn gescheh'n,
wi wüllt uns op 'n anner Mal
beter vörseh'n.

Darauf tanzen alle wieder in bunter Ordnung durcheinander, und wenn sie des Vergnügens müde sind, gehen sie heim in ihre Wohnungen. Das junge Ehepaar verbringt die erste Nacht noch im elterlichen Hause. Damit dasselbe weder Hunger noch Durst leide, haben bereits vorher gute Freunde unter das Kissen des Ehemannes eine Flasche Wein, unter das der jungen Frau ein Franzbrot gelegt.

Am nächsten Tage erfolgt „de Intog na den Brögam sin Stä." Diejenigen, welche gestern der Hochzeit beiwohnten, können auch heute am Einzuge nach des Bräutigams Stelle teilnehmen. Doch nicht alle erscheinen. Manche haben ihren

Rausch noch nicht ausgeschlafen. Da werden all die verschiedenen Sachen, die zur Aussteuer gehören, die Tische und die Stühle, die Betten und das Bettzeug, die Kisten, die Laden und was sonst noch dazu gehören mag, auf zwei große Leiterwagen gepackt. Auf den vorderen kommen auch die Betten, und auf das erste setzen sich wohl zwei der Musikanten, um unterwegs eins aufzuspielen. Der zweite Wagen ist ein Stuhlwagen. In demselben sitzen das Ehepaar, sowie die Eltern der jungen Frau. Und dann folgen all die andern. Im Hause des jungen Hufners beginnt das Schmausen von neuem. Dieselbe Speisenfolge, die wir gestern auf der Hochzeit kennen lernten, wird heute noch einmal durchgekostet. Dann wird wieder nach Herzenslust getanzt und gezecht, und spät in der Nacht oder des Morgens früh gehen die Gäste zurück in ihre Wohnungen.

Am folgenden Sonntag macht das junge Ehepaar seinen ersten gemeinschaftlichen Kirchgang. Nach dem Gottesdienste gehen die beiden in das frühere Wohnhaus der jungen Frau. Sobald das Essen beendet, begeben sich die Familienangehörigen hinauf auf die große Diele. Sie gehen nach den Pferdeställen. Der Vater sagt: „Dat erst Perd heck för mi nahm, nu sök du di ok en ut." Und der Schwiegersohn sucht sich eins derselben, jedenfalls nicht das schlechteste, aus. Dann begeben sie sich nach den Kuhställen. Der Vater spricht: „De erst Koh heck för mi nahm, nu sök du di ok en ut." Der junge Hufner bestimmt eine derselben. „Perd- un Kohnehmen" heißt der Volksmund diese Sitte. Am folgenden Tage werden die beiden Tiere ihrem Bestimmungsorte zugeführt, das Pferd durch den Großknecht, die Kuh durch die Großmagd. Sie erhalten je 8 ß Trinkgeld. Das ist der Schlußakt der vierländer Hochzeit.

Du fragst, lieber Leser: „Und jetzt?" Gegenwärtig ist nur noch herzlich wenig von all diesen Sitten zu spüren. Der Pflug der Zeit, der alles ebnet und alles gleichmacht, hat auch hier seine breiten Spuren hinterlassen und leider nicht immer das Vorhandene durch Besseres ersetzt.



Wandsbek.

Ein Beitrag zur Erklärung der Ortsnamen.

Von **Paul Weber** in Wandsbek.

Die Deutung eines Orts- und Landschaftsnamens aus der Schreibung der Urkunde, in der er zuerst erwähnt wird, wird nicht immer zum Ziele führen, namentlich dann nicht, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, daß schon zur Zeit der Entstehung der Urkunde der betreffende Name uralt war, wie das z. B. bei Flußnamen oft der Fall ist. Da entsteht dann die Frage, ob die Auffassung, die sich von der Bedeutung des Namens in der Schreibweise der Urkunde zeigt, wohl noch die richtige war, ob nicht der Einfluß des Christentums oder eine falsche Schreibung einen ganz anderen Sinn hervortreten läßt, als ursprünglich in dem Namen lag. Oft ist allerdings schon die Deutung aus Formen schwierig, welche den Verfassern der Urkunden ersichtlich noch verständlich waren, denn viele alte Sprachwurzeln erstrecken ihre Zweige nicht mehr bis ins 20. Jahrhundert. In allen derartigen Fällen wird es darauf ankommen, durch Vergleiche und Nachforschungen hinter den rechten Sinn zu kommen, vor allen Dingen aber alle wahrscheinlichen und möglichen Erklärungen zu sammeln, auch solche, die auf den ersten Blick unwesentlich erscheinen, um so für eine Weiterarbeit vor allem erst einmal Grundlagen zu haben. Diesem Zwecke sollen auch die nachstehenden Aufzeichnungen dienen.

Die überaus reichen Funde aus vorgeschichtlicher Zeit, die Schleswig-Holstein aufweist, geben Kunde von einem außerordentlichen Kulturzustande der Bewohner Schleswig-Holsteins in vorchristlicher Zeit.[1]) Diese Leute werden ganz sicher auch das Land genau gekannt und für alle Flüsse, Berge usw. Namen gehabt haben, und da heißt es doch wohl ihren Einfluß unterschätzen, wenn man in dem Maße, wie das bisher geschehen ist, wo dunkle Ortsnamen vorkommen, immer gleich mit einem Hinweise auf die Wenden kommt. In allen Namen sollte man vor allem nach deutschen Spuren und Anklängen forschen, denn selbst der Umstand, daß ein Name wendische Form und Schreibung angenommen hat, ist nicht von vornherein ein Beweis für den wendischen Ursprung. War das Land, in dem sich die Wenden ansiedelten, den Sachsen bekannt, und das war es sicher, so werden die Flüsse, Seen und Landschaften bei diesen immer nach den alten Bezeichnungen benannt worden sein, und es ist wohl anzunehmen, daß die Eindringlinge die bestehenden Namen ihren Sprechwerkzeugen entsprechend ummodelten. Die Polen machen es ja heute noch mit allen deutschen Städtenamen so. Bei ähnlichen deutschen und wendischen Namen können daher die letzteren recht wohl die abgeleiteten, die ersten die ursprünglichen sein.

Den Namen Wandsbek aber, wie das bisher immer geschehen ist, mit Wenden in Verbindung zu bringen, beruht auf ganz willkürlichen Folgerungen. Denn Wenden sind hier, so viel man weiß, nie dauernd ansässig gewesen, die Ableitung von Wendenbek ist ebenso gezwungen wie die Erklärung, die Hansen[2]) anführt: Wands heiße im Altwendischen Schlange. Beneke,[3]) der diese Erklärungen bespricht, kommt daher schon zu dem Schlusse: „Die geäußerten Vermutungen entbehren aller urkundlichen Begründung und gehen meist von der etymologischen Hypothese aus, daß der Name Wandesbeck (wie die ältere Schreibart lautet) mit den Wenden zusammenhänge, womit man wiederum den Namen der viel jüngeren Pertinenz Wendemuth und den Namen des Baches Wands, Wans, Wandsbach oder Wandse in Verbindung bringt.“ Alle anderen Bäche und Flüsse, die sich mit dem Wandsbach in die Alster ergießen, tragen, wie bemerkt werden mag, germanische Namen, weshalb sollte hier eine Ausnahme bestehen?

Drei Schreibarten des Namens kommen bei einer Untersuchung in Betracht, nämlich Wantesbecke, Wandesbeck und Wansbeck. Die Schreibung Wantesbecke ist die älteste urkundlich bestätigte, sie kommt vor in einer Urkunde vom 10. Oktober 1296, die sich im Hamburger Stadtarchive befindet. In derselben bestätigen die Grafen Adolf und Johann von Holstein und Stormarn dem Kloster Frauental bei Hamburg den gekauften großen und kleinen Zehnten in 13 Ortschaften, darunter „Wantesbecke.“ Im Jahre 1315 gibt es in Hamburg einen Wulf de Wantesbecke, 1345 einen Johannes Wantesbecke, die nach dem Verlassungsprotokoll des Kirchspiels St. Jakobi Grundstücke veräußert haben.[3]) Die Bezeichnungen Wandesbeck und Wandsbeck sind später die allgemein gebräuchlichen, Wansbeck kommt nebenher vor. Die wechselnde Schreibung der Endung beck und bek bedarf dabei keiner Erörterung.

Wantesbeck, Wandesbeck. Es sei hier zunächst darüber eine Äußerung des bekannten Germanisten Prof. H. von Pfister-Schweighusen, Darmstadt, wiedergegeben: „Jeder Gedanke an Wenden-Leute ist hintan zu halten. Das verbietet sich schon durch den starkförmigen Wesfall in „s.“ Es heißt Frank**en**berg, Sachs**en**burg, Hess**en**stein, Schwab**en**heim. Zweitens verwehrt dortige mir bekannte Mundart die Entfaltung eines **a**-Lautes aus **e** oder noch älterem **i**. So ist also an Wenden nicht zu denken. Wäre das **t** in jener urkundlichen Form sicher, so läge das altsächsische, noch englische Hauptwort Want (Mangel) zu Grunde. Niederdeutsche Form Wantesbeke, hochd. Wanzesbach. Schließendes **e** ist Dativ: zum Wanzes-

bache, wie z. B. die vielen Ortsnamen auf felde, walde, berge. Diese Deutung ist mir die wahrscheinlichste. Gestützt wird sie durch den Namen Eilbeke*) d. i. Agilbeke und meint Schrecksbach. Irgend ein mythisches Ereignis lieh den Namen. In Hessen gibt es eine Schrecksbach und eine Hungersbach. Läge gleichwohl eine schreiberische Nachlässigkeit vor, so wäre bei echtem (?) d die Bedeutung vielmehr „Grenzbach.“ Meine Deutung „zur Mangelsbach“ stehet und fällt mit verbürgter Richtigkeit obiger urkundlicher Form.“

Want. Die Folgerung aus dem Schlußbuchstaben bei Want dürfte insofern nicht ohne Bedenken sein, als die Rechtschreibung in alten Urkunden oft zu wünschen übrig läßt; es kann auch wohl eine falsche Beugung vorkommen. Die Wand wird außerdem im Althochdeutschen, Mittelniederdeutschen usw. immer Want geschrieben. Hoffmann von Fallersleben schreibt das Niederdeutsche im Reinecke Fuchs nach alten Quellen so, daß er t im Auslaut, d im Inlaut anwendet. Da Wand weiblichen Geschlechtes ist, so würde Wantes einen männlichen Wesfall bedeuten und somit ein männliches Hauptwort voraussetzen. Es läßt sich jedoch bei einzelnen Worten im Althochdeutschen und Mittelniederdeutschen auch ein weibliches Genitiv-S nachweisen, das die Urkundenschreiber wohl veranlassen konnte, es auch dort anzubringen, wo es nicht gebräuchlich war, abgesehen davon, daß das weibliche Genitiv-S sehr wohl eine ältere, also ursprünglichere Beugungsform darstellen kann, oder daß es eine früher vor sich gegangene Geschlechtsänderung erkennen läßt.**)

Für das Want deutet Jakob Grimm[4]) übrigens noch auf eine andere Bedeutung hin. Er sagt bei Besprechung des Wortes „Handschuh“: „Es gab noch ein älteres einfaches Wort ahd. want (?), das noch im mittelalterlichen wantus (Waltfarius 1422), wanto, quantus, quanto, franz. gant, ital. guanto zu erkennen ist und im altnord. vöttrwantr (wie möttul: mantull) und vetlinger fortlebt, dänisch vante.

Wandsbeck. Ein im niederösterreichischen Waldviertel sehr geschätzter Heimatforscher, Herr Franz Kießling in Dresendorf, hält eine Ableitung von Personennamen für wahrscheinlich: „Im Bestimmungsworte „Wand“ hat man wohl einen verkürzten Personennamen zu vermuten. So z. B. ist der niederösterreichische Ortsname Wolfsloch auf Wolfe d. i. die Rufform für Wolfgang, Wolfmar, Wolfram, Wolfbert u. dergl. zu beziehen. Ähnlich der Ortsname Sussenbach auf Surzzo, Ravelsbach auf Rapholt oder Raffolt. Der Bach erhielt in solchen Fällen nach demjenigen den Namen, der sich zuerst an dem Gewässer ansiedelte. Ich vermute daher in Wands die wesfällige Verkürzung eines germanischen Personen-Vollnamens wie z. B. Wandilhart, Wandilmar, Wandelbert u. dergl.“ Aus Personennamen entstanden die Wandsbek benachbarten Orte Rahlstedt (früher Radolfsstedt, Radolvesstedt), Volksdorf (früher Volkwardesdorf) usw.

Vandalen. Da Müllenhoff der Ansicht ist, daß die Vandalen einst auf der zimbrischen Halbinsel wohnten, so kann man im Namen Wandsbek vielleicht einen Anklang finden. Er sagt darüber: „Der Name der Vandalen aber erscheint selbst unzweifelhaft bei dem Gauvölkchen des heutigen Wendsyssel im nördlichsten Jütland jenseit des Limfjord: Wandali, Wendilenses hießen die Einwohner, Wendala, Wendila das Land bei Saxo, Vendilsskage, Vandilsysla bei Isländern; Wulfgar, Fürst der Wenden, ist an des Dänenkönigs Hrodhgar Hofe einer der ersten Dienstmannen im Beowulf.“ Und später heißt es: „Alle genannten Völker gehören zu den Sueven, noch im Scopesv. werden die Bewohner Holsteins so genannt, und daher hat sicherlich unser Schwabstedt an der Eider in Schleswig,

*) Name des Wandsbaches auf dem Hamburger Gebiete.

**) Die Liebe ist in den romanischen Sprachen männlich (el amor), bei uns weiblich trotzdem sagen wir Liebesdienst.

Swavestede bei Neocorus, seinen Namen empfangen." Nach Grimm sind die „Wandalen" die Umherziehenden, Much [6]) deutet „Vandalen" die Wandelbaren und bringt an anderer Stelle den Nameu in Verbindung mit dem altsächsischen vanum = schön. Sehr überzeugend sind die Müllenhoffschen Ausführungen aber wohl nicht.

Wonsbek, Wennebek, Winnebek. Ein Vergleich mit Wandsbek ähnlich klingenden Flußnamen in Schleswig-Holstein bringt keine Aufklärung. Wonsbek hieß nach dem Aufsatze in Nr. 8 der „Heimat" Jahrgang 1903 früher Odinsbek, Wodinsbeck usw.; die Bedeutung dieses Namens liegt auf der Hand. Bei Langwedel gibt es nach Schröder ein Wennebek, das nach anderer Mitteilung Winnebek genannt wird.

Wansbeck. Viel mehr Übereinstimmung findet man, wenn man der Spur Dr. Clements folgt und sich im Lande der Angelsachsen umsieht. Clement [8]) weist an unzähligen Beispielen nach, daß die deutschen Einwanderer bei der Eroberung Englands die Namen der Flüsse und Orte ihrer alten Heimat dorthin übertrugen. Dort kommen die Silben Wand, Want und Wan sehr viel in Ortsnamen vor, es gibt Wandorp, Wantsham, Wansdyke, Wandsworth, Wanstead und einen Fluß Wansbeck. Den letzteren schildert eine Zuschrift aus Newcastle o. T., wie folgt: „Es gibt in der Grafschaft Northumberland einen Fluß Wansbeck, der bei Scarlet Hall beginnt und zwischen Newbegin und Blyth in die Nordsee mündet. Dieser Fluß fließt durch Morpeth ($16^1/_2$ engl. Meilen nördlich von Newcastle), wo es ein Wansbeck-Haus gibt. Der östliche Teil der Grafschaft Northumberland heißt Wansbeck-Division und umfaßt ein ziemlich weites Gebiet. Das Tal, durch welches der Fluß fließt, heißt Wansbeck-Valley." Es würde sich nun darum handeln, festzustellen, ob Wansbeck die ursprüngliche Schreibung ist, oder ob vielleicht ein d oder t im Laufe der Jahrhunderte ausgefallen ist. Denn es ist eher möglich, daß im Laufe der Zeit ein Buchstabe verloren geht, als daß einer eingefügt wird. Für das Gegenteil gibt es freilich auch Beweise. Im Merseburger Spruch heißt es z. B. invar = entfahr, insprinc = entspring. Aus dem althochdeutschen sinfluot, große Flut, wurde ein Sin**t**flut und ist jetzt gar eine S**ü**n**d**flut geworden. Wie schon gesagt, gibt es im Englischen noch das Wort „Want," das einen Mangel, Fehler, eine Lücke usw. bezeichnet. Einen ähnlichen Sinn hat die Vorsilbe wan in Zusammensetzungen: wanworth = Unwert, wanuse = Mißbrauch, wantrust = Mißtrauen und wanwyt = Verstandesmangel, Wissensmangel, im Deutschen mit abweichender Bedeutung: Wahnwitz. Die Annahme einer gleichen Wurzel liegt nahe. Im Englischen gibt es auch ein Zeitwort to wand, das mit dem gotischen vandus, die Stute. altschw. vand, zusammenhängt und winden, flechten bezeichnet, wanded chair = ein geflochtener (Weiden-) Stuhl. [9]) „Die Geschichte schweigt oft, wo die Sprache spricht," sagt Dr. Clement sehr zutreffend; vielleicht läßt sich gerade durch Forschung in England noch mancher dunkle Ortsname in Schleswig-Holstein deuten. Müllenhoff [11]) schreibt: „Was die Angelsachsen an alten Erinnerungen bewahrt haben, dürfen wir umsomehr unserm Lande zusprechen, weil hier die Heimat ihrer Helden und der Spielraum ihrer Taten ist." Durch normannische Mordbrennerei sind freilich die Aufzeichnungen der Geschichte und Heldenlieder der Angelsachsen zum größten Teile zerstört worden; sie hätten uns wahrscheinlich auch über unsere Heimat mehr Aufklärung geben können. Aber sicher ist noch vieles vorhanden, das man auf seine Bedeutung für uns nicht geprüft hat.

Wanen. Führte man das Wort vanum = schön bei Deutung des Namens der Vandalen schon an, so bringt es Quitzmann [10]) mit dem Göttergeschlechte der Wanen in Verbindung. Er verdient Erwähnung, weil er eine ganze Anzahl von Orten in Bayern und Österreich anführt, deren Namen an die Wanen erinnern, z. B. Wanebach, Wannbach, Wannenbach, Wanigesdorf, Waniustorf usw. Ferner

gibt es ein Wanfried in Hessen, ein Wansdorf in Brandenburg. Er weist den Wanenkult besonders den slavischen Völkern zu, die ihn aus dem Norden nach Süddeutschland brachten. In der Tat scheint dieser Göttername der einzige zu sein, der sich auch bei „Wandsbek" zur Erklärung heranziehen ließe, denn an eine Verbindung mit Wodan wie bei Wonsbeck ist doch wohl nicht zu denken. An sich ist eine solche Erörterung auch schon deshalb angebracht, weil gerade Quellen, Flüsse und Haine bei den Germanen Gottheiten geweiht waren. So berichtet Helmold in seiner Chronik der Slaven [13]) noch aus dem Jahre 1126 über Neumünster: „Vicelin sah, daß die Einwohner, was die Religion anlangte, nichts weiter als den Namen von Christen hatten. Denn die Verehrung von Hainen und Quellen und sonst noch mancherlei Aberglauben herrschte bei ihnen."

Bei Wandsbek kommt noch hinzu, daß die nahe Osterbek (Ostara) wie auch die Alster, in die beide sich ergießen, in ihren Namen auf die Götterverehrung hinweisen. Außerdem war Hamburg ein dem Kultus geweihter Ort. Das germanische Heiligtum soll sich in der Gegend des jetzigen Alstertors befunden haben, und die Alster hat von diesem Heiligtume wohl den Namen (Alfstara — zum Heiligtume führend).

Daß die Vanengottheiten in Nordalbingien viel verehrt wurden, ist bekannt; hier deutet der Vogel auf sie hin, der ihnen heilig ist: der Schwan. Schon die Angelsachsen legten ihre Eide auf den Schwan ab. [14]) Seit ewiger Zeit werden auf der Alster Schwäne gehegt. Ein Schwan mit gezacktem Halsringe bildet das Wappen Stormarns, dessen Hauptstadt Hamburg einst war. Bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts mußten bei den Festessen, die der Senat von Hamburg am Petri- und am Matthias-Abend (21. und 24. Februar) in jedem Jahre gab, Schwäne die Festtafel zieren. Vor allem deuten die Schwäne auf Freia, Schwanenhemden legten die Walküren an, wenn sie Luft und Wasser ritten; ihr Haupt war Freia.

Wanadisbek. Und Freia hat einen Beinamen, der unserem Flußnamen sehr ähnelt, den der „Vanadis" (Uhland, [15]) sowie: die Edda — Gylfagimung 35). Die Bezeichnung der „Disen" (Frauen, Jungfrauen) war auch in Deutschland gebräuchlich, ist also nicht spezifisch nordisch. Im Merseburger Heilspruch heißt es: „Eiris sagun idisi." Will man dem Namen des Wandsbaches dasselbe Alter einräumen, das Osterbek und Alster unzweifelhaft haben, so ist die Ableitung von Wanadisbek durchaus möglich. Die spätere Schreibung Wantes- und Wandesbek läßt sich dadurch erklären, daß der Name eben durch mündliche Überlieferung erhalten geblieben war; als nun die Leute schon seit Jahrhunderten Christen waren, erkannten sie den Sinn des Wortes nicht mehr, sie legten daher Begriffe hinein, die ihnen nahe lagen, und schrieben den Namen dementsprechend. So bringt das Volk ja heute auch noch die Worte, die ihm unverständlich sind, in eine seinen Begriffen entsprechende Form; man frage nur einen Apotheker nach den volkstümlichen Bezeichnungen mancher Heilmittel. Träfe die Deutung Wanadisbek zu, so wäre die Wandsbek der Freia, wie die Osterbek der Ostara geweiht gewesen.

Wan. Schließlich mögen noch zwei Eddastellen angeführt werden als Zeichen dafür, daß Wan überhaupt ein alter Flußname mit mythischer Bedeutung ist. Es heißt im Grunnismal 26 bis 28:

Eikthyrnir heißt der Hirsch vor Heervaters Saal,
Der an Läwads Laube zehrt.
Von seinem Horngeweih tropft es nach Hwergelmir;
Davon stammen alle Ströme:
— — — — — — — — — —
Wina heißt einer, ein anderer Weyswinn,
Ein dritter Diotnuma.

Slyt und Slöt, Slönn und Hrönn,
Slid und Hrid, Sylgr und Ilgr,
Wid und Wan, Wönd und Strönd.

In der jüngeren Edda gibt es noch eine andere Erklärung. Gylfanning: „Der Fenriswolf riß den Rachen furchtbar auf, schnappte nach ihnen und wollte sie beißen; aber sie steckten ihm ein Schwert in den Gaumen, daß das Heft wider den Oberkiefer stand: damit ist ihm das Maul aufgesperrt. Er heult entsetzlich, und Geifer rinnt aus seinem Munde und wird zu dem Fluß, den man Wan nennt."

Quellen:
[1]) J. Mestorf: Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein. Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein. [2]) Pastor A. U. Hansen, Chronik von Wandsbek. [3]) Dr. Otto Beneke, Geschichtliche Notizen über Wandsbeks Vorzeit. Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 3. [4]) Jakob Grimm, Deutsche Grammatik. [5]) Müllenhoff, Nordalbingische Studien. [6]) Rudolf Much, Deutsche Stammsitze. [7]) Schröder und Biernatzki, Topographie von Holstein. [8]) Dr. K. J. Clement, Schleswig das Urheim der Angeln und Friesen. [9]) Dr. F. Flügel, Englisch-deutsches Wörterbuch. [10]) Dr. Anton Quitzmann, Die Religion der Baiwaren. [11]) Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. [12]) Grimm, Deutsche Mythologie. [13]) Helmold, Chronik der Slaven, übersetzt von Dr. J. C. M. Laurent. [14]) Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. [15]) Uhland, Abhandlungen über Thor.



Aufruf zur Gründung eines Bundes Heimatschutz.[1])

Heimatschutz fordern wir! — Einen fremden Eindringling zwar haben wir hier nicht zu befürchten, wohl aber die einheimischen Vandalen. Seit der Begründung des neuen Deutschen Reichs sind „deutsche Interessen", „vaterländische Bestrebungen" und ähnliche Schlagworte so sehr in aller Munde, wie bis zu jenem Zeitabschnitt kaum jemals zuvor; aber die Heimat selbst, unser deutsches Land, der Nährboden aller unserer Gesittung, sie darf ungescheut entehrt, beraubt, entstellt werden. Die Kulturvölker haben immer eine Ehre darin gesehen, das zu bewahren und zu erhalten, was edel geartete und feinsinnige Menschen bei ihnen geschaffen haben. Dem zuwider ist bei uns freilich schon in früheren Jahrhunderten durch Zerstören alter Bauwerke viel gesündigt worden. Aber das verschwindet völlig im Vergleich zu dem, was heute geschieht. Ja, die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges haben nicht so verheerend gewirkt, so gründlich in Stadt und Land mit dem Erbe der Vergangenheit aufgeräumt, wie die Übergriffe des modernen Lebens mit seiner rücksichtslos einseitigen Verfolgung praktischer Zwecke. Und hier handelt es sich nicht mehr allein um die Zerstörung von Menschenwerk, sondern ebensosehr um die brutalsten Eingriffe in das Leben und die Gebilde der

[1]) Der hier mitgeteilte Aufruf zur Gründung eines Bundes für Heimatschutz entspricht so sehr den Zielen, welche sich auch unser Verein für Natur- und Landeskunde gesetzt hat, daß ich nicht unterlassen kann, ihn hier im vollen Wortlaut zu veröffentlichen und so unseren Mitgliedern Kenntnis davon zu geben, wie überall im deutschen Vaterlande die Liebe zu den Schätzen der Heimat kräftig gepflegt wird und noch mehr gefördert werden soll. Unter den über 200 Männern, die sich zur Förderung des Planes zunächst vereinigt haben, finden wir aus unserm Vereinsgebiet folgende Namen: Baltzer, Baudirektor Lübeck, Professor Dr. Justus Brinkmann, Museumsdirektor, Hamburg, Prof. Dr. Richard Haupt, Provinzial-Konservator der Provinz Schleswig-Holstein, Eutin, Dr. Otto Lehmann, Museums-Direktor, Altona, K. Mühlke, Geheimer Baurat, Schleswig, Prinz E. v. Schönaich-Carolath, Fideikommißherr, Haseldorf, O. Schwindrazheim, Maler und Schriftsteller, Hamburg, Dr. Richard Stettiner, Assistent am Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg. Als Geschäftsführer zeichnet vorläufig Robert Mielke, Charlottenburg 5, Römerstraße 18. Die Schriftleitung.

Natur. Heide und Anger, Moor und Wiese, Busch und Hecke verschwinden, wo irgend ihr Vorhandensein mit einem sogenannten rationellen Nutzungsprinzip in Widerstreit gerät. Und mit ihnen verschwindet eine ebenso eigenartige als poetische Tier- und niedere Pflanzenwelt. In der Forstwirtschaft gilt trotz der einsichtsvollen Gegenbestrebungen nicht weniger Fachmänner vielfach ausschließlich der Gesichtspunkt, hohe Erträge zu erzielen. Namentlich in Gemeindewaldungen und Privatforsten wird nur allzuoft jede ideale Rücksicht beiseite geschoben. Sebst die Kuppen unserer Berge, welche die Linien der Landschaft seit Urzeiten bestimmen, die phantastischen Felsbildungen, welche die Abhänge unserer Täler schmücken, werden durch Steinbrüche angetastet, die häufig genug an gleichgültigeren Stellen angelegt werden könnten. Den Zauber einsamer Gebirgswelt vernichtet man durch aufdringliche Bauten. Eiserne Brücken spannt man in unschönen, das Landschaftsbild verunstaltenden Formen über unsere Wasserläufe, auch da, wo allen Anforderungen der Zweckmäßigkeit mit schlichten Stein- oder Holzbrücken zu entsprechen gewesen wäre. Bäche und Flüsse werden zugunsten praktischer Zwecke so völlig umgestaltet, daß von ihrer natürlichen Schönheit nichts mehr übrig bleibt. Der Baum, der seit Jahrhunderten Schatten gespendet, wird den Theorien der Wegebaukommission zuliebe gefällt; das alte Tor, das vorspringende Haus wird niedergerissen, weil der enge Durchgang, die krumme Straße angeblich nicht mehr den Forderungen des Verkehrs entspricht; dies aber nicht nur in Städten mit einigen hunderttausend Einwohnern, sondern in jeder Mittel- und Kleinstadt bis zum winzigsten Flecken herab, weil sie alle von der Sucht geplagt werden, großstädtisch scheinen zu wollen. Hier legt man — unbekümmert um natürliche Verhältnisse oder um malerische Wirkungen — Bauwerke frei, die doch erst als Glieder eines architektonischen und geschichtlichen Zusammenhanges in ihrer vollen Bedeutung erscheinen. Dort wird das der Natur unseres Landes und unserer Empfindung so entsprechende steile Dach von dem flachen verdrängt, der kräftige Hohlziegel muß der Dachpappe oder einem anderen unschönen Surrogat, der anmutende Fachwerkbau und das verputzte Haus dem kahlen Backsteinkasten weichen. Wo wir auch hinblicken, nichts als Verunstaltungen, nichts von dem natürlichen Takte, durch den sich unter den Händen unserer Altvordern das Nützliche ganz von selber schön gestaltete, so daß die Brücke, die Mühle, die Scheune zu anmutsvollen Gebilden in der Landschaft wurden.

Man sollte nun meinen, die ungeheure Verbreitung eines modischen Naturkultus, wie er in dem außerordentlich gesteigerten Reisebedürfnis, in den die ganze Welt überschwemmenden Anpreisungen von Luftkurorten, schön gelegenen Sommerfrischen, Aussichtspunkten, kurz in der gesamten Fremdenindustrie zutage tritt, müsse im entschiedenen Gegensatz zu der auf anderer Seite herrschenden Nichtachtung idealer Gefühlswerte stehen. Leider aber ist dies nur in beschränktem Maße der Fall. Im Gegenteil: Vergnügungssucht, die sich für Naturbegeisterung hält auf der einen Seite, und auf der anderen das Verlangen aus den Reizen der Landschaft und der Altertümlichkeit pekuniären Vorteil zu ziehen, sind in eine so verhängnisvolle Wechselwirkung getreten, daß gerade von dieser Seite her die schwersten Gefahren drohen. Durch die sogenannten „Erschließungen" und sonstigen Zurüstungen, welche sich Tal, Wald und Berg, Fels und Wasserfall, Dörfer, Städte und Burgtrümmer gefallen lassen müssen, durch Drahtseilbahnen, Hotelkästen, Walpurgishallen, Rübezahlburgen und zahllose andere schön sein sollende Geschmacklosigkeiten werden alle Ursprünglichkeit und wahre Schönheit in beinahe gleichem Maße zerstört, wie durch die Verwüstungen, die das Gefolge rüchsichtsloser industrieller Ausbeutung der Natur bilden.

Wir haben nicht die törichte Absicht, die außerordentlichen Errungenschaften der Gegenwart auf praktischem Gebiet zurückdrängen zu wollen. Wohl aber dürfen

wir einen Ausgleich anstreben zwischen jener herzlosen Ausbeutung des Heimatbodens und den Forderungen des Gemüts, dessen Wurzeln keine Lebensnahrung mehr finden werden, wenn wir in gleichem Maße fortfahren, die Schönheiten des deutschen Landes achtlos zu vernichten. Würden wir diesen Ausgleich nicht finden, so wäre das gleichbedeutend mit der Zerstörung des besten und bedeutungsvollsten Teiles unserer Kultur.

Manches zwar geschieht schon zur Besserung. Als Anfänge staatlicher Fürsorge sind zu begrüßen: das vor kurzem veröffentlichte Gesetz für Denkmalschutz im Großherzogtum Hessen, in dem auch die landschaftliche Natur Berücksichtigung findet; das vom preußischen Landtage genehmigte Gesetz gegen den Unfug des Reklamewesens; die von der preußischen Regierung veranlaßte Herausgabe forstbotanischer Merkbücher, und die seit mehreren Jahren vom preußischen Kultusministerium eingeleiteten umfassenden Ermittelungen zur Klärung der Frage des Naturschutzes. In hohem Grade bedeutungsvoll sind ferner die „Tagungen für Denkmalpflege", welche seit einigen Jahren bestrebt sind, die ererbten baukünstlerischen Schätze unseres Landes vor Verstörung und Entstellung zu behüten, sowie der neuerdings entworfene Arbeitsplan des Ausschusses zur Pflege heimatlicher Bauweise in Sachsen und Thüringen. Dazu kommen die in einzelnen Teilen Deutschlands auftauchenden Volkskunst- und Trachtenvereine, die Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, die in Rothenburg, Hildesheim und einigen anderen Städten getroffenen Bestimmungen zur Wahrung ihres altertümlichen Charakters, die Bemühungen des Bonner Verschönerungsvereins um die Rettung des Siebengebirges, der Isartalverein in München, der Dürerbund, der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege, der Badische Verein für ländliche Wohlfahrtspflege, der Verein für Erhaltung der Alpenflora in Bamberg, die Maßnahmen zum Schutz der Vögel, der bayerische Verein „Heimat". der hannoversche Verein Niedersachsen und zahlreiche örtliche Gruppen, die das Interesse für die engere Heimat beleben wollen — lauter Erscheinungen, die von erwachendem Verständnis für die Bedeutung dessen zeugen, was auf dem Spiele steht. Aber es fehlt an einem Zusammenschluß aller dieser vereinzelten, ähnlich gesinnten und strebenden Elemente, der in ihnen das lebendige Bewußtsein weckte, von dem großen gemeinsamen Ziel, das es zu erreichen gilt, und das in dem Worte „Heimatschutz" den entsprechenden umfassenden Ausdruck finden würde.

Schaffen wir also einen sich über ganz Deutschland erstreckenden Bund aller Gleichgesinnten, denen es darum zu tun ist, deutsches Volkstum ungeschädigt und unverdorben zu erhalten, und was davon unzertrennlich ist: die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Poesie ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen!

Was im einzelnen zu tun ist, auf welchem Wege wir hoffen, das gesteckte Ziel zu erreichen, das läßt sich an dieser Stelle nur andeutungsweise sagen. Folgendes möge genügen:

Für die Erhaltung der kunstgeschichtlich bedeutsamen — namentlich der öffentlichen — Bauwerke ist durch die staatliche organisierte Denkmalspflege in ausgezeichneter Weise gesorgt. Immerhin bleibt auch hier für die private Tätigkeit noch eine reiche Fülle von Anlässen übrig, um ergänzend und helfend einzugreifen. Das Arbeitsfeld wäre demnach in die folgenden sechs Gruppen zu teilen: 1. Denkmalpflege. 2. Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise; Erhaltung des vorhandenen Bestandes. 3. Schutz der landschaftlichen Natur einschließlich der Ruinen. 4. Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt, sowie der geologischen Eigentümlichkeiten. 5. Volkskunst auf dem Gebiete der beweglichen Gegenstände. 6. Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten. Für jede dieser

Gruppen soll ein besonderer Leiter ernannt werden, dem ein Geschäftsführer und eine Anzahl Vertrauensmänner zur Seite zu stellen sind. Der Gruppenleiter hat sich mit den bestehenden, sein Arbeitsgebiet berührenden Vereinigungen in Verbindung zu setzen und sich um Gewinnung korrespondierender Mitglieder zu bemühen. Bei der Wahl der Gruppenleiter ist Sorge zu tragen, daß ihre Wohnsitze in verschiedenen Teilen Deutschlands liegen. Jährlich findet eine Generalversammlung statt, die von den dem Bunde beigetretenen Vereinen durch Delegierte beschickt wird. Der Vorsitz des ganzen Bundes wird einem der Gruppenleiter zu übertragen sein.

Wie aus dem vorangegangenen ersichtlich ist, besteht nicht die Absicht, einen neuen Verein neben anderen zu gründen, sondern die bereits vorhanden Verbände um einen Mittelpunkt zu gemeinsamem Wirken zu sammeln. Es liegt auf der Hand, welche Vorteile hieraus für die Sache erwachsen müssen. Um nur einen zu nennen: die Möglichkeit, etwas zu erreichen, verdoppelt und verdreifacht sich, wenn in jedem einzelnen Fall das ganze Gewicht einer großen Gesamtheit in die Wagschale geworfen werden kann. So sehr aber das Zusammenfassen der Grundgedanke, der eigentliche Zweck des zu gründenden Bundes ist, dennoch läßt es sich nicht umgehen, bei der Organisation desselben auch an die Aufnahme einzelner Personen zu denken. Bestünde an jeder bedeutsamen Stelle in Deutschland für jede der angeführten Aufgaben bereits ein lebendig wirkender Verein, so könnte man sich freilich damit begnügen, nur die Schaffung einer Zentralstelle anzuregen. Leider aber sind wir noch sehr weit von jenem Zustand entfernt. Bis dahin also wird es unumgänglich nötig sein, die weiten Lücken nach Kräften auszufüllen, d. h. auch einzelne, soweit sie nicht bereits Mitglieder eines der beigetretenen Vereine sind, zur Mitarbeit zu werben, und zwar eine möglichst große Anzahl einzelner, und das in möglichst vielen, auch kleinen und kleinsten Ortschaften unseres Vaterlandes. Ohne solche überallhin verbreitete Mithilfe wird es dabei bleiben, daß nach wie vor täglich und stündlich unersetzliche ideale Besitztümer unseres Volkes dahingeopfert werden aus Achtlosigkeit, Unverstand und Gewinnsucht, ohne daß wir rechtzeitig davon erfahren, um noch rettend eingreifen zu können.

Die Erwerbung der Mitgliedschaft ist weder für Vereine noch für einzelne an die Zohlung eines Jahresbeitrags geknüpft. Dagegen wird auf freiwillige — einmalige oder jährliche — Zuwendungen allerdings gerechnet. Die Mitgliedschaft schließt für die beitretenden Vereine sowie für einzelne die Verpflichtung ein, die vom Bunde vertretenen Gedanken in ihrer Gesamtheit zu verbreiten, ihnen nach Kräften Geltung zu verschaffen, und, wenn das Einschreiten des Bundes wünschenswert erscheint, dies schnell zu seiner Kenntnis zu bringen. Der einzelne kann in verschiedener Eigenschaft Mitglied werden: als „Helfer“, als „Gönner“ oder als beides zugleich. Der „Helfer“ stellt seine persönliche Tätigkeit den Interessen des Bundes zur Verfügung. Er soll namentlich bemüht sein, in seinem Wohnort oder in dessen Nähe die Gründung eines örtlichen Vereins für Heimatschutz herbeizuführen, sofern ein solcher daselbst noch nicht besteht. Auch soll er, falls eine Vereinigung mit ähnlichen, aber einseitigen oder teilweise bedenklichen Zielen bereits vorhanden ist, dieselbe dahin zu beeinflußen suchen, daß sie die Gesinnungen und Absichten des Bundes zu den ihrigen macht. Der „Gönner“ verpflichtet sich lediglich zu Geldbeiträgen. Um den Vorsitzenden des Bundes zu entlasten, ist eine Zentralgeschäftsstelle in einer großen Stadt zu errichten. Ihr liegt es ob, die Kasse zu verwalten, Nachrichten zu geben und zu empfangen, Anmeldungen von Mitgliedern entgegenzunehmen usw. Durch jährlich wiederholt erscheinende gedruckte Mitteilungen soll von hier aus das Interesse für das gemeinsame Ganze lebendig erhalten werden.

In England besteht seit einer Reihe von Jahren eine Gesellschaft, die die gleichen Zwecke verfolgt und deren erfolgreiche Wirksamkeit beweist, daß unsere

Ziele nicht jenseits des Erreichbaren liegen. In Frankreich ist vor drei Jahren eine »société pour la protection des paysages de France« gegründet worden, deren Mitglieder zu den hervorragendsten Männern des Landes gehören.

Und so wenden wir uns an alle, die Herz und Sinn haben für unser teures Vaterland, an den Städter wie an den Landmann, an das Alter, dessen Erinnerungen in dem Deutschland von ehemals leben, an die Jugend, die den Widerspruch zwischen dem Land der Dichtung und dem Land der Wirklichkeit dunkel empfindet, an den Pfarrer, den Lehrer, den Künstler, dessen Jugendbrunnen verschüttet zu werden droht, an alle Stände und Berufsarten, damit sie sich mit uns vereinigen zum Schutze der deutschen Heimat.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

42. Dat Könirik vun 'n Mornsteern.*)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett 'n Söhn hatt, de hett Hans heeten. Hans is ümmer fliti weß un hett all'ns nagahn.

Do secht de Ol mal to sin Fru: ‚Hans hett dat je al all' in Hänn' un is ümmer fliti un allerwęgens achteran: wi mǫ̈t em de Stę' man ǫ̈werlaten, Mudder, he will wul to Gang' kam'n.'

‚Ję, Vadder,' sech' se, ‚dat künn' wi je.'

Do lat se Hans de Stę' tôschriben.

Twee Jahr geiht dat uk gôt. Hans is ümmer fliti un wahrt sin'n Kram. Awer do fangt he dat Ruchlęben[1]) an un dat Drinken. Un dat dur't ne so lang', do hett he de ganz Stę' hendǫ̈r.

Do knütt he sik 'n bęten Tüch in 'n Dôk, kricht de Swęp hęr un winn't de üm 'n Stock un do secht he: ‚So, nu gah ik na de Welt herin.' Un 'n annern Dach, do kamt de Schüldners[2]) un fat de Stę' an. All', wat dar is, ward verköfft, un de Ol'n behol't niks na.

As Hans 'n paar Dag' reist hett, kümmt he vör 'n Stadt.

Do begegent em 'n Pudel.

‚Gun Dach, Hans,' secht de Pudel.

‚Gun Dach, Pudel,' secht Hans.

‚Wat schad't di, Hans?' secht de Pudel, ‚du süchs je so bedrôwt ut.'

Do vertell't Hans em dat, wo em dat gahn deit, dat he de ganz Stę' verbröcht hett, un dat he ne een'n Schillink Geld in 'e Tasch hett.

‚Ja, Hans,' secht de Pudel, ‚wenn du swigen kanns, will ik di helpen.'

*) Mit einigen Änderungen abgedruckt aus dem ‚Eekbom' (15. Mai 1903). Die Änderungen betreffen — abgesehen von der Orthographie, in der außer für ee die gewohnten Typen gesetzt sind — teils die Fassung, teils die Form der Wörter, in der ich mich hier strenger an die Aussprache der Erzählerin angeschlossen habe. Ganz streng allerdings auch noch nicht. Denn die Erzählerin spricht z. B. ‚Könirik vun M.', und ihr ‚up' und ‚Sluß' klingt mehr wie ‚op' und ‚Sloß'. — Eine andere Fassung dieses Märchens (Grimm Nr. 92. ‚Der König vom goldenen Berge') findet sich in meiner zu Weihnachten erschienenen Sammlung ‚Wat Grotmoder vertellt' S. 49 ff. ‚Op'n Goll'nmarker Sloß' von Fritz Wulf in Altenkrempe, und eine dritte, wahrscheinlich aus dem Dänischen stammende Fassung ist mir von dem alten Lorenz Jensen in Flensburg erzählt worden. Eine auf Seeland gefundene dänische Fassung ist veröffentlicht von Svend Grundtvig, Gamle danske Minder 1857 S. 186 ff. ‚Slottet sønden for Solen, østen for Maanen og midt i Vinden.' und eine norwegische von Asbjörnsen und Moe, Norske Folke-Eventyr Nr. 41 ‚Østenfor Sol og vestenfor Maane.'.

‚Jg,' secht Hans, ‚swigen kann ik.'

‚Ja, is 't uk wiß?'

Jg, secht Hans, dar kann he sik to verlaten.

Do gift de Pudel em 'n Büd'l mit Geld un secht, he schall dar na de Stadt rin gahn un in dat öbbers Weertshus ankehrn. Un denn schall he den öbberß'n Schępstimmermann kam'n laten un schall em fragen, wat he wul to ǫwermorn 'n Schipp trech hebb'n kann, 'n dreemasti Schipp. Denn ward he wul segg'n: nę, he hett ne so vęl Verlag.[3]) Denn schall he em fragen, wenn he dat hälfs Geld fôrt kricht, wat he dat denn kann. Denn ward he wul jg segg'n. Denn schall he em dat Geld gęben. Un denn schall he man weller kam'n un mehr hal'n.

Na, Hans geiht je hen un makt dat so, as de Pudel secht hett.

Annern Morn kümmt he weller an bi den Pudel.

‚Na, Hans,' secht de Pudel, ‚is din Geld all'?'

‚Jg,' secht Hans.

‚Ja,' secht de Pudel, ‚denn gah nu man hen un nimm di Lü' an to dat Schipp: 'n Kaptain un sößtein Mann. Un denn lat di vun den Kaptain segg'n, wat ji mit hebb'n mǫt to lęben, up 'n Jahr's Reis'. Un dat köp denn man all' in. Dat Geld gęw ik di mit.'

‚Jg,' secht Hans.

Annern Morn kümmt Hans weller.

‚Na, Hans,' secht de Pudel, ‚is din Geld all'?'

‚Jg,' secht Hans.

‚Ja,' secht de Pudel, ‚denn gah nu man hen un betahl dat Schipp ganz. Dat Geld gęw ik di mit. Un wenn dat all' so wid is, denn gaht ji to See. Un wenn ji up 't Water sünd un ji hört 'n Hund bell'n, denn letts du 'n Boot int Water setten un krichs dar twee Mann up af un letts den Hund hal'n. De Hund, dat bün ik.'

‚Jg,' secht Hans.

As dat nu all' so wid is, do gaht se je to See.

Hans de sitt in 'e Kajüt un smökt ut de lang' Pip. An den Pudel denkt he gar ne.

As se al 'n gri Titlank föhrt hebbt, do seggt de Madrosen een to 'n annern: ‚Wi sünd so wid up 't Water un künnt niks sehn as Water un Hęb'n un künnt doch 'n Hund bell'n hörn?'

Hans, de hört dat. ‚Wat is dat?' sech' 'e.

‚Ja,' seggt se, ‚wi sünd so wid up 't Water un künnt niks sehn as Water un Hęb'n un künnt doch 'n Hund bell'n hörn.'

‚Den Hund mǫ' wi hebb'n!' secht Hans.

‚Wo schüwwi den' kriegen?' seggt se. ‚Wi künnt je gar ne sehn, wo he is.'

‚Ja,' secht Hans, ‚dat 's een'n dôn't, sett man gau 'n Boot int Water un denn sęgelt man los'. Twee Mann mǫt hen un mǫt den Hund hal'n.'

Nu stig't je twee Mann in un sęgelt los'. Un so as se sęgelt, kamt se gra' up den Hund tô. De Hund is awer so swar, dat se em gar ne mal suffanner[4]) int Boot kriegen künnt.

Nu föhrt se je wa' trüch mit den Hund.

As se bi dat Schipp ankamt, ‚na Hans,' secht de Pudel, ‚un du harrs mi ganz vergęten un harrs gar ne an mi dacht?'

‚Nę,' secht Hans.

‚Dat is mi wat netts!' secht de Pudel. ‚Awer nu wi' 'k di mal wat segg'n,'

sech' 'e. ‚Din Lü' hebbt bet her tô ümmerlos' arbei't un wakt: lat ehr nu man êrs mal utslapen. Dat Segeln wüllt wi beiden so lang' dôn.'

‚Dat künn' wi je ne,' secht Hans.

‚Jg,' secht de Pudel, ‚dat künn' wi.'

Do secht Hans to den Kaptain, he schall man eers mal utslapen mit sin Lü'. Dat Segeln will he nu wul dôn.

Nu leggt de Kaptain un de Madrosen sik je hen un slapt, un de Pudel de segelt.

Hans sitt weller in 'e Kajüt un smökt ut de lang' Pip.

As se 'n Titlank segelt hebbt, do gift dat mit 'n Mal 'n Knall'.

‚Pudel, wat maks du!' secht Hans. ‚Du föhrs dat Schipp je twei.'

Na 'n lütt Tit knall't dat noch mal. Un so noch mehr Mal.

Do sünd se an Land.

‚So, Hans,' secht de Pudel, ‚wider wüwwi ne. Nu wi' 'k di wat segg'n. Nu schenk din Lü' dat Schipp, un denn wüllt ik un du to Fôt weg.'

Hans de will eers ne, awer toletz deit he dat doch un schenkt de Lü' dat Schipp. Wat de sik wul frei't hebbt! Dat kunn'n s'. uk wul: 'n ganz Schipp!

Nu gaht se je to Fôt wider, de beiden.

As se 'n lütt Flach gahn hebbt, do secht Hans: ‚Pudel, wat hett dat to bedüd'n? Du löpps baben de Eer lank un ik gah ümmer bet an 'e Knee'n in 'e Mgd'.'[5])

‚O,' secht de Pudel, ‚dat deit niks. Gah du man frisch tô.'

In 'n Ogenblick sünd se ganz na de Eer herin.

Do kamt se in dat Könirik vun 'n Mornsteern.

Dar hebbt twee so 'n hübsch Sluss'n stahn, de sünd verwünscht weß. De een Sluß hett den Pudel tôhört, dat is 'n verwünschten Prinzen weß. Un de anner Sluß hett sin Swester tôhört, de is uk verwünscht weß.

Nu gaht se na den Sluß herin, wo de Prinzessin in weß is. Dar is awer keen Minsch to hörn un to sehn weß. Un do bringt de Pudel em na 'n Stuw herin un secht: ‚So, Hans, kanns du nu swigen?'

‚Jg,' secht Hans.

‚Ja, dat muß du uk. Du muß hier nu alleen so lang' bliben, bet ik weller kam, dree Ebenlit.[6]) Wenn du eten un drinken wullt, denn is dar de Disch deckt. Un wenn du slapen wullt, dar steiht 'n Bett. Awer du muß swigen. Di mag passeer'n, wat dar will, un se mögt mit di upstell'n, wat se wüllt, du dörfs keen'n Lut vun di geb'n, du muß uthol'n un swigen.'

‚Jg,' secht Hans.

Darmit geiht de Pudel vun em af un lett em alleen.

's Nachs Klock twölf kamt dar wilk herin mit Röder, dar wüllt se Hans mit rödern. Dree Keerls sünd dat weß.

Se kri't em ut 'n Bett herut, awer se künnt em dar ne rup kriegen na de Röder. Se smit em ümmer öwer weg.

Hans gift keen'n Lut vun sik un swicht ümmer bômstill.

As de Stunn' üm is, lat se em ligg'n un gaht hen, wo se her kam'n sünd.

Do kümmt dar een an, de is gänzli swart. Hans kann dat awer ne sehn, wat dat 'n Mann'sminsch oder 'n Frunsminsch is.

Dat is de Prinzessin weß.

Nu hett se so 'n lütt Glas' hatt, de Prinzessin, dar is Salw in weß.

Dar smert se em mit in, un do lecht se em to Bett un küßt em, eenmal. Un do geiht se wa' weg.

Annern Morn, as Hans upwakt, do deit em niks mehr weh.

Annern Abend Klock twölf kamt se weller, de Keerls. Do kamt se mit 'n groten Block un 'n Äx un wüllt em twei haugen. Se kri't em fat un ut 'n Bett herut un wüllt em up den Block smiten. Se künnt em dar awer ne rup kriegen un smit em ümmer rechs un links ȫwer den Block weg.

Hans swicht ümmer still un secht niks.

As de Stunn' üm is, do lat se em weller ligg'n un gaht hen, wo se her kam'n sünd.

As Hans 'n bȩten lȩgen hett, do kümmt de Prinzessin weller. Do is se bet an de Knee'n wit weß.

Se smȩrt em weller in mit de Salw un lecht em to Bett un küßt em tweemal. Un do geit se wa' rut.

Annern Morn kann Hans niks mehr föhl'n. Do is 't all' wa' bȩter weß.

Den drüdd'n Abend kamt se mit 'n groten Sack, dar schall he in.

Se kri't em je wa' rut ut 'n Bett un wüllt em in den Sack smiten. Se smit em awer ümmer ȫwer weg un künnt em dar ne rin kriegen. Un so arbei't se de ganz Stunn' mit em dȫr.

Hans hölt ut un swicht ümmer bômstill.

As de Stunn' üm is, lat se em weller ligg'n un gaht hen, wo se her kam'n sünd.

As he 'n bȩten lȩgen hett, do kümmt se weller, de Prinzessin. Do is se ganz wit weß.

Do kann he sehn, dat dat 'n Frunsminsch is.

Se smȩrt em je weller in un lecht em to Bett un küßt em dreemal.

Annern Morn, as Hans upwakt, do deit em niks mehr weh.

Do kümmt de Prinz herin.

‚Gun Morn, Hans,' sech' 'e.

Hans swicht still.

‚Gun Morn, Hans,' sech' 'e noch mal. ‚Antwôr mi man,' sech' 'e, ‚ik bün de Pudel.'

Hans swicht still.

Do geiht he hen, de Prinz, un treckt dat Hunn'fell ȫwer.

Do kenn't Hans em.

‚Worüm wuß du mi ne antwôr'n?' secht de Prinz.

‚Nȩ,' secht Hans, ‚dar wull ik mi wul vör wahrn. Ik schull je swigen, bet du weller kam'n dees.'

‚Na, Hans,' secht de Prinz, ‚denn stah nu man up un denn kumm mit.'

Hans kümmt up un treckt sik an un geiht mit em.

Do geiht de Prinz mit em hen na sin Swester, na de Prinzessin. Un do ȩt un drinkt se tosam'n. Un as se ȩten un drunken hebbt, do beseht se de beiden Sluss'n.

Do is dar vun all'n in weß, Peer un Suldaten un all'.

As se dat nu all' besehn hebbt, do secht de Prinz: ‚So, Hans, du heß uthol'n un swȩgen un heß mi un min Swester erlöst. Nu kanns du man segg'n, wat du am leewßen wullt. Wullt du leewer min'n Sluß hebb'n oder wullt du leewer min Swester ȩhr'n Sluß hebb'n un denn min Swester to 'n Fru?'

Do secht Hans, denn will he dat hebb'n, wat ȩhr'n Sluß is, un denn sin Swester to 'n Fru.

Do kricht he ȩhr'n Sluß. Un de Prinzessin, dat ward do sin Fru.

Nu is he dar je bi ȩhr, un do vertell't he ȩhr dat mal, wo he dar hendȫr kam'n is, dat he 'n Bur'nsöhn is un dat he dat all' hendȫr brȫcht hett, un dat

sin Vadder un Mudder arm sünd. Un do secht he: ‚Ik wull, dat ik nu bi ehr weer, denn kunn ik ehr wat afgeben; ik heff nu je so vel.‘

Do secht se, wat sin Fru is: ‚Ja, Hans, sech' se, wenn du ne vun min Schönheit spreken wullt, denn schaß du hen. Awer du muß nich vun min Schönheit spreken. Denn kanns du hier ne weller kam'n.‘

Ne, secht Hans, dat will he denn uk ne.

He denkt je, he hett so lang' swigen kunnt, denn kann he dat nu uk wul.

Do gift se em 'n goll'n Rink un secht, wenn he ne länger gahn mag, denn schall he den Rink man ümdreihn, denn so is he vör sin'n Vadder sin Dör.

Do nimmt he rikli Geld mit, dat he sin Ol'n wat afgeben kann, un do geiht he los'.

As he ne länger gahn mag, do dreiht he den Rink üm, un mit 'n Mal is he vör sin'n Vadder sin Dör.

De Ol'n verfeert sik je un wet je gar ne, wat se segg'n schüllt. Hans is je in Prinzentüch weß.

Nu is dar 'n Eddelmann weß — dat is de Göd'sherr weß —, de hett dree Döchter hatt. Un de Deerns hebbt je Luß hatt to den fein'n Herrn.

Do lett de Eddelmann em to Gesellschop nödi'n. Un do büt he em een vun sin Döchter an.

Ne, secht Hans, dar will he keen vun hebb'n.

‚Ja, worüm dat ne?‘ fragt de Eddelmann.

Ne, sech' 'e, so as sin Döchter int Gesich utseht, so sücht sin Fru achter ut.[7])

Do lett de Eddelmann em insteken.

's Nachs kümmt de Prinzessin bi em an.

‚Hans, Hans,‘ sech' se, ‚wat heß du nu eenmal dan! du heß je vun min Schönheit spraken! Nu kanns du je min Dag' ne wa' hen na mi kam'n.‘

‚Kanns du mi hier denn ne rut helpen?‘ secht Hans.

‚Ja,‘ sech' se, ‚dat kann ik, awer mitnehm'n kann ik di ne.‘

Nu helpt se em dar je wa' rut. Un do secht se em attüs, un mit 'n Mal is se verswunn'n.

Do is se weller in dat Könirik vun 'n Mornsteern. Un Hans is weller, wat he weß is.

Nu will he je so geern wa' hen na ehr un geiht je los'. He weet awer je ne hen to finn'n. He weet je gar ne, wo dat Könirik vun 'n Mornsteern is.

As he 'n Titlank gahn hett, do kümmt he in 'n Holt.

Dar slat sik dree Riesen.

‚Wat slat ji ju hier?‘ fragt Hans.

‚Och, du kleiner Erdenwurm,‘ seggt se, ‚wat geiht di dat an?‘

‚Ja, ik will ju bald bi kleiner Erdenwurm,‘ secht Hans. ‚Ik heff dar eben eers dree drapen, de heff ik düchti afrapst.‘

Do ward se bang' vör em un seggt em dat. ‚Wi slat uns üm 'n Paar Steweln, seggt se, dar hewwi uns al söben Jahr üm slagen. Un wi wet ne, wikker as ehr hebb'n schall.‘

‚Wat sünd dat denn vör Stewelu?‘ fragt Hans.

‚Ja,‘ seggt se, ‚dar kann 'n hunnert Schre' up eenmal mit wech pedd'n.‘

‚Lat mi ehr doch mal sehn,‘ secht Hans.

Do gewt se em de Stewelu hen, un Hans kümmt gau bi un treckt ehr an. Un so as he ehr an hett, geiht he dar mit af. Un de Riesen kikt achter em an. Fat kriegen künnt se em je ne.

As he 'n Titlank gahn hett, do dröppt he weller dree Riesen, de slat sik uk.

‚Wat slat ji ju hier?‘ fragt Hans.

‚Och, du kleiner Erdenwurm,' seggt se, ‚wat geiht di dat an?'

‚Ja, ik will ju bald bi kleiner Erdenwurm,' secht Hans. ‚Ik heff dar ęben eers dree drapen, de heff ik düchti afrapst.'

Do ward de uk bang' vör em un seggt em dat. ‚Wi slat uns üm 'n Hôt,' seggt se, ‚dar hewwi uns al söben Jahr üm slagen, un wie węt ne, wikker as em hebb'n schall.'

‚Wat is dat denn vör 'n Hôt?' fragt Hans.

‚Ja,' seggt se, ‚de em upsetten deit, den' kann nümm's sehn.'

‚Lat mi em doch mal sehn,' secht Hans.

Do wis't se em den Hôt, un do sett Hans em up un geiht dar mit af.

Do hett he de uk anföhrt.

Nu kann he je so wid weg pedd'n, un do denkt he: Schaß mal na de Sünn' gahn, de kümmt je wid herüm, wat de dat ne weet, wo dat Könirik vun 'n Mornsteern is.*)

As he dar kümmt bi de Sünn', nę, secht de Sünn', se weet dat ne, awer he schall mal na ęhr'n Bröder Maan gahn — de kümmt uk je wid herüm —, un schall den' mal fragen.

As he bi den Maan kümmt, nę, seggt de Maan, he wêt dat uk ne. Awer he schall mal na sin'n Nawer Wind gahn un fragen den' mal.

Do geiht he na den Wind hen. ‚Du, Wind,' sech' 'e, ‚kanns du mi dat ne segg'n, wo dat Könirik vun 'n Mornsteern is?'

‚Jg,' secht de Wind, ‚dar will ik morn fröh hen. Jk schall dar Kößtüch[8]) drögen.'

‚Och,' secht Hans, ‚ik wull geern mit.'

‚Ja,' secht de Wind, ‚wenn du mit mi kam'n kanns.'

‚Ja, wi künnt je mal 'n Versôk maken,' secht Hans.'

Do fangt de Wind an to weih'n, un Hans ümmer gegen em up.

‚Jg,' secht de Wind, ‚dat schall wul gahn.'

Do secht he Hans Bescheed, wonehr as he den annern Morn weg will.

Annern Morn paßt Hans up. Un do treckt he de groten Stęweln an un sett den Hôt up, un dunn ümmer gegen den Wind up.

As se in dat Könirik vun 'n Mornsteern ankamt, do hängt dat Kößtüch al all' buten, un de Wind geiht dar mank to weih'n.

Hans treckt de Stęweln ut un geiht na 'n Sluß herin.

De Stęweln hett he je uttrecken müßt; süß harr he je to wid pedd't.

Den Hôt behölt he up.

Nu hett de Prinzessin sik awer wiltdes 'n annern Brüdiam anschafft hatt. Se hett dacht, Hans kôm je ne weller. Un as Hans nu kümmt, do is dat gra' so wid, dat de Hochtit ward.

As dat Ęten los' gahn schall, do geiht Hans uk mit rin na 'n Saal — sehn hett em je nümm's kunnt — un geiht achter de Prinzessin ęhr'n Stôhl henstahn. Un so as se sik wat upfüll't, itt Hans dat af. Se kann ümmerlos' füll'n, ęhr Töller is ümmer glik weller lerdi.

Toletz do scheneert ęhr dat al, un se hölt up vun füll'n.

Do buckt Hans ęhr vör 't Ohr un secht, se schall mal mit rut kam'n.

Do geiht he vörup na de anner Stuw rin, un se geiht em na. Em sülb'n hett se je ne sehn kunnt, awer se hett je sehn, wo de Dǫr sik apen dǫn hett.

As se nu bi em in 'e Stuw is, do nimmt he den Hôt af.

---

*) Den Besuch bei der Sonne habe ich hier aus den andern Fassungen eingeschoben. In dieser Fassung fehlt er. Als ich die Erzählerin darauf aufmerksam machte, behauptete sie mit aller Bestimmtheit: ‚Nę, bi de Sünn' is he ne weß.'

‚Mein Gott, Hans,‘ sech' se, ‚wo kümms du hier eenmal her!‘

‚Ja,‘ secht Hans, ‚nu bün ik hier doch weller.‘

‚Wat stell' ik eenmal up?‘ sech' se. ‚Kriegen kann ik di je doch ne. Ik heff nu je al 'n annern.‘

‚Ja,‘ secht Hans, ‚dat mutt denn je sin'n Will'n hebb'n. Du kanns dar je niks an dôn. Awer weg will ik ne weller.‘

‚Nę,‘ sech' se, ‚dat schaß du uk ne.‘ Un darmit geiht se weller na 'n Saal herin.

Dar hebbt se nu allerhand vǫr un gęwt sik Rętels up, un de een weet dit un de anner dat.

Do fragt de Prinzessin ęhr, wat se ęhr uk mal wat upgęben schall.

‚Jq,‘ seggt de annern.

Ja, sech' se dunn, se hett 'n Schapp, dar hett se den Slǫtel to verlqrn hatt, un do hett se sik 'n ni'n maken laten. Un nu hett se den ol'n Slǫtel weller funn'n. Wikkern as se nu bruken schall, den ol'n Slǫtel oder den ni'n.

Do seggt se all': ‚den ol'n.‘

‚Ja.‘ sech' se dunn, ‚ik heff 'n Mann hatt, den' harr ik verlqrn, un do heff ik mi 'n ni'n anschafft. Un nu is de ol weller kam'n. Denn will ik den' nu uk weller nęhm'n.‘

Un do hett se Hans weller nqm'n, un de anner hett trüchstahn müßt.

Nach Frau Block in Kröß.*)

Anmerkungen: [1]) das Rauhleben, das wilde Leben. [2]) hier: Gläubiger. [3]) er hat nicht so viel, um das Geld auslegen zu können. [4]) selbander. [5]) mnd. modde oder mudde: Schlamm. [6]) Ębenlit, Ęmlit, Emlit: Zeitraum von 24 Stunden. [7]) erzählt wurde natürlich: ‚achter vör 'n N. ut.‘ [8]) Hochzeitszeug, -wäsche.



Mitteilungen.

1. **Verzeichnis großer Bäume in der Gegend von Schönkirchen.** 1. Mehrere große Eichen beim Hofe Schrevenborn, deren eine einen Stammumfang von 7 m in 1 m Höhe hat und vollständig gesund ist. 2. Zwei nebeneinander stehende Buchen im Gehölz beim Eiskeller daselbst von 6,5 und 4,7 m Stammumfang. Die größte teilt sich in 1,5 m Höhe in 2 gewaltige Äste. 3. Drei alte Buchen in der östlichen Ecke der „Schüttbrehm,“ Guts Hagen, da, wo der Weg von Christinental in das Gehölz einbiegt, von 4 m, 5 m und 6 m Umfang. Letztere hat am Boden einen Umfang von 10 m und eine morsche Stelle. 4. Die große, 1895 abgestorbene Buche in der „Holzkoppel“ bei Dobersdorf hatte in 1 m Höhe 6,5 m, am Boden 15 m Umfang und 30 m Höhe. Man sehe die anziehende Schilderung dieses Riesenbaumes von Herrn Bielenberg in Nr. 2 der „Heimat“ von 1896. Abgebildet ist sie in: „Mielck, Riesen der Pflanzenwelt“ auf Tafel 4. Die Originalzeichnung von Wolperding befindet sich in meinem Besitz. 5. Eine Eiche auf der Koppel an der östlichen Ecke des „Siedlandsholz“ bei Dobersdorf. Umfang in 1 m Höhe 7,3 m, am Boden 12,5 m.

*) Frau Stina Block, geb. Pohlmann in Kröß bei Oldenburg in Holstein, geb. 1821 zu Johannisthal bei Oldenburg. Ihre Märchen hat sie als Kind in Kröß gehört, teils von ihrem Vater, von dem auch dies Märchen stammt, teils von ihrem Onkel Jochen Land, ‚wenn he abens mit de Pip köm.‘ ‚Jochen Land hett bi 'n Dänen deent un hett dat in Stralsund (1809) noch mit dör makt, as de Franzosen achter Schild her weß sünd to jagen. Schild, dat is je 'n Rebeller weß. As he sik ne mehr hett bargen kunnt, is he to Water an rẹden, un dar is he mit sin Peerd versapen.‘ Von den (12) Märchen, die Frau Block mir früher erzählt hat, stehen drei in ‚Wat Grotmoder vertellt‘: ‚Ruchklas‘, ‚De Köni un de Ent‘, zuerst in der ‚Heimat‘ veröffentlicht, und ‚De Suldat un de Düwel‘. Als ich sie den letzten Sommer mal wieder besuchte, freute sie sich, mir noch einige neue erzählen zu können. Geistig war sie noch frisch und klar, und wenn sie erzählte, leuchteten ihr die Augen. Körperlich war sie nur noch ein Schatten: schon seit einem Jahre war sie garnicht mehr aus dem Bett gekommen.

vollständig gesund und schön. 6. Eine Eiche in der Wiese beim Hofe Dobersdorf, 6 m Umfang. 7. Eine Eiche am Hofe daselbst von gleichem Durchmesser, beide mit prachtvollen, runden Kronen. 8. Eine alte Eiche am Südende des Geheges „Flehm“ im Gute Dobersdorf von 5 m Umfang, mit abgebrochener Spitze. 9. Eine Edeltanne in einem kleinen Gehölz nordöstlich von der Rastorfer Mühle im Gute Rastorf. Hoher, weithin, z. B. bis Neumühlen sichtbarer Baum von 2,5 m Umfang. 10. Eine Buche bei der Oppendorfer Mühle im Gute Oppendorf von 6 m Stammumfang und 20 m Kronendurchmesser; eigentlich ein Riesenbusch, der sich in geringer Höhe über dem Boden in 10 starke Äste teilt. 11. Eine Buche im Gehege „Petersöhren“ daselbst von 4 m Umfang; daneben 3 fast ebenso starke Stämme. 12. Eine Weide am Wege von Schönkirchen nach Oppendorf an einem Bache daselbst. Hoher Baum von 3,5 m Umfang, die größte ihrer Art, welche ich in unserer Gegend kenne. Die hier aufgeführten Buchen sind sämtlich Rotbuchen (Fagus sylvatica), während unter den Eichen Quercus pedunculata zu verstehen ist. — Mögen diese und manche andere schöne Bäume noch lange von der Axt verschont bleiben.

Schönkirchen. H. F. Wiese.

2. **Das Ansveruskreuz bei Ratzeburg.** In der Nähe des Dorfes Einhaus bei Ratzeburg steht an einem Feldwege ein etwa 2½ m hohes Steinkreuz, das unter dem Namen Ansveruskreuz bekannt ist. Die Vorderseite des Kreuzes zeigt einige Linien, die ein Kreuz anzudeuten scheinen. In dem Querarm des Kreuzes befinden sich einige Vertiefungen, die augenscheinlich dazu bestimmt waren, zur Befestigung einer Tafel zu dienen. Besser erhalten ist die der Koppel zugekehrte Rückseite. Sie zeigt ein Kruzifix, vor dem ein Domherr kniet. Neben dem Domherrn ist eine Zeichnung sichtbar, deren Bedeutung jedoch nicht mehr zu erkennen ist, da der Stein gerade an dieser Stelle sehr beschädigt ist. Auch das etwas höher eingemeißelte Spruchband ist ziemlich stark beschädigt; auf ihm sind folgende Buchstaben deutlich zu erkennen: or d'n p me. In Verbindung mit der Inschrift des Kruzifixes wird den Buchstaben folgende Deutung gegeben: Jesu Nazarene, rex Judæorum, ora deum pro me. (Herr Jesu Christ, bitte Gott für mich.) Der Stein steht an der Stelle, wo Ansverus 1066 (?) gesteinigt worden ist. Im Ratzeburger Dom werden noch mehrere Ansverusbilder gezeigt.

Kükelühn bei Hansühn. H. Vagt.



Die Vorderseite des Ansveruskreuzes.

Bücherschau.

1. **Der Gemüsegarten.** Von E. Lesser, Obstbaumwanderlehrer der Landwirtschaftskammer für Schleswig-Holstein in Kiel. Preis 0,50 M. Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart. — Das Büchlein berichtet im allgemeinen Teil über den Boden und seine Bearbeitung, die Düngung, die Aussaat, das Begießen, die Anzucht der Setzpflanzen, die Auswahl der Gemüsearten, die Schädlinge im Gemüsebau. Der spezielle Teil beschreibt das Kulturverfahren und die Aufbewahrungsart der einzelnen Gemüsearten. Es ist dem Verfasser, dem auf seinen Reisen oft Bitten um Auskunft über diese oder jene Frage im Gartenbau entgegengebracht worden sind, in trefflicher Weise gelungen, eine kurze, leichtverständliche Anleitung, einen praktischen Ratgeber für den Gemüsebau herzustellen.

Eckmann.

2. **Das Ärztliche Hausbuch für Gesunde und Kranke.** Mit 430 Abbildungen und 27 meist farbigen Tafeln. Unter Mitwirkung von 32 Ärzten herausgegeben von Dr. med. Karl Reißig in Hamburg. Preis: elegant gebunden 15 M. Leipzig 1904, F. C. W. Vogel. — Der Laie hat ein berechtigtes Verlangen, über den Bau und die Verrichtungen des menschlichen Körpers in gesunden und kranken Tagen, soweit dies ohne Fachbildung möglich ist, aufgeklärt zu werden. Dieses Bedürfnis führte zur Herausgabe des vorliegenden, von hervorragenden Fachmännern geschriebenen Werkes. Den Hauptteil des Buches nimmt der spezielle Teil ein, unter dem man nach Stichworten alphabetisch geordnet über Krankheiten, Gesundheits- und Krankenpflege, Kinderpflege usw. Belehrung erhält. Der allgemeine Teil enthält eine mit farbigen Tafeln und Bildern reich ausgestattete Abhandlung über Bau und Verrichtungen des gesunden Körpers, außerdem eine eingehende Auseinandersetzung über Wesen, Ursachen, Entstehung, Verlauf und Ausgang der Krankheiten. Besonders erwähnt sei hier noch, daß man auch über das Verhältnis des Patienten zum Arzte, über Krankenkassen usw. Auskunft erhält, Themata, nach denen man bisher in allen derartigen Werken vergebens suchte. Das Buch wird hoffentlich zur Aufklärung viel beitragen und das Publikum vor den Machwerken von Platen, Bilz, Kuhne und Genossen, die ja leider in Deutschland nicht wie in Österreich wegen ihrer Gemeingefährlichkeit verboten sind, schützen. Demgemäß finden sich auch die Lehren der Naturheilkundigen, der Impfgegner, Homöopathen, die Geheimmittel usw. besprochen und auf ihren wahren Wert zurückgeführt. — Die Ausstattung ist ganz vorzüglich. Die farbigen Tafeln sind von einer Schönheit und Naturtreue, wie man sie bisher nur in teuren Fachwerken fand, die 430 Abbildungen großenteils nach Photographien hergestellt und ebenfalls vielfach Fachwerken entnommen. Der größte Wert ist darauf gelegt, dem Laien das im Bilde zu zeigen, was er praktisch verwerten kann in der Kranken- und Säuglingspflege, Kleidung, der ersten Hülfe bei Verletzungen, Vorbeugung von Vergiftungen usw. Daß daneben die Darstellung der in die Augen fallenden Krankheiten, wie einzelner Geistesstörungen, Vergiftungen, Mißbildungen und angeborener Fehler, sowie die Behandlungsmethoden mit Licht, Wasser und Luft nicht zu kurz kommt, versteht sich von selbst. – Der Preis ist so niedrig gestellt, weil das Buch nicht in erster Linie finanziellen Erfolg haben soll, sondern der Aufklärung des Publikums und der Bekämpfung der Kurpfuscherei zu dienen berufen ist.

Ellerbek. Dr. Jens Paulsen.

3. **Grimm-Speckter: Brüderchen und Schwesterchen.** Verlag von Janßen in Hamburg. Wundervoll ist das Märchenbuch von Grimm, zu dem Speckter die Zeichnungen geliefert hat. Die Bilder sind 1847 für eine englische Ausgabe gezeichnet worden und in Deutschland wenig bekannt, da auch Speckter selbst nichts zu ihrer Verbreitung getan hat. Es ist daher erfreulich, daß die prächtigen Zeichnungen, den Originallithographien im Ton und in der ursprünglichen Größe genau nachgebildet, mit einem deutschen Text neu erschienen sind.

W. L.



Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Thaulow-Museum, Bericht über das Jahr vom 1. April 1902 bis zum 1. April 1903, erstattet vom Direktor Dr. G. Brandt. — Deutsche Bauernkunst von O. Schwindrazheim. Herausgegeben im Auftrage der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. Verlag von Martin Gerlach u. Co. in Wien. Preis 12 M.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 5. Mai 1904.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt: 1. Brandt, Aus den Sammlungen des Thaulow-Museums. (Mit Bildern.) — 2. Kröger, Vom lieben Gott — 3. Der erste Schuß auf dänischer Seite im Jahre 1848. — 4. Körner. Warnitz. (Mit Bildern.) — 5. Greve, Pflanzen der Heimat als Volksheilmittel. — 6. Stüve, Unkel Beeck. — 7. Heering, Forstbotanisches Merkbuch. — 8. Meyer, Plattdeutsche Redensarten von Krankheit und Tod. — 9. Mitteilungen.

An die **Einzahlung der Jahresbeiträge für 1904**

sei hierdurch nochmals erinnert. Bei Versendung des **Juni-Heftes** unserer „Heimat“ werden die dann noch rückständigen Beiträge durch **Nachnahme (2,75 M.)** erhoben werden.

Den Herren, die freundlichst das Inkasso in Altona, Ellerbek, Hamburg, Helgoland, Husum, Segeberg und Wesselburen übernommen hatten, wird hierdurch mit bestem Danke für ihre Mühwaltung die Einsendung der Jahresbeiträge bestätigt.

Kiel, den 30. April 1904. **Der Kassenführer:**
Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Vereinsgabe.

Unser Angebot des Kupferstiches nach dem Gemälde von Charles Roß

„Holsteinischer Buchenwald“

hat den erfreulichen Erfolg gehabt, daß bis heute **250** Exemplare auf Bestellung an unsere Mitglieder versandt worden sind.

Unter Hinweis auf die bezüglichen Veröffentlichungen in Heft 2 und 3 des laufenden Jahrganges der „Heimat“ sehen wir weiteren Bestellungen noch bis zum **15. Mai** d. J. entgegen, **erachten alsdann diese Angelegenheit für abgeschlossen** und bemerken noch, daß ein eingerahmtes Exemplar des Bildes auf unserer Generalversammlung in Plön zur Ansicht ausgehängt wird.

Kiel, den 27. April 1904. **Der geschäftsführende Ausschuss.**
I. A.: F. Lorentzen.

Freunde der „Heimat,“ werbt ✽ ✽ ✽ ✽ ✽ ✽ ✽ ✽ ✽ ✽ ✽ der „Heimat“ neue Freunde!

14. Generalversammlung

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Mittwoch in der Pfingstwoche, 25. Mai 1904,

zu Plön im Hotel „Zum Prinzen" (Besitzer: Georg Jungk).

Tagesordnung:

I. Geschäftliches.

II. Vorträge (geordnet nach dem Zeitpunkt der Anmeldung):

1. **„Amateurphotographie unserer Heimat."** (Ref.: Herr Oberl. Dr. **Wieding** in Plön).
2. **„Ein botanischer Gang durch das hiesige Schloßgebiet."** (Ref.: Herr Rektor **Rohweder** in Plön.)
3. **Bilder aus dem Leben der ländlichen Bevölkerung Ostholsteins im Mittelalter."** (Ref.: Herr Professor **A. Kühn** in Eutin.)
4. **„Alt-Ellerbek."** (Ref.: Herr Architekt Theede in Wellingdorf bei Kiel.)

Über die Reihenfolge der Vorträge entscheidet die Versammlung.

III. Mitteilungen aus der Versammlung.

Dienstag den 24. Mai.

(Empfang der Gäste durch den Wohnungsausschuß am Bahnhof zu Plön von 11 Uhr an. Die Herren des Wohnungsausschusses tragen eine Schleife mit schleswig-holsteinischen Farben. Diejenigen Herrschaften, welche nicht selber Wohnung (Hotel-Logis) hier sich besorgen wollen, werden gebeten, sich bis zum 20. Mai bei Herrn Rektor **Rohweder** in Plön melden zu wollen.)

Besichtigung des Schloßgartens, der großen Insel und der Bieberhöhe. Abmarsch: 2 Uhr vom Hotel „Zum Prinzen."

Kommers im Hotel „Zum Prinzen": Beginn 8^{30}. Programm: Lichtbilder (u. a. schleswig-holsteinische Landschaftsbilder), vorgeführt von Herrn Theodor Möller-Kiel. Gesangsvorträge der Plöner Liedertafel. — Rezitationen des beliebten plattdeutschen Rezitators Herrn Oberrealschullehrer Fritz Wischer-Kiel.

Mittwoch den 25. Mai.

8 Uhr Morgens: **Besichtigung** der Altstädter Kirche, der Schloßkapelle, der Neustädter Kirche und des Gymnasiums. (Sammelpunkt: Hotel „Zum Prinzen.")

10 Uhr: **Hauptversammlung** im Hotel „Zum Prinzen." (S. die Tagesordnung!)

1½ Uhr: **Festessen** (Gedeck 3 M.) im Hotel „Zum Prinzen."

4½ Uhr: a. Bahnfahrt nach **Ascheberg,** Besichtigung des Schlosses und des Parks unter Führung der Herren Dr. Wieding und Pastor Lamp. b. Dampferfahrt nach **Bosau:** Besichtigung der Vicelin-Kirche unter Führung des Herrn Pastors Piening-Bosau, der auch einen historischen Vortrag über dieselbe halten wird.

8 Uhr: **Geselliges Beisammensein** in Plön (Langes Anlagen).

Donnerstag den 26. Mai.

Fußpartie um den Trammer See über Eulenkrug. Abmarsch: 9 Uhr vom Hotel „Zum Prinzen."

Anmerkungen: 1. Sollte Herr Dr. O. Zacharias bis zu den Tagen unserer Generalversammlung von seiner italienischen Reise zurückgekehrt sein, so wird den Teilnehmern Gelegenheit geboten werden, die biologische Anstalt zu besichtigen.

2. Während der Tage unserer Generalversammlung steht den Mitgliedern und Gästen die **Ausstellung im Knabenschulhaus** unentgeltlich offen. Wir empfehlen dringend den Besuch derselben. Die Ausstellungsgegenstände sind nach folgenden Gesichtspunkten ausgewählt worden: Bilderwerke (a. historische, Plön und Umgegend betreffend; b. Landschaftsbilder aus Schleswig-Holstein; Aufnahmen aus dem Prinzenhause). — Hausratsachen mit besonderer Berücksichtigung der Plöner Innungen und Gilden. — Siegel, Wappen und Petschafte, Diplome, Urkunden, Münzen, Medaillen. — Prähistorische Gegenstände, besonders aus den Wendengräbern von Clevez. — Botanische Seltenheiten aus Plöns Umgegend.

3. Verkehrstabelle: Ankunft von Kiel bezw. Abfahrt nach Lübeck:

8^{36}, 11^{23}, 2^{10}, 3^{41} (D), 4^{06}, 7^{06}, 10^{51}.

(Von Neumünster dieselben Zeiten, außerdem 7^{59}).

Abfahrt nach Kiel bezw. Ankunft von Lübeck:

6^{01}, 9^{05}, 11^{21}, 1^{50}, 4^{35}, 6 (D), 7^{35}, 10^{31}.

Um zahlreiches Erscheinen unserer Mitglieder und Gäste, ganz besonders auch der geehrten Bewohner Plöns und Umgegend, bitten

das Ortskomitee und der geschäftsführende Ausschuss.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 5. Mai 1904.

Aus den Sammlungen des Thaulow-Museums.

1. Hinrich Ringelink aus Flensburg.

(Fortsetzung, vergl. Jahrgang 1903, Nr. 12.)

In der St. Nikolaikirche zu Flensburg hat in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einmal eine große Holzauktion stattgefunden. Haupt (Bau- und Kunstdenkmäler Bd. I. S. 272) schreibt darüber: „Sie (die Kirche) war gefüllt mit unglaublich reichem Denkmälerschmuck; bei der „Restauration" 1840/46 ward die Ausstattung fuderweis veräußert und meist verbrannt. Vgl. Holdt 299 f. Erhalten ist manches im Flensburger und im Thaulow-Museum. Weiter heißt es (S. 276): „Ren.-Skulpturen, besonders wohl vom Schülerchore: Säulen, Konsolen, Türstücke, ein Epitaphrahmstück s. Thaulow-Museum." Schon aus diesen Angaben geht hervor, wie reich der Anteil unseres Museums an der Bergung der Kunstdenkmäler der St. Nikolaikirche zu Flensburg ist. Ein Teil dieser Schätze kann mit Sicherheit Hinrich Ringelink zugesprochen werden, so drei Bruchstücke großer Epitaphe, deren eines wir abbilden. (Abbild 1.) Es ist das seitliche Behangstück eines offenbar einst sehr stattlichen Grabdenkmals. Das monumentale, prachtvoll ausgebildete Rollwerkornament umschließt einen in halbkreisförmigem Feld liegenden Frauenkopf, dessen schönes, volles Oval ein muschelartiger Kopfputz ziert, während es nach unten von einem herabhängenden Tuch abgeschlossen wird. An doppeltem Bande, dessen Quastende seitlich vom Frauenkopf herabfällt, hängt ein schweres Fruchtbündel, oben im Rollwerkornament klettert ein dicker, kleiner Putto herum, damit beschäftigt, einen Tuchbehang zu befestigen. Die Formen des großzügigen Rollwerkornamentes selbst sind von vollendetem Ebenmaß und vollkommener Schönheit. Die aufgebogenen oder aufgerollten Kanten, nach denen das Ornament Rollwerk genannt wird, die durchgeschobenen, dreipaßförmigen Endigungen (bei dem abgebildeten Stück leider lädiert), die Bandauflagen, die Voluten in schön gerundeter Linienführung, alle Einzelheiten sind unbedingt vorbildlich. Die Holzflächen innerhalb des Ornamentes werden nicht dekoriert, nur ab und zu belebt ein kleines Zierstück, Quader, Knopf, Rosette, Muschel oder dergl. gar zu große, leere Flächen. Ein Ornamentstück, wie wir es hier abgebildet und beschrieben haben, ist typisch für unseren Spätrenaissance-Meister. Die gleichen Motive wiederholen sich immer wieder in den Behangstücken seiner Epitaphe. An einer anderen Schnitzarbeit aus der Flensburger Nikolaikirche, nämlich den Resten eines Taufdeckels, begegnen wir Pilastern mit nackten weiblichen Halbfiguren, wie wir sie an Ringelinks stattlichem Abendmahlsschrank und seiner Truhenwand in unserem Museum kennen lernten. Die Figuren sind fast genaue Wiederholungen der entsprechenden Zierteile unserer

Profanmöbel; auch das vom jonischen Kapitäl des Pilasters hinter der Figur herabfallende, faltenreiche Tuch und die ornamentale Umbildung der Arme zu runden Voluten, wie wir sie an den inneren Pilasterfiguren des Mittelgeschosses im Schrank kennen lernten, fehlen nicht. Das Bruchstück des Taufdeckels stellt das auf sechseckigem Grundriß aufgebaute, untere Stockwerk des jedenfalls mehrgeschossigen Aufbaues dar. Die erwähnten Pilaster, sechs an der Zahl, sind über Eck gestellt und trugen das zweite Stockwerk. Der unter letzterem befindliche Fries ist erhalten, er zeigt die umlaufende Inschrift: „Dit is min leve Sone an welckerem ick ein Wolgefallen hebe. Matth. 3.“ Wir dürfen aus der Inschrift schließen, daß in dem jetzt leeren Untergeschoß des Deckels, wie das in den Taufdeckeln unserer Kirchen bis weit in das 18. Jahrhundert hinein die Regel bildete, eine vollplastische Darstellung der Taufe Christi enthalten war. Leider aber irrt sich Haupt (Bau- und Kunstdenkmäler I. S. 274) mit der Annahme, die in dem jetzigen, spät barocken Taufdeckel angebrachte Taufe Christi stamme wohl von dem alten, 1593 geschenkten Deckel, — also dem, dessen Reste wir zu besitzen annehmen dürfen. Gegen diese Ansicht spricht sowohl die im völligen Einklang mit dem ganzen Deckel stehende manieriert-barocke Behandlung der Gruppe als auch der Umstand, daß letztere zu groß wäre, um in das dafür bestimmte Geschoß des alten Taufdeckels überhaupt hinein zu passen. Letzterer würde nach Haupts Angabe also aus dem Jahre 1593 zu datieren sein, was mit der Annahme Ringelinkschen Ursprungs sehr gut harmoniert, er wäre 1722 vom Blitz zerstört und durch ein Schnitzwerk von Johann Zimmer ersetzt worden.



Abbild. 1. Seitenstück eines Epitaphs aus der St. Nikolaikirche in Flensburg.

Eine weitere, aus der Nikolaikirche zu Flensburg stammende Schnitzerei Hinrich Ringelinks geben wir in Abbild. 2. Es ist der Sockel für eine Säule, vermutlich aus einem großen Grabdenkmal. Das Seitenstück dazu mit der zugehörigen Säule darauf befindet sich im Flensburger Museum. Der in Einteilung und Formengebung reizvolle Sockel zeigt im oberen Teil wieder die schönen weiblichen Halbfiguren, dieses Mal allerdings geflügelt, deren vollendete Modellierung des Körpers, deren ovale Gesichter und



Abbild. 2. Sockel für eine Säule,
aus einem Epitaph der St. Nikolaikirche in Flensburg.

kräftige Haarbehandlung uns aus den besprochenen Werken Ringelinks bekannt ist. Originell sind die als Löwenfüße gebildeten Ständer im unteren Sockelteil. — In Abbildung 3 und 4 sehen unsere Leser die unteren reich geschmückten Schaftstücke von Halbsäulen. Das wundervolle Rollwerkornament des ersten enthält vor ovaler Kartusche die Figur eines trauernden Genius mit gesenkter Fackel. Die nackte, kräftig und gut modellierte Gestalt des Jünglings hat das Haupt trauernd zur



Abbild. 3. Unterstück eines Säulenschaftes aus der St. Nikolaikirche in Flensburg.



Abbild. 4. Unterstück eines Säulenschaftes aus der St. Nikolaikirche in Flensburg.

Seite geneigt und führt die rechte Hand an die Schläfe, während er die linke ungezwungen auf eine Volute des Ornamentes legt. Ein Gegenstück dazu, gleichfalls im Besitz des Museums, zeigt eine ähnliche Jünglingsfigur mit Stundenglas und Totenkopf. Offenbar handelt es sich also hier um Teile eines Grabdenkmals. Das in Abbildung 4 gegebene Säulenstück, das im Ornament eine Faunfigur mit

Maske zeigt, könnte seiner Form und Größe nach demselben Epitaph angehört haben. Auch dazu besitzen wir ein Pendantstück.

Mit besonderer Vorliebe verwendet Ringelink Putten und Engelchen. Alle diese kleinen, dicken Kerle haben eine spaßhafte Familienähnlichkeit mit einander,



Abbild. 5. Engelfigur von Hinrich Ringelink.

man erkennt sofort den gleichen Ursprung an ihren runden Köpfen mit den vollen Backen, der stark gewölbten Stirn, dem kecken Stumpfnäschen, dem spitz heraustretenden Kinn, dem schwungvollen Haarpull und den Locken, die an der Seite fast wie ornamentale Voluten behandelt sind. Auch im Übrigen zeigen sie die gleiche zu runder Fülle neigende Körperkonstitution. Einem kleinen Putten begegneten wir oben, im Ornament eines Epitaphs herumkletternd, einen anderen geflügelten Putten mit Totenkopf, auf einer Kugel stehend, sehen wir in Abbildung 5. Ein Vergleich beider erläutert die oben behauptete Ähnlichkeit. Der erstere stammt aus der Flensburger Nikolaikirche, der letztere ist ursprünglich in der Kirche zu Tondern gewesen. Er hat unter einem jüngeren Ölanstrich noch die ursprüngliche Bemalung auf Kreidegrund. Haare, Totenkopf und Kugel sind vergoldet, ein hellgrünes Band hebt sich gut von dem rosigen Inkarnat ab und die Flügel sind in lustigen bunten Farben bemalt. — Ein größerer Putto konnte noch kürzlich von uns aus Flensburg erworben werden, er trägt das Bruchstück eines Kreuzes, ist sonst dem abgebildeten in Haltung und Form sehr ähnlich. Er hat unter dunkelholzfarbigem Überstrich dieselbe hellgraue Farbe, wie die übrigen aus der Nikolaikirche ins Museum gelangten Stücke.

Die eingehender beschriebenen und meistens in Abbildungen dem Leser vorgeführten Arbeiten Hinrich Ringelinks geben einen ausreichenden Begriff von der Kunst und Art unseres Meisters. Wir würden bei weiterer Beschreibung fürchten müssen zu ermüden. Eine Reihe schöner Konsolen, große Supraporten, Schilder mit Wappen und Hausmarken, sowie andere Bruchstücke und Ornamentteile könnten wir noch aus dem Besitze des Thaulow-Museums aufführen, doch mag das oben Gegebene genügen, um unseren Schnittker zu kennzeichnen in seinen Stärken: der vollkommenen Schönheit und, wo es darauf ankommt, der Monumentalität seiner Arbeiten, sowie in seinen Schwächen: der Glattheit in der Technik, dem Hinneigen zum Konventionellen, der ewigen Wiederkehr seiner Formen und Motive.

Kiel. Dr. G. Brandt.



Vom lieben Gott.[1]

Eine Skizze

von **Timm Kröger** in Kiel.

Ich habe immer ein gutes Gedächtnis gehabt, wollte das aber auch anerkannt wissen. Und wenn man zweifelte und andeutete, es sei mir wohl erzählt, was ich aus frühester Jugend wirklich wußte, dann wurde ich schier zornig.

Ich sehe mich und meine Schwester in einem gelben Mädchenkattunkleid. Mutter will mit uns ausgehen; es ist ein besonderer Gang. Ich soll zu hohen Ehren kommen. Mir soll der „Pock" gesetzt werden. Wir gehen über die Schröderkoppel, die Schröderkoppel ist voller gelber Blumen. Auf der anderen Seite an der Schröderkoppel wohnt die kleine Elsbe Paulsen. Die nehmen wir mit. Eine Zeitlang werde ich von Mutter getragen.

Ich finde mich in einem großen, weißgetünchten Raum unter vielen Frauen und Kindern. Und ein alter Mann ist da mit einem großen, grauen Bart. Der will mich stechen. Ich schreie, ich wehre mich, werde aber vergewaltigt. Der alte Mann mit dem großen, grauen Bart sticht mich in den Arm.

[1]) Autorisierter Abdruck aus dem Türmerjahrbuch 1903.

Der Impfschein liegt vor mir. So weise ich urkundlich nach: es ist am 19. August 1847 gewesen, — sechs oder sieben Monate vor dem tollen Frühling. Zwei Jahr und neun Monate alt war ich, da hat mich Physikus Dr. Mau aus Rendsburg geimpft.

Er hat mir weh getan, ich habe es ihm nicht nachgetragen. Im Gegenteil: wenn ich mir nachher den lieben Gott vorstellte, so sah er aus wie Physikus Dr. Mau. Ich glaube, daß mir sein tiefgefurchtes Gesicht und sein langer, weißer Bart so gefallen haben.

* * *

Schlechte Streiche (Undä) lagen nicht in meiner Natur. — Ruhig, vergnügt, zuweilen ausgelassen, zuweilen sonderbar und grüblerisch. Ich wurde viel gelobt, es gefiel mir, ich wurde lobgierig und bin, wenn ich mich recht kenne, noch jetzt auf Lob erpicht.

Früh erwachte der Kausalitätstrieb. Woher kommt das? — Warum ist das? — Wer hat das gemacht? — Wie habe ich meine arme Mutter mit Fragen gequält! — Wer hat den Himmel gemacht? — Gott und wieder Gott und immer wieder der liebe Gott. Er sei, erfuhr ich, die Ursache alles Seins. — Und wo wohnt der liebe Gott? — Im Himmel.

Erst hatte der liebe Gott in meiner Vorstellung eine Frauenhaube auf und zeigte viel Ähnlichkeit mit Tante Anna aus Steenfeld. Das war eine unschickliche Vorstellung. Der liebe Gott war doch keine Frau. Ich wandelte sein Urbild um. Er erhielt ein Mannsgesicht mit tiefen Falten und einen langen, wallenden, weißen Bart. Nun sah er aus wie Physikus Dr. Mau.

Meine Mutter hatte im Hausstand viel zu tun und gab in religiösen Dingen eilige Auskünfte, solche, die sie buchstäblich nicht immer verantworten konnte. Aber sie gab Stoff für Grübeleien. Bei der Lage unseres Hauses — die bot eine großartige Fernsicht — wurde meine Seele mit dem Auge in die Weite gezogen. Die runde Himmelskuppel gab meinen Gedanken Flug und Freiheit, der farbig verblutende Tag, der rote, verlöschende Abendhimmel warf ein wunderbares Schimmern und Leuchten in meine Seele. Die ernste Schwere unserer Landschaft fiel mit gewichtigeren Gedanken in mein Gemüt, als meine Jugend ertrug.

Ich maß die fliehende Landschaft bis zum Himmelsrand. Hans Vollert und Bock und Lust und Steinberg, — die Häuser kannte ich alle. — Aber was dahinter lag, war mir unbekanntes Land.

Während ich durch die Fenster ins Abendrot starrte, lernte meine Schwester Gretel (sie war sechs Jahre älter als ich) Bibelsprüche. Ich warf meine Fragen hinein, sie hörte aber in ihrer Schulnot nur halb hin. — Du, Grete, wakeen wahnt in't letzt Huus?

Ich sprach von dem der Himmelswand zu allernächst gelegenen Haus, Grete verstand es vom letzten Haus im Dorf. Sie antwortete: Jörn Böge.

Jörn Böge kannte ich ganz gut. Es war der Zimmermann, er ging bei uns ein und aus. Also, Jörn Böge war der Nachbar vom lieben Gott.

Nun traf es sich, daß Jörn am folgenden Tage bei uns arbeitete. Ich mußte ihn immer ansehen. Als er im Wohnzimmer frühstückte, stand ich mit schiefem Kopf in der Ecke und ließ ihn nicht aus den Augen. — Vater saß mit am Tisch. Jörn erzählte ihm Neuigkeiten, es kamen darin Gespräche vor, die er mit seinem Nachbar geführt habe. — Sein Nachbar? -- Das war ja der liebe Gott! — Also mit dem unterhielt Jörn Böge sich von Angesicht zu Angesicht? — Der robuste Zimmermann, der am langen Tisch Brot und Wurst und Käse aß, Milch trank und einen kleinen Schnaps mit behutsamer Geschicklichkeit stürzte, der war Gottes Nachbar und Freund! Haare hatte dieser Freund auf seinen sommer

sprossigen Händen, Handgelenke und Arme, stark und eckig wie seine Axt, das braune Haupthaar kraus, Augen grau und ruhig, gelassene Züge, wie wir sie bei sanften und starken Menschen sehen, — das war der Mann, der am Rand der Welt wohnte und mit dem lieben Gott sprach.

Ich hätte ihm gern vieles abgefragt, aber das mochte ich nicht tun. Ich lief lieber nach der Küche und fragte Mutter. Als sie dahintergekommen war, was ich meinte, lachte sie, wie sie selten gelacht hat. Und als sie ausgelacht hatte, trocknete sie erst ihre Hände, nahm mich dann in die Arme, küßte mich auf die Stirn und sagte: Ja, kleiner Schatz, der liebe Gott wohnt bei Jörn Böge und ist sein Nachbar. Und Jörn Zimmermann spricht mit ihm. Er wohnt aber auch bei uns und ist unser guter Freund. Und ich führe jeden Abend mit ihm ein Gespräch. Er ist überall. Sehen kann man ihn nicht. Und da ... da ... da ... (sie klopfte auf meine Brust) da wohnt er auch. Und da sollst du ihn behalten.

Der liebe Gott überall.

Ich suchte ihn in der Natur. — Ihre hundertfachen Stimmen, ihr Rauschen und ihr Brausen war mir göttlicher Odem. Und wenn es ganz still war, dann schwieg das All rund um mich her, schwieg aus Respekt vor dem lieben Gott. Denn dann kam er in Person.

Ich sagte „ganz still." Aber das ist nicht genau. Eine restlos in Schweigen aufgehende Ruhe kenne ich nicht. Es mag ein Fehler in meinem Gehör sein. Die von keinem ungehörigen Ton verunreinigte Stille zerfließt in stummem Summen. Die Farben, die farbigen Töne sind weggewischt, das stumme Summen ist der weiße, der farblose Untergrund der Leinwand, worauf Gott seine Träume, seine Lieder und seine Bilder malt und schreibt.

Eines Tages — ich war ganz allein und spielte in der Kinderstube, — da schlug die göttliche Stille, eine tiefe .... eine heilige Stille, über mir zusammen. Mir grauste .... Schatten flogen über sie hin. — Wie Schatten fliehender Wolken an Sommertagen über Wiesen ziehn. — Ein fern verhallendes Stampfen und Stoßen. Das kam von der Diele her.

Nun war Gott nahe.

Die Kornböden zogen sich über die Stuben hin. Auf dem fernsten ging ein schwerer Mann, vom Seitenflügel kam es her, das war er, das war der liebe Gott. Er kam näher ..., dumpf ..., wohlwollend. Was die Bretterdecke erbeben machte, war der Fuß des allmächtigen Gottes. Über mir hielt er an. Gottes Auge sieht durch Balken und Bretter, nun ruhte es groß und grau und erdrückend auf meiner Erscheinung. Und ich — ich armer Junge — war nicht einmal im Sonntagsstaat, meine Hosen waren gar geflickt.

Wieder lief ich zur Mutter und erzählte. Aber sie hatte keine Zeit. — Was du nur immer mit dem lieben Gott hast! Ist er auf dem Kornboden, dann ist er in Hinnerk Butenschöns Gesellschaft, Hinnerk ging hinauf, das Korn umzustechen.

Meint ihr, ich bin die Treppe hinaufgesprungen? Ich tat es nicht. — Meint ihr, ich habe Hinnerk gefragt? — Auch das unterließ ich. — Hat mich unbewußte Scheu, es könnte mein Glauben Schaden nehmen, zurückgehalten?

* * *

Schlafstuben waren im Dorf unbekannt, man schlief in Wandbetten, die in das Zimmer hineingebaut und nach der Stube hin mit Schubtüren versehen waren. Die Stunden, die ich im Wandbett verlebt habe, gehören zu meinen glücklichsten. Plauderten die Großen am Ofen länger als sonst, wir Kinder krochen ins Wandbett. So waren wir abseits und doch zugegen. Im Schlitz der Türen konnten wir uns

die Weltfreude nach unserm Gefallen zumessen: zwei, drei oder vier Handbreit, wie wir's wollten. Und das Gespräch am Ofen summte und brummte in unser Verlies. Wie das Verlies uns so warm und behaglich barg!

Halb hatte uns schon der Traum, halb waren wir noch dabei ..., nämlich bei den lustigen Geschichten unseres Ohms. Vom bösen Weibstück erzählte er, und wie Hans Jörn das Tanzen aus sich selbst gelernt habe; von des alten Tellheims Pelzmütze und Krischans Pferdeprozeß. — Und noch viele andere Geschichten. Aber nicht lange, dann bekam uns der lose, der schöne Traum. — Es kam aber vor, daß wir ihm wieder entschlüpften. Wenn es hinterm Ofen zu laut und lustig wurde, wenn Nachbar Sievert sich auf die Schenkel schlug und auflachte, wenn der dröhnende Baß der übrigen sich an die Wände stieß, dann tauchten wir aus dem Meer der Vergessenheit herauf, allerdings nur, um gleich wieder hinabzusinken. Wir taten einen einzigen Atemzug, — einen kurzen, aber lang genug, im süßen Glücksgefühl zu erbeben. Ein seliges Erschauern — dann, ja, dann hatte der Schlaf uns wieder und hielt uns bis zum lichten Morgen.

* * *

Aus der Wandbettstelle hat nachher eine nüchterne Zeit die Schlafstube gemacht. Nun liegen auch in meinem Dorf Kinder und Kranke wie Ausgestoßene. — Damals aber, so lange, wie ich im Dorf war, blieb es beim Alten. Die freistehende Setzbettstelle war nur als Lagerstatt der Schwerkranken bekannt. Da war sie am Platz, weil Schwerkranke Bedienung von allen Seiten brauchen. Die Setzbettstelle war gefürchtet, aus ihr, — hielt man dafür —, kam selten einer wieder lebendig heraus.

Als ich noch an Gottes großem Herzen ruhte, — wie träumte sich's süß im Wandbett. Wie verhallte aller Lärm — wie verhallte er so weltenfern! Und wie das Erwachen des neuen Tags! Wenn die Köchin die Asche im Ofen schürte, — mich ging's nicht an. Wenn der Großknecht die Wirtschaftsschlüssel vom Schlüsselbrett nahm, — mich scherte es nicht. Und am allerwenigsten kümmerten mich die Geräusche der Nacht. Wenn unser Hofwächter an's Fenster schlug, die Stunde abzurufen, mir gab es, wenn ich es überhaupt hörte, nur das Gefühl tiefen Glücks, — und was die Natur da draußen brauste und rauschte: das alles war Gottes Hauch. Regen und Hagel, — wenn der Sturm sie gegen die Fenster warf, — es war eine väterlich kameradschaftliche Vertraulichkeit des lieben Gottes. Was die knarrenden Äste der Ulmen bog, die Kronen der Buchen tief aufrauschen ließ: es war seine Stimme. — Seine freundliche, seine lobende, seine gütige Stimme.

Wie durstig trank mein kleines, noch immer nach Anerkennung verlangendes Herz dies Lob! Wenn es um die Ecken und Erker und Essen strich, Scherze waren's, Grüße waren's, zuweilen waren's Geschichten, gesungen, gepfiffen, erzählt, gemurmelt vom lieben, vom gütigen Gott.

Wie lachte er in seinem Faltengesicht und wie in seinem langen, weißen Physikusbart!

* * *

Nach einer Reihe von Jahren, — ich war aber noch immer ein junger Knabe —, da bat ich den lieben Gott um den rechten Glauben. Ich flehte zu Gott und zweifelte zugleich an seinem Sein. — Mein naiver, mein taufrischer Glaube an ihn war tot.

Weshalb?

Ich will nicht bitter werden, ich will die Liebe im Herzen behalten, ich schweige darüber, wodurch ich Gott verlieren konnte. — Die weißgetünchten Wände

unserer Schulstube wissen's. — Ich will auch nicht ungerecht sein, — vielleicht wissen die Schulstubenwände doch nicht alles. — Auch deshalb schweige ich über das Wodurch und Weshalb.

Ich habe meinen Gott lange Zeit verloren gehabt . . ., viele Jahre . . . Ich habe ihn wiedergefunden; aber einen anderen Gott habe ich gefunden, als den, von dem die vier Kalkwände zu reden wissen. Etwas anders war er zwar auch, als der, der mit unsterblichem Fuß über die Kornböden geschritten war und mit Jörn Böge als Nachbar geplaudert hatte. Männlicher und größer und erhabener war er geworden, aber im Grunde war er doch noch derselbe . . ., der liebe, liebe Gott. Und immer noch bilde ich mir ein, sein wohlgelittenes Kind zu sein.

Wenn ich's im groben überschlage, so habe ich bis zu meiner Konfirmation achttausend Religions-, Bet- und Bibelstunden angesichts der vier Weißgekalkten gehabt, und unter der Rute der Zucht habe ich Bibelsprüche und Gebete und Gesänge gelernt. Aber als ich heranwuchs und meinen Gott schon halb verloren hatte, lauteten die Gebete, die ich vor den Schultüren oder in der Einsamkeit der großen Natur verrichtete, ganz anders.

So lag ich eines Abends zwischen blühenden Erbsenranken unseres Gartens, der Andacht voll.

Das feine Läuten der Sterbeglocken war in meine Seele gefallen. Mein Vater war krank, ich hatte mir dabei bisher nicht viel gedacht; in den letzten Jahren war er fast immer krank. Aber heute war ich aufgerüttelt worden. In den Goldweiden unseres Ziegelbusches hatte ich, ohne zu wollen, das Gespräch zweier Bauern, die im vorbeiführenden Weg aufeinander gestoßen, gehört. Sie sprachen von Vaters Krankheit.

„Dor kommt niks na“ — hatte der eine gesagt — „he is in de Settbettstell. Nu weeß Bescheed.“ „Ja“ — hatte der andere erwidert — „wenn he in de Settbettstell is, denn is't ut.“

Also mein Vater wird sterben, er wird von Angesicht zu Angesicht sehen, wie es mit all den Dingen bestellt ist, die man uns zu glauben befiehlt. Es war spät. Ein lauer Juniabend. Sterne der Hoffnung glänzten am Himmelsbogen. Ich ging in den Garten. Alles so still und heimlich. Die Nachtigall, die sonst jeden Abend im Apfelbaum schlug, schwieg; stumm war das farblose Summen der Nähe Gottes vor meinem Ohr. Dumpfer Wellenschlag weither. Das war der Schritt der herankommenden Ewigkeit.

Übermäßig betrübt war ich nicht. Denn meinem Vater war das Leben wegen seines bresthaften Leibes schon lange äußerlich eine Pein und eine Last. Meine Gefühle ihm gegenüber waren mehr namenloser Respekt als Liebe. Um hingebende Liebe zu wecken, dazu war er zu streng, zu ernst, zu sehr verkörperte Pflicht und Mensch gewordene Gerechtigkeit. Kaum hatte ich ihn lachen gehört, und lustig, — was man so lustig sein nennt —, lustig hatte ich ihn niemals gesehen. Wir alle, die wir in seiner Umgebung lebten, erstarben vor ihm in Achtung: — Kinder und Gesinde, und im weiteren Sinne das ganze Dorf. Und doch habe ich das Gefühl, daß er nach Liebe dürstete, daß er die Einsamkeit, in die ihn ein seltener Respekt hinaufgehoben hatte, gern für liebe Kindes- und Freundesworte hingegeben hätte. Es war ihm die Wünschelrute versagt, die nach den Quellen der Freundschaft, der Liebe und des Frohsinns einschlägt. Gott hatte ihm viel gegeben, die Anweisung auf Glück und Fröhlichkeit nicht. Er ist sein Leben lang ein einsamer Mann geblieben . . . . Einsam, aber aufrechten Sinnes . . ., niemals einen Zweifel an der Form, worin ihn die Religion gelehrt war, hegend. — Gesichert in seinem Herrn und Heiland, — so sah er dem Tode entgegen.

Am stummen Abend zwischen den Erbsenranken lag ich und betete; — für

meinen Vater betete ich nicht. Der hatte, das wußte ich, den rechten Glauben. Ich betete für mich, für meine arme geängstigte Seele. — Ich will es hersetzen, das Gebet. Wer es lästerlich finden will, der mag es tun; wer nicht den Angstschrei meines jungen Gemüts hören will, der mag seine Ohren verstopfen.

Großer Gott! betete ich, — man sagt, daß du bist und alles erschaffen hast. Ich weiß nicht, ob es wahr ist. Wie kann ich es wissen! Meine Seele ist von Furcht und Zweifel voll. Es wird mir befohlen. Wie kann man mir befehlen, zu glauben? Man befiehlt mir, an dich und an deine dreieinige Natur, an deinen eingebornen Sohn zu glauben. Und glauben müsse ich, daß er auch für mich zur Vergebung meiner Sünden am Kreuz gestorben sei. Denn böse sei ich von Mutterleibe an, der Hölle schuldig, bevor ich das erste Wort gelallt. — Und wenn ich das alles nicht glaube, so müsse ich ewig in der Hölle brennen. Man hat mir auch gesagt, wenn ich aus aufrichtigem Herzen bäte, du würdest mir den rechten Glauben aus deiner Gnadenfülle schenken. Herr Gott, ich habe Angst vor der Hölle. Wenn du bist, so schenke mir den rechten Glauben, — wenn es wirklich der rechte ist. — Amen!

* * *

Kaum wage ich weiter zu erzählen, die Einwendungen der Hörer sehe ich voraus. — Die es milde machen, sprechen von lebhafter Phantasie. Man sehe nicht nur, — sagen sie —, die wirklich außer uns seienden Dinge, sondern auch solche, deren Bilder eine gefällige Einbildungskraft selbst schaffend aus dem unbegreiflichen Wunderbau unseres Gehirns heraus auf die Netzhaut werfe.

Ich will sie reden lassen. Es ist ein Glück, daß wir drei: meine beiden Augen und ich, ganz genau wissen, woran wir sind.

* * *

Amen! hatte ich gesagt. Still und stumm lauschte ich dem großen Schweigen.

Da sah ich.

Ich war ganz ruhig, als ich es sah. Ich wunderte mich nicht einmal. Mir war, als könnte es nicht anders sein, als müßte ich sehen, was ich sah.

Hinter dem Wall, der den Garten von dem Wege trennte, wuchs vor meinen Augen eine Riesenerscheinung auf, wie eines Mannes Bild, — hoch wie ein Bauernhaus. Lang und weiß und wallend fiel der Bart auf die Brust, ein mildes Lächeln lag in den Zügen.

Stumm und starr stand ich in meinen Erbsen und dachte.

Ich weiß nicht, was ich dachte.

Da verschwand die Gestalt.

War das die Antwort auf mein Gebet? War Gott es selbst? Oder war es der Tod, der unser Haus umschlich?

Und im Wandbett träumte ich in der Nacht. Mein Vater war tot. Seine Seele stand vor dem lieben Gott.

Dein Wandel ist viel gelobt worden, — sagte Gott. — Und sah aus wie der weiße Mann hinter der Gartenhecke. Und nun war es ganz sicher: es war das Physikusgesicht meiner jungen Kindheit.

Man hat dir echten Stolz und echte Demut, Ehrlichkeit und Gradheit hat man dir nachgesagt, und zu allermeist unbestechliche Rechtlichkeit.

Ich habe gute Freunde und Nachbarn gefunden, Menschen, die gern loben, — war die bescheidene Antwort.

Wo dein Fuß hintrat, sproß Segen auf. Es ging vieles durch deine Hände, und kein unrecht Gut blieb darin.

Ich habe versucht, meine Schuldigkeit zu tun, ich bin aber ein schwaches Menschenkind und trage der Sünden Last.

Zum erstenmal wurde ich meines Vaters so recht von Herzen froh. Stolz war ich ja immer auf ihn gewesen.

Im Bauernanzug stand er da, Wahrheit und Einfachheit in jeder Falte. Strenge, gradlinige Gerechtigkeit um Lippen und Mund, durchgreifende Kraft im Kinn.

Hans, sagte der liebe Gott, — und eine warme Herzlichkeit brach hervor —, du bist ein getreuer Knecht gewesen und hast gut verwaltet, was ich dir gegeben habe. — Aber wie ist es mit dem Frohsein? Bist du auch vergnügt und lustig gewesen und hast du Freude um dich verbreitet?

Nein, sagte mein Vater — und sah dem Herrgott frei ins Gesicht. — Vergnügt und lustig bin ich nicht gewesen. Ich kam vor Arbeit nicht dazu, ich hatte keine Zeit, froh zu sein.

Und dann....

Und dann? ermunterte der Herr....

Die Gabe, Freude um mich zu verbreiten, habe ich nicht bekommen. Ich habe schwer darunter gelitten, setzte er seufzend hinzu.

Da hast du recht, Hans. Ich habe es dir nicht gegeben. Nun, ich denke, du wirst bei mir lernen, froh zu sein. Komm!

Die Himmelstore öffneten sich. Vater zog zu Gottes Freude ein.

* * *

Man rüttelte mich — Mutter stand vor meinem Bett. — Komm auf, Kind, Vater stirbt!

So war es. — Vater lag im Sterben. Mit vollem Bewußtsein schaute er dem Tod furchtlos ins Auge. Dreimal betete er es seinem Heilande nach: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!

Knarrte nicht die Pforte? — So deuchte uns, aber man vernahm keinen Schritt. Die Stubentür hörten wir gehen, aber sie hing ruhig in den Angeln; die Umstehenden gaben vor dem Bette Raum, es war ihnen, als ob etwas anschliche.

Beugte sich ein Schatten über den Kranken?

Dein, o Gott! — rief der Sterbende und war — hinüber.

Aus den Augen aller floß ein erlösender Tränenstrom. Aber ich, — ich konnte nicht weinen, ... ich pries sein Los.



Der erste Schuß auf dänischer Seite im Jahre 1848.

Übersetzung aus der Festschrift in Veranlassung der dänischen Erinnerungsfeier an 1848 im Juni 1898.

1. Der erste Schuß zur See.

Beitrag des Strandkontrolleurs S. W. Raßmussen, der derzeit an Bord der dänischen Kriegsbrigg „St. Thomas" Dienste tat, welches Schiff unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Erhebung der Herzogtümer von Kopenhagen ausgesandt war.

„Gegen Vormittag langten wir auf der Sonderburger Reede an, wo der „Hekla" (ein anderweitiges Kriegsschiff) bereits lag. Dort erfuhren wir, daß sich Holstein im Aufruhr befände, daß die Prinzen aus der Königlichen Verwandtschaft, der Herzog von Augustenburg und der Prinz von Noer, die beide den Eid der Treue (Homagial-Eid) abgelegt, sich an die Spitze des Aufruhrs gestellt

hätten, — daß man vorgegeben habe, der König werde in Kopenhagen gefangen gehalten, sowie einen ganzen Teil anderer Lügen mehr. Die Bewohner von Alsen und Sundewitt dagegen waren dem König treu geblieben. Der Herzog war in großer Hast geflüchtet, und holsteinische Truppen nach dem Norden und gegen Alsen im Anzuge. Die Aufgabe der Brigg „St. Thomas" war, alle Boote von der Seite des Sundewitts nach Alsen überzuführen. Während der Nacht ruderten Patrouillen im Sunde, die mit Schußwaffen versehen waren. Ich war mit in einem dieser Boote; von dem Leutenant bekamen wir Ordre, unsere Pistolen abzufeuern, — ich denke, um dadurch den Einwohnern zu imponieren, denn Feinde waren damals noch keine da; indes daß selbige sich auf dem Marsche nach Alsen befanden, stand fest. Der Herzog hatte dieselben bereits erwartet, indes wir kamen denselben zuvor, und der Herzog mußte sich zurückziehen. Dieses Mal war Fahrt in der Sache und die Deutschen werden sich wohl nicht haben denken können, daß die dummen Dänen wirklich auftreten und den Holsteinern Trotz bieten würden. — Ich hatte vordem auf Hamburg gefahren und kannte die Stimmung des Volkes vollkommen, verstand Deutsch, besonders Plattdeusch, ebensogut wie Jütisch. „In Dänemark ist alles zusammen Plunderkram, da lebt man nur von unserm Gelde," — das waren die Glaubensartikel in Holstein.

„Kennst du das Land, von Gott veracht',
Wo man aus Bäumen Schuhe macht" usw.,

sang man und rechnete uns, kurz gesagt, für nichts. Dänisches Gesinde und dänische Seefahrer wollte man dagegen gerne haben. Am Tage nach unserer Ankunft gingen wir durch den Sund in die Apenrader Föhrde hinein; in der Nähe der Stadt sahen wir einen Haufen Menschen mit einer Danebrogsflagge der Küste zulaufen. Dieselben machten uns Zeichen, schwenkten die Kopfbedeckung und riefen „Hurra!" Später kam eine Jolle an unser Schiff, und wir erfuhren, daß jene Schiffszimmerleute und junge Seeleute von Apenrade waren. Dieselben hatten gleich das dänische Kriegsschiff erkannt und wollten ihre dänische Gesinnung zu erkennen geben. Sie berichteten, die Stadt befände sich im Aufruhr, die Beamten seien, wie üblich, deutsch gesinnt, und namentlich seien der Bürgermeister, der Apotheker und dessen Bruder Wühler. Etwas später gingen wir vor Anker dicht bei dem Hafen. — Wir hatten den Anker fallen lassen und lagen mit der Breitseite gegen die Stadt. Die Zimmergesellen wurden mit einem Brief an den Stadtvogt (Bürgermeister) abgefertigt, daß er augenblicklich an Bord zu kommen habe, und der Apotheker und dessen Bruder mitzukommen hätten. Die letztgenannten Herren kamen nicht, aber der Bürgermeister (er hieß, soweit ich erinnere, Schouv oder Schow) dagegen kam. Im Boote hatte er eine weiße Binde um den Arm, das war das vorläufig angenommene Kennzeichen der gesinnungstüchtigen Schleswig-Holsteiner; indeß zupfte er die Binde ab, bevor er an Bord kam. Der alte Suenson (Kommandant des Schiffes) sah ihn an, als wenn er ihn fressen wollte. Der Deutsche begann sich zu verteidigen und zu demonstrieren, allein der Alte sagte trocken: „Ja! all dies können Sie in Kopenhagen erzählen — wohin Sie gleich verschickt werden sollen." Wir bereiteten uns vor, an Land zu gehen, doch wir wurden von dem Topposten (Ausguck im Top) dahin gewarnt, daß Truppen vom Süden her in die Stadt einzögen. Unsere Offiziere meinten, aber waren sich doch nicht sicher in dieser Meinung, ob das nicht dänische Truppen seien — möglicherweise treu gebliebene Holsteiner, die da kamen. Aber es kam auch ein Wagenzug und von einem Wagen zeigte man eine dreifarbige Fahne. Nun wußten wir Bescheid. Ein Schuß klar und denselben hingebrannt nach dem Wagen mit der Flagge! Kanonier Hoyer ergriff eine Kartusche, die Kanone ward geladen und einige Sekunden später sauste eine 18pfündige Kugel durch die Wagenreihe —

die Fahne verschwand, und im Galopp jagten die Wagen der Stadt zu. Die Truppen zogen hinten um die Stadt herum und in selbige hinein. Dieses war der erste Schuß, der von der dänischen Kriegsmacht in dem Dreijahrskriege abgefeuert worden. Derselbe war von Wirkung und gut, um die Deutschen zu Verstand zu bringen. Dieselben konnten daran erkennen, daß wir wach waren und bereit, für das zu kämpfen, was unser war.

Am Nachmittage kam „Hekla" zu uns; gegen Abend legten wir die Brigg etwas in die Föhrde hinaus, denn dort, wo wir gelegen hatten, konnte man uns mit Gewehrkugeln treffen, ohne daß wir jemanden hätten sehen können. Am nächsten Morgen gingen wir wieder in den Hafen und legten uns mit der Breitseite wie früher gegen die Stadt; erst „klar Schiff" und demnächst hieß es: „Arbeitsschaluppe aus." Ein Detachement bewaffneter Matrosen und (Artillerie) Konstabler ging in dies Boot. Ich war Ältester, und wir ruderten dem Lande zu. Wir hatten ein „Kanonade" genanntes Geschütz in unserm Boot und in der Schaluppe des „Hekla" befand sich eine Haubitze. Der alte Suenson stand in seiner Gig und drehte eine Cigarette; er drehte stets Cigaretten, wenn er nicht seine Brille putzte; im Vorderraum seiner Gig war eine Haubitze aufgestellt auf drei Stücken Holz, denn für Geschütze war das Fahrzeug nicht eingerichtet. Hätte man das Geschütz tatsächlich abgefeuert, würde dasselbe nach hinten in der Gig geflogen sein, aber das sah doch nach etwas aus, und wir befanden uns ja auf dem Kriegspfade. Im Hafen lag ein kleiner Dampfer, „Christian der Achte," und diesem galt unser Zug, denn wenn wir im Jahre 1848 etwas nötig hatten, so waren es Dampfschiffe für Transporte und zu Bugsierungen. Als wir in der Hafenmündung anlangten, kam ein deutscher Offizier, rief den Kapitän an und sagte: „Wollen Sie einen Landgang machen? Das nützt Ihnen nichts, denn die Stadt ist von unsern Truppen besetzt!" Er sprach ein breites Dänisch und kommandierte auch so seine Soldaten auf dänisch, was wir später zu hören bekamen. „Einen Landgang mit einer Barkasse machen," brummte Suenson „ich glaube, er ist verrückt!" Dagegen rief er laut dem Offizier zu: „Ich will das Dampfschiff haben, welches hier im Hafen liegt, und ich rate Ihnen im Namen des Königs, mir keine Hindernisse in den Weg zu legen." — „Wir erkennen keinen König an, wir haben einen . . . . . ;" den Rest hörte ich nicht, weil wir in demselben Augenblick an das Bollwerk anlegten. „Schießt auf ihn" rief Suenson, und ein alter Konstabel (Wilhelm Ohlsen) riß das Gewehr an die Backe; indes zog der Deutsche sich hinter einen Haufen Zimmerholz zurück und ging zu seinen Leuten, Kieler Jägern, die er auf dänisch kommandierte: „Tretet an!" Wir enterten geschwind den Dampfer und warfen seine Vertauung los. Der Deutsche rief den Kapitän abermals an und sagte: „Ich lasse auf Sie schießen, wenn Sie nicht das Dampfschiff liegen lassen, und wegrudern!" — „Ja! das versuchen Sie nur, ich antworte mit glühenden Bomben (allerdings eine kleine Übertreibung), sehen Sie, was dort liegt?" und dabei zeigte er auf „Hekla" und die Brigg, und die boten einen ziemlich ernsten Anblick. Ich sah dorthin, wohin er zeigte, und gerade hinein in die Mündung von „Heklas" Sechzigpfünder. Die Besatzung stand bei den Kanonen, und das Schiff lag dem Hafen so nahe, daß ich die Geschoßbohre sehen konnte, die der Kanonenkommandant in Händen hielt, die Steuerbordbatterie der Brigg, 8—18 Pfünder, alle mit Zündrohr versehen, ja, das waren vielversprechende Aussichten für das Publikum am Lande — indes bedenklicher für uns (im Boote), denn wir waren ohne jegliche Deckung zwischen den Deutschen und dem etwaigen Feuer unserer Schiffe. Der deutsche Offizier kommandierte „fertig" und die Soldaten zogen die Gewehre in Anschlag — doch glücklicherweise nichts weiter. Unsere Arbeitsschaluppe und die Schaluppe des „Hekla" waren mittler-

weile vor das Dampfschiff (siehe oben) gespannt, und bald lag dasselbe draußen auf der Reede. Dasselbe ward bemannt und der dritte Leutnant Pedersen vorläufiger Führer desselben. Die deutschen Soldaten zogen sich aus der Stadt zurück, und Steen Bille ging an Land und übernahm die Geschäfte."

2. Der erste Schuß auf dem Lande.

Von Kapitän Dons (3. dänisches Jägerkorps, 4. Kompagnie).

Am 7. April 1848 war die Avantgarde des Hauptkorps bis Klipleff und nächste Umgegend gekommen, und im Laufe des Vormittags vom 8. s. M. rückte dieselbe mit dem 3. (dänischen) Jägerkorps, Husaren an der Spitze, vor bis Bommerlunder Krug. Hier wimmelte es bald von Jägern, Infanterie und Husaren, und auch die verschiedenen Stäbe fanden sich daselbst ein, u. a. bemerkte man den Stabschef, Kapitän Läſſoe.

Gegen Nachmittag ward das 3. Jägerkorps beordert, das Dorf Bau zu rekognoszieren, um zu untersuchen, ob dies Dorf vom Feinde besetzt sei. Die 4. Kompagnie des Jägerkorps rückte unter Kapitän v. Münnich auf beiden Seiten des Landweges von Bommerlund nach Bau in einer Kette vor, und ich, der als Freiwilliger zwei Tage vorher von der Kompagnie angenommen war, folgte dem Kapitän im Landwege selbst, von wo aus er die Kompagnie leitete, und uns schloß sich alsbald der Adjutant des Jägerkorps, Premierleutnant v. Magius, zu Pferde an.

Als wir uns dem Dorfe Bau bald genähert hatten, ohne daß ein Schuß gegen die vorrückende Abteilung gefallen war, machte die Kette Halt, und der Kapitän wie der Adjutant äußerten die Meinung, daß der Ort nicht besetzt sei; indes um diese Frage näher zu untersuchen, ritt Premierleutnant v. Magius in das Dorf hinein und forderte mich auf, ihm zu folgen, und etwas später begab sich auch der Kapitän dahin. Der Adjutant und ich bildeten somit gewissermaßen die Vorhut.

Am Eingange des Orts war alles stille und kein Mensch zu sehen; indes bei dem dritten oder vierten Hause veränderte sich plötzlich die Situation. Mit einem Male ward die oberste Halbtür des Hauses aufgerissen und im nächsten Augenblick auch die unterste, und heraus stürzten uns entgegen etwa fünf oder sechs Insurgenten in hellblauen Jacken und runden Feldmützen und mit Gewehren in den Händen. Premierleutnant v. Magius ergriff mit Blitzesschnelle ein Pistol und schoß auf dieselben, doch ohne zu treffen, und rief gleichzeitig mir zu: „Schießen! Schießen!" Unkriegsgewandt, wie die Insurgenten waren, vergaßen dieselben im Schreck die Waffen zu gebrauchen, und flüchteten durch einen schmalen Gang zwischen den Gebäuden hinein in den gegen Osten belegenen Garten. Ich hatte in wenigen Schritten Abstand von den Fliehenden meine Riflebüchse an die Backe gelegt, aber der Schuß versagte; erst als dieselben 100 bis 200 Schritte fort waren, hatte ich Gelegenheit, den Fliehenden meine Kugel nachzusenden, und Kapitän v. Münnich und sein Bursche, die während dieser Episode etwa 100 Schritte hinter uns waren, meinten, sie hätten einen der Insurgenten fallen sehen. Als wir am nächsten Tage den Ort besetzten, klärte es sich auch auf, daß der eine derselben im Oberschenkel getroffen war.

Premierleutnant v. Magius war somit derjenige, der beim Hauptkorps den ersten Schuß gegen den Feind abgab, und seine rasche Entschlossenheit bewahrte uns und andere davor, entweder niedergeschossen oder gefangen genommen zu werden; außerdem war das eine günstige Introduktion für seine spätere, ehrenvolle militärische Laufbahn.

Pl. in E.

Warnitz.

Von **Robert Körner** in Hamburg-Hamm.

Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen,
Das Korn wächst dort in langen schönen Auen
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.
Schiller.

Auf der steil emporragenden Nordostecke der Halbinsel Sundewitt, zwischen der Apenrader Förde und dem Alsensund, liegt das 3/4 Meile lange und 1/2 Meile breite Kirchspiel Warnitz. Als ausgesonderter Bezirk ist das ehemalige „Birk" Warnitz auf Sundewitt, das im Jahre 1231 Warnaes genannt wird, schon im Waldemarschen (II.) Erdbuche ausdrücklich bezeichnet. Da hier Arngiald (Herdgeld) als Einnahme aufgeführt wird, so deutet dieser Umstand auf eine städtische Ansiedelung hin. Jedenfalls hat Warnitz im 14. Jahrhundert eine gewisse Bedeutung gehabt. Dafür spricht der Umstand, daß ein altes Kirchspielverzeichnis aus dem Jahre 1340 mehrere Edelhöfe dortselbst aufführt, die jetzt längst verschwunden sind — Brattburg, Ornum, Hipholm, Gammelgaard und noch einen, dessen Platz heute (dänisch) Volden (der Wall) heißt. Auf Brattburg lebte einst Hans Blome zu Ornumgaard, der von Paul Uck, dem Amtmann zu Sonderburg, ermordet wurde. Der Name Warnitz (Varnis) — nach dem Waldemarschen Erdbuch Warnaes — hat zu mancherlei Mutmaßungen Veranlassung gegeben. Namhafte Gelehrte wollen Warnitz von Warna naes, d. i. Vorgebirge der Warnen, ableiten, indem sie behaupten, daß der herulische Stamm der Warnen seine Wohnsitze einst im nördlichen Schleswig aufgeschlagen habe; indes machen ähnliche mit Var- zusammengesetzte Namen auf dänischem und skandinavischem Boden, insbesondere Vornaes bei Svendborg auf Fünen und Varnes in Norwegen, den vorjütischen Ursprung des schleswigschen Warnitz (Warnaes) zweifelhaft.



Abb. 1. Buchenhain am Strande.

Das Kirchdorf Warnitz und seine nächste Umgebung ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Der Naturfreund, der Archäologe und der Kulturhistoriker finden hier gleichzeitig ihre Rechnung.

Der berühmteste Warnitzer ist wohl der im Jahre 1783 in Blaukrug, im Kirchspiel Warnitz, geborene Maler Christoffer Wilhelm Eckersberg, der in Dänemark als der hervorragendste Maler der Neuzeit gilt.

Die Häuser und Höfe des Kirchdorfes, deren stattliches Aussehen eine wohl-

habende, fast ausschließlich dem Landbau obliegende Bevölkerung bekundet, liegen weit über die Dorfgemarkung zerstreut. Nur Kirche, Pfarre und Schulhaus, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, halten enge Nachbarschaft. Die halbversteckt hinter breitästigen Rüstern und Linden liegenden strohgedeckten Häuser und Gehöfte mit ihren weißgetünchten Mauern tragen ein wesentlich anderes Gepräge als in niedersächsischen Landen: die Häuser haben Schornsteine und zeigen nirgend das berühmte sächsische Pferd auf dem Dachfirst. Ställe und Scheuern sind nicht unter einem Dache vereint, sondern bilden gesonderte Gebäude zu beiden Seiten der Wohnhäuser. Rankenrosen und Waldreben umhüllen mit schützendem Mantel die Hausfassaden. Die Gärten zieren altväterliche Blumen — Reseda, Krauseminze, Rittersporn, Goldlack und Baldersbraue (Baldersbryn) (Matricaria inodora).

Die Baulichkeiten tragen fast alle ein cyklopenhaftes Gepräge. Die in Nordschleswig auf der Oberfläche wie in den verschiedenen Erdschichten vorkommenden zahlreichen Granitsteine finden hier als Baumaterial überall Verwendung. Die



Abb. 2. Kirche zu Warnitz.

Mauern der Häuser, die Brückenpfosten, die Hofeinfahrten bestehen fast ausschließlich aus diesen erratischen Blöcken der skandinavischen Urgebirge. Die Sprache der Dorfbewohner ist jenes plattdänische Patois, dessen sich Dänisch- wie Deutschgesinnte in jener Gegend zu bedienen pflegen, und das aus politischen Gründen von den Dänen als die dänische Ursprache reklamiert zu werden pflegt.

Sehenswert ist der stimmungsvolle Dorffriedhof von Warnitz und die aus Felssteinen erbaute hochgelegene Kirche. Sie besitzt keinen Turm und ist nicht gewölbt, aber gut unterhalten und macht mit ihrem weißen Gemäuer und ihrer zierlichen Schieferbedachung einen freundlichen Eindruck. Die Kirche hat man für eine Kapelle der Loiter gehalten. Sie kommt 1305 als „Wemming“ vor (Gude, Sundewitt S. 37; Jensen, Kirchl. Statistik S. 328). Bis 1631 war hier ein Diakonat. Die mit reichen Seitenreliefs versehene Kanzel vom Jahre 1606 zeigt

mehrfach üppige Architekturdarstellungen. Künstlerisch bemerkenswert sind die mit Arabesken verzierten Emporen, ein alter, eigentümlich geformter Taufstein, sowie ein achtarmiger Kronleuchter und vier fast gleiche gotische Leuchter mit oben verjüngter Säule. Ein Triumphkruzifix in spätromanischer Arbeit bildet die größte Kostbarkeit des Gotteshauses. Der berühmteste Seelsorger, der einst von der Kanzel dieses Kirchleins das Evangelium predigte, war der 1733 verstorbene B. Chr. Ägidius, der Herausgeber des „Warnitzer Gesangbuches," das in dieser und einigen benachbarten Gemeinden, z. B. in Bülderup und Rapstedt, seinerzeit gebraucht wurde.

Auf dem Totenacker, der das schmucklose Gotteshaus umgibt, befindet sich ein mit zwei Glocken versehenes hölzernes Glockenhaus, dessen Teeranstrich in wirksamem Kontrast steht zu dem weißgetünchten Kirchlein.

Kulturhistorisch interessant ist das am Glockenturm befestigte Halseisen, das Professor Dr. Richard Haupt in seinem bekannten Werke „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein" Bd. I S. 52 besonders erwähnt.



Abb. 3. Hünengrab im Walde.

In alter Zeit wurde das Recht meistens auf Friedhöfen „gehegt." In Warnitz hatte seit uralten Zeiten ein Birkgericht seinen Sitz, das aus dem Birkvogt mit einem Sandmann, acht Dinghörern und dem Dingschreiber bestand. (Joh. Fr. Hansen, VollständigereStaatsbeschreibung des Herzogtums Schleswig. Flensburg 1778, S. 288/9.)

Das Halseisen am Glockenhause ist eine sichtbare Erinnerung an jene fernen Tage.

Hochgewipfelte Eichen, die außerhalb der aus moosigen Felssteinen erbauten Friedhofsmauer stehen, breiten ihre laubigen Zweige über den Gottesacker. Der Sonnenschein zittert durch die verglasten Kirchenfenster, fährt kosend über den messingenen Kronleuchter, über den leuchtergeschmückten Altar und spielt mit den bunten Flittern und Glasperlen der Totenkränze auf den Gräbern. Vor der Ostseite der Kirche breitet ein uralter Ahorn sein mächtiges Geäst. Die Sagengebilde einer reckenhaften Zeit wohnen in seinem Schatten. Unversiegbares Wasser entquillt dem Stamm. Es ist jener Baum der Viggo-Sage, unter dem der unglückliche Junker und seine Braut ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Der Sage nach besitzt das dem hohlen Baumstamm entspringende Quellwasser eine heilkräftige Wirkung.

Nicht weit vom Dorfe, dem Strande zu, liegt das Tykskov-Gehölz. Die glatten, schlanken Stämme der Buchen gleichen den Säulen unserer gotischen Dome, und das mächtige Laubgewölbe über uns, durch das verstohlen dann und wann ein Sonnenstrahl seinen Lichtreflex senkt, erscheint uns wie eine gigantische Riesenkuppel, die einen Michel Angelo zu der gewaltigen Schöpfung des St. Peter-Domes hätte begeistern können. Mitten in der Hölzung, in schwermütiger Welt-

verlassenheit, liegt ein für Altertumsforscher besonders interessantes Denkmal germanischer Vorzeit — das besterhaltene Riesenbett der zimbrischen Halbinsel. Der berühmte dänische Archäologe J. A. A. Worsaae („Om Slesvigs Oldtidsminder" S. 24 Anm. 1) hat zuerst die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf diesen „Kæmpesten" gelenkt. Das merkwürdige Riesenbett ist $1^1/_2$ m hoch in der Richtung von Osten nach Westen erbaut, 75 Schritt lang, auf der höchsten Fläche 12 Schritt, mit Seitenabdachungen 16 Schritt breit. Das östliche Ende wird durch vier große Steine bezeichnet, von denen der eine aufrecht 1 m hoch ist. Am westlichen Ende liegen fünf Steine, an den Langseiten je zwei Reihen Steine. Die Grabkammer ist in der Mitte von Osten nach Westen und zwar aus vier Tragsteinen erbaut, welche nicht über die Oberfläche hervorragen.

Bei der schon in früherer Zeit vorgenommenen Öffnung ist der gewichtige Deckstein nach Osten hin zurückgeschoben, der westliche Träger etwas schräge ausgewichen. Die ausgeleerte Grabkammer ist etwa 160 cm lang, 80 cm breit, 150 cm tief. Der Deckstein hat einen Umfang von 6 m und 170 cm Länge, 190 cm Breite und etwa 80 cm Tiefe. Das 778 qm große Riesenbett wurde von der Königlichen Regierung im Jahre 1873 für 50 Taler angekauft.

Die Baukunst dieser Urbewohner, die ohne die technischen Hülfsmittel unserer Kultur die Felssteine so kunstgerecht zu einem Grabmal, das Jahrtausenden zu trotzen vermochte, schichteten, wird nicht nur dem Laien, sondern in noch höherem Grade dem Sachverständigen Bewunderung abnötigen.

Die Lage dieses Totenmals, das Odinsbekenner in prähistorischer Zeit hoch über dem Meeresstrande errichteten, stimmt überein mit der Schilderung aus den sagenhaften Tagen der Vorzeit, wie sie uns aus dem ältesten Heldengesang des „Beowulf" entgegenklingt.

„Darauf gruben und häuften die gautischen Helden
Einen Hügel am Berghange hoch und breit,
Den Wogendurchseglern weithin sichtbar,
Und zimmerten fertig in 10 Tagen
Des Schlachthelden Grabmal. Der Scheithaufen größten
Umschloß nun der Wall, so würdig geschaffen,
Wie es die Klügsten erwirken gekonnt,
Sie vergruben im Hügel den ganzen Hort,
Gold und Gestein, das die streitbaren Gauten
Erst enthoben der Erde Hut."

Das Riesenbett hat vermutlich einst frei auf der Höhe gelegen, da die Bestattungssitte der heidnischen Zeit diese Annahme wahrscheinlich macht, und der Wald kaum solange gestanden hat.

Am östlichen Waldessaum liegt der heutige Hof „Wall" (dänisch Volden). Hinter den Wirtschaftsgebäuden befindet sich ein von Unkraut überwucherter Burgplatz. Trümmer von Mauerwerk und ein deutlich erkennbarer Erdwall kennzeichnen die Stätte des eingangs erwähnten namenlosen Edelhofes. Träumerisch umschlingt in verworrenem Gerank Brombeergesträuch die Trümmerstätte, aus der die Sage ihre Wunderblumen ersprießen läßt. Sie erzählt uns von dem jugendlichen Burgherrn Junker Viggo, der in Liebe entbrannt war zu einer schönen Edeldame auf Fünen. Der Vater der Geliebten hatte die Herzallerliebste jedoch schon einem älteren, reicheren Freier zugesagt. Viggo geht daher mit seinen Mannen im Winter über das Eis nach Fünen, um die Geliebte mit Gewalt zu erringen. Er tötet seinen Nebenbuhler, erobert die Burg, bei deren Verteidigung der Vater der Geliebten erschlagen wird. Als die Liebenden auf dem Wege nach Warnitz sich mitten auf dem Eise befinden, tritt Tauwetter ein, das Eis bricht, Viggo und seine Geliebte werden getrennt und landen an verschiedenen Küsten. In der Todesangst

hat die Braut sich der Jungfrau Maria gelobt und war nach ihrer glücklichen Errettung in ein Kloster getreten, aus dem, als Viggo ihren Aufenthaltsort erfährt, nur der Spruch des heiligen Vaters sie zu erlösen vermag. Der Junker pilgert nach Rom; der heilige Vater löst das Gelübde, und Viggo eilt zur Heimat, wo die Trauung in der Kirche zu Warnitz in nächtlicher Stunde vollzogen wird. Kaum ist der Trauungsakt vorüber, so erlöschen die Kerzen und die Geliebte sinkt sterbend in die Arme Viggos. Eine Himmelsbraut durfte nicht eines Menschen Weib werden. Verzweiflung im Herzen leitet Viggo die Bestattung auf dem Warnitz-Friedhof. Er pflanzt einen Ahorn auf das Grab, hängt seine Rüstung an die Kirchhofsmauer und zieht als Pilger in das heilige Land. Viele Jahre sind seit diesem Tage vergangen. Vom Alter gebeugt und sterbensmüde kehrt Viggo unerkannt in die Heimat zurück und eilt zum Grabe der Jugendgeliebten. Die Erinnerung überwältigt ihn. Gramvoll sinkt er am Grabe nieder und lehnt sein müdes Haupt gegen den Stamm des Ahorns, den er in seinen Jugendtagen auf das Grab gepflanzt hatte. Durch Wundermacht entspringt ein sprudelnder Quell dem Baumstamm und verkündet in stummer Sprache dem geprüften Dulder die Vergebung seiner Sündenschuld.

Als am Abend der Küster die Betglocke läuten will, findet er auf dem Grabe eine Leiche, welche als die des längstverschollenen Junkers Viggo erkannt wird.

Ein gemeinsames Grab vereint die Liebenden.

In der östlichen Kirchenmauer wird noch heute eine Steinfigur als das Bildnis des unglücklichen Junkers gezeigt.

Allmählich nähern wir uns dem Strande. Vor dem entzückten Auge breitet sich ein schönheitverklärtes Bild voll berauschender Farbenfülle. Tief unter uns im seligen Zauber unberührter Lieblichkeit liegt der glänzende Wasserspiegel der Apenrader Förde, in der die blaßroten Abendwolken sich spiegeln. In der Ferne taucht die bewaldete Küste der Loiter Halbinsel, sowie die grünumsponnene Insel Barsoe aus der klaren Flut empor. Je länger wir das im stillen Abendfrieden vor uns liegende Naturgemälde betrachten, desto mächtiger wird der Gedanke, daß es im Leben des Menschen Augenblicke gibt, im Vergleich zu welchen ein Trank aus dem Becher, dem nektargefüllten der ewigen Götter, ein eitler Schaum ist.



Pflanzen der Heimat als Volksheilmittel.

Von Dr. **Christian Greve** in Magdeburg.

Die ersten Ärzte waren die Priester, deren Heilmittel darin bestanden, durch Opfer und geheimnisvolle Handlungen den Zorn der Götter abzuwenden, von dem die Krankheiten hergeleitet wurden.

Außer den Priestern fiel später besonders den Frauen die Aufgabe der Krankenheilung zu. Dieselben gebrauchten schon heilkräftige Getränke, denn sie mußten wohl einsehen, daß durch Beschwörungen, Amulette usw. allein die Krankheiten nicht zu bannen waren. So wurden die Menschen von selbst dazu getrieben, Heilmittel in der Natur zu suchen, die teils dem Tierreich, zum größten Teile aber dem Pflanzenreich entnommen waren. Die Kenntnis derselben vererbte sich durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fort, bis sie schließlich auch schriftlich festgehalten wurde. Ja, der Gebrauch heilkräftiger Kräuter und deren Kenntnis hat sich bis in unsere Zeit erhalten. Viele derselben sind offizinell (†) geworden, viele heute noch beim Volke in Gebrauch, viele bereits der Vergessenheit anheimgefallen.

Die bekanntesten und gewöhnlichsten unter den einheimischen Pflanzen, die Heilzwecken dienten oder noch dienen, sind folgende:

† Aconitum Napellus, Eisenhut. In Gärten. Selten als Gartenflüchtling. Dieses ungemein giftige Mittel ist so alt wie die Medizin und entstammte nach dem Glauben der Alten dem Geifer des Cerberus. Im Mittelalter wurde die Pflanze aus Scheu nicht gebraucht. Jetzt ist sie offizinell als alkoholischer Extrakt und als Tinktur. Der wirksame Bestandteil ist ein Alkaloid, das Aconitin, das verlangsamend auf die Herztätigkeit wirkt.

Papaver somniferum, Mohn. Die narkotische Wirkung des Mohns ist lange bekannt. Man gebrauchte ihn gegen Schmerzen aller Art und gegen Krämpfe.

Brassica oleracea, Küchenkohl, ist schon von Pythagoras empfohlen und sollte der Verdauung förderlich sein.

† Cochlearia officinalis, Löffelkraut. Als antiskorbutisches Mittel lange bekannt; der Löffelkrautspiritus ist heute noch offizinell.

Drosera rotundifolia, Sonnentau. Die Blätter waren bekannt als Mittel gegen Unregelmäßigkeiten im Blutumlauf. — Ihrer eiweißverdauenden Eigenschaften wegen sind in neuerer Zeit wissenschaftliche Versuche angestellt worden, die ergeben haben, daß der Saft imstande ist, kleine Hautauswüchse zu beseitigen.

Hypericum perforatum, Johanniskraut, schützt, wenn in der Johannisnacht eingesammelt, vor Hexerei.

Impatiens noli me tangere, gem. Springkraut. Als Heilmittel schon lange bekannt. Der berühmte Boerhave erklärte es für giftig und schädlich. Von andern wurde es zur Auswaschung und Ausheilung von Wunden empfohlen, sowie als Dekokt gegen die goldene Ader und als harntreibendes Mittel, von noch andern als Brech- und Abführmittel.

Anthyllis vulneraria, Wundklee. Wie der Name sagt, als Wundmittel benutzt.

Geum urbanum, Nelkenwurz, ist ein gutes Fiebermittel und soll fast so stark wie Chinin wirken.

† Conium maculatum, Schierling. Er war als Gift schon im Altertum bekannt. Sokrates trank den Schierlingsbecher. Später wurde er nur äußerlich zu Pflastern gebraucht.

† Sambucus niger, Hollunder. Von den Blättern wurde und wird heute noch ein schweißtreibender Tee bereitet.

† Valeriana officinalis, Baldrian. Der Ruf dieser heute noch offizinellen Pflanze reicht bis ins Altertum. Der Name steht vielleicht mit Balder in Zusammenhang. Wenn Hertha auf ihrem mit Hopfenranken gezäumten Edelhirsch ritt, trug sie einen Baldrianstengel als Gerte. Die Sage berichtet weiter, daß schon der kunstreiche Schmied Wieland diese Pflanze zu Heilzwecken gebraucht habe. Heute ist eine Tinktur und das flüchtige Öl, das sie enthält, offizinell. Baldrianwasser wird vom Volke noch heute gegen allerlei Augenleiden gebraucht.

† Tussilago farfara, Huflattich. Die Blumen liefern einen guten Brusttee, was schon dem alten Hippokrates bekannt war. Offizinell sind heute die Blätter.

† Artemisia absinthium, Wermut. Hieß früher auch Alse, Elf, Elsen und wurde in heidnischer Zeit beim Verbrennen der Leichen auf den Holzstoß gelegt. Auch im Mittelalter wurde die Pflanze sehr gepflegt und geehrt. Innerlich ist sie ein reizendes, die Verdauung förderndes Mittel. Außerdem fand sie Anwendung zu Kräuterkissen gegen rosenartige und wassersüchtige Entzündungen. Es ist so bitter, daß Tiere, die auf der Weide davon fressen, bitteres Fleisch bekommen.

Cichorium intybus, gem. Wegwarte. Wurde wegen ihrer seifenartigen,

auflösenden und eröffnenden Kräfte gegen Gelbsucht, Wechselfieber, Verstopfung und hypochondrische Zustände gebraucht. Die Wurzel mit Zucker als Hustenmittel gekocht.

† Gentiana pseumonauthe, Enzian. War schon im Mittelalter berühmt. Der bekannte Arzt Theophr. Bombast. Paracelsus besaß ein Geheimmittel, das gegen alles half und durch das er einst dem Kurfürsten von Bayern das Leben rettete. Dasselbe bestand der Hauptsache nach aus Enzianwurzel. Der wirksame Bestandteil ist ein Bitterstoff, der von tonisierender Wirkung und gut gegen Magenschwäche ist.

† Menyanthes trifoliata, Fieber- oder Bitterklee. Die Blätter wurden als Tee gegen Fieber, Wassersucht und Skorbut gebraucht. Offizinell sind die Blätter.

Convolvulus sepium, Zaunwinde, wurde als Purgiermittel geschätzt.

Pulmonaria officinalis, Lungenkraut. Wie schon der Name sagt, gegen Blutspeien viel gesammelt.

† Hyoscyamus niger, Bilsenkraut. Stellt heute ein nicht unwichtiges Mittel unseres Arzneischatzes dar. Ohne zu wissen, welche Stoffe darin wirkten, benutzten es schon die Römer als Schlafmittel bei Wahnsinnigen. Auch später wurde es noch gegen Krämpfe und als Schlafmittel empfohlen.

† Datura strammonium, Stechapfel, ist ebenfalls ein uraltes, schon den Arabern bekanntes Mittel. Der Name rührt von στρέφειν, drehen, her, weil derjenige, der davon einnimmt, die Augen verdreht. Zigeuner sollen die Pflanze nach Europa gebracht haben. Gebraucht wird es wie auch früher als schmerzstillendes Mittel und gegen Asthma.

† Verbascum thapsus, Königskerze, Wollkraut. Die Blätter wurden zu Brusttee gebraucht und sind auch heute noch offizinell.

Linaria vulgaris, Leinkraut, als schmerzstillendes, erweichendes Mittel zu Umschlägen, auch als Tee im Gebrauch.

† Melissa officinalis, Melisse. Liefert das nach Zitronen riechende Melissenkraut. In alten Rezepten fehlt es fast nie. Zu offizinellen Zwecken dienen heute die Kulturformen.

Plantago major, Wegerich, als Fiebermittel bekannt. Nach der alten Volksmedizin gab es 77 Fieber. Ebensoviele Wurzeln sollte der Wegerich haben, und jede einzelne half gegen eines der 77 Fieber. Da man aber nicht wußte welche, mußte die ganze Wurzel eingenommen werden. Später wurden außerdem auch die Blätter und Samen innerlich gegen Blutflüsse, äußerlich bei Quetschungen als zusammenziehendes Mittel gebraucht.

† Acorus Calamus, Kalmus. Stammt aus dem Orient und ist bei uns verwildert. Er wurde gebraucht zur Stärkung des Magens als Aufguß auf Branntwein. Die Wurzeln kaute man gegen Zahnschmerzen.

Arum maculatum, Aronstab. Die Wurzel galt für magenstärkend und purgierend. Der wirksame Bestandteil ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß derselbe, wo er hinkommt, Entzündung hervorruft.

Convallaria majalis, Maiglöckchen. Ist sehr scharf und wurde früher viel gebraucht, ohne daß man die besondere Wirkung kannte. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß ein aus der ganzen Pflanze hergestelltes Extrakt wie Digitalis wirkt.

Bovista gigantea, Bovist. Die flockige, mit dem Sporenpulver erfüllte Inhaltmasse wird heute noch von der Landbevölkerung als blutstillendes Mittel viel gesammelt.

Unterzieht man die genannten Pflanzen einer Durchsicht, so wird man finden, daß eine große Zahl derselben auch heute noch geschätzte Arzneipflanzen sind. Doch sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß in den meisten Fällen die Volksmedizin

es gewesen ist, die diese Mittel gefunden und eingeführt hat. Werden viele derselben noch heute in den Apotheken als „Folia“ oder „Herba“ vorrätig gehalten, so werden aus einer sehr großen Anzahl aber durch moderne pharmakologische Methoden die wirksamen Stoffe isoliert und können so — was besonders für die stark giftigen Mittel wichtig ist — genau dosiert werden. Außer dem Aufguß mit Branntwein kannte das Volk solche Methoden nicht, sondern es gebrauchte die Kräuter, deren Wirkung man aus Erfahrung kennen gelernt, wie sie gewachsen waren.

Unkel Beeck.

Von L. Stüve in Lübeck.

Vör ungefähr twintig Jahr wahn' in de Gegend von Ahrensböck een Mann, de dat to'n gewisse Berühmtheit bröcht hett. Denn, wenn in D—dörp (da wahn' he) oller in de Ümgegend malins 'n Streich utöwt weer, dann heet dat blots: Dor is „Unkel Beeck“ wedder west. Ja, dat is wahr: sin gröttst Vergnögen weer, wenn he sinen Naber oder Fründ mal sonnen degten Streich spęlen kunn. Dann güng ornlich son heemlich Lüchten ut sin lütten plitschen Ogen öwer sin glatt Gesich un sin rundliche Figur kreg ornlich Lewen.

Toletz wahn' he un sin Fru buten ut'n Dörp rut in de letz ol lütt Kaat. Sin Burstä harr he nämlich all bi goden Tiden an sinen Broder verköfft, dor he doch keen Arben harr.

De Streich, de Unkel Hinrich Beeck noch bett in sin hoges Öller utöwt hett, sünd mehr son Ort Jungstæg, äwer ik mött seggen: mi hefft se veel Spaß makt, as se mi von gode Frünn vertellt würden, un mi dücht, dat weer binah schad, wenn se so ganz in Vergetenheit kamen schullen. Dorüm will ik eenige wedder vertellen, so god ik kann.

I. De grote Felsen.

Bur Mau sin Koppel weer heel bargig un grad up de Höcht, sowat 'n tein bet föftein Foot von't Hecklock af leeg 'n groten allmächtigen Felsen. Tomal bi'n Plögen weer de grot Steen bannig hinnerlich un de Bur harr em al männigmal na'n Bungsbarg ruppe wünscht, äwer de Steen harr sik dor ümmer nich an kehrt.

Ins Dags drapt Unkel Beeck mal mit Bur Mau tosamen. Se fangt 'n Klöhnen an un de Bur vertellt denn ok, dat he morgen de Krüzkoppel plögen will. „Denn kann' sik mol wedder an den olen verflixten Felsen argern,“ meent Mau. „De grot Steen,“ segg Unkel Beeck, „hett mi ok all langn in Magen legen; ik, in din Stä würd em enfach rutsmiten!“ „Smit du em man rut,“ lach Mau, „he is jo nich to rippen un to rögen.“ Unkel Beeck sin Ogen füngen an to lüchten, un as de beiden ut'nanner güngn, wüß Unkel all, wat he to don harr.

Den annern Morgen in alle Hergottsfröh seh wi Unkel Beeck na de Krüzkoppel henlankpedden, 'n sekern Tunpahl uppe Schuller. De Steen leg dar noch so still un in Fręden, as wie he villicht all hunnerte von Johren dar legen harr — awer nu schull he 'n bęten upmuntert waren. „He is nich to rippen un to rögen? Dat willn wi em mol wisen.“ — — Unkel Beeck mött würklich al den Murr, den he in de Knaken hett, upbeden, he böhrt un böhrt un binah will em de Puß utgahn, dunn — hurra! de Steen rögt sik. Nu is dat wunnen Spill — un bold wöltert he den Steen mit lichte Möh den Barg hendal. Mirrn vör't Hecklock, dor lett he em liggen. „Siso,“ seggt Unkel Beeck un verpußt sik 'n bęten,“ nu kann de Bur men kamen — de Koppel is schir.“ Beeck verstickt sik dich bi't Hecklock achtern Knick. — —

De Bur kümt. Wie he na'n Hecklock rinnerbögen will, prallt de Peer mit eenmal torüg. „Nanu," seggt verwunnert de Bur, de achterto güng, „wat fallt denn de olen Kraken in?" Unkel Beeck richt sik bett tohöcht, schuult dörch't Knickholt un grünt sik. Dormit awer ward Bur Mau den Felsen mirrn in't Hecklock wis un is ganz baff. — „De verdreihte Beeck," schimpt he toletz," hätt'n also doch richtig ruterkregen!"

II. De Hock is behext.

Dat weer in de Orn. Unkel Beeck steit annen Weg un süht, dat Bur Schult von de Weetenkoppel runner kümt. „Is de Weeten drög?" fragt he den Buren all von witen un geit denn noch 'n Flag mit em den Weg entlank. „Ja, binah öwerdrög," segg Schult, „he is all ornlich krosch; morn fröh, glik na'n Dau will ik em inföhren." Unkel Beeck wüß genog un güng wedder torüg.

All 'n beten vör de Sünn is Unkel Beeck morgens up de Weitenkoppel in vulle Arbeit. Wat mag he dor blots bi de Hocken to tüdern häwwen? Mit 'n finen Wihrdraht binnt he de beiden iersten Hocken tosamen, dat von butento nix to sehn is. Nu is he farig. To Prow fat' he noch in paar Garben rin — allens is god. „So, nu kann't Inföhren minswegen losgahn," segg Unkel Beeck vergnögt un riwt sik de Hänn'," ik häff all 'n beten vörarbeit't." Wedder verswinnt he achter'n Knick. Kum hett he 'n bequemen Utkik funn', dunn hört he ok all den Kurnwagen rummeln, un in 'n Ogenblick föhrt de Knecht ok all na de Koppel rup. Prr! De Grotdiern langt Jochen de Fork to, un 't Upladen schall losgahn. Recht mit sonnen Füriwer stickt Jochen in 'ne Garw herin. De Fork gnupst af. „Wat is dat?" frögt Jochen un versöcht dat tom twedenmal: datsülwig Spillwark; tom brüddenmal: wedder will de Garw nich loslaten. Un so de annern Garwen ok. „De Hock is behext," meent Jochen toletz, „dor is ja woll de Deubel mit in'n Spill." „Hier sitt he," wispert de Schelm achter'n Knick un giff sik all Möh, üm nich luthals uptoprußen. „Jochen," jammert de Grotdiern, „nu föhr doch blots von diss' Koppel herunner, mi ward hier grugen." — Bi de anner Hock weer't desülwig Geschicht. Nu wüß ok Jochen nich mehr, wat he dorto seggen schull, un jagt in enen Karriehr na'n annern Enn' von de Koppel, do em dat doch 'n beten schanirlich west weer, mit 'n leddigen Wagen wedder tohus to kamen. Tom Glücken fünn he hier de Garwen nich so wedderharig, un nu flögen se so hastig up 'n Wagen, dat Greten gorkeen Tid fünn, sik wider to grugen.

Tohus vertellt nu de Knecht sinen Herrn, de beiden ersten Hocken harren nich ehren Schick. Bur Schult will irst nich an de Sak glöwen, perrt äwer doch mal na de Koppel henlank un ünnersöch den Fall. — „Süh," seggt he dunn un lacht sik, „dor hätt Unkel Beeck sik mal veel Möh dahn!"

Forstbotanisches Merkbuch für Schleswig-Holstein.[1])

Wie für die übrigen Teile unseres Vaterlandes wird auch für unsere Provinz die Herausgabe eines forstbotanischen Merkbuchs geplant. Da Herr Oberstabsarzt Dr. Prahl, der die Bearbeitung desselben ursprünglich übernommen und die einleitenden Schritte getan hat, von dieser Arbeit krankheithalber

[1]) Unser „Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde usw." ist auch an seinem Teile bemüht gewesen, für den Schutz der Naturdenkmäler unserer Provinz einzustehen (s. „Die Heimat," 1900, S. 235), und hat seitdem mehrfach Notizen und Bilder über seltene Baumriesen usw. in seiner Monatsschrift veröffentlicht. Überall in deutschen Landen und

zurückgetreten ist, ist dieselbe von dem Naturwissenschaftlichen Verein für Schleswig-Holstein dem Unterzeichneten übertragen worden.

Durch die Vermittlung der Königlichen Regierung ist bereits ein reichhaltiges Material seitens der Forstbeamten und der Vorstände der einzelnen Gemeinden zusammengebracht worden. Namentlich dürften die durch Größe und historische Erinnerungen merkwürdigen Bäume darin wohl ziemlich vollständig vertreten sein. Dagegen harren noch viele mehr botanische Fragen ihrer Lösung. Besonders wird festzustellen sein, zu welcher Art der betreffende Baum gehört, z. B. bei den Eichen, Ulmen, Linden, Pappeln usw.; es wird die Verbreitung kleinerer, strauchartiger, leichter übersehbarer, aber botanisch interessanter Gewächse genauer zu untersuchen sein, wie die der Zwergbirke, es werden auch die Angaben über wichtige Begleitpflanzen unserer Bäume, z. B. die Mistel, die Linnaea borealis u. a. nachzuprüfen sein.

Aber auch in anderer Hinsicht ist noch viel zu tun. Die Zahl der Bäume, an die der Volksmund Sagen knüpft, dürfte sich noch vermehren lassen, die historischen Erinnerungen sind vielfach in verschiedener Weise dargestellt, über das Alter mancher Bäume sind vielleicht noch positive Angaben zu erbringen.

Es gehört ja nun zu den hervorragendsten Aufgaben des Vereins, die naturkundliche Erforschung unserer Provinz zu fördern, und deshalb wendet sich der Unterzeichnete an alle Vereinsmitglieder mit der Bitte, ihn bei der Durchführung dieser Arbeit gütigst unterstützen zu wollen.

Da der Unterzeichnete persönlich alle Teile der Provinz bereist, um die ihm bekannt gewordenen Bäume aufzusuchen, bittet er alle Herren, die geneigt sind, ihn in der Umgebung ihres Wohnortes zu führen, zur Vermeidung eines zeitraubenden Suchens um die Aufgabe ihrer Adresse. Ebenso würde der Unterzeichnete dankbar sein, wenn sich die Herren Mitglieder bereit erklärten, ihm in der geeigneten Jahreszeit Material zuzusenden, um eine genaue Bestimmung der Bäume zu ermöglichen. Den Herren Amateurphotographen besonders malerische und interessante Bäume genau ihrer Lage nach zu bezeichnen, ist der Unterzeichnete gern bereit.

Viele schöne Exemplare sind erst in den letzten Jahren verschwunden; das eine oder andere hätte sich vielleicht noch lange erhalten lassen. Deshalb bittet der Unterzeichnete um baldige Einsendung der Adressen. Genaue Angaben oder Anfragen werden dann den Herren Interessenten zugehen. Auch der kleinste Beitrag ist willkommen.

Altona, Waterloostraße 14 I. Dr. W. Heering.



Plattdeutsche Redensarten von Krankheit und Tod.

Gesammelt von G. F. Meyer in Kiel.

A. Kränkliches Aussehen, körperliches Unbehagen.

1. He süht man leeg ut.
2. He süht man keesig ut.
3. He süht ut as dat Leiden Christi.
4. He süht ut as Mutter Maria (von de de Goldschum affkleit is).
5. He süht man minn ut.
6. He süht man 'ring ut.
7. He süht man schetterig ut.

über die Grenzen derselben weit hinaus wird im Dienste der Naturästhetik wacker gearbeitet; um so dringender ist die an die Mitglieder unsers Vereins gerichtete Bitte, nicht nur Herrn Dr. Heering an dem Zustandekommen eines forstbotanischen Merkbuches für Schleswig-Holstein behilflich zu sein, sondern auch über den Rahmen dieses Werkes hinaus fleißig Umschau zu halten nach sonstigen Naturdenkmälern jeglicher Art, für die Erhaltung derselben kräftig einzustehen oder, so sie dennoch vom Rad der Kultur unbedingt zermalmt werden müssen, sie wenigstens in Wort und, wenn möglich, auch im Bilde durch unsere Monatsschrift dem Gedächtnis kommender Geschlechter zu bewahren. Barfod.

8. He süht ut as 'n nüchtern Kalf.
9. He süht ut, as wenn he kein Dag in de Er stek'n het.
10. He süht ut as 'n Liek.
11. He süht ut as 'n Dod'n.
12. He süht ut as de Dod von Lübeck.
13. He süht ut as 'n afftrocken Katt (Schwansen)
14. He süht ut, as wenn he mit de Schap dörch de Röp kritt.
15. Man kann em dat Vaderunser dörch de Backen blasen.
16. He is so witt as Kalk an de Wand — as de 'kalkte Wand.
17. He het 'n Boddermelksfarf.
18. He het sik fürchterli verringert.
19. He is nich god up'n Damm.
20. He spelt Pottschenut! — Ik bün ganz Pottschenut! (Patient.)
21. Mit em is dat man Schiet. — He is ganz up't Schiet.
22. He is nich god up'n Schick.
23. Mi is so slech to Mod.
24. Ik bün slech to Paß.
25. Ik bün nich god to Weg.
26. Ik bün so bewerig.
27. Dar sitt mi wat in de Knaken.
28. Dat het mi all lang in de Knaken stek'n.
29. He is ümmer so lösig.
30. Ik bün den ganzen Dag so lösig to Paß. (Kr. Rendsburg.)
31. He is ut luter Wehdag tosamensett. (Fürst. Lübeck.)
32. He stehnt grot Stück'n.
33. He stehnt Stück'n as 'n Pund grot.
34. He stehnt, as wenn't to'n Starwen geiht.
35. Sin Eten is för de Katt.
36. He süht ut as de dür Tied.
37. He schufft (schleicht umher) as de düre Tied. (Dithm.)
38. He het nich vel totosett'n.
39. He is heel (sehr) kümmerlich.
40. He kann kum in de Hut hängen.
41. Dat is so up un aff mit em.
42. He is ganz up 'n Hund.
43. He het all lang 'rumquient.
44. De quient sacht noch 'n Tiedlang los. (Fürst. Lübeck.)
45. Dat Kind is a. vermükert, b. miesig, c. minn, d. piepi', e. piepsi'.
46. He ward swiemelig (ohnmächtig).
47. He beschwiemt sik.
48. Lange Quinen (Kränkeln) is de wisse Dod. (Eckart, Niederd. Sprichw. u. plattd. Redensarten.)
49. He kann 'n god'n Stot verdräg'n.
50. Wat de Seke (Sieche) nich mag, dat mag de 'Sunde. (Eckart.)
51. Is't nich för de Seken, so is't för de Sunden.
52. De is wat tag.
53. De gnarrn Wagens holt manchmal am längsten.

B. Krankheit.

54. He het Uttehrn. (Schwindsucht.)
55. He het dat up (in) de Bost.
56. He hiemt.
57. He lüdet kene gode Klocke (hustet bedenklich. Eckart).
58. He het Hartspann' un Revkok'n (Magenkrankheit. Fürst. Lübeck.)
59. He het 'n Klümp in'n Hals (ist erkältet).
60. He het grot Bohn' eten (kann nicht hören).
61. He het Bukbingen (Leibschmerzen).
62. He het Liefwehdag in'n grot'n Tehn. (stellt sich krank. Fürst. Lüb.)
63. He het 'n Knak'n in'n Been.
64. He kriegt den Dod in de Been (hat geschwollene Beine. Eckart.)
65. He is spattlahm.
66. Mi dot de Kusen weh.
67. Lewer 'n Schepel Lüs as eenmal de Kräß'. (Fürst. Lübeck.)
68. Dat ol Wief ut Klenzau (d. h. Influenza. Klenzau, Dorf bei Eutin).
69. He het a. Dünnmessen, b. de schnell Kathrin, c. Geschwindemachefort. (Fürst. Lübeck). d. He hett en Kummhurtig. (Diarrhoe. Eckart.)
70. He het Rosinen eten. (Ausschlag.)
71. Em hebbt se mit 'n Hand voll Rosinen smet'n.
72. He het 'n Figenbart.
73. Em wast de Schelmstück'n ut'n Mund 'rut.
74. He is krank vör de Garkök.
75. He is so krank as 'n Hohn, mag gern wat et'n un nix don.
76. Is nix ungesunner as Krankheit.
77. Krankspel'n döcht nich!
78. Krankheit kömmt to Peer un geiht to Fot.
79. En Kranken argert de Fleg an de Wand.
80. Geisteskrank:
   a. He het 'n Vagel — Piepmatz — Splien — Fimmel — Ticker — Ticker mit 'n Band an 'n Been — Ticker mit 'n Tolop — Törrn — Rappel — Sirs — Raptus — Lütt'n weg — Rad los — Schruf los — Schruf verlarn.
   b. He het sin fief Schwin nich tosam — sin fief Swin nich — sin' recht'n Schick nich — sin' Witz nich — een' weg — een' to vel — een' to Holt jagt — een' wegschickt na'n Swinhöd'n — na'n Rötplück'n — man een rechter Siet.
   c. He is verrück' — öwersnappt — nich ganz richtig — nich recht bi Trost — unklok — klok, meist unklok — öwerstudiert — öwerspönsch — narrsch — tumpi — splienig — fimmelig — mall — dwatsch — en dwatschen Kerl — klicksch — man halfrecht — nich von hier.
   d. Em is een uthüppt.
   e. Dat spökt bi em in'n Gewel.
   f. He is bischurn nich klok.
   g. He het dat öwer'n (in'n) Kopp.
   h. He het sik wat in'n Kopp sett.
   i. He het een up de Luk. (Lauenburg.)

C. Genesung.

81. He het sik noch mal wöller 'rut makt.
82. He het 'n frischen Akkord makt.
83. He het noch mal von Frischen wö'r annahm.
84. He is weller ganz.
85. He is weller in de Been.
86. He het dat noch mal weller dörchhalt.
87. He is mit 'n blau Og davonkam'.
88. He is da ęben bilank kam'.
89. He woll sik noch nich gęb'n.
90. He is wöller kandidl.
91. Dat is en ganzen Tagen (Zäher).
92. De kann solang lęb'n as he will.
93. Den het uns' Herrgott vergęt'n.
94. He kommt noch mal wöller in de Pick. (Kr. Rendsburg.)
95. De is Kropperbusch vörbi. (Vgl. Müllenhoff: „De Sassen un de Jüten." Häufig entstellt. Angeln: „Krabbelbusch"; Husum: „Krolberbusch.")
96. He is von'n Dod'n upstahn.
97. He het 't von 'n Dod halt.
98. He het den Dod 'n Schępel (Schüpp) Hawern versprąken.
99. He het sik noch mal wöller dörch- (trech-) sükt.
100. He is in de Winst.
101. Dat harr all meist mit em knępen.
102. He het de Engel singen hört.
103. Wenn't an't Starben geiht, besinnt he sik noch mal.
104. Dar is noch Höp (Hoffnung), solang as de Minsch lęvt.
105. Wat lęb'n schall, kümmt nich üm.
106. Et sükt (siecht) sik wol, men et starvt sik so hast nich. (Eckart.)
107. Du muß herut un wenn't Hunn ręg'nt un Katt'n sneet. (Itzehoe.)
108. So licht dot wi dat noch nich, noch erst 'n paar Jahr annęhm'.
109. Unkrut vergeiht nich.

D. Naher Tod.

110. He het bald ut 't letzte Lock piept.
111. He fleit up't letzte Lock.
112. He hört 'n Kuckuck nich mehr ropen.
113. He hört de Vagels nich mehr singen.
114. He süht de Sünn nich mehr upgahn
115. He makt dat nich lang mehr.
116. He mutt mit Hans Klapperbeen.
117. He is up't Affglied'n.
118. He is upschlęten.
119. He liggt up't Letzte.
120. He rutscht bald aff.
121. He kriggt de letzte Medizin.
122. He het de längste Tied lęvt.
123. He lęvt ok keen hunnert Jahr mehr.
124. He het sin Testament all makt
125. He kann sin Testament man maken.
126. He mutt in't Gras bieten.
127. He is up von Köm un Tabak.
128. He seggt bald Amen.
129. He reist bald aff na Kassel.
130. He mutt bald daran glöb'n.
131. He mutt bald bi Petrus Kegel upsett'n.
132. He kömmt bald a. na Kösters Kamp, b. na Kuhlmann, c. na Vadder Irdmann, d. na de grot Armee.
133. He kriggt bald 'n Erdklut up'n Kopp.
134. He driggt sin Sarg up de Näs. (Schwansen.)
135. He brukt nich Dokter un Aptheker.
136. He geiht up de letzten Been.
137. He steiht mit een' Fot in't Graff.
138. He geiht up Grabes Bord.
139. He stippet na sinem Grabe. (Körte.)
140. Vör em hebbt se dat letzte Brot backt.
141. Em steiht de Dod up't Gesicht schręb'n.
142. Em sitt de Dod up de Hacken.
143. Em sitt de Dod up de Lippen. (F. Lüb.)
144. Em mutt de Discher bald 'n Hus bugen.
145. Mit em is dat Matthäi am Letzten.
146. Ik seh em all dot in't Sarg.
147. Vör em gęv ik ok nich vęl.
148. Vör em gęv ik ok nix mehr.
149. Dat geiht up't Letzte mit em.
150. Em geiht de Pust' ut.
151. Bi em het Petrus an de Dör kloppt.
152. Mit em sust se bald aff.
153. Ik heff nix mit em in'n Sinn.
154. Dat geiht em an'n Kragen.
155. Ik mak en Krüz vör em.
156. Dar kümmt woll nix mehr na.
157. Sin Tied is daher.
158. De makt keen Katt mehr to schrieg'n. (Angeln.)
159. Dat is 'n god'n Bad'n na'n Dod (geht gekrümmt).
160. Ahn Dokter starv de nich.
161. Kannst 'n Kulngräwer man bestell'n.
162. Wenn de Tied da is, helpt keen Dokter un Aptheker.
163. Ehr de Dod nich vör de Dör steiht, ward nich na'n Dokter schickt.
164. Wenn dat Brot is ręt'n mit 'n Knus', gifft 'n Dod'n in't Hus.
165. a. De Ul'n schreet, b. de Hunn hult, c. de Myrthen blöht (Schwansen) — dat gifft 'n Dod'n in't Hus.

Mitteilungen.

1. **Der Umschwung.** Es war in den kurzen Tagen des Jahres 1839, da läutete in der Dämmerung unsere Bingelglocke, die einzige, die wir hatten, in Unterbrechungen eine Stunde lang. „Warüm?" fragten wir Kinder. „Uns' König (Friedrich VI.) is dot, darüm!" sagten die Alten. Das war nach unserm Gefühl schlimm und noch feierlich dazu. Die Läuter ließen uns Knaben gern in die Kirche. Mitten darin standen zwei Laternen, und das Tau,

das von der Glocke im Dachreiter durch die Kirchendecke führte, hing daneben. Wir durften zu Ehren „unsers Königs“ am Ziehen des Taues helfen, ein erhebendes Gefühl. Graulich war es auch, hinter dem Altar herumzugehen; dort war es finster, und wer schlimme Gedanken gehabt hatte, dem konnte etwas begegnen. So 1839; das Volk hielt den dänischen König Friedrich VI. für seinen König, der Gegensatz der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen war selbst in Dithmarschen, wo meine Heimat liegt, noch nicht lebendig geworden. — 1845 hielt Christian VIII. seinen Umzug in Schleswig-Holstein. In Heide, dem Hauptort Norderdithmarschens, wurden ihm zu Ehren die Spritzen vorgeführt; es war auf dem bekannten großen Marktplatz. Viel Ehre müssen die Heider damit nicht eingelegt haben, denn den Kronprinzen hatte man sprechen hören: „Det er Skid“ („dat is Schit“). Neugierige genug waren versammelt. Ein Hoch mußte der König doch haben, und der Landvogt war ja der Mann, der es pflichtschuldigst veranlassen mußte. Der Schluß seiner kurzen Ansprache war: „Der König soll leben, hoch!“ Aber es „hochte“ sich nicht, die Versammlung blieb stumm. Aus Furcht oder Ehrerbietung? — Da schwenkte „Vetter Blank“ seine Mütze; er war ein volkstümlicher Mann, Bäcker seines Berufs, dessen Worte am Klang nicht immer seine innersten Gedanken verrieten, wie sein Backwerk am Duft den innern Gehalt wahrnehmen ließ. Er wiederholte mit kräftiger Stimme die erfolglosen Worte des Landvogts: „De Keuni schall leben!“ und setzte hinzu: „un de ganze Gesellschaft daneben,“ wie es in Gesellschaften häufig so vorkam. Das wirkte: mit ungeheurer Heiterkeit erscholl ein kräftiges Hurra, wie Christian es wohl kaum ein zweites Mal auf seiner Rundreise gehört haben wird. — In Burg in Süderdithmarschen wurde er von einer berittenen Garde eingeholt. Junge Burschen bildeten dieselbe; sie ließen sich gerne in weißen Hosen, hoch zu Roß, von Männlein und Weiblein bewundern. Wir Knaben mußten ja auch dabei sein, standen im Walde am Hohlweg, unterhielten uns vor der Ankunft des Königs mit den Gerüchten über ihn, um bei dessen Eintreffen zu beurteilen, ob sein Aussehen die Gerüchte bestätige. Und welches Inhalts waren die Gespräche? „Du, se seggt all, de ul dänsche König schull banni dick węn.“ „Du, dat kummt vun't vęle Fręten.“ „Ja, he kann 's nachts nich mal dærliggn, he mutt twischenin mal en Happen hem.“ „Ja, denn mutt he wull dick warrn.“ „He is ni blot dick, he hett uk noch 'n Verdruß op'n Puckel.“ „Is awer nich to sehn, se hebbt em utpulstert.“ „He döcht suns uk niks, he will uns ja dänsch maken.“ „Un den oln Kierl schüll wi noch wat værsingen!“ „Du, denn kriegt wi em in den Vagt sin Hof noch bęter to sehn as hier.“ — Mit solchen Gedanken wurde der König von der Jugend erwartet, empfangen, begafft. Ehrerbietung vor der „Majestät“ hatte niemand, niemand konnte die Herrlichkeit des Königs erkennen. Es war ein bedeutender Umschwung in der Gesinnung des Volks von 1839 bis 1845 vor sich gegangen. — Im Sommer 1864 war im selbigen Orte die ganze Bevölkerung in freudiger Erregung, man feierte den Herzog Friedrich VIII. und glaubte vor dem Ziel seiner nationalen Wünsche zu sein, der Anerkennung Friedrichs als des angestammten Herzogs. Die Einverleibung der Herzogtümer in Preußen im Jahre 1867 war eine schmerzlich empfundene Täuschung, und die schleswig-holsteinische Landespartei fand in Dithmarschen einen Führer und viele Anhänger. Erst die Erfolge der Kriege gegen Österreich 1866 und gegen Frankreich 1870/71 ließen erkennen, daß Preußen seinen deutschen Beruf erkannt habe und durchführe. Erst mit dieser Erkenntnis vollzog sich nach norddeutscher Stammesart ein langsamer Übergang zur Zufriedenheit und Anerkennung der preußischen Führung im Deutschen Reiche. — Ein großartiger Umschwung innerhalb eines Menschenlebens von hinbrütender Gleichgültigkeit eines kräftigen deutschen Volksstammes unter der Regierung eines kleinen nichtdeutschen Volkes bis zur selbstbewußten Mitwirkung in der Leitung seiner eigenen und der Geschicke der Völker!

Flensburg. J. H. Löhmann.

2. **Der Pastor und die Chorknaben.** Das kleine Wissersche Märchen Nr. 37 in Heft 6 des vorigen Jahrganges unserer „Heimat“ hat mich an eins erinnert, das ich vor langen Jahren in meiner Heimat Gramm habe erzählen hören, natürlich in plattdänischer Sprache. Ich teile dasselbe beifolgend mit: Da war einmal ein Pastor, der war sehr hinter den Chorknaben her, wenn sie Unfug machten. Darüber wollten sich diese rächen und spickten den gepolsterten Rand mit Stecknadeln. Am nächsten Sonntag predigt der Pastor über die Schöpfung. Er ereifert sich sehr, namentlich bei Beantwortung der Frage: „Wer hat die Welt erschaffen?“ In seinem Eifer holt er aus und läßt die Hand schwer auf die Kanzel fallen; dabei sticht er sich und es entfährt ihm als Antwort: „Das haben natürlich wieder die ver....... Jungen getan!“

Wandsbek P. Langesen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 6. Juni 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:
1. v. Osten, Die Einwanderung der Wagrier in Holstein. — 2. Mühlke, Schleswig-holsteinische Bauernhausmuseen. I. (Mit Bildern.) — 3. Schnitger, Mitteilungen aus der hamburgischen Kulturgeschichte. — 4. Philippsen, Sagen und Sagenhaftes von Föhr. — 5. Voigt, Flensburg um 1600. — 6. Ehlers, Bramstedts Quellen. — 7. Meyer, Plattdeutsche Redensarten von Krankheit und Tod. 8. Mitteilungen.

Bücherschau.

1. **Dreiundvierzigster Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel,** herausgegeben von J. Mestorf. Kiel 1904. — Der vorliegende Bericht gibt eine Übersicht über die Tätigkeit des Museums in den letzten vier Jahren. Für den leider zu früh verstorbenen Dr. Splieth sind Dr. Knorr und Kustos Rothmann eingetreten als Beamte des Museums, dessen Leitung Frl. Prof. J. Mestorf führt. Das Museum hat seit 1900 viele wertvolle Bereicherungen durch Kauf, Schenkung und Ausgrabung erhalten. Hervorzuheben sind die Fundsachen aus den Steinaltergräbern zu Hemmelmark, welche von Sr. Königlichen Hoheit Prinz Heinrich von Preußen geschenkt wurden. Deponiert sind im Museum die beiden Runensteine, welche früher im Schloßpark zu Louisenlund standen. Von großer Wichtigkeit sind die Ergebnisse der Ausgrabungen in der Oldenburg bei Schleswig, welche den sicheren Beweis von dem Vorhandensein einer langjährigen alten Ansiedelung erbringen. Die planmäßige, systematische Fortsetzung dieser Ausgrabungen wird wahrscheinlich noch viel Interessantes bringen. — Als Anhang ist eine Abhandlung angefügt: „Wohnstätten der älteren neolithischen Periode in der Kieler Föhrde." In dem geologischen Teile schildert Dr. Weber (Bremen) die Schichtungen der Fundstätte bei Ellerbek, deren Lagerungen es erkennen lassen, daß die Kieler Föhrde einst ein Süßwasserbecken war, welches erst später mit dem Meer in Berührung kam. Sodann beschreibt Frl. Professor Mestorf die Funde und deren Geschichte. Illustrationen zeigen die bearbeiteten Hirschgeweihe und Flintsteine, auch Scherben von Gefäßen. Es wird auf die Ähnlichkeit mit dänischen Funden hingewiesen und eine Untersuchung über das Alter angestellt. — Im Interesse einer planmäßigen Erforschung der Vorgeschichte unserer Heimat ist es wünschenswert, daß die Freunde des Museums auf jeden Fund an Steinsachen, Urnen, Bronzen und Münzen aufmerksam machen. Nicht der Fund selbst ist die Hauptsache; bisweilen kann eine Tonscherbe mehr Wert haben als eine Goldsache. Erst durch

die Fundgeschichte, die genaue Kunde über die Lage des Fundes und durch die sachgemäße Hebung gewinnt ein Fund wissenschaftlichen Wert. Mögen die Leser der „Heimat“ dazu mithelfen, daß durch rechtzeitige Benachrichtigung des Museums dieser Wert gerettet wird. J.

2. **Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.** Bd. 33. Kiel 1904. Inhalt: Dr. Detleffsen, Geschichte des Kirchspiels Herzhorn, zugleich ein Beitrag zur Kenntnis des „hollischen“ Rechtes. — Professor Dr. R. Hansen, Zur Geschichte der Besiedelung Dithmarschens. — Bürgermeister Kinder, Herzog Peter Friedrich Wilhelm von Oldenburg in Plön 1777—1823. — Dr. Baasch, Johann Heinrich Müller, der hamburgische Bevollmächtigte in Helgoland 1770—94. — Chr. Kock, Eckernfördes Notlage zur Zeit des nordischen Krieges. — A. zu Rantzau-Breitenburg, Aus dem Pronstorfer Gutsarchiv. — H. K. Eggers, Die Steinmannschen Stiftungen, ihre Begründer und deren Familien. — P. v. Hedemann, Fragen der älteren Verwaltungsgeschichte. — Prof. Dr. Volquardsen, Über die Ereignisse des Jahres 1721 in schleswigscher Geschichte. — Nachrichten über die Gesellschaft.

3. **Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.** Register zu Band 21—30 von Dr. Karl Friese in Berlin.

Den Mitgliedern der Gesellschaft werden beide Publikationen ohne Kosten zugestellt. Der Jahresbeitrag ist 6 M.; Neuanmeldungen sind an Herrn Landesrat Mohr in Kiel zu richten. J.

4. **Adolf Paul: Die Madonna mit dem Rosenbusch.** Verlag von A. Janßen in Hamburg. — In einem prächtigen, sehr geschmackvollen Einbande präsentiert sich dieser Roman. Der Verfasser (soviel ich weiß, ein Finnländer) schildert Leben und Treiben in der Stadt Lübeck zu der Zeit, als Jürgen Wullenweber den hohen Rat absetzte und sich selbst als Führer proklamierte. Alle Scenen, die uns Kampf und Streit jener Tage vor Augen führen: das Pfaffentum, die neue Lehre, die Schiffergilde u. v. a. sind von großem Reiz und entschädigen für die eigentliche Erzählung, die von all diesen Geschehnissen verdunkelt wird. W. L.

Verschollene Adressen.

Von folgenden Adressen kam die „Heimat“ als unbestellbar zurück:

Arp, Lehrer, Eckernförde, Steindamm.
Dau, Kantor, Kiel.
Dreeßen, Zeichner, früher Berlin, jetzt Kiel.
Göke, Gaarden-Kiel.
Hansen, Referendar, Apenrade.
Just, Lehrer, Hamburg-Eimsbüttel, Eppendorfer Weg 14.
Kühl, Apotheker, Preetz.
Lante, Lehrer, Hamburg-Borgfelde, Bürgerweide.
Schüler, Postassist., Kiel, verzogen n. Berlin.
Sievers, Pahlen b. Pahlhude.
Spence, John, Altona. Allee 81/3.
Sturm, J., Gastwirt, Altona, Gr. Bergstraße.
Wohler, G., Gärtner, Wik b. Kiel.
Zelk, M., Lehrer, Hamburg-Uhlenhorst, Heinrich Hertzstr. 125.

Damit diese Mitglieder unserm Verein erhalten bleiben, bitte ich, mir Auskunft über den gegenwärtigen Aufenthalt der betreffenden Herren zu erteilen; die „Heimat“ wird denselben alsdann sofort nachgesandt.

Kiel, am 26. April 1904.
Geibelallee 2 II.

Der Schriftführer und Expedient:
H. Barfod.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

96. Bauer, Landmann und Bauernvogt, Neu-Heikendorf. 97. Blöcker, Zolldirektionssekretär, Altona. 98. Borß, Gerichtssekretär, Altona. 99. Brandt, Lehrer und Organist, Gr.-Berkenthin. 100. Burmeister, Lehrer, Neu-Heikendorf. 101. Christensen, Postassistent, Kiel. 102. Claussen, Kaufmann, Kiel. 103. Davids, Postassistent, Kiel. 104. Drewes, Lehrer, Hademarschen. 105. Goos, Seminarist, Hadersleben. 106. Hansen, Kaufmann, Flensburg. 107. Hansen, Lehrer, Kiel. 108. Hartmann, Lehrer, Hamburg. 109. Heesch, Lehrer, Stampe b. Kiel 110. Hennings, Direktor der Baltischen Mühlengesellschaft, Kiel. 111. Hübsch, Matthias, Flensburg. 112. Johnsen, Pastor, Adelby b. Flensburg. 113. Kaven, Redakteur, Plön 114. Landgrebe, Oberlehrer, Kiel. 115. Madsen, Hamburg, Nagelsweg 7. 116. Möding, Hauptpastor, Lütjenburg. 117. Dr. Mühlau, Oberlehrer, Neumünster. 118. Piepenbrink, Apotheker, Poppenbüttel 119. Schartau, Gutspächter, Booknis. 120. Scheel, Brauereibesitzer, Pinneberg. 121. Sieveking, Justizrat, Altona. 122. Snethlage, Oberlehrer, Plön. 123. Stuhr, Maler, Lehrer an der Kunstgewerbeschule, Altona. 124. Wilken, Lehrer, Söhren b Segeberg.

Kiel, am 26. April 1904.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Freunde der „Heimat,“ werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ der „Heimat“ neue Freunde!

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 6. Juni 1904.

Die Einwanderung der Wagrier in Holstein.

Von v. Osten in Ütersen.

Im 5. Jahrhundert n. Chr., als durch die große Völkerwanderung alle Verhältnisse in Europa umgestaltet wurden, war Schleswig größtenteils von Angeln, Holstein größtenteils von Sachsen bewohnt. Die stammverwandten Angeln und Sachsen vereinigten sich seit dem Jahre 449 zu gemeinsamen Zügen nach Britannien und gründeten hier neue Königreiche.

Ein ganz anderes Bild gewährt der Zustand unseres Landes zur Zeit Karls des Großen. In Schleswig bildeten eingewanderte Jüten, die sich mit den zurückgebliebenen Angeln vermischt hatten, die herrschende Bevölkerung. Holstein hieß damals Nordelbingen, d. h. das Land im Norden der Elbe. Unter den hier wohnenden Sachsen wurden drei Zweige unterschieden: Dithmarscher im Westen, Holsten im Norden und Stormarn im Süden. Im östlichen Teile des Landes hatten sich die Wagrier und im jetzigen Lauenburg die Polaben niedergelassen.

Die Sachsen, Angeln und auch die Jüten gehören zu dem großen germanischen, die Wagrier und Polaben aber zu dem großen slavischen Volksstamme.

Von den meisten Geschichtsforschern wird nun angenommen, daß die Jüten schon alsbald nach der Auswanderung der Angelsachsen in Schleswig eingedrungen sind, daß aber die Einwanderung der Wagrier in das östliche Holstein weit später, nämlich erst im Anfange des 9. Jahrhunderts erfolgt sei.

Für die letztere Ansicht werden einige Wahrscheinlichkeitsgründe angeführt, die jedoch nicht Beweiskraft genug haben. Es wird darauf hingewiesen, daß nach geschichtlichen Mitteilungen Karl der Große im Jahre 804 siegreich in Nordelbingen eingedrungen ist, 10000 Sachsen aus dem Lande weggeführt und die leer gewordenen Gebiete den Slaven eingeräumt hat, die mit ihm verbündet waren. Aber, könnte man fragen, wo haben sich diese Slaven denn vorher aufgehalten? Der geschichtliche Bericht wird doch am leichtesten verständlich, wenn man annimmt, daß sie schon das östliche Holstein bewohnt, aber von Karl dem Großen die Erlaubnis erhalten haben, sich weiter nach Westen auszudehnen. — Dr. Michelsen weist in seiner schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte I, S. 71 für die späte Einwanderung der Wagrier auf den Umstand hin, daß im Jahre 786 bei der Abgrenzung des Bistums Verden, dem am rechten Elbufer ein beträchtliches Stück des Slavenlandes zugelegt war, die Bille und Trave als Grenzflüsse genannt werden, Nordelbingen also ausgeschlossen wird. Der Verfasser fügt jedoch in einer Anmerkung hinzu, „daß die Echtheit dieser Stiftungsurkunde sehr angezweifelt ist." — Ferner wird von Dr. Michelsen hervorgehoben, daß,

wie die Geschichte meldet, der slavische Fürst Trasiko im Jahre 798 in das Land der Sachsen eingedrungen sei und diese bei Sventana besiegt habe. Da bei diesem Namen an die Schwentine zu denken ist, so müsse diese also zum Gebiet der Sachsen gehört haben. Er bemerkt aber selber, daß der Name Schwentine aus der slavischen Sprache stammt und den „heiligen Fluß" bedeuten soll. Woher denn der Name schon 798, wenn erst 804 die Slaven eingewandert sind? Auch ist doch höchst wahrscheinlich, daß der Fürst Trasiko aus dem östlichen Holstein gegen die Sachsen ins Feld gezogen ist.

Professor Dr. Jansen in Kiel ist meines Wissens der erste Geschichtsforscher, der mit Entschiedenheit für die Behauptung auftritt, daß die Einwanderung der Wagrier schon weit früher, schon am Ende des 5. oder doch am Anfange des 6. Jahrhunderts stattgefunden habe.[1])

Wenn wir die damaligen Zeitverhältnisse ins Auge fassen, so werden wir nicht umhin können, ihm beizustimmen.

Die Slaven, aus Asien stammend, hatten sich in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt Christi in dem östlichen Europa niedergelassen. Von römischen Schriftstellern werden sie gewöhnlich Wenden genannt; es ist jedoch zweifelhaft, ob dieser Name die Gesamtheit des Volkes umfaßt oder sich nur auf diejenigen Zweige desselben bezieht, welche zunächst mit den Römern in Berührung kamen. Zur Zeit der Völkerwanderung (375—476) rückten sie den deutschen Völkern in westlicher Richtung nach und drangen in einzelnen Zügen bis an die Elbe und Saale vor. In der Gegend des heutigen Meklenburg verließen die germanischen Vandalen im Anfange des 5. Jahrhunderts ihre Wohnsitze, um sich weiter nach Süden zu begeben. Bald aber zogen slavische Volkszweige, unter welchen die Obotriten sich die Herrschaft erkämpft hatten, wieder ein. Diese gründeten hier die mikilenburg, d. h. Großburg, deren Name auf das ganze Land übergegangen ist.[2]) — Sollte nun diese Völkerschaft bei dem Wandertriebe, der sie beseelte, hier zur Ruhe gelangt sein? Sollten die Obotriten Jahrhunderte gewartet haben, um das östliche Holstein zu besetzen, welches ihnen so nahe war?

Es kommt bei Beantwortung dieser Frage noch ein Umstand in Betracht, der in den Geschichtsbüchern gewöhnlich nicht berührt wird. Der Götze Zwantewit, der Kriegsgott, dem alle wendischen Völker an der Ostsee ihre Opfer darbrachten, hatte seinen Tempel zu Arkona, auf der Nordspitze der Insel Rügen. Aus dieser Tatsache, daß nämlich das gemeinsame Heiligtum auf einer Insel und zwar auf der dem Lande abgewandten Seite derselben errichtet war, ergibt sich, daß die Wenden sich den Seeunternehmungen gewidmet hatten. Im mittleren Deutschland waren die Slaven auch als gute Ackerbauer bekannt, und man rühmte von ihnen, daß sie es verständen, „aus grünem Walde Feld zu machen"; von den an der Ostsee wohnenden Zweigen schreibt aber der Prediger Helmold zu Bosau, Verfasser der „Slavenchronik," daß sie von jeher den Ackerbau vernachlässigt und auf den Bau der Häuser keine Sorgfalt verwendet, dagegen regen Seeverkehr geübt, Seehandel und Seeraub getrieben haben.

In Meklenburg angelangt, war es ihnen leicht, auf ihren Schiffen die ganze ostholsteinische Küste in Augenschein zu nehmen und sich alle für ihren Zweck günstigen Landungsplätze und Schlupfwinkel zu merken. Sollten sie da noch länger gezögert haben, sich zu rüsten, um von der Seeseite her in das Land einzudringen? Bei dem Mangel an historischen Zeugnissen läßt sich freilich der Zeitpunkt der Einwanderung nicht feststellen; es ist aber höchst wahrscheinlich, daß die ersten

---

[1]) „Poleographie der zimbrischen Halbinsel." S. 34—36.

[2]) Das jetzige Dorf Meklenburg, nach der alten Burg benannt, liegt südlich von Wismar.

Züge der Wagrier schon am Ende des 5. Jahrhunderts ihre Wohnsitze in Mecklenburg verlassen haben, zumal da sie um diese Zeit schon von nachfolgenden Scharen gedrängt wurden.

Wenn nun die Wagrier bei ihrem Unternehmen den Seeweg und nicht den langen, beschwerlichen Landweg längs der Küste benutzt haben, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die an der Ostspitze hervorragenden Inseln Fehmarn und Land Oldenburg zuerst von ihnen in Besitz genommen sind.

Die Insel Fehmarn soll in alter Zeit mit dem Lande Oldenburg in Verbindung gestanden haben. Die Sage berichtet, der Fehmarnsund sei einst so schmal und seicht gewesen, daß man ihn, auf einen in der Mitte liegenden Pferdekopf tretend, trockenen Fußes habe überschreiten können. Diese eigentümlich klingende Sage ist vielleicht durch das wendische Wort perekop veranlaßt worden, welches auf deutsch aber nicht Pferdekopf, sondern Landenge heißt. Die Verbindung wird jedoch ohne Bedeutung gewesen sein; denn der wendische Name für Fehmarn: ve morje, d. h. im Meer, und der Name brode in Großenbrode, d. h. Furt, deuten schon auf eine Insel hin.

Das Land Oldenburg war damals durch einen breiten Meeresarm, als dessen Überreste der Wesseker See, die Brökau und der Gruber See anzusehen sind, von dem übrigen Holstein gänzlich geschieden. Auf dem Hügel, der jetzt die Stadt Oldenburg trägt, also an der Südwestseite der Insel, suchten die Wagrier einen festen Wohnsitz herzustellen, um den von der Natur gewiesenen Übergang nach dem Festlande zu sichern. Da sie diese neue Anlage stargard, d. h. die alte Burg, nannten, so könnte man schließen, daß sie hier schon alte Wälle und Festungswerke angetroffen, daß sie also ein anderes Volk aus ihren Wohnsitzen vertrieben hätten.[1]) Möglich ist aber auch, daß der Ort ursprünglich einfach gard, d. h. die Burg, genannt worden ist, und daß man erst später, als neue Burgen in Wagrien entstanden, die nähere Bezeichnung hinzugefügt hat. Christiani sagt (I S. 24): „Es ist nicht zu glauben, daß ein Ort gleich bei seinem ersten Entstehen den Namen einer alten Burg erhalten habe."

Ehe die Wagrier den Meeresarm überschritten, um das Festland einzunehmen, suchten sie im Land Oldenburg ihren Götzendienst einzurichten. Außer dem Hauptgötzen Zwantewit verehrten alle Wagrier den Gott Prowe. Demselben weihten sie eine Stätte in einem Eichenwalde des Wienberges, nordöstlich von Oldenburg. Hier auf dem höchsten Punkte der Insel trat an den Festtagen eine große Volksmenge zusammen, um Gaben zu opfern und durch den Mund der Priester die Stimme der Gottheit zu vernehmen.

Eine zweite Haltestelle auf ihrem Wege ins Innere fanden die Wagrier in dem Abschnitt der Kossau, der ostholsteinischen Seengruppe und der Kremperau. Diese Stellung, die nur an einigen Punkten zugänglich ist, wurde durch drei Ansiedelungen bezeichnet: Lütjenburg, Plön und Krempe. Der Name Lütjenburg, richtiger Lütkenburg, hängt nicht mit dem plattdeutschen Worte „lüttj" zusammen, sondern ist aus dem slavischen Worte liuteka, d. h. stark, entstanden. Die Burg lag wahrscheinlich auf dem jetzigen Vogelsberge, einem Hügel im Norden der Stadt, an dessen Fuß noch die Überreste des früheren Burggrabens zu erkennen sind. Diese Höhe überschaute nicht nur die von Osten nach Westen führende Landstraße, sondern auch den nahen Binnensee und die ganze Howachter Bucht. — Bei Plön, wo der Engpaß zwischen den Seen verteidigt werden mußte, gründeten die Wagrier auf einer naheliegenden Insel im großen See die Burg plune oder

[1]) Dr. v. Maak (Urgeschichte des schleswig-holsteinischen Landes S. 57) meint, das Land Oldenburg sei die Nerthusinsel, der trockengelegte Siggener See der heilige See, Heiligenhafen (to dem hilligen havene) der geweihete Landungsplatz gewesen. (?)

plone, d. h. „im Wasser.“ Wahrscheinlich haben sie auch den westlichen Eingang durch eine Anlage gesichert. — Krempe oder Krempen, ursprünglich der Name einer Burg auf einer Insel im Neustädter Binnensee, war für ein seeräuberisches Volk ein sehr geeigneter Stützpunkt.[1]) Zu diesen drei Orten wird Utin oder Eutin an dem Übergang über die Schwentine bald hinzugekommen sein.

Alle vier Plätze waren zugleich Mittelpunkte einer gleichnamigen Landschaft, wodurch die Bedeutung für die nächste Umgegend noch erhöht wurde.[2]) Eine dritte Grenze, welche die Wagrier herzustellen suchten, stützte sich in der rechten Flanke auf den Brückenkopf Preetz, Poretze, d. h. Ort am Flusse, in der linken auf Alt-Lübeck[3]) an der Mündung der Schwartau in die Trave, in der Front auf den Alberg oder Gipsberg.

Endlich werden die Slaven auch auf dem Landwege bis an die natürliche Grenze der Halbinsel, die Wakenitz-Delvenaulinie, vorgedrungen sein. Die im jetzigen Lauenburg wohnenden Obotriten wurden nach dem slavischen Namen der Elbe (lave oder labe) Polaben, d. h. Elbanwohner, genannt.

Um diese Zeit war aber Karl der Große, der Gründer des Frankenreichs, schon mächtig genug, den Slaven zu gebieten: „Bis hierher, und nicht weiter!“ Er zog, wie schon gesagt, im Jahre 804 über die Elbe, gründete die Hammaburg, d. h. die Burg im Walde, und rückte dann weiter vor, um die in Nordelbingen wohnenden Sachsen zum Gehorsam zu zwingen. — Es lag nicht in seinem Plan, sein Reich bis an die Ostsee auszudehnen, weil er dadurch eine höchst gefährliche, offene Meeresküste gegen die sieggewohnten Dänen erhalten hätte. Bei dem Mangel einer Kriegsflotte hielt er es für zweckmäßiger, ein von ihm abhängiges und mit ihm befreundetes Volk als Wächter der Grenze einzuschieben. — Andererseits war er jedoch entschlossen, festen Fuß in Nordelbingen zu behalten und dem weiteren Vordringen der Slaven vorzubeugen. Er gründete daher 812 die Sachsenmark, d. h. einen Gürtel von Grenzbefestigungen, der sich vom Kieler Meerbusen längs der Schwentine nach Plön, von da über Segeberg längs der Trave nach Oldesloe und dann über die Quellgegend der Bille nach der Delvenau hinzog.

Mit der Darstellung des Professors Dr. Jansen sind alte Sagen in Einklang zu bringen, nach welchen die Stadt Oldenburg schon zur Zeit Karls des Großen ein bedeutender Seehandelsplatz und Fürstensitz gewesen ist. Der bekannte Historiker G. Waitz hat in seiner ausführlichen Geschichte Schleswig-Holsteins (I. 1 S. 20. 21) die Frage nach der Zeit der Einwanderung der Wagrier nicht näher erörtert; er scheint aber anzunehmen, daß jedenfalls die Stadt Oldenburg schon recht früh eine Rolle in der Geschichte gespielt hat, weil er diesen Ort mit Schleswig in eine Linie stellt.

* * *

Die Wagrier standen zur Zeit ihrer Einwanderung rücksichtlich ihrer äußeren Kultur nicht hinter den Germanen zurück. Sie liebten Gesang und Saitenspiel, zeichneten sich aus durch Gastfreiheit, waren keusch in ihren Sitten und traten

[1]) Nach dieser Burg ist das Dorf Krempe benannt, welches später, als der Ort Neukrempe oder Neustadt entstand, den Namen Altenkrempe erhielt. Was das slavische Wort krempen bedeutet, ist unbekannt. Die Stadt Krempe im Kreise Steinburg soll nach der Kremperau, welche früher crimpa d. h. Krummau hieß, benannt sein.

[2]) Die Gebiete, welche die Wenden in Besitz nahmen, wurden in Landschaften oder Gaue eingeteilt, z. B. Land Plön, Gau Süsel usw. Die Bezeichnung „Land Oldenburg“ hat sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag erhalten.

[3]) Der Name Lübek ist nach Professor Leskien in Leipzig von zweifelhafter Ableitung. — Auch die Bedeutung von Eutin scheint nicht festzustehen.

mit ihren Grenznachbarn in friedlichen Verkehr. In ihren späteren Kriegen zeigten sie sich aber äußerst roh und wild. Helmold meint, es sei ihnen eine unersättliche, ruhelose Grausamkeit angeboren. Die ihnen verhaßte deutsche Oberherrschaft und die zwangsweise, schonungslose Einführung des Christentums hatte so nachteilig auf ihren Charakter eingewirkt. Die Beharrlichkeit, mit welcher sie früher ihre Selbständigkeit und Eigenart verteidigt hatten, war in eine blinde, blutgierige Wut gegen das Christentum und die deutschen Nachbarn ausgeartet. Fast das ganze Volk der Wagrier erschien wie eine große Raub- und Mordbande. Es verdiente zuletzt kein besseres Schicksal mehr, als ausgerottet oder vertrieben zu werden.

Das geschah in den Jahren 1139 und 1140. Die Holsten und Stormarn verwandelten durch wiederholte Einfälle ganz Wagrien in eine blutgetränkte Wüste und machten der wendischen Herrschaft in Nordelbingen für immer ein Ende. Nur zahlreiche Ortsnamen und die Einrichtung einiger Dörfer erinnern daran, daß einst ein slavischer Volkszweig das schöne Wagrien bewohnt hat.



Schleswig-Holsteinische Bauernhausmuseen. I.[1])

Von Geheim. Baurat **Mühlke** in Schleswig.

Wohl keine Landschaft unseres deutschen Vaterlandes beherbergt innerhalb ihrer Grenzen so viele Überreste verschiedener deutscher Stämme, wie Schleswig-Holstein. Nördlich des Dannewerkes, der alten Völkerscheide der Nord- und Südgermanen, hausen Abkömmlinge der Friesen, Angeln und Jüten. Südlich derselben wohnen holsatische Sachsen, längs der Ostseeküste gemischt mit Überbleibseln des Wendenvolkes, im Westen an der Nordsee durchsetzt mit rheinischen, holländischen und friesischen Einwanderern. So ist es auch natürlich, daß die verschiedensten Typen deutscher Bauernhäuser im Lande erhalten sind. Dabei haben innerhalb desselben Volksstammes einzelne Sippen noch besondere Eigenheiten in ihren Lebensgewohnheiten, Bauweisen und Kleinkünsten entwickelt. Es hebt sich noch heute das Propsteier Ländchen als besonderes, abgeschlossenes Kulturgebiet hervor. Es unterscheiden sich Land und Leute der Marschen von den benachbarten Geestgebieten, Insel- und Festlandsfriesen, die Helgoländer und Blankeneser Schiffer- und Fischeransiedelungen von den benachbarten Ackerbaudörfern. Besonders in den fruchtbaren Marschgebieten an der Elbmündung, Dithmarschens und an der Eidermündung entwickelte sich der Ackerbau bereits in früheren Jahrhunderten zu hoher Blüte, und mit der Wohlhabenheit der auch ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit wahrenden Bauern Hand in Hand erblühte ein Kunstsinn, dessen Erzeugnisse im Vergleich mit der städtischen Kunst derselben Zeit eine hohe Stellung einnehmen, vor jener aber voraus haben, daß selbst bei reicherer Außenseite ein zähes Festhalten an alten Lebensgewohnheiten und die genaueste Anpassung an die Zweckbestimmung gewahrt ist.

Wie groß trotz der Einäscherung durch Blitzschlag, Feuersbrünste und Neuerungssucht die Zahl der jetzt noch im Lande vorhandenen Erzeugnisse alter Volkskunst ist, hat sich so recht bei den für das Werk „Das Deutsche Bauernhaus" vorgenommenen Aufnahme-Arbeiten der schleswig-holsteinischen, Hamburger und Lübecker Architekten-Vereine gezeigt. Die auf das Gebiet nördlich der Elbe und des Travekanals in dem Werke vorgesehenen 12 Tafeln werden nur einen geringen Bruchteil dessen wiedergeben können, was wert ist, aufgemessen und gezeichnet zu werden. Es wäre ja nun richtiger, wenn alle noch vorhandenen Überbleibsel alter

[1]) Entnommen der „Denkmalpflege," Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn in Berlin.

Volkskunst innerhalb des Rahmens, für den sie geschaffen waren, erhalten bleiben könnten und ihre Versetzung an eine andere Stelle überhaupt entbehrlich wäre. Immerhin ist es doch vorzuziehen, die wichtigsten und eigenartigsten Stücke derselben wenigstens innerhalb der Grenzen des Sondergebietes in Museen zurückzuhalten, als anzusehen, daß sie durch den Kunsthandel verschleudert werden und



Abb. 1. Bunsoher Pesel. Aus dem Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf.

womöglich ins Ausland wandern. So ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß innerhalb der schleswig-holsteinischen Lande eine ganze Reihe von kleineren und größeren Sammelstätten entstanden ist, von welchen die Rettung der alten Kunstschätze betrieben wird. Dabei hat es sich als das natürlichste herausgebildet, daß entsprechend den einzelnen abgeschlossenen Landschaften zerstreut im Lande

kleinere öffentliche Sammlungen entstanden. Immer mehr gewinnt dabei auch das Bestreben Raum, ganze Zimmereinrichtungen mit allem Zubehör an beweglichem Hausgerät, ja, womöglich ganze Bauernhäuser den Sammlungen einzuverleiben und so für jedes Gerät den Rahmen, für den es geschaffen und in dem es benutzt wurde, zu erhalten.

Für die Arbeit des Forschers möchte es ja auf den ersten Blick bequemer sein, alle diese Sammlungen in einem großen Provinzialmuseum zu vereinigen. Es wäre auch wohl leichter, letzteres mit größeren Mitteln für die Weiterarbeit auszustatten. Immerhin hat die jetzige Einrichtung der vielen kleineren Anstalten auch ihre Vorzüge. Gerade daß letztere in nächster Nähe, gewissermaßen im Mittelpunkt ihrer besonderen Landschaft liegen, gibt Gewähr für die stete Fühlung mit dem Arbeitsfelde, vergrößert die Zahl der Mitarbeiter, damit zugleich den Einfluß auf die Bevölkerung und schafft schließlich Anregung zu Pflegstätten alter Kunstübungen. Dem ehrlichen Kunstforscher wird es auch nur nützen, wenn er

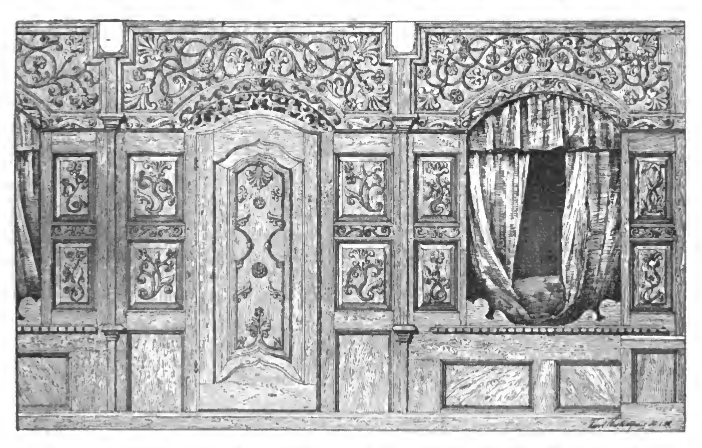


Abb. 2. Heldtsches Haus. Wandgetäfel der „Kleinen Stube" (Dönsch). (Maßstab 1 : 30.)

gezwungen wird, bei seinen Arbeiten sich innerhalb der Landschaft aufzuhalten, deren Volkskunst er ergründen will.

Von den kleineren Museen Schleswig-Holsteins ist an erster Stelle das Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf zu nennen. Seit seiner Gründung im Jahre 1872 hat es sich immer mehr zu einem echten Bauernhausmuseum entwickelt. Als eine Anstalt der beiden Kreise Norder- und Süderdithmarschen beschränkt es sein Arbeitsfeld auf die Landgebiete dieser beiden Kreise, somit auf den Bereich der ehemaligen Bauernrepublik Dithmarschen. Das Museum beherbergt seit 1885 den Swinschen Pesel, wohl eines der reichsten Kunstwerke, die je für einen Landmann gearbeitet sind, das Wohn- und Schlafzimmer des Marcus Swin aus dem Geschlechte der Wurthmannen, eines Mitgliedes der obersten republikanischen Behörde der Dithmarscher, des Rates der Achtundvierziger, der nach der Unterjochung des Landes seinem Volke weiter als Landvogt des schles-

wig-holsteinischen Herzogs diente. 1568 wurde der Pesel vermutlich mit dem zugehörigen Anbau des Hauses errichtet. Über die reiche und doch trauliche Ausstattung des Raumes, die durch Sauermanns Schnitzschule ausgeführte Wiederherstellung, über die Einflüsse, die auf den leider unbekannten Meister des Kunstwerkes gewirkt haben, gibt Dr. Deneckens Aufsatz im ersten gelegentlich der Eröffnung des neuen Museumsgebäudes 1896 erstatteten Berichte genaue Auskunft. Das Museum enthält noch eine Fülle von Einrichtungsstücken alter Bauernhäuser, als Möbel und Holzarbeiten, von ganzen Peselteilen bis zu den kleinsten Gebrauchsgeräten, Metallarbeiten, Töpferwaren, Glasmalereien, Webereien, Trachten, Filigrane und sonstige Schmucksachen. Größere Teile eines einfacheren Pesels aus dem Geestdorfe Bunsohe in Süderdithmarschen sind zu einem vollständigen Bauernhauszimmer zusammengestellt. Abb. 1 zeigt linksseitig die Bettwand mit der verzierten und bemalten Holzverkleidung, rechtsseitig die Ofenwand mit dem gußeisernen Bilegger, der messingnen Ofenstülp und dem zum Kleidertrocknen dienenden geschützten Ofenheck.

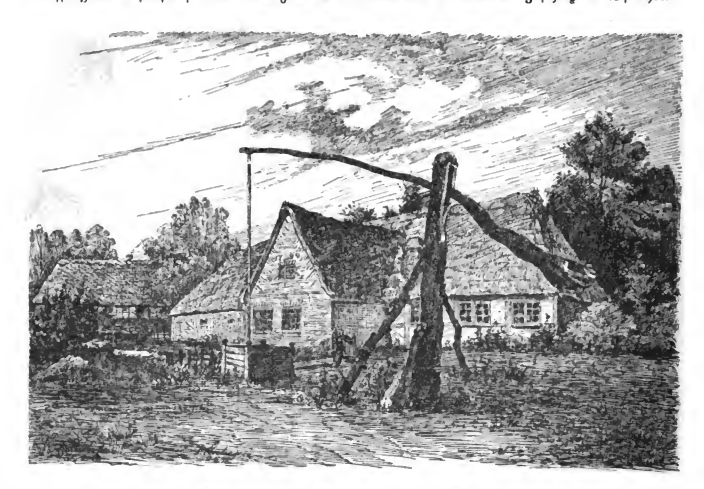


Abb. 3. Heldtsches Haus, einst in Ostenfeld.

Daneben ist der Hängeschrank, das Pfeifenreck und sonstiger Hausrat als Truhen, Stühle usw. zu erkennen. Wie sich alle diese Einrichtungen aus den Lebensgewohnheiten des Volkes entwickelt haben, hierüber gibt ein Aufsatz des zeitigen Leiters des Museums Johannes Goos in dem genannten Museumsbericht näheren Aufschluß.

Der Meldorfer Museumsleitung stehen nur mäßige Mittel zur Verfügung. In dem verhältnismäßig kleinen Gebäude kann auch nur Raum für eine kleine Anzahl von Sammlungsstücken geschaffen werden. Die Museumsleitung bemüht sich daher, wenigstens ein Inventar tunlichst aller noch in ihrem Arbeitsgebiet vorhandenen Kunstgegenstände zu beschaffen, um so leichter im Falle der Gefahr für die Erhaltung einzutreten. So waren auch Verhandlungen über die Erwerbung

und Überführung eines zweiten Pesels aus einem Bunsohe benachbarten Geestdorfe, der aus Ende des 17. Jahrhunderts stammt, im Gange, die leider zu keinem Ergebnis führten.

Die Dithmarschen nächst gelegene Elbmarsch, die hauptsächlich von Holländern kolonisierte fruchtbare Wilstermarsch verdankt der Tatkraft und Anregung des Gymnasialdirektors Prof. Dr. Detlefsen ihr kleines Museum in Glückstadt. Hier sind namentlich Trachten, Kleiderschmuck, Webereien und kleines Hausgerät gesammelt worden. Gelegentlich wurde das Landvolk durch eine Ausstellung des alten Besitzes auf den großen Wert der Werke der Volkskunst aufmerksam gemacht. Bis zu der Aufstellung einer vollständigen Wilstermarschstube hat es das Glückstadter Museum mangels der erforderlichen Mittel und des nötigen Raumes noch nicht gebracht. Dafür begegnen wir aber derartigen Zimmern im Hamburger Kunstgewerbemuseum, im Altonaer Museum. Inzwischen hat auch das Flensburger Museum eine Wilster-

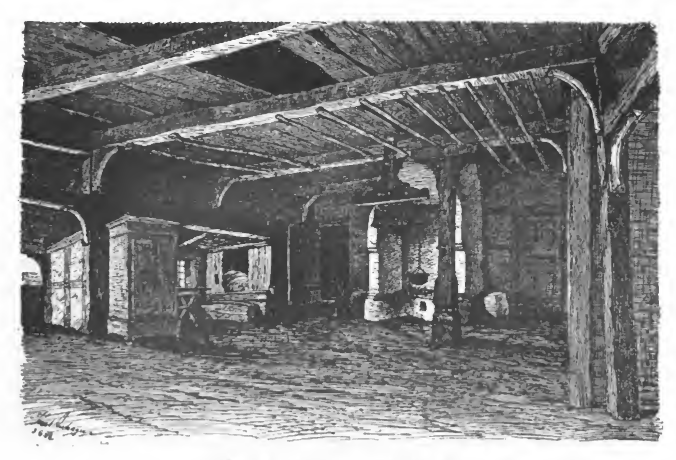


Abb. 4. Heldtsches Haus. Diele.

marschstube aufgestellt und selbst nach Kopenhagen und Holmenkollen bei Christiania ist eine vollständige Wilstermarschstube verschleppt worden.[1])

Wie schon Jahrg. 1899 d. Zeitschr., Seite 51 berichtet wurde, ist im Weichbilde der alten Hafenstadt Husum inmitten einer Parkanlage eines der nördlichsten Sachsenhäuser, das Heldtsche Haus aus Ostenfeld, wieder aufgebaut und dem Vaterlande erhalten worden. Unter der sachverständigen Leitung des Gymnasiallehrers Voß hat sich dieses Haus zu einem rechten Bauernhausmuseum herausgebildet, das erfreulicherweise von Einheimischen und Fremden tüchtig besucht wird. Maler Richard Hagn hat mehrfach seine Arbeitsstätte im Haus aufgeschlagen und letzteres durch seine Bilder weiteren Kreisen bekannt gemacht. Die Abbildungen 2 bis 5

[1]) Über die Wilstermarschstube in Holmenkollen vergl. Zentralbl. d. Bauverw. 1900, S. 306 u. 307.

stellen den Bau nach Aufnahmen des Regierungs-Baumeisters Auhagen dar, welche noch vor dem Abbruche in Ostenfeld vorgenommen wurden. In dem Schaubilde der Diele sieht man den vom ersten Umbau des Hauses herrührenden, mit einem Schwibbbogen überwölbten Wandherd, während bei dem Wiederaufbau der älteste frei in der Diele, neben dem Krüzboom stehende Herd wiederhergestellt ist. Der früher mit geschnitzter Wandverkleidung geschmückte Pesel ist nach dem Vorbilde der nach Kopenhagen verschleppten ersten Vertäfelung nachgearbeitet worden. Der im Jahre 1789 letzte Umbau des Hauses verwandelte das rechtsseitige Sidbels in eine kleine Wohnstube, nach dem Sprachgebrauch Dönsch genannt. Die

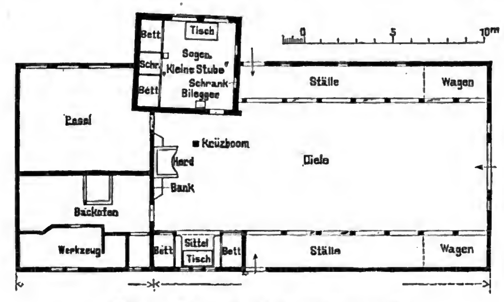


Abb. 5. Grundriß des Heldtschen Hauses.

eine ganze Wand dieses Raumes einnehmende Bett- und Schrankvertäfelung (Abb. 2) ist augenscheinlich das Werk eines einfachen Dorftischlers, dem die Rokokoschnörkel der damaligen Mode wohl eine Anregung gegeben haben mögen. Im übrigen hat er aber seine Ranken und Blumen mit eigener Erfindungskraft gebildet und seinem Werke trotz des Reichtums der Schnitzerei eine klare, einfache Gesamtgliederung zu erhalten gewußt. Der Pesel, die Diele mit dem erhaltenen linksseitigen Sidbels, die Dönsch, überhaupt alle Teile des Hauses sind mit altem Hausrat so besetzt, daß es den Anschein erweckt, als ob der Besitzer die Räume noch in alter Weise bewirtschaftete. (Schluß folgt.)



Mitteilungen aus der hamburgischen Kulturgeschichte.

2b. Aus der Geschichte des hamburgischen Münzwesens seit dem 16. Jahrhundert.

Von C. Rud. Schnitger in Hamburg.

Hatte in alter Zeit das hamburgische und lübische Geld auch in Holstein volle Gültigkeit gehabt, so hatte, nachdem dort eigene Münzstätten errichtet worden waren, das in diesen geprägte holsteinische Geld im großen und ganzen im Gehalt mit dem der beiden Städte übereingestimmt, und selbst wenn Abweichungen in der Ausmünzung stattgefunden hatten, so waren diese doch nicht derartig gewesen, daß im Verkehr oder bei den öffentlichen Kassen ein Kursunterschied hätte gemacht werden müssen. Das Bankogeld, dem die alten vollhaltigen

Taler als Grundlage dienten, hatte von 1700 bis 1710 dasselbe Agio von 14 bis 16 % gegen Holsteiner wie gegen Hamburger Kurant gehabt, d. h. 100 ℔ Spezies Banko waren gleich 114 bis 116 ℔ Kurant. Im Jahre 1710 begannen jedoch die Münzpächter in Schleswig und in Holstein Kurantgeld, namentlich Sechsschillingsstücke, nach einem viel leichteren Münzfuß zu prägen. War dieser nämlich bisher unter oder nur für ganz kleine Münzsorten über 34 ℔ per Mark fein gewesen, so brachte man es nun auf 40 ℔ per Mark fein, was eine Verschlechterung um fast 18 % bedeutete.

Anfangs kamen nur kleinere Mengen dieses leichten Geldes und diese auch nur nach und nach in den Verkehr, und die Abweichung blieb längere Zeit unbekannt. Als aber der Gewinn aus diesem Unternehmen die Pächter zu größeren Ausmünzungen veranlaßte und die schlechtere Beschaffenheit des neuen Geldes bekannter wurde, verschlechterte sich auch der Kurs des Kurantgeldes, bis er 1717 die Höhe von 125 ℔ Kurant gegen 100 ℔ Banko hatte. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß diese Verschlechterung der Münzen sich im Verkehr wie bei den öffentlichen Kassen, so auch bei den milden Stiftungen empfindlich geltend machte. Der hamburgische Rat erließ zwar im April 1717 ein in sehr scharfen Ausdrücken abgefaßtes Mandat gegen dieses Unwesen und beauftragte die „p. t. Herren Gerichtsverwalter“ mit der genauesten Aufsicht; aber Abhülfe ward dadurch nicht geschaffen. Darauf ward im Mai 1717 im Kurszettel zwischen dem alten Kurantgelde und den neuen Sechsschillingsstücken, natürlich zu Ungunsten der letzteren, unterschieden. Mochte nun schon das erwähnte Mandat am dänischen Hofe verstimmt haben, so erregte die zweite Maßregel großen Zorn, und der dänische Minister-Resident in Hamburg erhielt den Auftrag, beim Senat die Aufhebung jenes Unterschiedes im Kurszettel zu verlangen und Repressalien anzukündigen, wenn diesem Verlangen nicht entsprochen würde. Da der Senat sich aber dessen weigerte, so wurden hamburgische Schiffe seitens der Dänen in Glückstadt angehalten. Allerdings gelang es durch Vermittlung des Kaisers und anderer Fürsten, zu Ende des Jahres 1717 die hamburgischen Schiffe wieder los zu bekommen, und auch auf der Änderung im Kurszettel wurde nicht weiter bestanden; aber die Ausprägung der schlechten Sechsschillingsstücke in Holstein und Schleswig ward in großem Maßstabe weiter betrieben,[1]) so daß deren Kurs im Jahre 1724 sogar 33 % schlechter als Banko war.

Zu diesem Übelstande kam noch ein zweiter, nämlich die Ausprägung bedeutender Mengen sehr geringhaltiger Scheidemünze (Sechslinge). Diese wurden besonders zum Ankauf der schweren Hamburger Taler verwendet, die dann sämtlich in den Schmelztiegel wanderten. In Hamburg, das mit Holstein in lebhaftem Verkehr stand, wurden die Nachteile dieser schlechten Prägungen ganz besonders schwer empfunden, und man beschloß daher am 25. Januar 1725, „eine ganz neue Stadtmünze nach dem festen und öffentlich bekannt zu machenden Münzfuße von 34 ℔ pr. Mark fein[2]) in genügender Menge prägen zu lassen, derselben einen beständigen Kurs von 16 pCt. gegen Banko durch Errichtung einer Kurant-Bank, wo das neue Geld zu dem gedachten Kurse jederzeit gegeben und wieder angenommen werde, zu sichern und anzuordnen, daß alle in Kurant-Geld zu leistenden Zahlungen hieselbst, wenn von den Parteien ein anderes nicht beliebt, nur in der neuen Stadtmünze zu geschehen hätten.“

[1]) Von 1711 bis 1724 sollen im ganzen für etwa 17½ Millionen Mark Kurant in Sechsschillingsstücken geprägt sein. (Dr. Soetbeer a. a. O. Seite 11, Anm. 28.)

[2]) Derselbe Münzfuß war 1693 in Dänemark für das kleine Kurantgeld festgesetzt worden. — Nach Lübeck hin erfolgte nur eine Mitteilung des oben erwähnten Beschlusses vom 25. Januar 1725. (Dr. Soetbeer a. a. O. Seite 11, 29.)

Zur Ausführung dieses Beschlusses bedurfte es natürlich einiger Zeit; aber ehe noch eine genügende Menge des neuen Stadtgeldes hatte geprägt werden, ehe noch die Kurantbank völlig hatte eingerichtet werden können, wurde durch Verordnung vom 15. Juli 1726 der Wert der dänischen Sechsschillingstücke auf fünf Schillinge herabgesetzt, und zwar trat diese Verminderung des Wertes für Holstein ohne jede Frist ein. Für Hamburg mußte diese Maßregel um so nachteiliger sein, als eine dänische Verordnung vom 14. August 1726 bestimmte, „daß es den eigenen Untertanen gestattet sei, was sie für ausländische (d. h. hauptsächlich aus Hamburg bezogene) Waren an Kaufleute schuldig sein möchten, doch zu dem früheren vollen Nennwerte der Sechsschillingstücke zu bezahlen." Die Folge war, daß die entwertete Münze zum allergrößten Teil nach Hamburg kam, das also den Schaden zu tragen hatte, ohne etwas dagegen tun zu können.

Am 15. November 1726 ward endlich die Kurantbank eröffnet, und die neue Anordnung des hamburgischen Münzwesens trat in Kraft. Da aber zwischen dem neuen hamburger Kurantgelde und dem dänischen (den früheren Sechsschillingstücken) auch nach jener Wertherabsetzung immer noch eine Agio-Differenz zu Ungunsten der letzteren verblieb, und es daher bei der Kurantbank nicht zu demselben Kurse wie das hamburger Kurantgeld angenommen wurde, so verlangte die dänische Regierung zunächst sofortige Gleichstellung des dänischen mit dem hamburger Kurantgelde; als man diese unbillige Forderung in Hamburg ablehnte, verbot die dänische Regierung jeglichen Handel zwischen Dänemark und Hamburg.

Alle Vorstellungen von seiten Hamburgs blieben fruchtlos; erst 1736, am 28. April, kam ein Vergleich zustande, demgemäß Hamburg die Kurantbank und das feste Agio des neuen hamburgischen Kurantgeldes gegen Spezies-Banko (die oben erwähnten 16 %) aufhob, dem dänischen Kurantgelde, so lange es nach dem Satz von $11^1/_3$ Reichstalern pr. Mark fein gemünzt werde, [1]) freien Lauf neben dem hamburgischen Gelde verstattete, und die Festsetzung des Kurses von Kurantgeld, einheimischem wie fremdem, dem Übereinkommen der Parteien an der Börse überließ.

An Kurantgeld nach dem Münzfuß von 34 ℔ auf die Mark fein wurden nach 1726 wiederholt größere Mengen geprägt. Um dies nicht verschwinden zu lassen, ward darauf gehalten, daß die städtischen Abgaben sowie Zinsen und Mieten nur in Hamburger (sog. grob) Kourant, d. h. in Stücken à 2 ℔, 1 ℔, 8 β und 4 β bezahlt wurden, ein Gebrauch, der noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein innegehalten wurde. Im Kleinverkehr herrschte das holsteinische Kurantgeld vor, neben den kleinen hamburgischen Münzen (Stücken à 2 β, 1 β und Scheidemünzen). Ersteres hatte zwar gleichen Nennwert, war aber etwas geringhaltiger und nutzte sich schneller ab. Infolgedessen schmolz man das schwerere hamburgische große Kurantgeld gern ein, um leichteres holsteinisches daraus zu prägen, und ersteres wäre wohl kaum vor dem gänzlichen Verschwinden zu retten gewesen, wenn nicht die Kammer [2]) stets einen großen Vorrat davon zurückgehalten hätte und kurz vor den Zins- und Mieteterminen davon zu bestimmtem Kurse größere Beträge an Geldwechsler überließ, die dann ihren Kunden gegen geringe Vergütung je nach Bedarf davon gaben. Nach den Terminen floß das Hamburger Kurant zum allergrößten Teil in die Kassen der Kammer zurück, so daß hamburgische Vier- und Achtschillingsstücke nur einzeln, Ein- und Zweimarkstücke nur äußerst selten im Kleinverkehr vorkamen. Es galt als etwas Besonderes, wenn Kinder zum

---

[1]) was mit dem von Hamburg festgesetzten Münzfuß von 34 ℔ auf die Mark fein übereinstimmte.

[2]) oder Kämmerei, frühere Bezeichnung der jetzigen Finanzdeputation.

Geburtstage ein oder einige der letztgenannten größten Stücke, die, nebenbei gesagt, auch hübsch geprägt waren, zum Geschenk erhielten.

Es erübrigt nun noch, auf die Einrichtung der sog. Bankvaluta kurz einzugehen. Verschiedene Umstände, u. a. auch ein Abkommen von 1765 mit Dänemark, betreffend die Einwechselung von dänischem Kurantgelde bis zur Höhe von 1½ Millionen Mark Banko, um den dortigen Kurs zu halten, hatten 1766 wiederum eine Schließung der Bank zur Folge, die trotz aller erhobenen Gegenvorstellungen bis zum 19. Dezember 1768 dauerte.[1])

Man suchte nach Mitteln, um solche Kalamität für die Zukunft zu verhindern und für die Sicherheit der Bank bessere Grundlagen zu schaffen; aber vergeblich. Erst ein Wort Sonnins, des berühmten Baumeisters, soll den richtigen Weg gewiesen haben; er machte darauf aufmerksam, daß in China das Silber nach Gehalt und Gewicht, nicht nach dem Gepräge berechnet würde. Die Bankverwaltung beschloß, diesen Fingerzeig zu benutzen, indem man die Guthaben fortan auf ungemünztes Silber begründete, zu welchem Zweck zunächst die noch in der Bank lagernden Taler eingeschmolzen werden sollten. Senat und Oberalten waren für diesen Gedanken gewonnen; die Sechziger[2]) aber wollten nichts davon wissen, weil es schade sei, die alten vollwichtigen Speziestaler in den Schmelztiegel zu werfen. Jedoch auch dieser Widerstand wurde überwunden, da die Kammer Geld aufnehmen mußte, und die Bank sich unter gewissen Bedingungen zur Übernahme dieser Anleihe bereit erklärte. Zu diesen Bedingungen gehörte auch die Einwilligung zur Veränderung des Bankfonds, der in Zukunft auf Feinsilber statt auf die schweren Taler gegründet werden sollte; letztere durften zur Gewinnung der neuen Grundlage eingeschmolzen werden. Im Januar 1770 bestätigte der Senat dies und setzte den Preis für in die Bank eingehendes Silber auf 27 ℔ 10 β, für ausgehendes auf 27 ℔ 12 β Banko fest.

Die neue Einrichtung konnte indes noch nicht recht festen Fuß fassen, und es blieb eine gewisse Unruhe in den beteiligten Kreisen bestehen, bis ein unvorhergesehener Umstand der Bankverwaltung zu Hülfe kam. Der dänische Minister Graf Schimmelmann wollte neue Taler prägen lassen, und zwar so, daß sie in der Hamburger Bank unbeanstandet für 3 ℔ Banko angenommen würden. Der hamburgische Syndikus Schuback, dessen Rat der Graf darüber einholte, riet zur Ausmünzung vollwichtiger Taler (à 2 Lot oder 8192 Richtpfennige) und im Gehalt von 14 Lot 4 Grän auf die Bruttomark, also zur Prägung von Talern nach dem alten Münzfuß von 1566. Nun war es freilich nicht die Absicht des Grafen, so schwere Taler schlagen zu lassen; da er jedoch für seine Münzen ungehinderte Annahme in der Hamburger Bank haben wollte, so ließ er sich durch einen seiner Beamten einen Beutel mit 1000 Speziestalern aus der Bank holen, „wie sie dort gegeben und genommen wurden." Nun nahm die Bank allerdings, wie erwähnt, auch leichtere Taler bis zu 7960 Richtpfennigteilen im Gewicht; aber zufällig stand dem Bankkassierer ein Beutel mit schwereren Talern (à 8076 und mehr Richtpfennigteile) zur Hand, der dem gräflichen Beamten verabfolgt wurde, und zwar mit der Bestätigung, daß dies die Taler seien, die bei der Bank gegeben und genommen wurden, worauf der Beutel mit dem Bankfiegel

[1]) Vergl. hierüber Dr. C. Levy v. Halle a. a. O. Seite 2. Im Gottorper Vergleich vom 20. Mai 1768 ward durch dessen Art. IX diese Geldangelegenheit zwischen Hamburg und Dänemark geregelt. (Vergl. R. Nehlsen, Hamburgische Geschichte nach Quellen und Urkunden II, Seite 426 und 427.)

[2]) Die Sechziger waren eins der sog. bürgerlichen Kollegien (Oberalten, Sechziger, Hundertachtziger und Adjunkten), die auch die kirchliche Verwaltung führten. Vergl. darüber Dr. F. G. Buck, Die Hamburgischen Oberalten, Seite 2 ff., und desselben Verfassers Handbuch der hamburgischen Verfassung und Verwaltung, Seite 44 ff.

verschlossen wurde. Graf Schimmelmann ließ nun die neuen Taler zu 8076 Richtpfennigteilen prägen, und die neuen Münzen kamen allmählich in Umlauf. Als sie nun in größerer Menge zur Bank kamen, war man anfangs überrascht über das größere Gewicht. Als die Verwaltung aber die Ursache erfuhr, wies sie fortan die leichteren Taler (à 7960 Richtpfennigteile) ab und begründete dies mit einer Korrektur der Talergewichte. Von den neuen dänischen Speziestalern [1]) waren $9^1/_4$ Stück auf die Mark fein geschlagen, wodurch man zu dem festen Satz von 27 ℳ 12 β Banko für die Mark fein gelangte.

Daß die Bank jetzt die leichteren Taler nicht mehr nahm, kam dem Einbringen von ungemünztem Silber zu statten, das denn auch von 1774 an zur Regel wurde. Mißlich war es allerdings, daß diese Einrichtung immer noch jährlich neu bestätigt werden mußte; indes auch dieser Mangel ward dadurch beseitigt, daß 1780 die bis dahin provisorische Einrichtung zu einer dauernden gemacht wurde, und 1790 ward die sog. Spezieskasse, d. h. die Annahme von Speziestalern zur Fundierung von Bankkonten, geschlossen. Von jetzt an bildete Feinsilber (im Gehalt von 15 Lot 12 Grän bis 15 Lot 16 Grän) die ausschließliche Grundlage für Bankguthaben, abgesehen von dem hamburgischen Kurantgelde und den spanischen Piastern in der sog. Lehnbank.

Ein sehr schwerer Schlag für die hamburgische Kaufmannschaft und insbesondere für die Bank war die Wegnahme der Gold- und Silbervorräte der letzteren durch die Franzosen in der Zeit vom 4. Dezember 1813 bis zum 18. April 1814; indes gehört der Bericht darüber nicht eigentlich hierher. Es sei nur erwähnt, daß aus dem Silber auf Anordnung des Finanzdirektors, Grafen Chaban, eine größere Anzahl von Zweimarkstücken geschlagen wurde mit einem Stempel, der die Jahreszahl 1809 zeigte. Diese Münzen hießen im Volksmunde, nach dem erwähnten Grafen, „Chabans“ und sind schon lange recht selten geworden. [2])

Es ist vorhin schon gesagt worden, daß die letzte Prägung von Hamburger Talern im Jahre 1764 stattfand; sie sind aber verhältnismäßig schnell wieder aus dem Verkehr verschwunden. Die Bezeichnung „Hamburger Taler“ war aber bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts üblich bei der Festsetzung der kleinen Mieten (z. B. für sogenannte „Sähle“ und „Buden“) sowie des Dienstmädchenlohnes; die Zahlung erfolgte aber in preußischen Talern oder in Kurantgeld nach dem Satz von 3 ℳ Kurant für den Hamburger Taler oder 6 preußische für 5 Hamburger Taler. Dieser „Hamburger Taler“ scheint aber schon lange nur eine Rechnungsmünze gewesen zu sein; anders wenigstens verstehe ich es nicht, wenn J. E. Kruse [3]) sagt: „Seit dem Jahre 1622 ist der Reichstaler in Hamburg auch für eine Rechnungsmünze, die 48 β gelten soll, erkläret worden, also daß man seit der Zeit einen Taler Species zu 48 β Species, einen Taler Banco zu 48 β Banco und einen Taler Courant zu 48 β Courant rechnet.“ Infolge des Bankagios von etwa 25 % galt demnach ein sog. Speziestaler 60 β Kurant.

Die Hamburger Bank war nur eine Girobank, d. h. sie diente nur zur Ausgleichung der Zahlungen der Kaufleute untereinander; mit sog. Bankiergeschäften befaßte sie sich nicht. Ihre Fundierung auf Feinsilber gab ihr eine große Solidität, „und ihre Valuta,“ sagt Dr. von Halle, „ist seit dem Ende des 18. Jahrhunderts der Maßstab und Standard aller Währungen, Wechsel- und Edelmetall-

[1]) Solche Taler wurden auch später noch zu gleichem Satze geprägt und sind lange in Schleswig-Holstein wie in Hamburg zum Kurse von 60 β Kurant als beliebte Münze im Umlauf gewesen. Auch Schweden-Norwegen hatte solche „Speziestaler.“

[2]) Im Museum hamburgischer Altertümer werden im Schaukasten für Geld usw. u. a. auch ein alter Hamburger Taler und zwei „Chabans“ gezeigt.

[3]) a. a. O. Seite 163.

preise gewesen.“ Die Veränderungen aber, die sich namentlich seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts im Finanzwesen vollzogen, die Errichtung des deutschen Reiches und die damit in Verbindung stehende Einführung der Goldwährung in Deutschland, die Errichtung der Reichsbank und großer Privatbanken usw. machten auch ihren Einfluß auf die Hamburger Bank geltend. Ihre Institutionen paßten in die ganz veränderten Verhältnisse nicht mehr hinein, und so wurde sie Ende 1875 geschlossen; in demselben Gebäude ward im Januar 1876 eine Hauptstelle der deutschen Reichsbank eröffnet.

Nach dem Abzuge der Franzosen war die hamburgische Münze nicht wieder eingerichtet worden, nachdem die Franzosen sie aufgehoben und die Apparate verkauft hatten. Der frühere Münzmeister H. S. Knoph hatte diese zum Teil erworben und zur Einrichtung einer Privatmünze gebraucht, in der für Rechnung der Bank Dukaten sowie Scheidemünzen geprägt wurden. 1842 gab er sein Geschäft auf, und die Ausmünzungen geschahen danach in Altona, später auch in Berlin.

Von Interesse dürfte wohl noch folgende Übersicht über das um 1828 in Hamburg im Umlauf befindliche nichthamburgische Geld sein. Es kursierte

1. dänisches Geld, und zwar
   a. schleswig-holstein. Kurant: 4- und 12 Schillingstücke,
   b. „ Spezies à 60 β, ferner Stücke zu 40 β, 20 β, 10 β, 5 β und $2\frac{1}{2}$ β,
   c. schleswig-holsteinische Schillinge,
   d. Reichsbankgeld: Reichsbank-Spezies à 60 β, Reichsbank-Taler à 30 β, 16 Reichsbank-Schilling = 5 β Kurant, 8 Reichsbank-Schill. = $2\frac{1}{2}$ β Kurant;
2. mecklenburgisches Geld, und zwar
   Stücke zu 2 ℳ und 1 ℳ. Neue $\frac{2}{3}$ Stücke à 31 β, ferner Stücke zu 12, 8, 4, 2 und 1 β, sowie Sechslinge und Dreilinge,
3. lübeckisches Geld in gleichen Sorten wie das Hamburger Geld, nur Sechslinge und Dreilinge nicht,
4. hannöversche, brandenburger, sächsische, braunschweigische Zweidrittel- und Eindrittelstücke à 31 β bezw. $15\frac{1}{2}$ β.

Dazu kamen an Silbermünzen noch die preußischen und andere Taler à 40 β, sowie Hamburger und holländische Dukaten à 8 ℳ nominal und dänische Dukaten à 6 ℳ nominal, sowie Louisd'or à 13 ℳ 12 β ca. in Kurant. In den vierziger und fünfziger Jahren kam in großer Menge Papiergeld sowohl deutscher Staaten als auch dänisches hierher, das aber zum Teil sehr unbeliebt war und nur ungern genommen wurde, bis die Goldwährung 1874 allen diesen Schwierigkeiten ein Ende machte.

Anhang I.

Das Hamburger Kurantgeld ist nach folgendem Münzfuß geprägt: [2])

1. Grob Kurant.

1. Benennung der Münzen.	2. Stück auf die Mark fein Silber.	3. Stück auf die Brutto-Mark.	4. Gehalt der Brutto-Mark.	5. Kurswert der vollständigen Münze.
2-Markstücke = 32 Schill.	17	$12\frac{3}{4}$	12 Lot	$122\frac{58}{111}$ ℳ Kur. = 100 ℳ Banko.
1- „ = 16 „	34	$25\frac{1}{2}$	12 „	
$\frac{1}{2}$- „ = 8 „	68	$42\frac{1}{2}$	10 „	
$\frac{1}{4}$- „ = 4 „	136	$76\frac{1}{2}$	9 „	
$\frac{1}{8}$- „ = 2 „	272	119	7 „	

[1]) Der Schilling ist hier dem jetzigen Wert von $7\frac{1}{2}$ ₰ gleich oder 1 ℳ Kurant = 1,20 Reichsmark.

[2]) Beide obenstehenden Tabellen sind entnommen aus Dr. Ad. Soetbeers „Denkschrift über Hamburgs Münzverhältnisse,“ Seite 20.

2. Scheidemünzen.

1. Benennung der Münzen.	2. Stück auf die Mark fein Silber.	3. Stück auf die Brutto-Mark.	4. Gehalt der Brutto-Mark.	5. Kurswert der vollständigen Münze.
1 Schillingsstück	576	216	6 Lot	$129\frac{81}{111}$ ℔ K. = 100 ℔ B.
1 Sechslingsstück = ½ Sch.	1216	304	4 „	$136\frac{104}{111}$ ℔ Kur. = 100 ℔ Banko.
1 Dreilingsstück = ¼ „	2432	456	3 „	

Anhang II.

1. Geld-Kurszettel, Hamburg den 30. September 1828. [1])

Schleswig-holsteinische Spezies	1½ (‰) Av. g. als Banko.	
Dukaten, neue	[2]) — % besser „ „	
Gold al Marco	103¼ ß (Banko) pr. Dukaten.	
Louis- und Friedrichsd'or (vollwichtig) 11 ℔ 4⅞ ß das Stück in Banko.		
Hamburger Kurant	23	schlechter als Banko.
Dänisches grob. Kurant	23⅛	
Schillinge	23¾ und 24¼	
Neue ⅔-Stücke für voll	27⅞	
Preußisches Kurant	49¼	
Sächsisches „	44¾	
Louis- und Friedrichsd'or	32⅝ und 32¾	
Neue ⅔-Stücke für voll	3⅞ %	schlechter als grob. Kurant.
Louis- und Friedrichsd'or „ „	7¾ %	
Dukaten à 2¾ ℳ l. G.	—	schlechter als neue ⅔-Stücke für voll.
Louis- und Friedrichsd'or für voll	3¾ %	
Neue ⅔-Stücke	30 ß 9½ ₰	das Stück in grob. Kurant.
Dukaten, neue	— ℔ — ß	
Louis- und Friedrichsd'or	13 „ 14¾ „	
Grob. Silber 4 à 5 lötig	— ℔ — ß	die Mark fein in Banko.
Grob. Silber 6 à 7 „	— „ — „	
Grob. Silber 8 à 11 „	27 „ 10 „	
Grob. Silber 12 à 15 „	27 „ 10½ „	
Fein. Silber	27 „ 11½ „	
Piaster	27 „ 12½ „	



Sagen und Sagenhaftes von Föhr. III.

Von H. Philippsen in Utersum auf Föhr.

10. Noch ein Wechselbalg.

Einst war einem Elternpaar von einem Odderbaanki ihr kleiner Sohn gestohlen und an dessen Stelle das Kind eines Zwerges von völlig gleichem Aussehen gelegt. Die Eltern merkten den Betrug garnicht, und als später ihr eigenes Kind wieder gelaufen kam, wußten sie ebensowenig, wer ihr Sohn sei, bis sie durch einen Zufall darauf kamen. Als nämlich einst die Mutter, die ihre Kinder bei sich hatte, die Tenne fegte, wollte sie die Spreu nicht aus der Nordertür, sondern aus der Südertür ausfegen. Da fing das eine Kind an zu lachen, und als die Mutter fragte: „Worüber lachst du?" da antwortete es: „So fegst du

[1]) Aus „Privilegirte wöchentliche gemeinnützige Nachrichten von und für Hamburg; N. 234, Mittewochen den 1. October 1828." Die Wechsel- und Geldkurse wurden „posttäglich," d. h. jeden Dienstag und Freitag, notiert.

[2]) Wo kein Kurs angegeben ist, hat an dem betr. Tage keine Notierung stattgefunden.

gerade recht, daß mein Vater auch etwas Korn bekommt!" Nun wußte die Frau, daß dies das Kind eines Odderbaanki war; denn man darf die Tenne nur mit der Sonne fegen, weil sonst die Zwerge einen Teil des Kornes bekommen. Die Frau nahm jetzt das Kind, setzte es vor die Tür, wo es alsbald verschwunden war.

11. Schutzmittel gegen das Umtauschen der Kinder.

Gegen die Odderbaanki, die gerne kleine Kinder aus der Wiege stehlen oder gegen ein Kind der ihrigen umtauschen, kann man sich auf folgende Weisen schützen: Man muß vor dem Einlegen des Kindes in die Wiege eine Schere hineinlegen, und zwar geöffnet, daß die Klingen die Stellung eines Kreuzes einnehmen. Beim Windeln muß man das Wickelband kreuzweise übereinander umbinden und zum größeren Schutze dem Kinde ein Kreuzeszeichen über Brust und Stirn machen. Ist erst das Kind getauft, so haben die Odderbaanki keine Macht mehr über dasselbe. Es soll auch gut sein, kleinen Kindern eine Bibel oder ein Gesangbuch in die Wiege zu legen.

12. Ein Mädchen heiratet einen Odderbaanki.

Bekanntlich waren die Odderbaanki immer auf schöne Mädchen erpicht und immer bestrebt, Mädchen aus der Oberwelt in ihre unterirdischen Hütten zu entführen. Einst gingen in heißer Sommerzeit zwei Mädchen aus Hedehnsum hinauf nach einem Kornfeld, das zwischen den vielen Hügeln der Westerberge lag. Hier gingen sie ihrer Arbeit nach; aber besonders das eine Mädchen, das nicht gerne arbeiten mochte, fing bald an, die Arbeit zu verwünschen, und sagte, daß es doch die Zwerge in den Westerbergen viel schöner hätten, wenigstens die Zwergjungfrauen, die nichts zu tun hätten. Das andere Mädchen lachte und spottete darüber und sagte: „So möchtest du vielleicht gar einen kleinen Mann von ihnen heiraten?" „Ei, warum nicht," sagte das Mädchen, „wenn ich dann nur gute Tage kriegte, so würde ich das gerne tun!" Als nun nach einigen Tagen das betreffende Mädchen in der Nähe des ersteren Feldes allein beschäftigt war, stand plötzlich ein kleines Männchen vor ihm und fragte es, ob es sich wirklich so verhielte, wie es neulich seiner Freundin erzählt habe; er sei mit Freuden bereit, es als seine Gemahlin heimzuführen. Das Mädchen nahm den Antrag an und ging mit ihm in den Berg, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert ward. Die Ehe soll eine recht glückliche gewesen sein, und sogar einige Kinder soll sie ihrem Manne geboren haben.

13. Ein gefangener Odderbaanki.

In den Gotinger Bergen lebten ehemals recht viele Odderbaanki, die mehrfach gesehen worden waren. Ein Gotinger Bauer, der eines Nachts am Strande ging, hörte im langen Strandhalm [1]) etwas rauschen, und wie er schnell zugriff, da hatte er ein kleines Männchen gefaßt, das gleich zu heulen und zu schreien anfing. Er ließ es aber nicht los, sondern nahm es mit heim, um es seiner Familie zeigen zu können.

Am andern Tage war natürlich die Freude groß; die Kinder brachten alles Mögliche an Leckereien herbei, aber vergebens, das Odderbaanki aß nicht und trank nicht und blieb auf alles Zureden stumm. Um es zum Sprechen zu bringen, machte man alle Arbeiten ungeschickt und verkehrt; der eine Sohn wollte mit einem Siebe Wasser aus einem Eimer zum Trinken nehmen, was ihm aber nie glückte.

---

[1]) Als Strandhalm bezeichnet man hier die am Strande wachsenden Gräser, besonders das Sand-Haargras (Elynus arenarius) und das Sandgras (Ammophila. arenaria).

Eine Zeitlang beobachtete das Männlein dieses, dann aber rief es: „Wer kann doch so dumm sein!“ und riß ihm das Sieb aus der Hand. Mehr Worte waren nicht aus ihm heraus zu bekommen, und bei erster Gelegenheit war es entflohen.



Flensburg um 1600.

Von **Christian Voigt** in Flensburg.

IV. Das Flensburger Armenwesen.

Die reiche Zeit war auch reich an Armen. Oder waren es vorzugsweise arbeitsscheue Schmarotzer, welche sich die Wohlhabenheit der Bürger zunutze machten? Jedenfalls wurde sehr über die „große Beschwerde des vielfältigen und unaufhörlichen Bettelns“ geklagt.

Hatte man in anderen protestantischen Ländern die nach Einführung der Reformation eingezogenen Kirchengüter zur Gründung bezw. Verbesserung der Schulen benutzt, so waren diese frei gewordenen Mittel hier in Flensburg vorzugsweise den Armen zugute gekommen. Hier hatte der Staat nach der Reformation das Minoritenkloster, Haus und Kirche zum heiligen Geist und das St. Jürgenshospital eingezogen, und diese Besitzungen samt den mit denselben verbundenen „Lansten“ (dienst- oder abgabenpflichtige Güter), Renten usw. waren der Armen- und Krankenfürsorge bestimmt worden. Das Haus zum heiligen Geist und das St. Jürgenshospital hatten freilich auch schon vor der Reformation dem genannten Zwecke gedient. Nach der Reformation aber waren alle diese Güter vereinigt und dem „Hospital zum heiligen Geist,“ das 1563 in den Räumen des alten Klosters eingerichtet war, zur Unterhaltung der hier zu versorgenden „Armen und elenden Kranken“ zugewendet. Es gehörten zu dieser reichen Stiftung „alle des heiligen Geistes und St. Jürgens Lansten, mit aller Herrlichkeit und Freiheit, nämlich den jährlichen Mieten und Pachten, samt allen Brüchen, Diensten, Hölzungen, Mastgerechtigkeiten, Mastgeldern, Schweinen, Schafen, Lämmern, Hühnern, Gänsen“; ferner: das Kloster, der Kaland (eine vorzugsweise aus Geistlichen bestehende Gilde) mit allen seinen Renten, Häusern und Feldern, Kleinodien, Küchengerät, Grapen, Kannen, Schüsseln, Betten, Bettausstattungen, ein den Marianern gehöriges Gebäude bei der Marienkirche und endlich die Marien- und die Gertrudenhölzung, das heilige Geist- und das Jürgens-Holz. Diese reiche Stiftung wurde verwaltet von sechs von dem Könige bestimmten Vorstehern, welche alljährlich zu Ostern vor dem Amtmanne, den beiden Pastoren in Nikolai und Marien und den beiden Bürgermeistern Rechenschaft abzulegen hatten.

Da nun aber die Einnahmen dieser großen Stiftung, wenn vielleicht auch nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise nur den wenigen im Kloster untergebrachten Armen zugute kamen, mußten noch andere Mittel zur Unterstützung der übrigen Bedürftigen aufgebracht werden. Die Stadt bestimmte daher einen Teil der Brüchen, z. B. für die Übertretung der Sabbatruhe, ferner das mindergewichtige Brot zu diesem Zweck und stellte auch den Bürgermeistern eine Summe für Almosen zur Verfügung.

Über größere Mittel zur Armenpflege verfügte die Kirche. Sie hatte zunächst die Klingbeutel- oder Kollektengelder, die wenigstens zum Teil den Armen zukamen. Ferner wurden die von den Bürgern zwecks Befreiung vom Tragen des Klingbeutels bezahlten sog. Abkaufsgelder zur Armenpflege verwandt, und endlich dienten die Zinsen mancher von der Kirche verwalteten Vermächtnisse diesem Zweck, und die meisten der von reichen Bürgern gestifteten Legate standen unter kirch-

licher Verwaltung. Das aber ist ein Zeichen der damaligen Zeit, daß auch der Sinn der reichen Flensburger Bürger darauf gerichtet war, in ihren letztwilligen Verfügungen der Linderung der Not zu gedenken. Teils wurden Armenhäuser gebaut, teils Kapitalien der Fürsorge für die Armen geopfert. Wohl die meisten der jetzt noch — wenn auch nicht in alter Form — bestehenden Armenhäuser verdanken ihre Entstehung dem Wohltätigkeitssinn der Zeit um 1600 herum.

Vor allen Dingen muß hier das Testament des Predigers Thomas Atzersen erwähnt werden. Er vermachte kurz vor seinem Tode (1553) die damals bedeutende Summe von 2700 Mark für arme Studierende, ehrbare Dienstmägde, die sich verheiraten wollten, Waisen und andere Notdürftige.

Dieses Testament wurde Muster für eine ganze Reihe anderer. Bis zum Jahre 1630 entstanden noch 30 Legate, die in dem Sinne des Atzersenschen verwendet werden sollten. Das größte derselben ist das 25 000 Mark betragende des Bürgermeisters Gerdt v. Meerfeldt (gestorben 1599). Hans Kellinghusen vermachte 1588 tausend Mark lübsch „darum man alse twolff Arme Personen einem Jederen des Sondages wen de Miße uth is in der kercken Nikolai an einem Orde (in einer Ecke) ein Spon botter und vor dree Penning Brodt und ein Soßling tho Beer, einem Jederen datt rechte Arme Luede sindt, de gerne in der kerken gaen." Erwähnt seien ferner noch die Stiftungen der Familien Nacke und thor Schmede.

Außer Kapitalien wurden aber auch Armenhäuser gestiftet. Der Bürgermeister Diedrich Nacke verfügte in seinem Testament 1595 die Erbauung von fünf Armenwohnungen, die dem Nordertor östlich angebaut wurden (jetzt Junkerhohlweg). Hans Kellinghusen ist der Gründer von 8 Armenwohnungen „außer der Johannis-Pforte." Sie standen zum Teil auf dem Grund der Tuchfabrik von Buntzen und sind 1869 nach dem Munketoft verlegt. Außerhalb der Johannispforte ließen auch Reinhold thor Schmede und Harder Bake ein Armenhaus mit 12 Wohnungen bauen, das in wesentlich anderer Gestalt noch Hafermarkt 26 besteht. Diesen beiden Stiftern verdankt auch das ehemals an der Rotenstraße auf dem Grunde des Klosters belegene Armenhaus mit 12 Wohnungen, das nach dem Munketoft verlegt ist, seine Entstehung.

Alle diese Stiftungen kamen vor allen Dingen solchen Armen zugute, die Reinhold thor Schmede in seinem Testament vom Jahre 1603 bezeichnet als „alt breßhaffte Leute, Bürger und Bürgerinnen in dieser Stadt, die sich Christlich Ehrlich und wol in Ihrem Leben und Wandel verhalten, Schoß und Schult gegeben und die Bürgerliche Last getragen, Und aber wegen Elters oder sonsten Unfals und minderwertigen glückes in unvermißliche Armuth gerathen." Für solche verschämten Armen sollte auch „auf Vergünstigung des Bürgermeisters" von den Kanzeln aus gebeten werden. Am meisten zur Last aber fiel die große Zahl fremder und einheimischer Armen, welche an den Türen der Bürger ihre Almosen erbaten. Bei der Größe der Not und dem Fehlen städtischer Mittel, die Armut zu lindern, mußte die Stadtverwaltung die Sorge für diese Armen der Wohltätigkeit der Bürger überlassen und sich mit einer Regelung der Bettelei begnügen. Den Fremden wurde das Betteln in der Stadt überhaupt verboten. Kamen fremde Arme in die Stadt, welche nachweislich durch Feuer, Wasser oder sonstiges Unglück in Not geraten waren, so konnten sie — je nachdem sie vom Norden oder vom Süden in die Stadt kamen — von dem Bürgermeister in Marien oder von dem in Nikolai aus dem diesem zur Verfügung stehenden Armengelde unterstützt werden, mußten dann aber die Stadt verlassen.

Zur Beaufsichtigung der einheimischen Bettler bestellte man 2 Armenvögte, Prachermeister, die im heiligen Geist-Hause ihre Wohnung hatten, und gestattete

nur solchen Armen das Betteln, welche durch die Kämmerei Erlaubnis erhalten hatten. Zu dem Zweck mußten sich alle Armen, auch die armen Kurrendeschüler, auf der Kämmerei melden, die Armen des Nordens am Montag, die des Südens am Dienstag nach dem 1. Advent. Waren sie hülfsbedürftig, so wurde ihnen ein für ein Jahr gültiges Zeichen mit der betreffenden Jahreszahl eingehändigt, das sie zum Betteln berechtigte. War jemand durch Krankheit verhindert, selbst sein Almosen zu erbitten, so konnte er einen Stellvertreter mit dem Zeichen senden. Es durfte nur unter Leitung des Prachermeisters — bei den armen Schülern vertrat ein „Vorsteher" diese Stelle — und nur zu bestimmten Zeiten gebettelt werden. Die armen Schüler hatten stets den Vortritt. Erlaubt war das Betteln nur nach den Gottesdiensten, und zwar außer Sonntags in Marien am Dienstag und Donnerstag, in Nikolai Mittwochs und Freitags und in Johannis am Donnerstag, und zwar durfte jeder nur in dem Stadtteil betteln, in dem er wohnte. An den genannten Tagen gingen die Armenvögte mit den Armen — aber nur mit denen, die den Gottesdienst besucht hatten — vor die Türen der Bürger, erbaten die Almosen und verteilten sie unter die anwesenden Armen. Die Bürger wurden gebeten, das Verteilen der Gaben selbst mit zu überwachen, damit keine Parteilichkeit vorkäme. Doch ging es oft nicht ohne Murren und Zank unter den Armen ab, trotzdem widersetzlichen Armen Turm und Halseisen drohte und sie das Recht auf Almosen verloren. Wollte ein Bürger von der Last des fast täglichen Almosengebens sich frei machen, so zahlte er jährlich ein- oder mehreremal eine vereinbarte größere Summe, die dann Johanni oder Weihnachten unter die Armen verteilt wurde.



Bramstedts Quellen.

Von **Wilhelm Ehlers** in Pinneberg, früher in Bramstedt.

Kurörter aller Art üben in heutiger Zeit große Anziehungskraft auf die Bevölkerung der umgebenden Landschaft, namentlich die Bewohner der Großstädte aus. Kranke und Sieche erhoffen in See-, Sol- und Moorbädern Genesung von ihren Gebrechen durch die segenspendende Heilkraft des Wassers. Der eine findet die gewünschte Heilung; dem andern bleibt Hilfe versagt. Auch unser kleines Bramstedt mit seinen 2300 Einwohnern, zwar in der Heimat überall bekannt durch seinen Roland auf dem umfangreichen, von schattigen Linden umrahmten „Bleeck," erfreut sich einer heilkräftigen Quelle. Der Ruf des hiesigen Sol- und Moorbades reicht bereits weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus.

Freilich hat Bramstedt als „Badeort" schon bessere Zeiten gesehen. Weit heilbringender und kräftiger noch als die gegenwärtigen müssen die hiesigen Brunnen in früherer Zeit gewesen sein. Bramstedt war durch seine „Wunderquellen" zu Zeiten für die Herzogtümer und Hamburg ein stark besuchter „Bade- und Kurort." Wem Arzt und Medizin die Hilfe versagten, reiste nach dem Gesundbrunnen bei Bramstedt, dessen „gesegnetes" Wasser jede Krankheit bannen konnte.

Die ältesten Nachrichten auf das Vorhandensein einer Wunderquelle lassen sich ableiten aus einem Altarleuchter der hiesigen Kirche. Dieser ist nämlich nach seiner Inschrift am Fuße das Geschenk eines durch die Wunderkraft des Wassers Genesenen.

„Anno 1681 d. 1. Juli ist Lorenz Jessen,
Kön. Prov. Verwalter in Glvckstadt dvrch
Gebravch des Wassers von Qvartan Befreiet.
Verehret diese Levchter zvm Gedächtnis."

Die erste schriftliche Nachricht soll nach einer Notiz in den „Bramstedter Nachrichten" (Nr. 24. Jg. 1) in einer seltenen Schrift enthalten sein, die folgenden Titel trägt: „Gründliche Nachrichten wegen des Gesundbrunnens zu Bramstedt vom 7. des Heumonats im 1681. Jahre zum Druck übergeben durch Christian von Stöcken, der heiligen Schrift Doktor und Königlichen Propsten des Amtes Segeberg." Diese erste Wunderquelle, auch Schaf- oder Gesundbrunnen genannt, befand sich 1/2 Std. östlich des Ortes einige hundert Schritt vom rechten Ufer der Osterau. Noch heute bezeichnet man ein Grundstück südlich von der Chaussee nach Bimöhlen auf dem „Karkenmoor" als Brunnenwiese.

Das Gelände an der Osterau war damals sehr holzreich, und Bramstedts Einwohner trieben ihre Schweine dorthin zur Mast. Die Borstentiere sollen hier Quellen losgewühlt haben. Ein Hirtenknabe, Gerd Gusler, sah das Wasser unter eimem Eichbaum hervorsprudeln. Er fing von dem Quellwasser in seinem Hute auf, trank davon bei einem heftigen Fieberschauer — und war plötzlich von der Krankheit zu seiner Verwunderung genesen. Der Vater dieses Jungen riet sofort einer fieberkranken Nachbarin zu einem Versuch mit dem Wasser. Es bewährte auch jetzt seine Kraft, und der Ruhm der Quelle war gesichert. Ohne Unterschied der Krankheit, von nah und fern, pilgerten Blinde und Taube, Lahme und Krüppel, Kranke mit Leiden aller Art zum Wunderbrunnen mit dem „gesegneten Wasser"; alle beseelt von der Hoffnung, von ihres Leibes Gebrechen durch des Wassers Wunderkraft geheilt zu werden. Von wunderbaren Heilungen wird mancherlei berichtet: Taube erlangten das Gehör wieder, und ein Lahmer, der mühsam auf seinen Krücken gekommen war, hing diese sofort an einen Baum. Auch oben genannter Königlicher Proviant-Verwalter ist damals vom Quartanfieber genesen und zeigte sich durch die Stiftung dankbar.

Ein buntbewegtes Leben muß sich damals in dem kleinen Dörfchen am Rande der Heide abgespielt haben. Zelte und Hütten auf dem Felde dienten den zahlreichen „Wallfahrern" als Unterkunft. Der genannte Propst Stöcken berichtet, daß einst 3000 Menschen seiner Brunnenpredigt beiwohnten.

Der Ruhm des heilkräftigen Wassers erlosch auf Jahrzehnte, bis um 1761 wiederum große Scharen Heilungsuchender die Quelle besuchten. Verschiedene Abhandlungen über Untersuchungen des Wassers (Dr. Lesser-Preetz, Dr. Hensler, Altonaer Ärzte) wiesen das Vorhandensein von Kohlensäure, Kalk, Schwefel, Eisen und Salzen nach. Eine Abhandlung über den zweckmäßigen Gebrauch des Wassers wurde von dem genannten Dr. Hensler geschrieben. Darin lesen wir, daß dies Wasser — „Nutzen schaffe für alle Krankheiten, welche von dicken, zähen Feuchtigkeiten im Körper und wodurch in vielen Teilen und subtilen Geäder Verstopfungen und Stockungen entstehen. Hierher sind zu rechnen das sogenannte Malum hypochondriacum, welches sich durch Spannen, Drücken und Anschwellen unter den Rippen, viele Blähungen, Verstopfung des Leibes, Bitteres Aufstoßen usw. äußert. — Es kann Hülfe leisten in Verhaltung der Bleichsucht und in Verhaltung der goldenen Ader. — Andertägige und Quartanfieber werden dadurch kuriert; Schlappigkeit des Magens und der Gedärme kann gestärket und eine bessere Verdauung dadurch beschaffet werden. — Es reinigt die Nieren, wird den Schleim aus denselben wegführen, wodurch der Stein erzeugt wird."

Die Schar der zuströmenden Kranken war groß; des starken Zudrangs halber mußte das Verhalten der Brunnengäste durch ein Plakat des Amtmannes geregelt werden. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung wurde eine Wache, bestehend aus 3 Unteroffizieren und 9 Mann, mit besonderer Anweisung dahinverlegt und für diese ein besonderes Wachthaus in der Nähe des Brunnenhauses gebaut. Der Wache wurde durch ihre Instruktion ganz besondere Höflichkeit und Freundlichkeit

gegenüber den Gästen anbefohlen; jedoch bei vorfallendem Drängen und bei Streitigkeiten und Unordnungen, wenn Güte nicht helfen will, durfte der Unteroffizier mit dem Stock, der Gemeine mit dem Gewehr zuzuschlagen „drohen," es „muß aber nicht in Wirklichkeit geschehen," sondern der Vorfall ist zur Anzeige zu bringen.

Nach amtlichem Befehl war der Brunnen von morgens 5 Uhr bis mittags 12 Uhr nur den Gästen geöffnet. Das Schöpfen mit Holzgefäßen war strenge verboten. Keinem Besucher wurden mehr als 2—3 Flaschen verabreicht; nach auswärts sandte man nur 20 Flaschen auf einmal. Brunnenhaus, Badehaus an der Aue und Wachthaus waren durch Barriere eingefriedigt. An ihrem Eingang befand sich ein Armenblock. Die Einnahmen sprechen für außerordentlich starken Besuch; allein vom 19. April bis 23. Juli wurden 2022 ℔ 8 β (schleswig-holsteinische Münze) eingenommen, an manchen Tagen 80—85 ℔. Das eidlich aufgenommene Protokoll auf dem Amthause zu Bramstedt gibt sicheres Zeugnis für die Heilungen und die gewaltige Wunderkraft des Wassers. Ein Herr von Buchwaldt aus Helmstorf bei Lütjenburg bekundet für sich und 3 Angehörige die Heilung von Geschwulsten durch Genuß des Wassers. Claus Stamm aus Lüteney bei Schleswig, der schon 2 Jahre stockblind gewesen war, konnte „Tag und Nacht" wieder unterscheiden. (Zeuge: Amtschirurg Christian Peter Spickholz in Bramstedt.) Im nächsten Jahre wurde der Besuch geringer und hörte auf lange Jahre wiederum gänzlich auf. Ihre frühere Anziehungskraft gewannen die Quellen noch einmal von 1806—1820. Man berichtet, daß der Ort zeitweise — d. h. in der Saison — mit Badegästen nur so vollgepfropft war, so daß die Frau des 1. Gasthauses (jetzt Holstein. Haus), die Frau Ratmann Schröder, nebst ihren Dienstmädchen 3 Wochen „nicht aus den Kleidern gekommen war." In diese Zeit fällt auch die Entdeckung neuer Stahlquellen, von denen mehrere nahe beieinander in der Nähe des Zusammenflusses der Schmalfelder-Au und der Lentfördener-Au (Ohl-Au) südlich der Hambrücke gefunden wurden. Eine „Salzwiese" fand man am rechten Ufer der Osterau, 10 Minuten vom Orte. (1880 wurde hier das jetzige Solbad „Matthiasbad" von Herrn M. Heesch eröffnet.) Bedeutende Kieler Chemiker schrieben Gutachten über die verschiedenen Heilquellen und empfahlen das Wasser namentlich zur Heilung von Gicht und Lähmungen. Aber wiederum verschwand des Wassers Heilkraft; die Wunder hörten auf und die Gäste blieben fern.

Nach Volksmeinung trug das Bretterdach der Hütte die Schuld daran; auch bezichtigte man den Apotheker, dem Wasser die Kraft genommen zu haben, da er seiner Apotheke wegen das „Wunderwasser" als gewöhnliches Quellwasser erklärte und ihm jede Heilkraft absprach. Auf kurze Zeit soll der Brunnen seine bewährte Heilkraft um 1840, wie noch lebende alte Leute berichten, noch einmal ausgeübt haben. Die alten Brunnen und Quellen sind verschüttet und verschwunden; das neue Sol- und Moorbad, 1880 gegründet und mehrmals erweitert, blüht und zieht jährlich mehr und mehr Besucher in unseren Ort.



Plattdeutsche Redensarten von Krankheit und Tod.

Gesammelt von **G. F. Meyer** in Kiel.

E. Tod und Begräbnis.

166. He is a. affschurrt, b. affrutscht, c. affschrammt, d. inslapen, e. wohl (gut) verwahrt, f. wohl uphab'n.
167. He is fertig mit de Welt.
168. He is fertig mit Schleswig-Holsteen. (F. Lüb.)
169. He is to de grot Armee gahn.
170. He is dotbleb'n. — Dat deit he ok nich möller.
171. He is 'storb'n. — Ah! — so wat mutt'n nich an sik hem.
172. He is bi'n lewen Gott in't Ellernbrook. (F. Lüb.)
173. He het fröh daran müßt.
174. He het fröh daran glöb'n müßt.

175. Em hebbt de Engels in'n Slap sung'n.
176. Em is de Puſt' utgahn.
177. Fründ Hein het em halt.
178. Em deit de Kopp nich mehr weh.
179. Dat Laken is man wat kort 'ſchor'n.
180. Kann raſch wat paſſeer'n.
181. He het keen' licht'n Dod hatt. Gud, dat he darmit to Enn is.
182. Gud, dat he ſik nich mehr to quälen brukt.
183. De Tied is nich länger weſt — het nich ſin ſchullt.
184. Den Weg mütt wi all mal gahn.
185. Eenen Dod ſind wi man ſchüllig.
186. Em het de Düwel in Hänn.
187. He mutt bi Petrus Gös höd'n.
188. He mutt up de linker (rechter) Siet Gös (Schap, Swin) höd'n.
189. He harr gern noch 'n paar Jahr mitlop'n konnt.
190. He harr gern noch 'n paar Jahr levt.
191. Em kann keen Minſch wat naſegg'n.
192. Wer dot is, het betahlt.
193. Wer dot is, lött ſin Kieken.
194. He het ſik verſapen.
195. He is to Water gahn.
196. He het ſik upknöpt.
197. He het ſik afbunn (aufgehängt. Lauenburg).
198. He het ſik to Schann ſapen.
199. Nu ward de Brannwin billig. (Trinker geſtorben.)
200. Nu ward he den Rachen woll voll hem. (Geizhals geſtorben.)
201. De Olen mütt ſtarwen un de Jungen könnt ſtarwen.
202. Twee Ogen könnt vel utmaken.
203. Sparebrot is dot (Vater geſtorben. Eckart).
204. De is nu all lang in Naberskrog. — Nu is he all lang in Naberskrog. („Heimat.")
205. De liggt all lang in't Water. (Schwanſen.)
206. De is all ünner de Er.
207. Em hebbt de Maden all upfret'n.
208. Da het wöller een de Schoh an de Wand hängt. (Glocken läuten. F. Lüb.)
209. Da gaht ſ' aff mit em.
210. Da gaht ſ' aff mit 'n ſeli'n Herrn. (F. Lüb.)
211. De halt bald een' na! (Wenn die Leichenwagen nicht in geſchloſſenem Zuge fahren. Dithm.)
212. Sünner Sang un Klang.
213. Wi hebbt em a. inbuddelt, b. inpurrt, c. inkuhlt, d. inkleit, e. inſcharrt, f. ünnerſcharrt.
214. Wi hebbt em to Gröff brocht. (Dithm.)
215. Se hebbt em wegſapen.
216. Se hebbt em dat Fell verſapen.
217. Klocken un Scholen un een Tunn Beer achterup (bei Begräbniſſen. Eckart.)
218. He is vergeten un begraben.
219. Sarg: a. Ruſtkiſt, b. Fleeſchkiſt, c. Neſenbrücker.

F. Allgemeines.

220. Ümſünſt is nix as de bittere Dod.
221. Ümſünſt is de Dod un ok de noch nich mal.
222. De Dod will 'n Urſak hem.
223. De Dod is keen Spelmann, he kümmt nich anfiedeln. (F. Lüb.)
224. De Dod het man een El. (Dithm.)
225. Mit 'n Dod is nich to fackeln — nich to ſpaßen
226. De erſten föftig Jahr hol faſt, dat ſünd de beſten.
227. A.: Na, paß up, Petrus nimmt di mi! B.: Denn blief ik up de Bank vör de Dör. (Oſt-Holſtein.)
228. Een' ſin Dot is den annern ſin Brot.
229. Een' ſin Dot is den annern ſin Nachtigall.
230. De een de ſtarvt, de anner de arvt.
231. Wenn een Düwel dot is, ſtaht tein anner wö'r vör de Dör. (F. Lüb.)
232. Dodesfälle hevt den Kontrakt up.
233. Für den Tod kein Kraut gewachſen iſt, ſüng de Aptheker, da mak he Lusſalv. (Eckart.)
234. Wenn du dot büſt, mutt ik ahn di farrig ward'n, ſä de Bur. (Eckart.)
235. De Dod kummt nich up een Dunenküſſen anred'n. (Eckart.)
236. Ik verlat mi up Gott un up min Fru ehr Tagheit. (Eckart.)
237. De ſelig will ſtarb'n, de mutt ſin Got geb'n an de recht'n Arb'n.
238. Up de Welt un von de Welt koſt' Geld.
239. Da is en P (Peſt) vörſchreb'n.
240. In't Starb'n ſind wi all Meiſters un Lihrjungs.
241. Wenn de Bom is grot, is de Planter dot.
242. Wenn ol Böm ümplant ward, gaht ſe ut.
243. Wenn du affgüngſt, du wörſt ok noch keen' ſmuck'n Dod'n affgeb'n.
244. Wenn dat Kind verſapen is, ward de Sod tomakt.
245. Dat anner Kind is nu ok je dot! — Wat von een? — Dat mit de hölten Hacken (mit de rugen Feut) un lellern Tehn.
246. Kak mi Flederſupp, wenn ik dot bün! (Deine Hülfe kommt zu ſpät. F. Lüb.)
247. Dat Licht brennt, as wenn't för 'n Dod'n brennt.
248. In de Dodenlad' ſett'n. (In die Sterbekaſſe zahlen.)
249. De Faßlabenſtot deit de olen Peer un olen Lüd den Dot.
250. Nu kriegt wi den Faßlabenſtot, de deit ok mennig ol Wief den Dot.
251. Hol apen de Darm, de Föt hol warm, de Kopp hol kolt, denn warrſt du olt.
252. De Achterport lat apen ſtahn un 'n Doktor ſiiner Wege gahn. (Eckart.)
253. Mit Dokter un Aptheker is nich gut to ſpieſen.
254. De Dokter is 'n Engel, wenn man em nödig het, un 'n Düwel, wenn man em betahl'n ſchall.
255. Im Beenhus un in Gottes Riek ſind wi eenanner alle gliek.

Mitteilungen.

1. **Nochmals „Hammer auf Sylt" am 15. Juni 1864.** Die den Syltern am 3. März 1864 seitens des Kapitäns Hammer geschworene Rache brachte er leider am 15. Juni desselben Jahres zur Ausführung. Diesmal hatte er sich indes besser vorgesehen. Von der dänischen Regierung wurde ihm eine Kompagnie regulärer Truppen zur Verfügung gestellt. Mit denselben landete er in der Nacht des 15. Juni unbemerkt auf List, der Nordspitze der Insel, und vor Tagesanbruch waren die Dörfer Keitum und Archsum umstellt. Die früher in Nr. 3 der „Heimat" bezeichneten Personen wurden aufs neue nach der Landvogtei geführt, und nach kurzen Verhandlungen wurde beschlossen, dieselben als „landesfeindlich" nach Kopenhagen zu führen. Nur der Küster und Lehrer emer. C. P. Hansen wurde seines Alters wegen — nach vorheriger strenger Ermahnung und Drohung — von dieser Wegführung dispensiert. Wie sehr auch die Sylter Bevölkerung im innersten Herzen empört war, so war sie doch genötigt, diesen Gewaltakt angesichts der bewaffneten Macht geschehen zu lassen. Die sieben Sylter wurden auf einem Kanonenboot längs der Westküste Schleswigs und durch den Lymfjord nach Kopenhagen geführt, überall, wo sie landeten, vom dänischen Pöbel verhöhnt und insultiert. Nachdem sie kurze Zeit auf „Dronning Marie" unter strenger Bewachung geschmachtet, wurden sie auf die Festung Kronborg gebracht, wo ihnen doch eine einigermaßen erträgliche Behandlung zuteil wurde. Freilich wurden die Sylter mit unerquicklichen Verhören gequält, und, obgleich man ihnen kein der verfügten Strafe entsprechendes Verbrechen nachweisen konnte, blieben dieselben doch in der Festungshaft. Während dieser Zeit führte Hammer auf den Inseln Sylt und Föhr ein strenges und gewalttätiges Regiment. Einige Bewohner wurden in Eisenketten krumm geschlossen, andere mit Stockschlägen gemißhandelt; aber des Usurpators Stunde hatte auch bald geschlagen. Nachdem die Insel Alsen am 29. Juni von den Preußen genommen und am 10. Juli General Vogel von Falkenstein über den Lymfjord bis nach Skagen vorgerückt war, wurde am 13. Juli, von den Österreichern, namentlich von dem preußischen Kanonenboot „Blitz," das möglichst weit in die Listertiefe hineingedampft war, unterstützt, die Insel Sylt besetzt. Von Sylt aus besetzten die Österreicher die Inseln Amrum und Föhr, und nachdem zwei andere preußische Kanonenboote in die Schmaltiefe hineingesegelt waren, befand Kapitän Hammer sich gleichsam in der Mausefalle und mußte sich nach einigen Tagen mit seiner Flotte ergeben. — Erst nachdem die Friedensunterhandlungen vom 31. Juli an in Wien begonnen, wurde auf die Freilassung der sieben Sylter Patrioten gedrungen, und am 24. August kehrten dieselben in ihre Heimat zurück. Dieser Tag wurde unter großem Jubel von der ganzen Inselbevölkerung gefeiert.

H. C. Dau.

2. **Eisenschlacken.** Unter dieser Stichmarke erschienen in der „Heimat" schon häufig Mitteilungen. Vielleicht interessiert auch folgender Beitrag: Genannte Schlacken finden sich auch auf der Feldmark meines Heimatdorfes, Schmalfeld bei Kaltenkirchen, und zwar auf einer Koppel am Rande des Schmalfelder Wohlds. Ungefähr 2—3 ha sind hier mit diesen Schlacken förmlich übersäet. Der Sage nach soll an dieser Stelle in alten Zeiten eine Feldschmiede gestanden haben. Darauf scheinen auch die Namen der Koppel, Schmiedbrook, sowie der eines Weges, Schmiedbrooksredder, hinzudeuten. Der Boden ist lehmig und sehr eisenhaltig, da das Wasser in den Gräben ganz rötlich gefärbt ist.

Klein-Waabs. H. Bebensee.

3. Eine **Schwarzdrossel,** junges Männchen, kämpft hier schon seit einigen Wochen gegen sein Spiegelbild im Kellerfenster, und das dumpfe Geräusch der gegen die Scheiben geführten Schnabelschläge höre ich mit Unterbrechungen den Tag über in meiner Stube. Von Zeit zu Zeit ruht der Vogel halb erschöpft in einer nahen Tanne aus, um dann den Kampf von neuem zu beginnen. Vor mehreren Jahren erlebte ich dasselbe Schauspiel mit einem Buchfinken, der sich vor demselben Fenster längere Zeit mit seinem Spiegelbild herumbiß.

Eranthis hiemalis hat hier vom 9. Februar bis zum 29. März, also 7 Wochen lang geblüht.

Schönkirchen, 10. April 1904. H. F. Wiese.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Dr. Hugo Gilbert, Theodor Storm als Erzieher. Verlag von Lübcke u. Röhring in Lübeck. — 43. Bericht des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel, herausgegeben von J. Mestorf. — Aus Bauernlanden, Gedichte von Wilhelm Lennemann. Verlag von Ferd. Bischoff jr. in Iserlohn. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 7. Juli 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt: 1. Mensing, Das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch. — 2. Voigt, Flensburg um 1600. — 3. Mühlke, Schleswig-holsteinische Bauernhaus-Museen. II. (Mit Bild.) — 4. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 5. Delfs, Aus den Erinnerungen eines alten Kampfgenossen von 1848—1851. I. — 6. Rickers, Nordoe. — 7. Mitteilung. (Mit Bild.)

Mitteilungen.

1. Unkel Beeck 3. De häböken Busch. Een Arnweder weer dat, so schön, as dat sit Johren al nich mehr west weer. Keen Wulk an 'n Häwen! Äwer, de Buren harrn dat liker bannig hild. Denn wenn de lütt Fru mit ehren Sünnenschirm ok ut dat lütt Gehüs ruterspazeert is, un wenn dat Wederglas ok noch so hoch steit — wu licht kann 't Weder ümslan! Dat wüß ok Bur Muus, un wenn dat een in de Arn hild harr, dennso weer he dat. Wat dat Tüg man hollen wull, mößen de Peer lopen. Awer, wat sett' dat för 'n Stoff af, wenn he mit so 'n Föhr Kurn lank dat Dörp sus' dörch den depen losen Melm. Unkel Beeck sitt vör sin Kaat un süht, wu dat stöwen deit. Miteens ward he sik grinen — em schütt wat dörch 'n Kopp. Em lett de Saak nich rohn un soglik perrt he mol na sinen ollen Fründ henlank, de af un an ok bannig Langwil harr. „Du Hannes," seggt he to em, „du möß mi helpen." „Wenn ik kann, worüm nich?" „God! Dann stell di morgen middag so Klock hen to elwen an dissen Weg, günt bi dat irst Hecklock up." „Un dann?" „Dann süh̄st du to, dat du Bur Muus 'n Ogenblick in 'n Snack uphölst, wenn he mit 'n vull Föhr Weiten rannerjagen kümmt." „Bur Muus?" „Du krigst dat trächt, Hannes, du büs ok nich von gistern. Also, afmaakt!" — Den annern Dag is dat wedder 'n glännige Hitt. Unkel Beeck awer is dat grad so recht. De Klock geit up elwen. Hannes steit al up sinen Posten un Unkel Beeck slikt sik mit 'n groten häböken Busch achtern Knick lang, na 't Hecklock ran. Bur Muus lett nich lang up sik töwen. In vullen Karriehr kümmt he mit 'n hoch Föhr Weiten rannerjagt. He is al dicht bi 't Hecklock, dunn winkt Hannes un röpt em recht lut to: „Bur Muus, een Wurd! Du häß dat jo bannig hild!" „Na, wat gift 't denn?" fragt de Bur, de nu richtig hölt, „min Tid is wat knapp bemeten." „Häst al hürt: Bur Voß will dat achteinst Kurn döscht hewwen!" „Dat achteinst? Is de Möglichkeit! Dennso weeren de Utsichten jo gornich so slecht!" Middewil hett Unkel Beeck den groten häböken Busch richtig innen Reep achtern Wagen tüdert. „Jü!" segg nu de Bur un lett de Peer mächtig in't Geschirr gahn. Junge, wat fegt de Busch achtern Wagen lank un wu wöhlt he den Melm up! „Sühst wull," lach Unkel Beeck, „keen Kurnwag is mehr to sehn!" As 'n dicht Wulk stigg de Melm tohöcht un legg sik dick äwer dat ganze Dörp. De Burfrugens kamt ut 'n Hus ruter lopen un glöwt, dat Dörp dat brennt. Bur

Muus hett keen Ahnung, dat he dat Dörp in Upregung bröcht hett. — As he mit dat Föhr Weiten na de Del ruppe föhrt, fragt em de Knecht verwunnert: „Wat bringt de Här denn nu mit? He hett ja al 'n groten Busch achtern Wagen!" Nu awer güng den Buren 'n Licht up. Nu wüß he genau, wat dat mit dat achteinst Kurn up sik harr un ok wer bi dat Stück stark mit bedeligt west weer.

Lübeck. L. Stüve.

2. **Spottlieder der Handwerker.**

Schusterspruch.

Mandag is 'n Sündag sin broer,
Dingsdag geit de Schoknecht ut 'n doer,
Mirweken kümt he weller,
Dunnersdag koft he leller,
Fridag snit he to,
Sünnaben makt he Scho.

Hochdeutsch erscheinen die Verse in folgender Fassung:

Montag ist Sonntags Bruder,
Dienstag liegen sie auch noch im Luder,
Mittwoch gehen sie nach Leder,
Hamburg-Hamm.
Donnerstag kommen sie weder,
Freitag schneiden sie zu,
Samstags machen sie Pantoffel und Schuh.

Spottlied auf den Nagelschmied.

Lot us noch ens sengen
dat aule, aule led
van dem versopenen
nagelschmed.
On wenn vi dat gesongen hant,
dann sangen vi we'er van vören an:
lot us noch ens sengen usw. ohne Ende.

Robert Körner.

3. **Die alten Glocken der Heiligenhafener Kirche.** Im Anfange des Jahres 1902 erhielt unsere Kirche ein neues Gußstahl-Dreiklang-Geläute aus der Fabrik des Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation. Die drei vorhandenen Glocken, die teilweise sehr hübsche Verzierungen zeigten, wurden mit in Zahlung gegeben und sind jetzt jedenfalls schon eingeschmolzen. Die größte derselben war laut des Kirchenackerbuches von 1569 zuerst 13 Schiffpfund (3640 Pfund schwer, wurde 1606 in Lübeck umgegossen mit einem Kostenaufwande von 550 Reichstalern (1237½ M.) und war dabei 19 Schiffpfund (5320 Pfund) schwer geworden. 1725 wieder umgegossen, war sie nur 12 Schiffpfd. 10 Liespfd. 10 Pfd. (3510 Pfd.) schwer, aber von schöner Form und nach einem Bericht aus dem Jahre 1840 einst von wunderschönem Klange, wie die ältesten Mitglieder der Gemeinde sich mit Wehmut entsinnen. Im Jahre 1791 ist sie 14 Zoll lang, im Jahre 1806 bis oben hin gespalten, so daß sie seit der Zeit stumm im Turme hing. Die Ursache des Spaltens war unvorsichtige Behandlung, wahrscheinlich die Dehnung des erneuerten, den Schläger tragenden Riemens. Die Inschrift lautete: Sub regimine pacifico pio ac mansueto Friederici IV. Danorum regis clementissimi me diffissam reconcinnari curavit ecclesia sacra portuensis authoritate Antonii Guntheri Hanneken status regii consiliarii ac praefecti Segebergensis et M. Christianii Theodorii Haberkorn praepositi Segebergensis anno 1725 opera Laurentz Strahlborn. (Unter der friedlichen, frommen und sanften Regierung Friedrich IV., des gnädigsten Königs der Dänen, hat die Kirche Heiligenhafens Sorge getragen, daß ich Zerspaltene wieder ausgebessert würde auf Veranlassung des Anton Hanneken, Königlicher Staatsrat und Amtmann in Segeberg, und des M. Christian Theodor Haberkorn, Präpositus (Propst) in Segeberg im Jahre 1725, eine Arbeit des Laurentz Strahlborn. — Die der Größe nach zweite Glocke war 1556 neu gegossen und 5 Schiffpfd. 7 Liespfd. (1498 Pfd.) schwer. 1563 wurde sie umgegossen und hatte nun ein Gewicht von 7 Schiffpfd. 15 Liespfd. (2170 Pfd.) Im Jahre 1726 wurde sie wieder umgegossen, wobei sie 4 Liespfd. (56 Pfd.) an Gewicht verlor. Ihre Inschrift lautete: Media ego simul cum maxima sororum a vitio primae conflationis sum repurgata anno 1726 in sacro portu Theodoro Henrico von Eynem pastore Johanne Möllenhoff diacono Gregorio Rathken consule Peter Kark Claus Wittrock Hans Hinrich Klüver Jochim Friedrich Schuster senatoribus Johan Wittrock Johann Christopher Flohr ecclesiae juratis opera Laurentz Strahlborn. (Ich, die mittlere, bin gleichzeitig mit der größten der Schwestern von dem Fehler des ersten Umschmelzens wieder gereinigt worden im Jahre 1726 in Heiligenhafen als Theodor Heinrich von Eynen Pastor, Johannes Möllenhoff Diakonus, Gregor Rathken Konsul (Bürgermeister), Peter Kark, Claus Wittrock, Hans Hinrich Klüver, Jochim Friedrich Schuster Senatoren und Johann Wittrock und Johann Christopher Flohr Kirchenjuraten (Kirchenältesten) waren — eine Arbeit des Laurentz Strahlborn. — Die dritte und kleinste Glocke war schon 1553 gegossen worden und bis 1902 völlig unversehrt, obgleich sie am häufigsten geläutet wurde und auch bis zu der vor einigen Jahren erfolgten Anschaffung einer neuen Turmuhr der Hammer der alten Uhr an sie schlug. Auf dieser Glocke las man folgende Inschrift: Verbum domini manet in eternum. Anno domini 1553. Christian Middeldorp me fecit. (Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit. Im Jahre des Herrn 1553. Christian Middeldorp hat mich gemacht.)

Heiligenhafen. W. H. Becker.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 7. Juli 1904.

Das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch.

Vortrag
gehalten auf dem 6. Verbandstag der plattdeutschen Vereine in Kiel, am 8. Mai 1904,
von Dr. Otto Mensing in Kiel.

Meine Herren!

Es ist eine schöne Sitte, daß Sie sich bei Ihren Verhandlungen unserer angestammten Mundart, der plattdeutschen Sprache bedienen. Wenn ich bei dem, was ich Ihnen vortragen möchte, von dieser Sitte abweiche, so bin ich wohl schon durch die Wahl meines Themas hinlänglich vor dem Verdacht geschützt, als ob ich es deswegen täte, weil ich die plattdeutsche Sprache für zu gering hielte, um in ihr meine Ausführungen zu machen. Wenn ich hochdeutsch zu Ihnen rede, so geschieht es lediglich deshalb — und das ist vielleicht für die ganze Sachlage bezeichnend —, weil ich, obwohl geborener Niederdeutscher und mit unserer Mundart von Jugend auf vertraut, mir doch nicht Übung und Gewandtheit genug zutraue, um sie in längerer zusammenhängender Rede ohne Unbequemlichkeit anwenden zu können. So wollen Sie denn freundlichst auf hochdeutsch hinnehmen, was aus einem gut niederdeutschen Herzen kommt und einer gut niederdeutschen Sache dienen möchte.

In dem Verbandsorgan der plattdeutschen Vereine, im „Ekbom“, hat vor einigen Wochen ein ziemlich lebhafter Meinungsaustausch stattgefunden über die Frage, ob das Plattdeutsche als Volkssprache dem Untergang geweiht sei oder nicht. Die Beweise, die damals für ein kräftiges Weiterleben der plattdeutschen Sprache ins Feld geführt wurden, waren leider wenig überzeugend; denn sie beruhten zumeist auf dem grundsätzlichen Irrtum, als ob durch künstlich geschaffene Bewegungen der natürliche Werdegang einer sprachlichen Entwicklung aufgehalten oder gar ganz abgeschnitten werden könne. Aber wir brauchen die Frage auch heute noch garnicht so scharf zuzuspitzen. Um Untergang oder Weiterleben, um Sein oder Nichtsein handelt es sich für uns zunächst noch nicht. Zwar bietet die Geschichte auch dafür Beispiele, daß Gegenden, die früher rein niederdeutsch waren, ihre Mundart und damit ihre Eigenart völlig aufgegeben haben und ganz hochdeutsch geworden sind, fast ohne eine Erinnerung an den früheren Zustand zu bewahren. Aber solche radikalen Umwälzungen pflegen nur in der unmittelbarsten Nähe einer anderen, konkurrierenden Volkssprache sich zu vollziehen und bedürfen vieler Jahrhunderte zu ihrer Vollendung. So weit ist es ja nun gewiß in unserem guten Lande Schleswig-Holstein noch nicht gekommen, daß der plattdeutschen Sprache der Untergang unmittelbar bevorstünde. Aber Gefahren drohen ihr von allen Seiten. Schon die bloße Existenz der plattdeutschen Vereine beweist es zur Genüge. Durch den Einfluß der allgemein verbindlichen hochdeutschen Schriftsprache, durch den Einfluß von Schule und Kirche, von Gericht und Kaserne wird die plattdeutsche Sprache immer mehr mit

hochdeutschen Elementen durchsetzt und verliert dadurch zwar allmählich, aber mit immer gesteigerter Geschwindigkeit ihren eigentlichen Charakter. In diesem Entwicklungsprozeß stehen wir schon seit Jahrhunderten; er ist aber noch niemals mit so unheimlicher Schnelligkeit vorwärtsgeschritten, wie in den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts. Schon lange sind wir soweit, daß das Niederdeutsche seine Eigenart im Satzbau, in der sogen. Syntax, aufzugeben begonnen hat. Dieser Rückgang datiert schon seit der Zeit, wo das Niederdeutsche aus der Sprache des amtlichen und geschäftlichen Verkehrs verdrängt wurde, d. h. schon seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts. Viele von Ihnen, meine Herren, werden mit lebhafter Teilnahme die dithmarsische Chronik des Neokorus gelesen haben. Aber so interessant sie ist, so unschätzbar wertvoll ihr Inhalt, so tief steht sie schon, wenn man sie vom sprachlichen, insbesondere vom syntaktischen Standpunkt aus betrachtet. Das fühlt man recht deutlich, wenn man etwa zwei Jahrhunderte zurückgeht, in die Zeit, wo das Niederdeutsche noch die diplomatische Sprache des mächtigen Hansabundes war, wo Gesetze in ihr verfaßt, politische Verhandlungen in ihr geführt, Geschichte in ihr geschrieben wurde. Vergleicht man etwa die Chroniken unserer Nachbarstadt Lübeck aus der Blütezeit der mittelniederdeutschen Prosa mit unserem Neokorus, so liegt der Unterschied handgreiflich zu Tage; man erschrickt förmlich vor dem Abstand; es ist wie Tag und Nacht. Schon zu des Neokorus Zeiten begann hochdeutscher Satzbau seinen Einzug in die plattdeutsche Schriftsprache zu halten, und diese Entwicklung ist weitergegangen: die Fäden, die Altes und Neues verknüpfen könnten, sind hier seit Jahrhunderten abgerissen und lassen sich nicht wieder anknüpfen. Aber auch der niederdeutsche Wortschatz, von einem Reichtum, der keiner andern Sprache weicht, noch heute von staunenerregender Fülle, durchsetzt sich seit langem immer mehr mit hochdeutschen Bestandteilen. Altes kostbares Sprachgut wird leichten Herzens aufgegeben. Die Kinder schon lernen in der Schule die hochdeutschen Bezeichnungen für die gewöhnlichen Dinge des Lebens, für Tiere, Pflanzen usw.; sie nehmen sie an und spotten wohl noch gar der Alten, die am überkommenen Ausdruck festhalten. Sie lernen etwa in der Schule die „Ameise" kennen; der Name gewinnt bei ihnen Boden, und sie vergessen bald die bezeichnenden Ausdrücke, die ihre Muttersprache in großer Zahl dafür bietet; viele Gegenden Holsteins besitzen heute schon keinen plattdeutschen Namen mehr für ein so gewöhnliches Tier wie die Ameise. In einer Stadt wie Kiel wird man kaum noch den „Adebar" nennen hören. Der hochdeutsche „Frosch" verdrängt den „Brettfot," die „Tutz" und selbst den „Pogg"; ein so bezeichnender Ausdruck wie „Erdslöper" für die Eidechse ist im Schwinden; der alte köstliche Name „Sünndraug" für die Blindschleiche ist fast schon ausgestorben; nur in alten Reimen und Sprüchen leben wohl die bodenständigen Bezeichnungen noch fort, bis auch sie der Vergessenheit anheimfallen. Und so ist es überall, wohin Sie den Blick wenden, selbst bei den alltäglichsten Dingen.

Aber noch ein anderer Faktor wirkt mit bei der Verdrängung niederdeutscher Wörter: es ist eine wirtschaftliche, eine soziale Macht. Die Industrie mit ihrem gleichmachenden Einfluß beginnt auch in rein bäuerliche Gegenden ihren Einzug zu halten. Es ist noch nicht lange her, da hatte jedes Dorf einen oder mehrere Weber, die sich oft kümmerlich genug von ihrer Hände Arbeit ernährten. Wo sind heute die Weber geblieben? Die Welle der städtischen Konkurrenz hat sie hinweggeschwemmt. Die Handarbeit lohnt nicht mehr; die Maschine tritt an ihre Stelle. Ein ganzes Gewerbe geht rettungslos zu Grunde. Jedesmal aber, wenn die Kultur einen solchen Stand vom Erdboden hinwegfegt, dann vernichtet sie zugleich ein Stück alten Sprachgutes. Mit der Sache schwinden die Namen; was neu auftaucht, wird von vornherein hochdeutsch benannt; denn die Kraft zu sprachlicher Neuschöpfung wohnt dem Plattdeutschen nur in geringem Grade mehr inne: das erste Zeichen einer niedergehenden Sprache.

Unsere Väter und Großväter haben ihre Zeitung noch beim dürftigen Schein eines Talglichts gelesen; sie verstanden und übten noch die Kunst, sich ihre Beleuchtung selbst herzustellen. Es war ja ein Festtag für das ganze Haus, wenn die Dochte, aus Heede gefertigt, in langer Reihe von den weißen Stäben herabhingen, wenn der Talg im eisernen Grapen geschmolzen wurde, wenn unter Lachen und Scherzen die Dochte wieder und wieder in die Lichtform getaucht (gestippt) wurden und so allmählich ihrer Bestimmung entgegengingen. Wer weiß heute noch etwas von „Lichtstippen?" Wer kennt noch Namen wie „Lichthaspel," „Lichtdisch", „Provit", oder die minderwertigen „Schnöterkatten"? Wer vollends erinnert sich jener noch primitiveren Form der Beleuchtung, wo der Dienstjunge mit dem brennenden Kienspan, dem „Lichtspät" den spinnenden Mädchen Licht spendete? Mit der Sitte sind auch hier die Namen unwiederbringlich verloren. — Oder wenden Sie den Blick auf die Geräte des Ackerbaus; wie anders heute alles als noch vor 30 oder 40 Jahren! Was für ein anderes Werkzeug, der moderne Pflug als der, mit dem unsere Väter ihren Acker durchfurchten! Mehr als 40 verschiedene Teile, die sämtlich gute plattdeutsche Namen trugen, habe ich mir einmal von einem alten Dorfschmied aufzählen lassen; kaum ein Viertel davon kennt das heute lebende Geschlecht. Mit Recht spricht man von Segnungen der Kultur; aber für unsere plattdeutsche Sprache sind die Errungenschaften der Technik eher das Gegenteil, ein Fluch; sie nagen an ihrem Bestande, sie untergraben und unterwühlen ihn; und ein Stück nach dem andern bröckelt ab.

Was wird das Ergebnis dieser Entwicklung sein, wenn sie rastlos immer weiter fortschreitet? Die plattdeutsche Sprache wird in absehbarer Zeit nicht zu Grunde gehen, aber sie wird immer mehr hochdeutsche Bestandteile in sich aufnehmen; ihre ursprüngliche Reinheit wird immer mehr getrübt werden; eine Art Mischsprache wird sich bilden, und es besteht die Gefahr, daß eine Zeit komme, wo im wesentlichen nur mehr die Laute und die Formen niederdeutsch sind: hochdeutscher Inhalt in plattdeutscher Form. Mancher plattdeutsch redende Städter ist schon heute auf diesem Standpunkt angelangt. Und selbst an jenem festesten Bollwerk der Sprache, an den Lauten und Formen, beginnt schon die mächtige Welle des hochdeutschen Einflusses zu nagen. Aber wir hoffen, daß es stark genug ist, um noch auf lange dem Ansturm zu stehen. Nicht von einem Untergang der plattdeutschen Sprache wollen wir heute reden; wohl aber müssen wir uns darüber klar sein, daß ein Rückgang in dem geschilderten Sinne vor sich geht, ein Rückgang, der sich mit steigender Geschwindigkeit fühlbar macht und den zu hemmen keine Macht der Welt imstande ist.

Was folgt nun aus diesen Tatsachen für uns, die wir den Rückgang bedauernd, aber machtlos vor unsern Augen sich vollziehen sehen? Sollen wir müßig zuschauen? Gewiß nicht. Gerade weil wir wissen, daß niemand von uns das rollende Rad der Entwicklung aufhalten kann, gerade deshalb erwächst uns die Pflicht, das Vorhandene nach Kräften zu bewahren — und das ist die große Aufgabe, die Sie in Ihren Vereinen erfüllen; der Wissenschaft aber erwächst noch die besondere Pflicht, das, was wir im lebendigen Gebrauch nicht mehr festhalten können, wenigstens in der Schrift niederzulegen, und so den nach uns kommenden Geschlechtern Zeugnis abzulegen von der Eigenart ihrer Vorfahren in Sprache und Sitte. Und das ist das hohe Ziel, welches sich das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch gesteckt hat.

Es sind in diesen Tagen gerade 2 Jahre verflossen, seit auf dem Verbandstage der plattdeutschen Vereine in Altona durch Herrn Prof. Kauffmann aus Kiel die erste öffentliche Anregung zur Begründung eines schleswig-holsteinischen Wörterbuchs gegeben wurde. Und wer von Ihnen damals den Ausführungen des Redners folgen durfte, der wird sich erinnern, welch' lebhaften Wiederhall seine Worte in

Ihrem Kreise fanden. Ihre freudige Zustimmung hat wesentlich dazu beigetragen, uns den Mut zu machen, mit unserem Plan in das Licht der breitesten Öffentlichkeit zu treten. Im November des Jahres 1902 hat sich in Kiel ein Ausschuß zur Herstellung eines schleswig-holsteinischen Wörterbuchs gebildet, dem wie bei einem großen wissenschaftlichen Unternehmen selbstverständlich vor allem Lehrer der Kieler Hochschule, unserer Landesuniversität, angehören, dem aber auch Vertreter der wichtigsten Vereine, die für uns in Betracht kommen, beigetreten sind. Auch der Provinzialverband plattdeutscher Vereine ist durch seinen Vorsitzenden vertreten. Die ersten notwendigen Geldmittel hat uns in entgegenkommendster Weise die Gesellschaft für schl.-holst. Geschichte zur Verfügung gestellt, der wir auch sonst für tatkräftige Unterstützung zu großem Dank verpflichtet sind. Auch die Provinziallandtags-Kommission für Kunst und Wissenschaft hat uns bereitwilligst eine größere Summe für die Organisation der Sammeltätigkeit bewilligt.

Ein Aufruf zur Mitarbeit wurde im Dezember 1902 durch Abdruck in fast sämtlichen größeren Zeitungen über das ganze Land verbreitet; und es war uns eine große Freude, daß gleich in den ersten Tagen zahlreiche Meldungen einliefen aus allen Teilen der Provinz, von Männern und Frauen, jeden Alters und jeden Standes. Anweisungen zur Sammeltätigkeit wurden an alle, die sich zur Mitarbeit meldeten, versandt. Gleichförmige Zettel sind in großer Menge hergestellt und werden an jeden, der sich für das Unternehmen interessiert, in beliebiger Anzahl verschickt.*) — Die Zahl der Mitarbeiter ist von Tag zu Tag gewachsen; angemeldet sind heute über 500. Material geliefert haben bis jetzt etwa 150. Auf eine besondere Aufforderung haben sich auch eine Anzahl der in unserer Provinz besonders gut organisierten Lehrervereine zu korporativer Sammeltätigkeit bereit erklärt. Viele Sammler haben mit geradezu rührendem Eifer gearbeitet; hochbetagte Leute — 80- und 90jährige sind unter unseren Mitarbeitern — haben aus ihrer Erinnerung Hunderte, ja Tausende von Zetteln ausgefüllt. Andere haben unermüdlich beobachtet, den Leuten auf den Mund gesehen, Umfrage gehalten — und schon heute darf man sagen, daß manches, was in absehbarer Zeit aus der Sprache verschwinden wird, für die Wissenschaft gerettet ist. Die Zahl der beschriebenen Zettel dürfte mit Einschluß der von der Zentralstelle bearbeiteten heute, nach noch nicht 1½ Jahren der Sammeltätigkeit, etwa 40000 betragen, und in ihnen steckt Material für viele weitere Tausende. Außerdem sind noch längere zusammenhängende Aufzeichnungen in ansehnlicher Menge eingegangen.

Das ist gewiß ein schöner Erfolg, dessen wir uns von Herzen freuen dürfen. Aber es wäre nichts verkehrter, als nun halt zu machen und sich mit dem Getanen zu begnügen. Noch ist der Reichtum unserer Volkssprache nicht von ferne ausgeschöpft, noch sind unermeßliche Schätze zu heben. Der Kreis unserer Mitarbeiter muß sich immer noch erweitern; unsere Sache muß immer noch mehr ins Volk eindringen. Neue Freunde unserem vaterländischen Werk zu werben, das ist unser unablässiges Bemühen, und zu diesem Ziel möchten auch meine heutigen Ausführungen ein weniges beitragen.

Es sind über das Wörterbuch und seine Aufgaben, wie ich oft zu beobachten Gelegenheit habe, noch vielfach recht unklare und unzulängliche Vorstellungen verbreitet. Man denkt sich in Laienkreisen leicht etwas Verkehrtes darunter; man denkt vielleicht an Lexika, wie man sie in der Schule benutzt hat, trockene Wörterverzeichnisse u. dgl. Mit diesen Büchern hat das von uns geplante Werk nichts gemein als den Namen. Dieser Name deckt freilich die Sache, die er bezeichnen soll, nicht völlig; aber das läßt sich nicht ändern: die deutsche Sprache

*) Zu beziehen durch die Zentralstelle: Dr. Mensing, Kiel, Lornsenstraße 52a.

besitzt kein Wort, das dies täte. Ein Fremdwort zwar stünde zur Verfügung. Vor 100 Jahren hat ein eifriger Freund der plattdeutschen Sprache, der königl. dänische Kanzleisekretär, Joh. Friedr. Schütze in Altona, umfangreiche Sammlungen auf diesem Gebiet veranstaltet; das Ergebnis seiner Bemühungen hat er in einem für uns als Quelle hochwichtigen Werk niedergelegt, und dies Werk nannte er: Holsteinisches Idiotikon. Das griechische Wort, das hier zu Grunde liegt, bedeutet „eigentümlich"; ein Idiotikon ist demnach eine Sammlung von Wörtern und Gebräuchen, die einer Landschaft „eigentümlich" sind. Freilich sind darunter nicht etwa bloß Absonderlichkeiten und Seltenheiten zu verstehen; sondern der Name umfaßt, richtig verstanden, den ganzen Wortschatz, der das feste Besitztum einer Landschaft bildet; denn jedes Wort, das zu diesem festen Besitz gehört, hat innerhalb der Landschaft sein besonderes Gepräge erhalten: in der Form oder in der Aussprache, in der Bedeutung oder seiner Verwendung im Satz. Die Gesamtheit dieser Wörter, untersucht in ihren sämtlichen Verwendungen in der Rede, gibt das klarste Bild von der Eigenart der Sprachgemeinschaft. So wäre das Wort Idiotikon gewiß eine treffende Bezeichnung für das, was wir erstreben. Wenn wir es dennoch gemieden haben, so hat das vor allem seinen Grund darin, daß wir bei unserer Arbeit auf die Mitwirkung der breitesten Schichten der Bevölkerung rechnen müssen; der fremdartige, vielen nicht verständliche, vielleicht gar mißverständliche Ausdruck schien uns der Volkstümlichkeit unseres Unternehmens im Wege zu stehen, und auf die kam es uns vor allem an.

Welche Aufgaben soll nun das Wörterbuch im einzelnen lösen? Es soll darin zunächst die Geschichte eines jeden Wortes verfolgt werden, das irgendwo und irgendwann einmal in unserem Lande Schleswig-Holstein heimisch gewesen ist. Jedes Wort hat seine Geschichte; es verändert im Laufe der Jahrhunderte nicht bloß seine Form, sondern oft auch seine Bedeutung; sein ursprünglicher Inhalt wird bald erweitert, bald verengert; Verbindungen mit anderen Wörtern, die es eingehen konnte, sterben ab, andere werden neu entwickelt. Um diesen Wandlungen der Wörter auf die Spur zu kommen, muß der ganze Wortschatz von den ältesten uns erreichbaren Quellen an bis auf die heutige Volkssprache systematisch durchforscht werden. Unsere Kenntnis der plattdeutschen Sprache in Schleswig-Holstein reicht um etwa 6 Jahrhunderte zurück, und ein freundliches Geschick hat es gefügt, daß innerhalb dieses langen Zeitraums die Kette der Überlieferung nie völlig abreißt, wenn ihre Glieder auch manchmal nur locker zusammenhängen. Unsere Forschung führt uns zurück bis in jene Zeit, wo die Amtssprache in unserem Lande noch die lateinische war, wo noch jeder wichtigere Vorgang des öffentlichen Lebens (Kauf und Verkauf, Tausch und Vertrag usw.) in lateinischer Sprache beurkundet wurde. Schon diese lateinischen Schriftstücke gewähren uns eine gewisse Ausbeute für die Kenntnis unserer Landessprache; sie enthalten nämlich zahlreiche Namen von Orten und Personen in niederdeutscher Form, auch manche einzelnen Wörter, die zur Verdeutlichung der weniger verständlichen oder minder bezeichnenden lateinischen Ausdrücke beigefügt wurden, z. B. aus dem Jahre 1317: cum stagno dicto dik; d. h. mit einem stehenden Gewässer genannt „Dik".

Bald nach 1300 tauchen dann die ersten, vollständig in niederdeutscher Sprache geschriebenen Urkunden auf; sie werden mit der Zeit immer häufiger und erstrecken sich ohne erhebliche Unterbrechung etwa über 300 Jahre. Das Sprachmaterial, das uns diese Urkunden darbieten, ist sehr wertvoll, namentlich deshalb, weil diese Schriftstücke ihrer Bestimmung gemäß sämtlich genau den Ort und die Zeit ihrer Abfassung angeben, sodaß wir bei genügender Vorsicht für die Geschichte der in ihnen enthaltenen Wörter ganz bestimmte Daten gewinnen können. Diesem großen Vorteil stehen freilich schwere Mängel gegenüber. Es handelt sich in diesen Ur-

kunden immer wieder um dieselben Dinge: Bündnisse, Verträge, Ernennungen, Belehnungen, Schenkungen, Verkäufe, letztwillige Verfügungen usw. Es läßt sich denken, daß sich dabei viele Wendungen wiederholen; die Formel nimmt einen breiten Raum ein; für dieselben Sachen wählt man herkömmlicher Weise auch dieselben Wörter. Daher ist der Wortschatz der Urkunden im Verhältnis zu ihrer Masse wenig umfangreich; sie geben nur einen Ausschnitt aus dem ganzen Sprachleben. Da müssen denn andere Quellen ergänzend eintreten. Wertvoll sind uns eine Reihe von sog. Glossaren oder Vokabularen, in denen lateinische Ausdrücke durch niederdeutsche übersetzt werden; ein sehr umfangreiches ist im Jahre 1419 in Itzehoe geschrieben.

Das 15. und 16. Jahrhundert bieten uns dann eine ziemlich reiche Literatur, namentlich Prosa: Rechtsaufzeichnungen (Stadt- und Landrechte, Deichrechte); Chroniken (gereimte und ungereimte); Predigten, Streitschriften aus der Zeit der Reformation, Gebetbücher, Schriften über Hexenwesen und Zauberei, Sprichwörtersammlungen und anderes mehr, literarhistorisch meist ohne besonderen Wert, aber sprachlich von großer Bedeutung. Aber auch Werke der schönen Literatur, Dichtungen, sind uns aus jener Zeit erhalten; ich erinnere an die herrlichen Volkslieder der Dithmarscher auf die Schlacht von Hemmingstedt (1500); ferner manche lyrischen Gedichte, einzelne Dramen, Satiren und anderes. Bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus fließen die Quellen noch ziemlich reichlich, obwohl das Plattdeutsche damals aus der amtlichen Sprache bereits völlig verschwunden ist. So besitzen wir aus der Zeit des 30jährigen Krieges besonders treue Bilder schleswig-holsteinischen Bauernlebens und schleswig-holsteinischer Volkssprache in den derben, possenhaften Zwischenspielen, die Johann Rist (geboren zu Ottensen, tätig in Heide und Wedel) in seine hochdeutschen Dramen eingelegt hat. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts werden die Quellen spärlicher. Am dürftigsten scheint das 18. Jahrhundert vertreten zu sein; doch mag noch manches in seltenen Büchern versteckt liegen, anderes handschriftlich erhalten sein.*) Für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist unsere Hauptquelle das oben genannte Buch von Schütze, der nicht bloß Wörter, sondern auch kleinere und größere Gedichte oder Sprichwörter mitteilt; was er um 1800 als veraltet bezeichnet, wird um die Mitte des Jahrhunderts noch gebräuchlich gewesen sein. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist auch noch ziemlich dürftig vertreten; wenn wir von ein paar Liedern des Wandsbeker Boten und einigen plattdeutschen Schriften des trefflichen Claus Harms absehen, sind wir im wesentlichen auf die plattdeutschen Stücke in Müllenhoffs Sagen und Märchen aus Schleswig-Holstein angewiesen; seine 1845 abgeschlossene Sammlung knüpft in ihren älteren Partien unmittelbar an die Zeit an, die Schütze als Gegenwart behandelt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt dann ja die Blüte der neuplattdeutschen Literatur: den Reigen eröffnet 1850 Sophie Detlefs; 1852 folgt Klaus Groth mit dem Quickborn; 1858 setzt Johann Meyer ein, und nun folgt in langer Reihe die Schar der Ihnen wohl bekannten, z. T. noch unter uns lebenden Dichter und Schriftsteller, von denen ich nur J. Mähl und Joh. Heinrich Fehrs nennen will, bis auf unsere Jungen und Jüngsten herab.

Damit sind wir bis zur Gegenwart gelangt und stehen vor einer zweiten großen Aufgabe des Wörterbuchs: der Darstellung der heute in Schleswig-Holstein gesprochenen lebendigen Volkssprache. Alles Frühere ist Sache der gelehrten Arbeit; hier aber ist der Punkt, wo die Wissenschaft mit dem Volke engste Fühlung gewinnen muß, um ihre Aufgabe zu lösen, und dafür möchten wir auch Ihr Interesse und das der von Ihnen vertretenen Vereine zu gewinnen suchen. Wir

*) Mitteilungen darüber an die Zentralstelle wären sehr erwünscht.

brauchen Männer, die selbst plattdeutsch sprechen und plattdeutsch Sprechende beobachten können. Hauptschauplatz der Sammeltätigkeit ist das platte Land und die kleinere vom hochdeutschen Einfluß noch weniger berührte Landstadt: die Sprache der Bauern und der Handwerker, überhaupt der sog. kleinen Leute, ist es, die unsere Aufmerksamkeit vor allem in Anspruch nimmt. Wir in den großen Städten sind schlecht daran; wir hören nur selten mehr reines schleswig-holsteinisches Platt; aber unter Ihnen wird mancher sein, der noch mit wenigen hundert Schritten in dörfliche Verhältnisse gelangen und an der Quelle beobachten kann; mancher auch, der sich selbst seine Quelle sein und aus dem Born der Erinnerung schöpfen kann, der, einmal aufgeschlossen, voll und reich zu sprudeln pflegt.

Gesammelt wird die heutige Volkssprache in ihrem ganzen Umfang, in allen ihren Erscheinungen. Alles und jedes muß aufgezeichnet werden, das Alltägliche und Gewöhnliche so gut wie das Seltene und Absterbende. Nichts ist so unbedeutend, nichts ist so klein, daß nicht einmal etwas Großes und Bedeutendes daraus entstehen könnte, wenn es durch glückliche Kombination in den richtigen Zusammenhang gerückt wird. Und niemand braucht zu fürchten, daß er überflüssige oder vergebliche Arbeit tue, wenn er die gewöhnlichen Spracherscheinungen verzeichnet. Ich höre wohl oft die Befürchtung aussprechen: Das ist gewiß schon vorhanden, das ist wohl schon doppelt und dreifach eingeliefert! Ja, uns wäre es ganz recht, wenn es zehnfach und zwanzigfach geliefert würde; denn eine der Hauptaufgaben des Wörterbuchs besteht darin, die landschaftliche Verbreitung der einzelnen Spracherscheinungen festzustellen, zu konstatieren, daß ein Wort oder eine Wortverbindung hier vorhanden ist, dort fehlt, hier diese, dort jene Form hat usw. Nur auf dieser Grundlage wird es möglich werden, die einzelnen Dialekte unseres Landes genau abzugrenzen und in ihrer Eigenart zu erkennen: eine sehr notwendige Arbeit, die zur Lösung der großen Fragen der Besiedelungsgeschichte unseres Landes wichtiges Material liefern wird. Daher ist genaue Angabe des Ortes, wo die Spracherscheinung beobachtet ist, eins der wichtigsten Erfordernisse. Über die einzelnen Gebiete, auf die sich die Sammeltätigkeit zu erstrecken hat, und die Art, wie sie methodisch vorgenommen werden kann, geben unsere gedruckten Anweisungen nähere Auskunft.

Es war bisher immer nur von Wörtern und Wortverbindungen, also von sprachlichen Dingen die Rede. Aber die Sammlung dieser Dinge bildet erst die eine Seite unserer Aufgabe; ebenso wichtig ist eine andere Seite, die ich nun zum Schluß noch kurz berühren zu dürfen bitte. Es handelt sich für uns nicht bloß um die Sprache, sondern auch um alles das, was wir in dem Worte: Volkssitte zusammenfassen können. Wir wollen nicht bloß erforschen, wie das Volk spricht, sondern auch wie es denkt und fühlt, wie es lacht und weint, wie es arbeitet und spielt, wie es seine Feste feiert; kurz der ganze Kreis des Volkslebens muß durchlaufen werden. Und hierbei sind wir noch mehr als bei den sprachlichen Sammlungen auf die Mitarbeit weiter Volkskreise angewiesen; denn für die Volkssitte ergeben unsere literarischen Quellen nur ein ziemlich dürftiges Material; hier muß vor allem aus der Gegenwart und aus der Erinnerung der älteren Leute geschöpft werden. Hohe Zeit ist es auch hier, daß Hand angelegt werde; denn manches Stück alten Volkslebens ist schon verloren, manches schwindet vor unsern Augen dahin. Nur ein paar Gebiete, auf denen die Sammeltätigkeit reichen Ertrag verspricht, möchte ich hier noch kurz erwähnen.

Das Denken des Volks ist noch heute trotz aller Aufklärung und Kultur von abergläubischen Vorstellungen durchsetzt; sein Handeln wird durch sie noch vielfach bestimmt. Sie sind für die Wissenschaft von größter Wichtigkeit, da sie oft die letzten Überbleibsel überwundener Kulturstufen, untergegangener religiöser

Vorstellungen bilden; vieles davon führt uns bis in die graue Zeit des Heidentums zurück. Darum müssen sie bis in ihre letzten Reste verfolgt werden; der ganze Weg muß durchmessen werden von so einfachen und harmlosen Dingen wie dem Glauben, daß Besuch zu erwarten stehe, wenn die Katze sich leckt oder der Hahn hinter dem Fenster kräht, bis zu den Todesahnungen, die den Menschen beschleichen beim Schrei der Eulen oder dem nächtlichen Heulen der Hunde. — Aberglaube tritt noch reichlich zu Tage in den drastischen Mitteln der Volksmedizin, in den Beschwörungsformeln zur Heilung von Menschen und Vieh: Warzen und Gerstenkörner, Rose und Ausschlag, Fieber und Gliederreißen, selbst so vorübergehende Leiden wie Schluckup und Nasenbluten werden durch alte, oft schon unverständlich gewordene Reime besprochen: Sie wissen, welche Rolle das „Raden und Böten" einst bei uns gespielt hat. Alles, was sich davon irgend erhalten hat, muß sorgfältig aufgezeichnet werden. Im Zusammenhang mit abergläubischen Vorstellungen stehen auch vielfach die Wetterregeln, wenn auch hier die praktische Erfahrung stärker mitspricht. An solchen alten Bauernregeln, die über Aussaat und Ernte, Regen und Sonnenschein handeln, scheint unser Land noch besonders reich zu sein. Allerlei Aberglaube knüpft sich ja auch an die einzelnen Tage der Woche und an bestimmte Daten des Jahres: Montag wird ja nicht wochenalt, und bekannt sind die „Zwölften", in denen man kein Zeug trocknen darf, oder die Johannisnacht, in der „de Krew" durch die Luft fliegt. — Sagen lebten einst in unserem Volk in großer Menge. Müllenhoff hat das meiste davon verzeichnet; glücklicherweise; denn heute würden wir eine Sammlung wie die seine schwerlich mehr zustande bringen; so stark ist hier der Verfall. Besser scheinen sich die Märchen gehalten zu haben; Sie wissen, welche Schätze Wisser noch aus Ostholstein zu Tage gefördert hat; es gilt auch andere Teile des Landes danach abzusuchen. Motive aus Sage und Märchen werden oft unerkannt und unverstanden weitergeführt, z. B. in den Spielen der Kinder. „Es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel" darf man auch in dieser Beziehung sagen. Eine genaue Beobachtung und Aufzeichnung der Kinderspiele ist darum von großer Bedeutung. Auch die Abzählreime, deren sich die Kinder beim Spiel bedienen, so wunderlich und sinnlos sie oft klingen, müssen aus dem Munde der Spielenden gesammelt werden, überhaupt alles, was das Volk noch in poetischer Form besitzt: die Kinderreime, in denen sich die Vertrautheit mit der Natur, namentlich mit der Tierwelt oft so überraschend wiederspiegelt, die Lieder aus der Kinderstube, wie Schaukelreime und Wiegenlieder, aber auch die Tanzlieder der Erwachsenen, Liebes- und Werbelieder, Gesellschaftslieder usw. Manches ist ja auf diesem Gebiet schon zusammengebracht; in den letzten Heften der „Heimat" hat Lehrer Meyer aus Kiel sehr verdienstliche Zusammenstellungen veröffentlicht; aber der Stoff ist noch lange nicht erschöpft; manches auch hat dort aus Rücksicht auf den Leserkreis unterdrückt werden müssen, was natürlich in einer wissenschaftlichen Sammlung nicht fehlen darf. Auch hier müssen wir Vollständigkeit anstreben und wenigstens versuchen, mit der Zeit etwas ähnliches zusammenzubringen, wie es Wossidlo in seinen „Volksüberlieferungen" mit bewunderungswürdigem Sammlerfleiß und Organisationstalent für Mecklenburg geleistet hat. —

Ein weites und lohnendes Arbeitsfeld öffnet sich auch dem, der es sich zur Aufgabe macht, die zahlreichen Rätsel oder Scherzfragen, die noch in unserem Lande umgehen, dem Munde des Volkes abzulauschen. Reiches Beobachtungsmaterial bieten auch die Sitten und Gebräuche des Volks an den Festtagen: zu Weihnachten und Neujahr, zu Fastnacht, Ostern und Pfingsten; ich erinnere etwa an die Rummelpottlieder, an das Heißeweckenklopfen, an die Oster- und Maifeuer (Osterman und Bokenbrennen) usw.; aber auch bei Volksfesten wie Ringreiten und

Vogelschießen, bei Familienfesten wie Polterabend und Hochzeit, Geburt und Taufe (Keesfot, Basselhus, Kindelbeer 2c.); an die Vorgänge bei Schlachtfest und Erntebier (Stäketen, Swinsköst, Fockber usw.). Und so könnte ich Ihnen noch vieles aufzählen, aber das Gesagte mag genügen: es gibt keine Äußerung echten Volkslebens, dessen Aufzeichnung von uns nicht dankbar entgegengenommen würde, um dereinst an ihrer Stelle verwertet zu werden.

Ich habe versucht, an einigen Beispielen zu zeigen, wohin unsere Bestrebungen gehen. Vielleicht hat das wenige, was ich Ihnen im Rahmen dieses Vortrages bieten konnte, in Ihnen die Überzeugung gefestigt, daß die Ziele, die wir verfolgen, des Schweißes der Edlen wert sind; und vielleicht nehmen sie aus unserer altehrwürdigen meerbespülten Holstenstadt die Anregung mit hinaus ins Land und in ihre Vereine, für unsere Sache zu wirken und nach Kräften dazu beizutragen, daß aus unseren Bestrebungen dermaleinst ein Werk entstehe, das — vielleicht auf Jahrhunderte hinaus — unseren Nachkommen ein treues und unverfälschtes Bild schleswig-holsteinischer Eigenart überliefere, ein Denkmal, würdig unserer geliebten Heimat Schleswig-Holstein, würdig unserer guten alten plattdeutschen Muttersprache.



Flensburg um 1600.

Von **Christian Voigt** in Flensburg.

V. Der Handel in Flensburg.

Das Flensburger Handelsrecht unterschied damals sehr streng zwischen Bürgern und Fremden oder Gästen, wie diese vielfach genannt wurden: und zwar wurden nicht nur die auswärts Wohnenden „Fremde" genannt, sondern alle Nichtbürger galten dem Gesetz als Fremde, auch wenn sie in der Stadt wohnten. Der Handel mit den Fremden war ein ausschließliches Recht der Bürger d. h. dieser allein durfte von Fremden kaufen und an solche verkaufen und die „Fremden" durften nur von Bürgern ihre Waren beziehen, nur an Bürger ihre Produkte absetzen, nicht an Fremde.

Dieses Handelsrecht der Flensburger Bürger erstreckte sich aber um das Jahr 1600 nicht allein auf Stadt und Amt Flensburg, sondern auch auf Sundewitt, Alsen, Aerrö, so daß also in diesem ganzen Gebiet der Handel ausschließlich in den Händen der Flensburger Bürger lag. Um in diesem Rechte nicht gekränkt zu werden, waren für jede Harde 2 Bürger ausgewählt, die auf Übertretungen in ihrem Gebiete zu achten und die Bestrafung derselben von den Hardestingen zu erwirken hatten. Fand sich ein Übertreter auf dem eigenen Gebiet, dem Stadtfeld, so machte man kurzen Prozeß, wie das früher erwähnte Verfahren gegen Markus Hügel beweist, dem man einfach das Haus einriß. So konsequent wurde jenes Gesetz, daß „Gast nicht mit Gast" handeln dürfe, durchgeführt, daß es den Bürgern sogar verboten war, mit dem Gelde „Fremder" zu handeln.

Dieses Privilegium des Flensburger Bürgers ist vermutlich die Ursache des noch gegenwärtig hier in Flensburg wenig entwickelten Markthandels. Weil nämlich die nicht mit dem Flensburger Bürgerrecht begabten Einwohner der Stadt, also Handwerksgesellen, Arbeiter usw. ihre Bedürfnisse, z. B. an Korn Eiern, Hühnern, Gänsen, Holz und Torf nicht direkt von den Landleuten auf dem Markte kaufen durften, mußte sich unter den Bürgern ein eigener Kleinkaufmanns- oder Hökerstand ausbilden, der die ländlichen Produkte aufkaufte und an die „Fremden" in der Stadt verkaufte. Je mehr die Stadt wuchs, je mehr Arbeiter, Knechte

und dergl. dienende Leute in die Stadt zogen, um so mehr Hökereien entstanden. War es nun an sich für die Landleute schon viel bequemer, ihre Produkte direkt an die Höker zu verkaufen, statt damit auf dem Markt zu stehen, so war jener Kleinkaufmannsstand der Entwickelung eines regen Markthandels noch dadurch hinderlich, daß „Höker, Schlachter und Grützweiber", trotz wiederholten Verbotes, um möglichst billig einzukaufen, den in die Stadt fahrenden Landleuten oft weit entgegenliefen, um ihnen hier schon ihre Produkte abzunehmen. Die Folge davon war, daß sie ebenso billig verkaufen konnten, wie die um des größeren Profits willen auf dem Markt stehenden Landleute, und daß also auch die Bürgerfrauen keine Veranlassung hatten, den Markt zu besuchen.

Wie die Landleute, so durften auch fremde Kaufleute ihre Waren nur an Bürger und auch an diese nur unter bestimmten Einschränkungen verkaufen. Sie waren nämlich nur zum Großhandel berechtigt und mußten sich den Preis für ihre Waren vorschreiben lassen. Dieser Handel vollzog sich fast nur an der Schiffbrücke, da die meisten Kaufleute per Schiff hier ankamen. Das kleinste Maß für wägbare Sachen, mit dem sie messen durften, war einhalb „Schiffpfund,"[1]) für mit der Elle zu messende einhalb Stück, z. B. Leinen. War einem Bürger ein so großes Quantum der Ware zu viel, so durfte er sich mit andern Bürgern zusammentun zu gemeinsamem Einkauf, um so den Vorteil des Masseneinkaufs genießen zu können. Um den eigenen Kaufmannsstand nicht zu schädigen und die Bürger vor Übervorteilung zu schützen, durften die fremden Kaufleute ihre Waren nicht verkaufen, bevor die „Mäkler", 6 dazu gewählte Bürger, den Preis festgestellt, „den Kauf gesetzt" hatten.

Das Gesetz, daß Gast nicht mit Gast handeln durfte, hatte aber auch seine Ausnahmen. Auch fremden Hausierern und Krämern nämlich war, den ersteren bei besonderer Genehmigung seitens des Rates, den letzteren zu den Jahrmärkten, gestattet, während 8 Tage auch an Fremde und Hausleute ihre Waren zu verkaufen.

Gehandelt wurde außer in den Häusern der Kaufleute, bei den Schiffen und in den Verkaufsbuden an der Schiffbrücke, auf der Straße und am Markt.

Der wichtigste Ort für den Handel war aber die Schiffbrücke. Gerade im 16. Jahrhundert wurden für den Ausbau und die Instandsetzung derselben besondere Opfer aufgewendet. Der Süderbrücke, welche vermutlich bis zur Kompagniestraße reichte, scheint besonders dem Verkehr mit Stückgut, vielleicht auch mit Fischen vorbehalten zu sein, während an der Norderbrücke die Schiffe mit Holz, „Osemund" (schwedisches Eisen) und anderen schweren Lasten anlegten. Die Polizeiverordnung von 1558 verbietet, Bauholz, Bretter, Brennholz an der Süderbrücke zu löschen. Zur Instandhaltung der Brücke sollte das von den fremden (nicht dänischen) Schiffen, erhobene Brücken- oder Palegeld dienen. Nach der Brückenordnung von 1480 wurde erhoben von einem Schiff über 10 Last[2]) 2, von einem solchen über 20 Last 4 Schilling lübsch; ferner 1 Last Korn, Tonnengut, Schoffholt (Dauben), Klapholte (Planken), Wagenschotte (astfreies Eichenholz), Pech oder Teer 9 Pf.

Kam ein Schiff an der Brücke an, so mußte der Schiffer dem Stadtdiener, der „auf der Pforte" an der Schiffbrücke (wahrscheinlich am östlichen Ende der Schiffbrückstraße) wohnte, einen Nachweis seiner Schiffslast vorlegen und angeben, wem die Last gehöre. Bevor diese Meldung gemacht und der Zoll bezahlt war, durfte nichts von dem Schiff entfernt werden. War die Ladung für einen hiesigen

[1]) 1 Schiffpfund = 20 Liespfund à 14 Pfund.

[2]) 1 Last trockener Ware = 22 Tonnen à 8 Scheffel; 1 Last Bier = 12 Tonnen à 14 Liespfund netto.

Kaufmann bestimmt, so mußte der Schiffer demselben einen Nachweis über die in der Fremde in seinem Auftrage geladenen oder gekauften Waren und den Preis derselben von der Hand des Verkäufers vorlegen, sonst verlor er den Anspruch auf Fracht. Für Entladung des Schiffes erhielten die Schiffer und „Bootsleute“ sog. Priemgeld, nämlich von einem Bund Fischen, einem Schiffpfund Flachs oder Hanf 6, von einer Last Roggen 2 Pfg. Die Ladung wurde entweder auf der großen Stadtwage in der Kompagnie oder von dem bestallten Wäger „auf der kleinen Schalen met der Wichte“ an Bord nachgewogen. Im letzteren Falle wurde für 1 Last 4 Schill. Wägegeld gegeben. Auf der Kompagnie kostete ein Schiffpfund zu wägen 1 Schill. lübsch für Bürger und 2 Sch. für Fremde. (Da alle Lasten über 5 Schiffpfund auf der Stadtwage gewogen werden mußten, läßt sich daraus, daß diese im Jahre 1620 383 ℳ 6 Schill. — die ℳ zu 16 Schill. gerechnet — einnahm, die Größe der Ein- und Ausfuhr schätzen, sie betrug vielleicht 11000 Zentner.)

Manche Waren wurden gleich von den Schiffen an die Bürger verkauft. Dabei suchte jeder für sich so viele Vorteile wie möglich zu erringen. Damit nun aber die reichen Bürger ihr Ansehen nicht zum Nachteil der Armen ausnutzten, durften die Bürger selbst überhaupt nicht in das Schiff treten „und die Säcke aufhalten, in der Hoffnung, bessere Maße wie andere zu empfangen“, sondern sie mußten ihre Diener oder Mägde ins Schiff schicken. Einesteils um einen weiten Transport der zum Wiederverkauf im Kleinhandel bestimmten Waren zu vermeiden, dann aber auch wohl, weil das kauflustige Publikum besonders gerade die Schiffbrücke aufsuchte, waren hier mietbare Verkaufsbuden errichtet, wo der Verkauf der auf den Schiffen zurückgebliebenen Waren fortgesetzt wurde, auch wohl fremde Kaufleute ihre Waren zum Verkauf auslegten. Diese Buden wurden wie es scheint, besonders gern von jungen Kaufleuten, Kaufgesellen, gemietet, doch mußten diese Bürger sein und „den Bürgern etliche Jahre zuvor für Hausknechte oder sonsten“ gedient haben. Die täglichen Gebrauchswaren wurden vorzugsweise auf den Märkten und Straßen „angefeilt“ (feilgeboten).

Außer dem Wochenmarkt, der täglich um 10 Uhr, wie an andern Orten so jedenfalls auch hier, durch Aufstecken eines „Wisches“, eines Strohbündels an langer Stange oder an dem Brunnen auf dem Marktplatz eröffnet wurde, hatte man auch damals schon Krammärkte und einen Pferdemarkt. Letzterer fand auf Dionysii, den 9. Oktober, bei der „Papagoyen-Stange“, auf unserem jetzigen Jahrmarktsplatze statt. Die Bedeutung der 8 Tage dauernden Krammärkte bestand nicht zum wenigsten darin, daß während dieser Zeit das eingangs erwähnte Handelsprivilegium aufgehoben war, und nun die Landleute und „fremden“ Einwohner der Stadt nicht verpflichtet waren, nur bei Bürgern zu kaufen, sondern daß sie auch bei den fremden Krämern handeln, und auch selbst Waren zum Verkauf feilbieten durften.

Das Handeln war damals eine vielleicht noch größere Kunst als heute. An feste Preise war man nicht gewöhnt. Es galt vielmehr als selbstverständlich, daß jeder Käufer von dem geforderten Preise soviel wie möglich abzudingen suchte. Dabei durfte ihm niemand „in den Kauf fallen“, d. h. es durfte niemand dem Verkäufer einen höheren Preis bieten, so lange jemand noch mit ihm um den Preis dang, damit „den Hausleuten die Waren nicht über die billige Gebühr“ gesteigert würden.

Der Handel Flensburgs stand damals recht in Blüte. 200 Schiffe hatte Flensburg 1597 in See. Es stand in Handelsverbindungen mit den Ostseehäfen, besonders mit Wismar, und mit den wichtigsten Örtern des atlantischen Ozeans: Sluis, la Rochelle, Bordeaux, Lissabon. Der Verkehr Flensburgs mit den Nord-

seehäfen ging vorzugsweise wohl über Husum, in welchen beiden Städten sich zum gegenseitigen Vorteil ein Transithandel entwickelte. Diese Verbindung mit Husum aber führte in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts zu einem Streit zwischen beiden Städten, der, von den Flensburgern veranlaßt, zu ihrem Schaden verlief. Statt sich nämlich die Benutzung des Husumer Hafens durch ein gleiches Zugeständnis an die Husumer bezüglich des hiesigen Hafens zu sichern, verboten die Flensburger zuerst 1573 und später noch wiederholt den Husumern die Ausschiffung ihrer Waren in dem Flensburger Hafen und die Weiterführung derselben durch hiesiges Gebiet. Sie stützten sich dabei auf eine Verordnung Friedrich II. vom Jahre 1566, nach welcher die an der Schiffbrücke ankommenden Schiffe mit fremder Ladung entweder diese hier zum Verkauf auslegen oder den Hafen innerhalb 9 Tagen verlassen mußten. Nach längeren erfolglosen Verhandlungen sahen die Husumer sich veranlaßt, zu Repressalien zu greifen und nun auch ihrerseits den Flensburgern die Benutzung des Husumer Hafens zu verbieten. Dieses Verhalten Husums nötigte die Flensburger sich nach einem neuen Nordseehafen und nach einem neuen Verbindungswege zwischen Ost- und Nordsee, der, wenn möglich, gar nicht durch fremdes Gebiet ging, umzusehen. Nun gehörte die Landschaft Bredstedt damals zur Verwaltung des Flensburger Amtmanns, und da die Natur bei dem hier gelegenen Okholm die Anlage eines Hafens zu begünstigen schien, beschlossen die Flensburger, hier einen Hafen anzulegen. Im Jahre 1580 wurde hier der Bau eines Hafens von den Flensburgern in Angriff genommen und zugleich eine Landstraße gebaut, die über Blunke, Langenhorn, Mönkebüll, Lütjenholm, Goldelund, Sillerup und Wiehekrug nach Flensburg führte. Aber schon im Jahre 1585 waren so große Reparaturen an dem neuen Hafen erforderlich, daß er von den Flensburgern aufgegeben wurde.



Schleswig-Holsteinische Bauernhausmuseen. II.

Von Geheim. Baurat **Mühlke** in Schleswig.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, auch die übrigen kleineren Museen des Landes, die Sammlungen der Kreisverbände in Hadersleben, der Stadt Schleswig, der Insel Fehmarn zu Burg auf Fehmarn usw. einzeln zu schildern. Es seien daher nachfolgend nur noch die größeren Sammlungen des Landes besprochen, zunächst die des Hamburger Kunstgewerbemuseums, das zwar an der Grenze des Landes in der Hansestadt belegen ist, aber einen großen Teil seiner Schätze aus Schleswig-Hostein bezogen hat. Der verdienstvolle Vorsteher dieser Anstalt, Prof. Dr. Justus Brinckmann, blickte am 12. Februar d. J. auf eine 27jährige Amtstätigkeit zurück. Schon seit Jahrzehnten hat er auf die Sammlung volkstümlicher Kunstarbeiten Schleswig-Holsteins sein Augenmerk gelenkt und sich um deren Sichtung und Wertschätzung verdient gemacht. In seinem Führer durch das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe ist der Schilderung der Kerbschnittarbeiten, der Schnitzarbeiten, der verschiedensten Gewebe von den einfachsten Knüpfarbeiten bis zu den kunstvoll gezeichneten Beiderwandgeweben, der Fayencen, Metallarbeiten usw. ein weiter Raum gewidmet. Vor allem nahm Brinckmann darauf Bedacht, der Beziehung des Kunstwerkes zum Gebrauch und zum täglichen Leben des Volkes nachzuspüren und es ist ihm gelungen, nach dieser Richtung wichtige Fingerzeige zu geben. Der Aufstellung einer größeren Anzahl vollständiger Bauernstuben standen die beschränkten Raumverhältnisse

des Museums und der Umstand entgegen, daß die für die Großstadt Hamburg bestimmten Sammlungen auf allen Gebieten der Kunstarbeit Vorbildliches und Lehrreiches umfassen sollten und sich daher nicht auf die heimatliche Kunstweise beschränken konnten. So hat Dr. Brinckmann nur ein besonderes Beispiel holsteinischer Kunst, das aus dem Jahre 1744 stammende Wilstermarschzimmer des Joachim Krey aus Klein-Wisch seinen Sammlungen einverleibt. Die durch eine photographische Wiedergabe in den Blättern für Arch. und Kunsthandwerk Jahrg. XIII, Bl. 110 weiteren Kreisen bekannt gewordene Arbeit zeichnet sich durch die für die Wilstermarsch charakteristische und wohl von Hamburg beeinflußte Durchbildung der Wandtäfelung und der Durchgucköffnung zwischen Diele und Stube aus und durch sonstige an Rokokoschnörkel erinnernde Schnitzwerke der Stühle, des Ofenhecks, des Hängeschrankes und anderen Hausrats. In diesem Raum ist auch der unweit Margaretenhof aufgefundene Pelikan aufgehängt. Unter der Decke mit seinen ausgebreiteten bunten Flügeln schwebend, könnte er wohl zunächst für einen großen Schützenvogel gehalten werden. Erst durch weitere Nachfragen wurde von Brinkmann festgestellt, daß es sich hier um einen alten Brauch handelt, nach welchem über der Wiege des Kindes ein Pelikan als das Wahrzeichen der Mutterliebe aufgehängt wurde.

In neuester Zeit ist nun das städtische Museum zu Altona in die Fußtapfen seiner älteren benachbarten Schwesteranstalt getreten. Hier hatte sich von vorn herein die Notwendigkeit herausgebildet, bei den Sammlungen die kulturhistorische Entwickelung der schleswig-holsteinischen Lande in den Vordergrund zu stellen und, da diese Entwickelung in den einzelnen Landschaften verschiedene Wege gegangen war, die Stammesunterschiede und die landschaftliche Eigenart für die Zusammengehörigkeit der Sammlungsstücke maßgebend sein zu lassen. Es geben die nach einheitlichem Maßstabe gearbeiteten Modelle von Bauernhäusern, die Gruppen von Bauerntrachten und eine ganze Anzahl von Bauernstuben ein Bild der Sitten, Gebräuche und Kunstarbeiten der einzelnen Landschaften. Eine genauere Beschreibung der kulturhistorischen Abteilung des Museums liefert die Festschrift zur Eröffnung des Hauses in dem Aufsatze des Direktors Dr. Lehmann. Besondere Beachtung verdient es, daß, soviel diesseit bekannt, hier zum ersten Male der besonderen Bauart der alten Fischerhäuser von Blankenese und deren Verwandtschaft mit Helgoländer Häusern nachgespürt ist. Es handelt sich um Zwillingshäuser mit einer gemeinschaftlichen Hausdiele, die als Küche dient, und anschließender geräumiger, ebenfalls für zwei Familien gemeinschaftlicher Querdiele, welche für das Flicken der Netze sowie andere Hantierung der Fischerei geeignet eingerichtet ist. Daneben sind getrennte Wohnzimmer und im ersten Stock je ein Oberzimmer, Saal, für jede der beiden Familien eingerichtet. So unterscheidet sich das Blankeneser Fischerhaus im ganzen Aufbau in bestimmter Weise von den mehr breit gelagerten benachbarten Bauernhäusern, und auch die innere Einrichtung ist genau entsprechend dem Berufe des Besitzers geeignet für den Betrieb von Schiffahrt und Fischerei ausgebildet.

Das in Abb. 6 dargestellte Propsteierzimmer des Altonaer Museums ist ein Beispiel der Volkskunst aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus einem gleichfalls eigenartig entwickelten Ländchen, der Propstei, das einst der Herrschaft des Klosters Preetz unterstanden hatte. Wandgetäfel und Decke sind in schlichter aber wirkungsvoller Weise durchgeführt. Die Schnitzerei ist auf ein Paar vertieft gearbeitete herzförmige Zeichnungen der Thürfüllungen beschränkt. Durchgucköffnungen und Wandschränke unterbrechen auch hier die Wände. Die Lehnstühle mit den binsengeflochtenen Sitzen, dem Kissenbelag, den Seitenbacken an den hohen Lehnen und den geschwungenen Armlehnen sind in ihren einfachen Formen geradezu

mustergültig für die Benutzung gearbeitet und würden auch für die Bedürfnisse der Jetztzeit durchaus brauchbar sein.

Die rühmenswerte Arbeit, welche das städtische Museum in Flensburg unter der sachverständigen Leitung seines verdienten Gründers und Vorstehers Heinrich Sauermann für die Erhaltung und Sammlung der alten Kunstarbeiten namentlich im Norden der Provinz, in dem einstigen Herzogtum Schleswig und an der friesischen Westküste bisher geleistet hat, ist in dem Aufsatz Zentralblatt der Bauverwaltung 1896 Nr. 18 und 20 in eingehender Weise geschildert worden. Namentlich ist auf die reiche Sammlung von mittelalterlichen profanen Möbeln hingewiesen worden, wie sie in gleicher Menge wohl kein anderes norddeutsches Museum aufweisen kann. Ebenso wurde auf das gedeihliche Zusammenwirken des Museums und der unter gemeinschaftlicher Leitung arbeitenden Schnitzschule aufmerksam gemacht. Inzwischen ist ein wenn auch nur geringer Teil der Sammlungsstücke, namentlich solcher, die aus Bauernhäusern stammen, in Meibergs Werke: „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig" zeichnerisch wiedergegeben worden. Immerhin ist für die Sammlungen eine richtige Würdigung, Sichtung und Nutzbarmachung erst gewonnen worden, nachdem sie in dem neuen Museumsbau in angemessener Weise aufgestellt und zugänglich gemacht wurden. Es sind hierbei ebenfalls eine ganze Reihe vollständiger Wohnungseinrichtungen zusammengestellt, so ein nordschleswiger Zimmer, mehrere Bauernstuben von der friesischen Küste und den Nordseeinseln, aus Stapelholm, Dithmarschen und schließlich aus der Wilstermarsch. Da außer den bäuerlichen Zimmereinrichtungen auch ein bürgerliches Wohnzimmer aus Friedrichstadt und eine Diele aus einem Schleswiger Herrenhause im neuen Museum Aufnahme gefunden haben, ist es möglich, Vergleiche zwischen den bäuerlichen und städtischen Wohnungseinrichtungen derselben Zeit und derselben Landschaften zu ziehen. Mit der Fertigstellung und Eröffnung des Flensburger Museums im August v. J. ist ein weiterer großer Fortschritt auf dem Wege zur Erhaltung und Erforschung der alten Volkskunst Schleswig-Holsteins gewonnen worden.

Das Thaulow-Museum in Kiel ist aus den Privatsammlungen des Gründers Thaulow hervorgegangen. Sein Sammlungsgebiet erstreckt sich auf alle Teile der Provinz und zwar auf profane und kirchliche Arbeiten. Bei der Auswahl der gesammelten Kunstarbeiten war weniger die Absicht maßgebend gewesen, für die Beziehungen des Lebens des Volkes zur Kunstarbeit und die Entwicklung der letzteren in den Sondergebieten Unterlagen zu gewinnen. Vielmehr hatte man mehr darauf Bedacht genommen, recht viele reich gearbeitete Stücke zu sammeln. Erst nach Übergang des Museums in die Verwaltung der Provinzialbehörde bemühte sich der derzeitige Leiter der Anstalt Universitätsprofessor Dr. Matthaei, das Gesammelte zu sichten und nach den einzelnen Entwicklungsstufen und Kulturabschnitten übersichtlicher und lehrreicher zu gestalten. Für eine weitergehende Durchführung dieser Gesichtspunkte wäre jedoch entweder eine Beschränkung des Arbeitsfeldes oder eine wesentliche Erweiterung der Museumsgebäude und der sonstigen Einrichtungen der Anstalt erforderlich. Immerhin umfassen die Sammlungen auch schon jetzt recht wertvolle Stücke alter schleswig-holsteinischer Volkskunst. Als besonders rühmenswert muß es auch hervorgehoben werden, daß eines der besten Bilder des Halligmalers Alberts, die Darstellung des Königpesels der Hallig Hooge hier im Thaulow-Museum eine Heimstätte gefunden hat und so die eigenartige Durchbildung einer Friesenstube wenigstens im Bilde festgehalten ist.

Wenn man vom schleswig-holsteinischen Bauernhausmuseum spricht, darf man die dänischen Museen in Kopenhagen, namentlich das Volksmuseum des Direktors Bernhard Olsen daselbst nicht außer acht lassen. In letzterem war

schon bei der ersten Anlage darauf Bedacht genommen, in einzelnen Zimmereinrichtungen ein abgeschlossenes Bild der Kultur bestimmter Landschaften zu geben. So war Holstein durch ein Wilstermarschzimmer aus Urendorf vertreten, Südschweden durch Bauernstuben aus Schonen und den Nachbarlandschaften, Dänemark



Abb. 6. Propsteier Stube, jetzt im Altonaer Museum.

selbst durch Zimmer aus Aalborg in Jütland und Amager bei Kopenhagen. Für die Neuerwerbungen an altem Hausrat boten diese Räume auf die Dauer aber keinen Platz und so entstand nach dem Vorbilde der skandinavischen Freiluftmuseen zunächst im Rosenborgpark innerhalb der Stadt ein aus zwei südschwedischen vollständig überführten Bauernhäusern bestehendes kleines Museum. Dem folgte in

allerjüngster Zeit die in ländlicher Umgegend bei Kongens Lyngby zwischen Kopenhagen und Hilleröd ins Leben gerufene Erweiterung des dänischen Volksmuseum. Hier will Olsen eine ganze Reihe Bauernhäuser aus allen Landschaften der ehemals dänischen und mit Dänemark verbunden gewesenen Gebiete zur Aufstellung bringen. Mit einem südschwedischen Zwillingshofe und einem Schwesterhause des Ostenfelder Heldtschen Hauses aus dem Schleswigschen ist der Anfang gemacht worden. Ein nordschleswiger aus Bohlwerk errichteter Hof aus der Umgegend von Hadersleben soll demnächst folgen. So wird nach einigen Jahren dicht bei der Großstadt Kopenhagen eine vollständige Sammlung von Bauernhäusern der verschiedensten nordischen Landschaften zu schauen sein. Es wird daselbst dem Großstädter vor die Augen geführt werden, wie die ländlichen Bauten unbehindert durch die Enge des städtischen Zwanges sich aus dem Bedürfnis des ländlichen Gewerbes unter stetiger Mitwirkung ganzer Geschlechter der ländlichen Bevölkerung entwickelten und mit den einfachsten zur Verfügung stehenden heimischen Baustoffen hergestellt wurden.

Es ist nun Pflicht der Jetztzeit, nicht nur die Zeugen alter Volkskunst zu sammeln, zu erhalten, zu sichten und hochzuschätzen, sondern auch an dem Wiedererstehen einer neuen heimatlichen Kunst, die von gleichem Geiste getragen ist, zu arbeiten. In Schleswig-Holstein sind ja die allerersten Anfänge einer solchen Neuarbeit zu spüren, und gerade an die beschriebenen Bauernhausmuseen in Meldorf, Husum, Flensburg, Kiel, Hamburg knüpfen diese Bestrebungen zur Wiedererweckung und Weiterentwicklung eines gesunden heimatlichen Kunstschaffens an. Wenn diese Anregungen weitere Früchte tragen sollen, müssen wir aber vor allem auch der ländlichen Bevölkerung das Bewußtsein einimpfen, daß gleich wie die sonstige Nachahmung städtischer Sitte und Übel ist, es auch falsch wäre, auf dem Lande nach städtischer Weise zu bauen und zu bilden. Vielmehr tut es not, Kleinmeister und Bauhandwerker zu schulen, die des Volkes Sitte und Sprache verstehen und nach dieser bauen, bilden und schaffen. Es wird lange währen, bis eine Saat solcher Art geeigneten Boden finden wird, um zu wachsen und zu reifen. Es mehren sich aber die Anzeichen, daß diese Bestrebungen auch jetzt schon auf nicht ganz unfruchtbaren Boden fallen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.**)

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

43. Hans un de Preester.*)

Dar is mal 'n Preester weß de hett sik dree Knech'n hol'n. De een, dat 's rech so 'n dörneihten [1]) weß, de hett Hans heeten.

Nu hett he 'n Wisch hatt, de Preester, dar schüllt se mal een'n Morgen hen to meih'n. De Wisch is awer 'n ari Flach vun 'n Dörp af weß, un do kriegt se gliks so vel to leben mit, dat se vör 'n ganz'n Dag wat hebbt.

*) Aus der Sammlung ‚Wat Grotmoder vertellt,' verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1904.

**) Zu Nr. 42 (im Aprilheft). Eine vierte Fassung, in der durch den hochdeutschen Firnis der plattdeutsche Untergrund deutlich hindurch schimmert, habe ich in Müllenhoffs handschriftlichem Nachlaß gefunden. Sie stammt von dem Schullehrer Bahr in Wrohe bei Westensee. Der Inhalt ist folgender. Hans will in die Fremde, und seine armen Eltern geben ihm all ihr bißchen Geld mit. Hans bringt es aber gleich hindurch. Wie er abends traurig im Wirtshausgarten sitzt, kommt ein Pudel zu ihm und gibt ihm Geld wieder; er solle aber fleißig an ihn denken. Hans vergißt jedoch den Pudel und bringt auch dies Geld wieder hindurch. Der Pudel gibt ihm zum zweiten Mal Geld. Dafür soll

As se dar nu kamt in de Wisch, do secht Hans: O, wüllt man eers 'n Ogenblick ligg'n gahn.

Na, se leggt sik je hen un slapt eers 'n Stot.

As se wa' upwakt sünd, do secht Hans: Meih'n künnt wi den ganz'n Dag je noch: wüllt man eers 'n beten Frukkoß [2]) eten.

Ja, seggt de annern beiden, dat künnt wi je.

Do et se je Frukkoß, un dat smeckt ehr so schön, un do et se gliks ehr'n ganz'n Brotbüdel lerdi.

Nu hebbt se sik je so vull packt hatt, un warm is dat uk weß, do seggt se een to 'n annern: O, wüllt man noch 'n Ogenblick ligg'n blib'n. Un daröwer slapt se wa' to, un slapt so lang', bet de Sünn' al meis' ünnergahn will.

Do wakt se up.

Döwel ja, seggt de annern beiden, wat nu? Dat 's je Fierabend, un wi hebbt je noch keen'n Hau dan! Wat schall de Herr segg'n, wenn de morn fröh mennimal kümmt un will sehn, wo wid as wi sünd?

O, secht Hans, dar lat mi man vör sorgen. Makt man to, dat wi hen to Hus kamt.

Darmit staht se je up un gaht los.

As se ut de Wisch sünd, do kamt se öwer 'n Dreeschkoppel, wo Peer un Kög' up gaht.

So, secht Hans, nu wüllt wi unsen Brotbüdel vull Schellbiters [3]) un Schallkatten [4]) sammeln. Un wenn dar 'n paar Peerfigen [5]) un Sünn'nbackskooken [6]) mank kamt, is 't uk keen Malhör.

Nu sammelt se den Brotbüdel je vull.

As se to Hus kamt, na, Hans, secht de Preester, wo wid sünd ji?

Ja, uns' Herr, secht Hans, de Wisch hebbt wi af.

Süh, dat 's je schön, Hans, secht de Preester. Denn sünd ji je heel fliti weß. — Wat heß dar in 'n Büdel? Hebbt ji jun Brot gar ne up kregen?

---

er ein Schiff bauen lassen und Leute annehmen. Sie sollen aber nicht ohne den Pudel abfahren. Sie warten und warten, aber der Pudel kommt nicht, und so fahren sie endlich ohne den Pudel ab. Wie sie auf See sind, wird Hans den Pudel am Ufer gewahr. Sie fahren zurück und nehmen ihn mit aufs Schiff. Nach längerer Fahrt landen sie, worauf Hans und der Pudel zu Fuß weiter gehen. Nach kurzer Wanderung fallen sie durch die Erde hindurch und kommen so in das Königreich von Süd-Nord-Babylon. Wie Hans wieder zu sich kommt, steht eine Prinzessin neben ihm. Die ist in den Pudel verwünscht gewesen und ist jetzt erlöst. Hans geht mit ihr in ihr schönes Schloß und bekommt sie zur Frau. Nach einiger Zeit will Hans seine armen Eltern mal besuchen. Die Prinzessin hat nichts dagegen; er soll aber nicht von ihr sprechen. Er legt sich auf ihre Weisung zum Schlaf nieder, und wie er wieder erwacht, ist er zu Hause, bei seinen Eltern. Hier vergißt er aber das Verbot der Prinzessin und kann nun nicht wieder zu ihr zurück kommen. Er macht sich aber doch auf die Reise. Unterwegs trifft er zwei Riesen, die sich um einen Hut, weiterhin zwei andere, die sich um ein Paar Stiefel, und zuletzt noch zwei, die sich um einen Sattel streiten. Auf seine Fragen: ‚Blot üm 'n ol'n Hoot, blot üm 'n Paar ol Steweln, blot üm 'n ol'n Sadel?' antworten sie: ‚Ja, dar is awer noch wat bi: de em upsetten deit, den' kann keen Minsch sehn, de ehr antrecken deit, de kann 'n Mil weg pedd'n, de sik dar up setten deit, de kann mit den Wind dör de Luff riden.' Durch List nimmt Hans ihnen Hut, Stiefel und Sattel ab. Dann kommt er zu einer Frau, die Herr ist über alle Tiere. Die Frau ruft alle ihre Tiere zusammen, aber keins weiß, wo das Königreich von Süd-Nord-Babylon ist. Dann kommt er zu einer Frau, die Herr ist über alle Winde. Auch die Winde werden zusammen gerufen, und da sagt der Südwind, er wisse es; er solle den andern Tag dahin, um Zeug zu trocknen. Da setzt Hans sich auf seinen Sattel und reitet mit dem Südwind hin. Wie er dort ankommt, ist die Prinzessin, die mittlerweile einen andern Mann genommen hat, gra' bi un hängt Tüg up. Nachdem er ihr zuerst, durch seinen Hut unsichtbar, das Zeug immer zur Erde gerissen hat, gibt er sich ihr zu erkennen, worauf sie sich durch das Gleichnis von dem Schlüssel, das sie ‚ihren Leuten' vorlegt, von ihrem neuen Mann frei macht und Hans wieder nimmt.

Ja, secht Hans, dar hebbt wi 'n Imm'nswarm in. As wi bi to meih'n weer'n, do köm dar 'n Swarm anfleegen; den' hebbt wi infat. Un nu dach'n wi, wenn de Herr uns dar 'n paar Schilling vör geben wull, denn kunn de Herr em kriegen.

Ja, ne, secht de Preester, geben do 'k ju dar niks vör. Wat ji in min'n Deens kriegen doot, dat kümmt mi bi.

Ja, secht Hans, wenn de Herr so is — wi hebbt uns so sur dan bi 'n Meih'n — un will uns dar gar niks vör geben, denn wull ik, dat de Imm'n to luter Schellbiters un Schallkatten wörr'n, mit Peerfigen un Sünn'nbackskooken mank, un dat de ganz Wisch weller upstünn'!

Annern Morgen, do will de Preester de Imm'n je in 'n Rump [7]) kriegen. Awer as he den Büdel apen makt, da sünd dar luter Schellbiters un Schallkatten in.

Do secht he to Hans, he schall em den Voß mal sadeln.

Hans sadelt em den Voß, un do ritt de Preester hen na de Wisch.

Do is des Döösters de ganz Wisch weller upstahn bet up' n lütten Placken, [8]) un dar kümmt dat Gras' uk al wa' in Enn'. [9])

Do ritt he wa' hen to Hus, de Preester, un do secht he to Hans: Hier sünd dree Daler, Hans, awer denn maks mi so 'n Tög' uk ne weller.

Nach Buck in Stawedder, geb. 1827. ‚Ik heff as Goosharrjung bi Slüter in Süsel deent, do heff ik de Geschich vun 'n Sweden vertell'n hört, de weer dar vun de Franzosentit her behäng'n bleben. 'n Ruß weer dar uk.' Die Geschichte findet sich auch in einer dänischen Sammlung.

Anmerkungen: [1]) Wörtlich: durchgenäht, durchtrieben. [2]) Frühstück. [3]) Schwarze Käfer. [4]) Mistkäfer. [5]) Pferdefeigen, Roßäpfel. [6]) (Von der Sonne gebackene) Kuhfladen. [7]) Rumpf, Bienenkorb. [8]) Fleck, Stück. [9]) In die Höhe.

44. Hans Hildebrand. *)

Dar is mal 'n Bur'n weß — Hans Hildebrand hett he heeten — de hett so 'n hübsch Fru hatt, dar is de Preester ümmer hen gahn.

Nu is he so 'n beten tumpi un tüffeli weß, de Bur, un sin Fru un de Preester hebbt em je gern los wesen wullt.

Do snackt sin Fru em vör, he schall na Rom reisen un schall dar Weisheit un Verstand lehrn.

Hans Hildebrand, de lett sik je besnacken, un do rüst sin Fru em ut to de Reis', un he reist je af.

As he eben ut 'n Dörp is, do begegent em de Bodderkeerl, de ümmer de Bodder vun em kricht.

Na, Hans Hildebrand, secht de Bodderkeerl, woneb'n wullt Du denn hen?

Ja, secht Hans Hildebrand, Du weeß je, ik bün je so 'n beten sünnerli, un nu meent min Fru, ik schall na Rom reisen un schall dar Weisheit un Verstand lehrn.

O, Minsch, secht de Bodderkeerl, de Preester hölt je mit din Fru to. Se wüllt di je man blots los wesen, de beiden. Kumm du man weller mit trüch. Ik pack min Bodder na de een Kip herin, un du lechs di in de anner — mit dat Laken deck ik di to —, un denn dreg' ik mit di na din Hus hen. Un wenn ik in de Stuw kam, denn sett ik min beiden Kipen dar an de Wand hen. Du muß di awer jo ne ehr wat marken laten, as bet ik di nömen do.

Na, Hans Hildebrand lecht sik in de lerdi Kip, un de Bodderkeerl dricht mit em los.

*) In der Grimmschen Sammlung (Nr. 95. Der alte Hildebrand) steht eine aus Österreich stammende Fassung.

As se dar nu ankamt in de Stuw, do is de Preester al dar un sitt mit Hans Hildebrand sin Fru an 'n Disch. Un se hett 'n Buddel Win rup hal't ut 'n Keller, dar sünd se bi to drinken. Se sünd je so vergnögt, dat se den Ol'n los sünd.

As de Bodderkeerl dar nu öwer to kümmt, do paßt ehr dat je ne rech. Awer se wüllt sik je niks marken laten, un do nödigt se den Bodderkeerl uk mit ran, un do geiht 't Drinken je vun frischen weller los.

As se nu rech in Gang' sünd, do meent de Preester, dar müß je doch mal ins 'n Ding bi sung'n ward'n. De Fru schall anfang'n.

Nu fangt se je an:

> Ich hab' mein'n Mann nach Rom gesandt, diderallallallalla,
> er lernt da Weisheit und Verstand, diderallallallalla.

Nu kümmt de Preester:

> Ik wull, dat he ne weller köm, diderallallallalla,
> un unse Leew keen Ende nöm, diderallallallalla.

Nu de Bodderkeerl:

> Nu hörs du wul, Hans Hildebrand, diderallallallalla,
> lichs in de Kip dar an de Wand, diderallallallalla.

Do kümmt Hans Hildebrand ut de Kip herut un singt:

> Nu kann ik dat ne länger liden, diderallallallalla,
> nu mutt ik ut de Kip rut stigen, diderallallallalla.

Do makt de Preester, dat he ut 'n Hus' kümmt, un is sin Dag' ne weller kam'n.

Nach Wilh. Harms in Altenkrempe bei Neustadt in Holstein, geb. 1855.

Nach Stina Howe geb. Kloth in Kasseedorf, geb. 1826, is Hans Hill'brand, wie sie ihn nennt, man so 'n lütten Keerl weß, un de Stutenmann hett em in de Kip hendragen.



Aus den Erinnerungen eines alten Kampfgenossen von 1848—1851.

Nach den Mitteilungen von Klaus Huß
aufgezeichnet von **Christian Delfs** in Blumenthal bei Voorde.[1])

I.

Schon längere Zeit vor dem verhängnisvollen 24. März 1848 herrschte unverkennbar in der Stadt Schleswig eine bedeutungsvolle Anfregung. Volksversammlungen, Zusammenrottung von Bürgern und Militär waren an der Tagesordnung. Von unserem Kommandanten, dem sehr streng dänisch gesinnten Oberstleutnannt Renouard, war uns Jägern der Besuch jeglicher Versammlung verboten. Dagegen gab uns unser Kompagniechef, Kapitän Lange, verblümt zu verstehen, daß ihm der Besuch solcher Versammlungen keineswegs unangenehm sei. Der Hauptmann war nämlich durchaus kein Freund der Dänen. — Wir Jäger waren bei der Bürgerschaft außerordentlich beliebt. Bei den in damaliger erregter Zeit häufig vorkommenden Straßenkrawallen mußten wir vielfach Platz schaffen. Da unser Korps ausnahmslos aus Holsteinern und Südschleswigern bestand, gingen wir bei derartigen Anlässen stets sehr gelinde vor. Anders war es mit dem mehr aus dänischen (? H.) Elementen bestehenden Dragoner-Regiment. Diese schritten rücksichtslos ein und machten sich daher unbeliebt. Am

[1]) Mit Anmerkungen von Professor Hansen in Flensburg.

Morgen des 24. März wurden wir zum feldmarschmäßigen Antreten beim Schloß Gottorf befohlen. In der Nacht vom 23. zum 24. März hatten, wie uns damals gerüchtsweise zu Ohren kam, die Generale Castenschiold, v. Lützow und der bis dahin allmächtige Regierungspräsident v. Scheel die Stadt heimlich verlassen. Daraus entnahmen wir, daß zweifellos etwas Außergewöhnliches im Werke sei. Als unser Korps aufmarschiert stand, wurde uns von unserem Oberstleutnant kurz gesagt, daß wir wegen Unruhe der Schleswiger Einwohner nach Norden abmarschieren müßten. Mit voller Musik rückten wir ab. Wir kamen bis in die nach dem Hesterberge führende Allee. Da machte meine, die 1. Kompagnie, Halt. Unser Hauptmann Lange trat mit gezogenem Degen vor uns hin und wollte die Ursache des plötzlichen Aufenthalts wissen. Ihm wurde erklärt, die Kompagnie wünsche den Grund des unerwarteten Abmarsches nach Norden zu wissen. Wenn uns keine genügende Aufklärung gegeben würde, würden wir nicht weiter mitgehen. Seine Antwort war: „Leute, tut, was Ihr wollt, aber haltet treu zusammen!" Auch der Oberstleutnant mußte einsehen, daß unsere Weigerung ernst zu nehmen sei, darum befahl er der Kompagnie, die ein Däne, Hauptmann Löwenfeldt, führte, die Spitze zu nehmen; wir von der ersten sollten uns hinten anschließen. Zu uns gewandt rief er: „Und Euch werde ich strafen, bei meiner Ehre!" Er ist aber nicht dazu gekommen. Beim jetzt erfolgten Abmarsch ging noch ein Teil unserer Kompagnie mit, 25 Mann aber, darunter auch ich, gingen in die Stadt zurück. Von den Bürgern wurden wir begeistert empfangen. Der Zug ging nach dem Rathause, wo wir auf das beste bewirtet wurden. Doch der Ernst der Lage sollte uns bald zum Bewußtsein kommen. Etwa 14 Tage vor den vorstehend geschilderten Ereignissen hatte ein Leutnant v. Aassewitz, der bis dahin bei unserer Kompagnie gestanden hatte, seinen Abschied genommen. Derselbe war ein geborener Däne, aber sein Vaterland war ihm durch Familienverhältnisse usw. gründlich verleidet. Nun hatte er, wie bemerkt, sich bei uns, wohl in Voraussicht der kommenden Dinge, verabschieden lassen, war aber in Schleswig geblieben. In Zivilkleidung ging er nun jeden Tag in Wirtschaften und an andere Stellen, wo er sicher war, Jäger zu finden, und forderte dann die Leute auf, die dänische Kokarde wegzuwerfen. „Was wollt Ihr damit, Ihr seid doch keine Dänen, sondern Deutsche." Dieser Leutnant kam denn auch bald zu uns auf das Rathaus, wo wir uns mit den Bürgern vergnügten. Er trug noch Zivilkleidung. „Na Leute" redete er uns an, „was wollt Ihr denn?" „Wir wollen hier bleiben," war unsere Antwort. „Nun, das meine ich auch." „Wollt Ihr mir dann folgen?" fragte er weiter. „Ja, aber wohin?" „Nun, vorerst müssen wir die Stadt besetzen. Begebt Euch jetzt nach Hause und holt eure sämtlichen Sachen. Es ist jetzt Kriegszeit, und Ihr werdet vielleicht Eure Quartiere nicht wieder beziehen." Als Appellplatz wurde der sogenannte Holsteinische Platz bezeichnet. Nachdem wir seinen Anordnungen gemäß uns mit sämtlichen Ausrüstungsgegenständen versehen hatten, begaben wir uns auf den bezeichneten Platz. Gleich darauf erschien auch der Leutnant, jetzt aber in voller Uniform. Vorerst hatten wir uns jetzt im Pulverturm mit genügender Munition zu versehen. Dann wurde von dort bis zu den „Hühnerhäusern," also auf der nördlichen Seite Schleswigs eine Postenkette ausgestellt. Der Befehl lautete: Auf alles, was auf feindliche Art zurück kommt, wird geschossen, überhaupt ist nichts ohne Untersuchung in die Stadt hinein noch hinaus zu lassen. Ein Haus auf dem „Hesterberge" bezeichnete der Leutnant uns als sein Quartier. Auch hatten wir bereits die dänische Kokarde mit den deutschen Farben vertauscht, das heißt, die alten Farben waren in der Eile mit den deutschen übermalt worden.

Nach etwa 2 Stunden kam ein Wochenwagen, der in der Richtung nach Flensburg die Stadt verlassen wollte. Bei der näheren Untersuchung kam ein

Wachtmeister, namens Bork von unserer 4. Kompagnie nebst 2 Gemeinen zum Vorschein. Die beiden Jäger meldeten sich sofort zum freiwilligen Bleiben. Anders aber der Wachtmeister, der wollte durchaus weiter. Angeblich wollte er seinem Sohne nach, der ebenfalls bei uns gedient, und mit dem Korps nach Norden abmarschiert war. Der wachhabende Gefreite ließ ihn aber nicht passieren. Wütend riß der Wachtmeister seinen Waffenrock auf und forderte den Posten auf, ihn zu erschießen. Der meinte jedoch ruhig: „Dar heff ick keen Ehr von, so'n ohlen Kerl dod tau scheten, awer hier bliewen schast du." — Nun wurde der Leutnant geholt. Bork beklagte sich bei diesem jämmerlich über die ihm wiederfahrene Behandlung. Das Ende war, daß der Leutnant ihn laufen ließ. Er bemerkte dabei: „Herr Bork, wir werden hier auch ohne Sie fertig, hüten Sie sich aber, wieder zu kommen." Hätte Bassewitz eine Ahnung gehabt von dem Unheil, das der Wachtmeister vorher angerichtet hatte, er wäre wohl anders mit ihm verfahren. Bei dem mit den beiden Gemeinen nach Borks Entfernung angestelltem Verhör gestanden diese, sie hätten zusammen mit dem Wachtmeister auf unserer Montierungskammer aus sämtlichen dort lagernden Büchsen die Zündpistons herausgenommen. Die Pistons hatte Bork mit in seine Wohnung genommen. Sofort begab sich der Leutnant in diese Wohnung zum Nachsuchen, begleitet von 2 Jägern. Sie fanden denn auch die Pistons im Kartoffelkeller und zwar waren dieselben in Essig gelegt, um sie durch Rost unbrauchbar zu machen. Nachdem die Sachen sauber gereinigt waren, wurden sie wieder in die Büchsen eingesetzt. Hierauf wurden Wagen bestellt und in Gemeinschaft mit Schleswiger Bürgern sämtliche Waffen, Munition und sonstige Vorräte von der bisherigen Montierungskammer nach Schloß Gottorf geschafft. Darüber war es Abend geworden. In der Nacht vom 24. zum 25. März ereignete sich bei uns nichts Erwähnenswertes. Nachzutragen ist noch, daß gleichzeitig mit uns auch das ebenfalls in Schleswig liegende Dragonerregiment, teils nach Norden, teils nach Süden verlegt wurde, nach welchen Garnisonen ist mir nicht mehr erinnerlich. Der bei weitem größte Teil des nach Flensburg abgezogenen Jägerkorps weigerte sich hier, weiter nach Norden zu marschieren und kehrte am nächsten Tage unter der Führung des Kapitäns Lange nach Schleswig zurück.

Wir in Schleswig Zurückgebliebenen waren schon mittags von den Bürgern auf Wache abgelöst worden, hatten daher nichts zu tun und empfingen die Heimkehrenden.

Unser neuer Kommandant Lange meinte: „Ihr Bengels seid klug gewesen, daß Ihr hier geblieben seid." Vorläufig rückten wir für die Nacht in unsere alten Quartiere ein. Vor dem Wegtreten wurde uns noch gesagt, wir sollten am kommenden Morgen nach Rendsburg marschieren. Unsere Offiziere glaubten ja jedenfalls, unsere Stellung für sehr gefährdet halten zu müssen, da wir ganz allein die Besatzung von Schleswig bildeten, denn, wie schon bemerkt, hatte auch das frühere daselbst liegende Dragonerregiment am 24. März nach verschiedenen Richtungen hin sich aufgelöst.

Es kam aber anders. Kurz vor dem Ausmarsch traf in Rendsburg Gegenbefehl ein und zugleich die Nachricht, wir hätten am Montag, den 27. März, morgens 9 Uhr auf dem Schloßplatz anzutreten, da der Generalstab aus Rendsburg eintreffen würde. Zur angegebenen Stunde kam jedoch kein Generalstab, vielmehr mußten wir bis um Mittag warten. Endlich traf der Prinz von Noer mit seinen Offizieren ein. Wir mußten einen großen Kreis schließen; die Herren vom Stabe hielten in der Mitte.

Nachdem Stillgestanden kommandiert war, nahm Oberst v. Abercron das Wort. Zunächst richtete er die Frage an uns: „Nun, Leute, wollt Ihr für Euer Vaterland fechten?" „Ja, das wollen wir", war die Antwort. Da fuhr der Oberst fort: „Ihr seid jetzt alle Freiwillige, darum steht es jedem von Euch frei, nach

Hause zu gehen, und ich fordere diejenigen, die sich fürchten, in den Kampf zu gehen, auf, aus dem Gliede zu treten.“ Keiner rührte sich. Darauf der Oberst: „Wenn unter Euch eine solche Gesinnung herrscht, dann haben wir in 4—6 Wochen den Feind geschlagen. Wir sind nicht allein, der gesamte deutsche Bund steht hinter uns und wird uns helfen“.

Kurz darauf erhielten wir Marschordre nach Flensburg, welche auch sofort ausgeführt wurde. Fröhlich verließen wir zum zweiten Male Schleswig, von der unterwegs angetroffenen Bevölkerung in jeder Weise herzlich bewillkommt. Leider hatten wir an Offizieren Mangel. Außer unserem Kommandeur Lange, der als Major bestätigt war, hatten wir im ganzen Korps nur noch als Leutnants die Herren Bassewitz und Zeska, also fürwahr wenig genug. In Flensburg auf dem Südermarkt angelangt, mußten wir sehr lange auf unsere Quartierbillets warten. Endlich im Besitz derselben, wurde uns befohlen, nichts von unseren Gegenständen abzulegen, da bei einem etwaigen Alarm wir binnen 3 Minuten uns kampfbereit zu stellen hätten. Morgens um 7 Uhr ging’s los, denn unsererseits wurde eine Landung dänischer Truppen befürchtet, und um einer solchen wirksam begegnen zu konnen, wurden wir in die am Hafen liegenden Häuser verteilt. Hier am Hafen trafen wir bereits die mit uns in der letzten Nacht in Flensburg eingetroffenen Kieler Studenten und Turner an.



Nordoe.

Von G. Rickers in Kiel.

Etwa 2 km südlich von Itzehoe liegt ein mit Heidekraut, Ginster und Eichenkratt, den Resten früherer ausgedehnten Waldungen, bestandenes Hochplateau, die Heide von Nordoe. Ein Meierhof und eine Windmühle sind die einzigen Wahrzeichen menschlicher Wirksamkeit; hier hat man die Natur in ihrem Urzustande, und wenn auch die rege Fabrikstadt Itzehoe nahe ist, so glaubt man doch, hier ein „Abseits“ zu haben, auf das Storms Wort paßt: „Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit“. Ganz eigenartig ist der Blick auf dieses Hochplateau von der Marsch aus. Steil scheint es aufzusteigen, und die braune Heidefläche mit der Windmühle und dem „Tempel von Nordoe“ hebt sich in scharfen Umrissen vom Himmel ab. Der „Tempel“ ist eine Steinpyramide, von der ein im Volksmunde verbreitetes Scherzrätsel sagt: „De Tempel von Nordoe ist Kremp neger as Itzehoe“. Der Tempel liegt nämlich näher bei Krempe als Itzehoe. Über die Entstehung dieses Tempels erzählt die Sage: „Der Herr von Rantzow hatte mit dem derzeitigen König von Dänemark gewettet, daß er imstande sei, in einer Nacht einen Turm errichten zu lassen, der ebenso hoch sei, wie der Kremper Kirchturm. Es handelte sich dabei für den Rantzower um die Gewinnung der Mühlengerechtsamkeit. Der König versprach ihm diese, wenn er jenen Bau ausführen werde. Der schlaue Rantzow ließ nun jene Steinpyramide errichten, dessen Spitze allerdings in gleicher Höhe mit der des Kremper Kirchturms lag.“

Aus den erhaltenen Inschriften geht hervor, daß das Denkmal von Heinrich v. Rantzow im Jahre 1578 zu seiner Familie und der dänischen Könige Ehren errichtet worden ist. — Auf einem Hügel, vielleicht einem Hünengrabe, erhebt sich ein zweiter kleinerer Hügel, dessen Spitze jenes Denkmal trägt. Der Sockel desselben besteht aus grob behauenen Granitsteinen, die möglicherweise dem Hünengrabe entnommen sind. Auf dem Sockel steht ein vierseitiger Hohlprisma, das oben mit einer vierseitigen Pyramide abschließt, deren Spitze eine Wetterfahne trägt. Das Ganze ist etwa von doppelter Mannshöhe. Die Seiten des Hohlprismas sind glatt geschliffen und mit in lateinischen Majuskeln ausgeführten Inschriften bedeckt. Die Ostseite trägt folgende Inschrift:

DEO TRINO ET UNI SACRUM
D. FRIDERICO I. CHRISTIANO III.
FILIO DANORUM REGIBUS PIIS
VICTORIOSIS AC BENE DE SE
MERITIS, HENRICUS RANTZOVIUS
DUORUM POSTERIORUM IN HOL-
SATIA VICARUM NEC NON IOHANN
RANTZOVIO, ANNAE VALSTOR:
PIAE PARENTIBUS GRATITUDIUS
ERGO TUM SIBI AC UXORI SUAE
CHRISTIANNAE AB HALLE FILIIS-
QUE AC FILI AB. FRANCISCO,
BREDONI, FREDERICO, GERHARDO
THEODORICO, CALO, IOHANNI,
MAGDALENAE, CATHARINAE,
ELISABETHAE, OLIGARDAE,
MARGARETHAE, ET EORUM
POSTERIS POSUIT.

Nordseite.

CONSTRUXIT TRIBUS EX ORDINE
DANORUM REGIBUS SIBI AC SUIS
HENRICUS RANTZOVIUS HOC MONU-
MENTUM POSTERITAS EX OPTASIS
SIMA ET UT INVIOLATUM MANEAT
ROGAT AETERNEQUE ET DIVINATI
IN OMNIA ORBI VENTURA SECULA
COMMENDAT ANNO A PRINCIPIO
MUNDI 5540. ANNO A DILUVIO
CHOATO 3484. ANNO A CHRISTO
DEO NATO 1578. ANNO A NATO PSEU-
DO PROPHETA MAHOMETA 985
OPERIS VIOLATOR INFELIA ESTO.

Westseite.

HEINR. RANTZOW HEREN IO-
HANNIS SOHNE ERBE TZUM BREI-
TENBERGE, RANTZOWSHOLM,
MEHLBEK, TUSCHENBEK, WAN-
DESBEK, NUTZKOW, BINNEN
DER DRAKENBORCH, RINTELN UND
KOLINGSHAVE FIIRI FECIT.
HUET DICH MIT FLEIS UND
NICHT TZERBRICH WAS TZUR
GEDAECHTNUS IS UFGERICHT; DENN
WO SOLCHES VON DIR BESCHICHT
VORPLEIBT DIE STRAFE GEWISS-
LICH NICHT. HIERMIT BEFEHLE
ICH LESER DICH IN GOTTES SCHIRM
STETS EWIGLICH.
HENR. RANTZOVIUS LIC LATUS
MEMORIAE FRATRIS PAULI AC MAGDA
LENAE SORORIS DEDICAVIT.
SPES SALUTIS IPSAM SAEVITIAM
SOLORIS LEVAT ANNO DOMINI 1578.
AETATIS 51. HENRICUS RANTZOVI-
US MORTUUS ANNO DEI 15 AETATIS.

Südseite.

UMBRA HORIS PHOEBIS DES IGNATCLE-
MATE NOSTRANODUS QUOD SIGNUM
SOL TENET ARTE DOCET
NON SOL — MUTET POST PLURIMA
SEGULA CURSUM PHOEBUS POSTERITAS
SERA NOTARE POTEST, SALVO
REGE DANIAE FELICES RANTZOVII.

Die Anordnung der Inschrift hier entspricht genau der auf dem Denkmal. Die Südseite enthält endlich noch eine Sonnenuhr. — Auf den rohbehauenen Granitsteinen des Sockels befinden sich ebenfalls eingemeißelte Schriftzüge, die aber nicht zu entziffern sind. Der kleine Bau ist vorzüglich erhalten; das muß um so mehr in Erstaunen setzen, als derselbe doch über 300 Jahre hindurch auf seiner einsamen Höhe allem Wind und Wetter ausgesetzt gewesen ist. Auch die Stürme des 30 jähr. Krieges sind an jener Heide nicht spurlos vorübergegangen. In den Jahren 1627 und 28 hausten in der Gegend arg die Söldner Wallensteins. Es ist sonderbar, daß die rohen Gesellen keine Hand an jenes Denkmal legten, während sie doch ein kleines Dorf, das in der Nähe lag, vollständig niederbrannten. Diese Tatsache mag Veranlassung gegeben haben zu der Sage, daß in einem der Häuser jenes Dorfes ein von der Breitenburg abführender unterirdischer Gang mündete, den die Verteidiger der Burg während der Wallensteinischen Belagerung zur Herbeischaffung von Lebensmitteln benutzt hätten. Durch Geld bestochen habe endlich eine alte Frau dem Feinde den Eingang verraten. Diese habe man später aber zur Strafe von Pferden zerreißen lassen.

Die Sage scheint sich dieses Gebietes überhaupt sehr bemächtigt zu haben. Von der „Kaninchenkuhl", einer ca. 15 m tiefen trichterförmigen Erdsenkung, erzählt sie, daß sie die Stelle sei, wo einst ein Schloß versunken wäre. Ein befestigter Platz mag in der Gegend wohl gewesen sein, denn Spuren von Wällen findet man an mehreren Stellen. Übrigens soll nach Schröders Topographie die Kaninchenkuhle ihren Namen daher haben, daß die Grafen von Breitenburg hier bereits im 16. Jahrhundert bis ungefähr 1718 Kaninchen gehalten haben.

Mitteilung.

Die Brauteiche bei Schleswig. An dem alten Kirchwege, der von dem Dorfe Hüsby nach der Stadt Schleswig führt, steht die alte, sagenumwobene Brauteiche (siehe „Heimat" 1896, Heft 4, S. XIV). Bei einer Höhe von 20 m hat der Stamm in Schulterhöhe einen Umfang von 5,08 m. Nachdem die sogenannte Königseiche — Umfang des Stammes in derselben Höhe 5,48 m — in dem nahegelegenen Tiergarten im vorigen Winter als vollständig durchmorschter Baum endlich der Axt zum Opfer gefallen ist, sieht man die Brauteiche in der weiten Umgebung Schleswigs als den bedeutendsten und zugleich bekanntesten Repräsentanten ihres Geschlechts an. Unter ihrer kugelförmigen Krone, die



Brauteiche bei Schleswig.
Amateur-Photographie von Marie Metting in Schleswig.

sich weithin über den Weg ausdehnt, gewährt sie manchem auf der staubigen Straße hinziehenden Wanderer Ruhe und Kühlung. Noch scheint der Stamm vollständig gesund und ist darum das Gerede kaum als glaubhaft zu bezeichnen, wonach Schleswiger Bürger nach dem Einzuge der Dänen 1850 einige ihrer besten Waffen, um sie den Augen der Feinde zu verbergen, dem hohlen Raume, der sich in dem gewaltigen Stamme befinden soll, anvertraut hätten, wo sie noch bis zum heutigen Tage ein beschauliches Dasein führen sollten.

Schleswig. W. Metting.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

125. Babbe, Lehrer, Plön. 126 Braack, Hasselburg b. Selent. 127. Cremer, Pastor, Potsdam. 128. Dost, Beamter, Hamburg, Waisenhaus. 129. Gripp, Landes-Bauinspektor, Plön. 130. Habermann, Buchhandlungsgehilfe, Altona. 131. Herrmann, Beamter, Hamburg 21, Waisenhaus. 132. Lubiz, Gärtner, Altona. 133. Mebius, Fabrikant, Altona. 134. Dr. med. Nicolas, Direktions-Badearzt, Westerland a. Sylt. 135. v. Pein, Tierarzt, Oldenburg. 136—154. Seminaristen: Bachmann, Braack, Bruhn, Chr. Clausen, Th. Clausen, Hagge, Lindschau, Münkel, Chr. Rathje, H. Rathje, Rathjen, Reimers, Roos, F. Schmidt, Schween, Sieben, Sinn, Stäcker, Wittmaack — Eckernförde-Borby. 155. Sierck, Baalermoor b. Burg i. D. 156. Soltau, Hofbesitzer, Jenfeld b. Alt-Rahlstedt.

Der Bericht über unsere Plöner Generalversammlung erscheint im Augustheft.

Kiel, am 23. Juni 1904. Geibelallee 2.

Der Schriftführer: H. Barfod.

Anzeigen.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 8. August 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Brütt, Im Waldesdom. (Gedicht.) — 2. Pörksen, Paul Trede. (Mit Bild.) — 3. Hach, Über ehemalige Folter- und Strafwerkzeuge im Museum und ihre ehemalige Anwendung in Lübeck. I. (Mit Bildern.) — 4. Delfs, Aus den Erinnerungen eines alten Kampfgenossen von 1848—51. II. — 5. Philippsen, Sagen und Sagenhaftes von Föhr. IV. — 6. Carstens, Fünf Volkslieder. I. — 7. Mitteilung. — 8. Bücherschau.

Am 14. d. M. starb nach kurzem Krankenlager unser langjähriges Ehrenmitglied
Dr. phil. **Paul Buttel**, Seminar-Oberlehrer a. D.
Einer berufeneren Feder als der meinigen wird es überlassen bleiben, des Dahingeschiedenen Verdienste um unsere Landeskunde zu würdigen.

Am Sonnabend dem 16. Juli haben wir die sterbliche Hülle des einst so berühmten Schulmannes auf Segebergs Gottesacker beigesetzt. Sein Geist wird namentlich unter seinen ehemaligen Schülern gewiß noch lange lebendig bleiben.

Im Namen des geschäftsführenden Ausschusses hat der Unterzeichnete einen Kranz mit blau-weiß-roter Schleife an der Bahre unseres Ehrenmitgliedes niedergelegt. Soeben erhalte ich von der trauernden Familie den besonderen Auftrag, dem Verein für die Ehrung des teuren Entschlafenen den herzlichen Dank der Hinterbliebenen zu übermitteln.

Schleswig-Holsteins Erde birgt einen treuen Freund unseres Landes, in dessen Dienst er fast vierzig Jahre mit seltener Treue seines Amtes gewaltet hat. Er ruhe in Frieden!

Kiel, am 20. Juli 1904. J. A.: **Barfod.**

Mitteilung.

Die drei Lilien.

1. Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf mein Grab.
Da kam ein stolzer Reiter und brach sie ab.
2. Ach Reitersmann, ach Reitersmann, laß doch die Lilien stehn,
sie soll ja mein feines Liebchen noch einmal sehn.
3. Und sterbe ich noch heute, so bin ich morgen tot;
dann begraben mich die Leute ums Morgenrot.

In dieser Fassung steht das beliebte Studentenlied unter Nr. 283 von „Schauenburgs allgem. Deutschem Kommersbuch." In „Ulmer, Liederbuch" 1883 hat das in ganz Deutschland verbreitete Volkslied 10 Strophen; die obigen Strophen bestehen bereits, aber in der Reihenfolge: Und sterbe ich (7), Drei Lilien (9), Ach Reitersmann (10). Das 3strophige, oben abgedruckte Lilienlied wurde zuerst von Heidelberger und Jenenser Studenten um das Jahr 1880 gesungen, wie Hoffmann von Fallersleben, „Unsere volkstümlichen Lieder"

(4. Aufl. 1900) S. 62 berichtet. In dem 1843 von Brauns herausgegebenen Liederbuch für Studenten und in „Erk und Böhme, Liederhort II" S. 542 ist das Lied bereits enthalten. Einige Strophen dieses Liedes in etwas anderer Form sind im Wunderhorn, abgedruckt nach einem fliegenden Blatte um 1790. Vor dieser Zeit scheint das Lied nirgends nachgewiesen zu sein. Wahrscheinlich stammen die Verse jedoch bereits aus dem 16. Jahrhundert, was mir aus folgendem hervorzugehen scheint: In der Hamburger Stadtbibliothek befindet sich das Buch: „Ein sehr schön christlich vnd andechtig bedebook. Gedrücket tho Schleßwig dorch Nicolaum Wegener 1593, in vorlegginge Laurentz Albrechts, bookförer tho Lübeck. 8°. Auf der Hinterseite dieses Buches stehen die handschriftlichen Verse:

Vyrgilyuß van Hollen is myne nam; Als yck sterve, so byn ick dot,
De anders ßecht, de lucht dar an. So begraft my onder di roßen rodt.

Die Ähnlichkeit mit dem 3. Vers des Lilienliedes ist unverkennbar.

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

157. Brockstedt, Hufner, Blumenthal b. Voorde. 158. Bruhn, Gastwirt, Voorde. 159. Claussen, Gerichtsvollzieher, Kiel. 160. Hartz, Hufner, Blumenthal b. Voorde. 161. Jensen, Lehrer, Wilster. 162. Otto, Kgl. Förster, Forsthaus Sören b. Bordesholm 163. H. Rehlsen, Hufner. 164. J. Chr. Rehlsen, Hufner. 165. Schlotfeldt, Hufner, sämtlich in Blumenthal b. Voorde. 166. Dr. jur. Tetens, Syndikus der Handelskammer, Bremen. 167. Wichert, Bruno, Hannover. 168. Wriedt, Tierarzt, Schönhorst b. Voorde.

Zur Nachricht:

1. Unter den obengenannten 12 neuen Mitgliedern sind allein 8 innerhalb ganz kurzer Zeit durch die tatkräftige Werbung eines für unsere Monatsschrift lebhaft interessierten Landmannes in Blumenthal b. Voorde unserm Verein zugeführt worden. Möchte es an edler Nacheiferung auch anderorts nicht fehlen! Probehefte stehen für eine einigermaßen Erfolg verheißende Werbetätigkeit zur Verfügung.
2. Die Adresse des Unterzeichneten lautet bis zum 20. August: Süderheistedt b. Heide.
3. Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten in der Zustellung der „Heimat," Adressenänderung (in Städten auch unbedingt der Wohnungswechsel) sind dem Unterzeichneten sofort zu melden; denn nur also wird die Expedition angesichts unserer großen, dazu stets wachsenden Mitgliederzahl in die Lage gesetzt, ihre Obliegenheit sofort und sicher zu erfüllen.

Kiel, am 20. Juli 1904. **Der Schriftführer:**
Geibelallee 2. H. Barfod.

Anzeigen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 8. August 1904.

Im Waldesdom.

Mein Tagwerk ist vollendet,
nun winkt der grüne Wald.
Sein tiefes Schweigen spendet
Auch mir die Ruhe bald.

Dann geht auf weichen Schwingen
ein Hauch durch Wald und Ried.
Mir ist's, als hört' ich klingen
ein altes Sphärenlied.

Ein Lied, wie leises Läuten
und fernet Wogen Schall,
daraus ich sollte deuten
des Daseins Rätsel all.

Die Menge stillt die Tränen
dort in dem Dom von Stein. —
Ich bin mit meinem Sehnen
im Waldesdom allein.

Sande. J. Brüdt.

Paul Trede.

Zu seinem 75. Geburtstage am 19. August.

Von **Emil Pörksen** in Itzehoe.

„Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt, die Zügel fest zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"
(Goethe: „Aus meinem Leben.")

Es sind jetzt reichlich fünfzig Jahre her, denn es war an einem kalten Februarmorgen des Jahres 1844, als in frühester Morgenstunde — fast war es noch Nacht — aus der Haustür einer kleinen Kate des Dörfchens Ahrentsee bei Brockdorf in der Wilstermarsch zwei Menschen heraustraten. Man sah es den beiden an, daß sie einen weiteren Gang durch den knirschenden Schnee vorhatten, denn sie waren in ihrer zwar einfachen, doch warmen Kleidung vollständig reisemäßig ausgerüstet, und der ältere von ihnen war mit einem festen „Handstock" versehen. Es waren Vater und Sohn. Der erstere war ein schlank gewachsener, aber in harter Arbeit und einfachem Leben starkknochig und wetterhart herausgereifter Mann, letzterer ein hellblonder, eben konfirmierter, schmächtiger Knabe, dessen große, etwas träumerische Augen sich, als er der ebenfalls in die Tür getretenen Mutter die Hand zum Abschied reichte, mit Tränen füllten, denn er war ein gutes, sonderlich der Mutter sehr zugetanes Kind. Aber einen weiteren großen Abschied kannten diese einfachen Leute nicht, und so traten die beiden Wanderer rüstig auf die nach Beidenfleth führende Landstraße hinaus, um in der

ihnen gewohnten schweigsamen Weise den Weg nach der etwa zwei Meilen entfernten Stadt Itzehoe zurückzulegen.

Die weite Marsch lag in ihrem weißen Winterkleide noch in tiefem Schlafe da, und Dunkel deckte den schwer erkennbaren Weg. Nur die hohen Pappeln, welche die verstreut liegenden großen Gehöfte umgaben, ragten gespenstisch erkennbar gen Himmel und gaben im falben Licht des schon weit nach Westen vorgerückten Mondes den beiden Wanderern einigermaßen die Richtung an, die sie in dieser tief verschneiten, sonst busch- und baumlosen Ebene einzuschlagen hatten. Einen eigentlichen Weg vermochten aber die Wanderer trotzdem bald nicht mehr zu unterscheiden, und so schritten sie nach sicher festgestellter Richtung über zugefrorene Gräben und Teiche, über manche im Sommer äußerst gefährliche, jetzt dank dem schon wochenlangen harten Froste ganz sicher gewordene Moorstrecken, ja, bei Beidenfleth sogar über die mit einer festen Eisdecke belegte, sonst so reißende Stör ihrem Ziel entgegen.

Alles Leben schien erstorben, und nur hin und wieder aus einem Strohschober aufflatternde Raben oder ein auf dem Dach einer Kate plötzlich aufkreischender Nachtkauz erschreckten zuweilen die in so mancherlei Gedanken versunkenen beiden Pilger.

Endlich nach einem dreistündigen ermüdenden Marsch sahen die Wanderer den von der noch tiefstehenden Wintersonne kaum schon beschienenen, damals noch stumpfen Turm der St. Laurentius-Kirche von Itzehoe vor sich auftauchen. Hin und wieder begegneten ihnen einzelne Fußgänger von dort, die den entgegengesetzten Kurs hielten wie sie. Wagen kamen des Weges auf der von ihnen nun erreichten größeren Landstraße daher, deren Pferde vom Frühreif weiß überdeckt waren. Langsam regte sich bei den einzelnen Gebäuden, an denen sie noch vorüberkamen, das Leben, und allmählich angeregt von mancherlei Neuem und Interessantem, zogen Vater und Sohn, äußerst einfach in ihrem ganzen Auftreten, endlich beim feierlich stimmenden Klang der Morgenglocken ein in den Ort, dessen fremdartig sie anmutende Atmosphäre vielleicht das Schicksal des Knaben barg.

Fünfzehn Jahre lang hatte er unter den Augen seiner Eltern in seinem stillen Dörfchen gelebt, wohl glaubten sie ihr Kind gut zu kennen, — und doch hatten sie es nicht erkannt, so wenig, wie er noch sich selber verstand. Denn mit ihm und in ihm selber trat an diesem Wintermorgen ein Menschenkind ein in die große Welt des Menschenlebens, das dazu berufen war, in seiner schleswig-holsteinischen Heimat und weit hinaus über dieselbe einst viele zu erfreuen mit dem Besten, was das empfängliche Menschenherz kennt, denn es war nichts weniger als ein junges Dichtergemüt, dem sich an diesem Morgen die Bahn, die es zu wandeln hatte, auftat.

Paul Trede, das war der Name des Knaben, den wir so haben in das weitere Menschenleben eintreten sehen. Er war am 19. August 1829 als der einzige seine beiden Brüder überlebende Sohn des Tagelöhners Marx Trede und dessen Ehefrau Marie, geborener Sachau aus Beidenfleth zu Ahrentsee bei Brockdorf an der Elbe geboren, hatte daselbst die Dorfschule besucht und war schon während seiner Knabenjahre bei den Bauern seines Dorfes in den Sommermonaten zu allerlei landwirtschaftlichen Verrichtungen im Dienst gewesen. Da aber sein Vater für den aufgeweckten Knaben andere Pläne hatte, als ihn für den wenig einträglichen und schweren Beruf eines Tagelöhners zu bestimmen, so war er nach Fehlschlagen mehrerer anderer Bemühungen für einen Beruf des Knaben an diesem Morgen mit demselben ausgezogen, um ihn in der Buchdruckerei des von dem Senator und Buchdrucker Peter Samuel Schönfeldt in Itzehoe herausgegebenen „Itzehoer Wochenblatts," das schon damals im Lande weit ver-

breitet war und einen guten Ruf hatte, als Lehrling der „Buchdruckerkunst," wie man damals noch sagte, einstellen zu lassen. Wohl waren den Eltern mancherlei Bedenken aufgestiegen, ob es dem „Jungen" möglich sein werde, eine so „gelehrte Kunst" zu erlernen. Da aber Paul in der Schule während der letzten Jahre stets der Erste gewesen war und auch der zu Rate gezogene Lehrer keine Bedenken für diese Berufswahl hatte, so war denn beschlossen, es mit dem Knaben zu wagen. Und das Wagnis gelang wider Erwarten gut, denn bereits am selben Tage wurde Paul nach voraufgegangener Prüfung durch den Herrn Senator selbst als ordentlicher Buchdruckerlehrling in das genannte Geschäft eingestellt, unter der Bedingung, daß die ersten sechs Wochen als Probezeit zu rechnen seien und der eigentliche, auf fünf Jahre lautende Lehrkontrakt erst vom 1. April an in Kraft trete.

So stand denn der Knabe Paul Trede aus Ahrentsee jetzt plötzlich mitten im großen Getriebe des Geschäftslebens, und wohl ward es ihm „heiß und kalt," wenn er sah, wie gewandt und rasch seine Mitlehrlinge Dinge verrichteten, die ihm oft „schier zauberhaft" vorkamen. Aber er hat's doch erreicht, daß er nicht nur bald ihnen ebenbürtig war in all den verschiedenen Handgriffen und Verrichtungen seines Berufs, sondern daß er, nachdem er die fünf langen Jahre seiner Lehrzeit „mit heißem Bemühn" überstanden hatte, er sich sagen durfte, er sei manchem von ihnen sogar in manchen Stücken überlegen, nicht nur als eigentlicher „Buchdrucker," sondern auch auf dem Gebiete des allgemeinen Wissens und Erkennens mancher Dinge, von denen wenige seiner Kameraden einen rechten Begriff hatten.



Paul Trede.[1])

Insbesondere beschäftigte sich der strebsame junge Mann neben dem von ihm schon jetzt begonnenen Studium der englischen Sprache mit dem der Geschichte und der schöngeistigen Literatur. Bald auch wagte er sich dann an eigene Ausführungen auf dem Gebiete der letzteren heran, und schon während er noch in der Lehre war, veröffentlichte er seine ersten Gedichte im „Dithmarscher und Eiderstedter Boten," in dem auch Friedrich Hebbel einst seine Erstlingsdichtungen der Öffentlichkeit übergeben hatte. Auch in der „Hamburger Reform" erschien bereits um diese Zeit ein Gedicht von ihm, das aber so voll demokratischen Überschwangs war, daß er, als es erschienen war, selbst einsah, das sei nicht der Weg, den er als Dichter zu gehen habe. Er befleißigte sich also nun größerer Mäßigung, und seine nächsten poetischen Ergüsse bewegten sich vorerst ausschließlich auf dem Gebiete der Natureindrücke und kleinerer Herzensgeständnisse. Der weitere Anfang seiner Poeten-

---

[1]) Das Klischee ist uns von Lühr & Dircks' Verlag in Garding freundlichst zur Verfügung gestellt worden. E.

laufbahn war demnach einstweilen ein noch sehr zahmer, und sein Leben bewegte sich noch in sehr beschränkten Bahnen.

Das sollte aber bald anders werden. Noch hatte der junge Trede seine Lehrzeit nicht ganz beendet, als an ihn der Ruf zum Eintritt in die gegen Dänemark im Felde stehende schleswig-holsteinische Armee erging. Er wurde im Frühjahr 1849 in das 10. Infanteriebataillon derselben eingestellt und rückte, notdürftig ausgebildet, alsbald mit ins Feld. Jetzt begann für den jungen Dichter eine schwere, aber ebenso interessante und für sein Talent fruchtbringende Zeit. Drei Jahre hat er die Wechselfälle des Befreiungskampfes seines Vaterlandes, an manchem größeren und kleineren Gefecht selbst beteiligt, mit durchlebt (zu einem großen Teil als Freiwilliger in der berühmten Fröhlichschen Patrouille), und reichen Gewinn für die Festigung seines Körpers und Charakters trug er nach Beendigung mit nach Hause. Aber wie voll Unruhe auch das Leben im Felde war, Trede fand bei allem noch Muße, ab und zu seiner Lieblingsbeschäftigung, derjenigen mit der Poesie in Prosa und in Versen sich hinzugeben, und eine ganze Reihe von später veröffentlichten Briefen aus dem Felde und im Felde entstandenen Dichtungen beweist, daß das Krieger- und Kriegsleben sein poetisches Fühlen und Können nur gekräftigt und gefördert hatte.

Als die Armee im Februar 1851 aufgelöst wurde, trat Trede wieder in das alte Geschäft, in dem er gelernt hatte, als Gehülfe ein. Zwar schweren Herzens über den Ausgang des auch von ihm so hoffnungsmutig begonnenen Kampfes schied er aus den Reihen derer, mit denen zusammen er Blut und Leben für die Freiheit seines Volkes eingesetzt hatte; wie schweren Herzens, das mag das folgende, noch im Felde geschriebene, freilich wohl ein Jahr später ausgeführte Gedicht beweisen, aber nicht ohne Hoffnung, die sich doch ebenfalls als sein unverlorenes Eigentum in demselben bekundet:

Als ich zuletzt auf Posten war.

„Als ich zuletzt auf Posten war, —
Wie wunderherrlich war die Nacht!
Wie war der Himmel doch so klar,
Wie funkelte der Sterne Pracht!
Wie schmückte ringsum Wald und Feld
Der Mond mit seinem Silberschein!
Ein Paradies schien mir die Welt; —
Sie konnte garnicht schöner sein."

„Und was mir durch die Seele ging
In dieser schönen, stillen Nacht,
Zum Liede ward es, und ich sing',
Was damals ich nur still gedacht.
O Land, in Strömen floß dein Blut!
Was Gott von Gütern dir beschert,
Dein edelstes, dein schönstes Gut —
Vernichtet ward es und verheert."

Und doch: „Der Tag erscheint, die Stunde naht,
Wie traurig auch das Heute ist —:
Einst geht sie auf, die blut'ge Saat,
Und reift trotz unsrer Feinde List.
Das Ziel im Auge unverwandt,
Vorwärts zum Sturz der Tyrannei!
O Vaterland, du schönes Land,
Dann wirst du glücklich sein und frei!" —

So dacht' ich einst in jener Nacht,
Als ich zuletzt auf Posten war.
Der Kampf ist aus, vorbei die Schlacht,
Vorüber schon ein ganzes Jahr!
Aufs neu' gefesselt, — nicht besiegt, —
O deutsches Volk, wir fassen's kaum.
Und hinter uns in Nebel liegt
Die große Zeit, gleich einem Traum! —

(Paul Trede: „Grüne Blätter." Verlag von Lühr & Dircks in Garding.)

Und dann, im Frühjahr 1852, nachdem er während des letzten Jahres in ruhiger Weise in seiner alten Stadt Itzehoe seinem Beruf und seinen wieder aufgenommenen Studien, auch seiner geliebten Muse gelebt hatte, kam auch für ihn die längst ersehnte Zeit des Wanderns, hinaus ins große, schöne weitere Vaterland, um sich hier sowohl in seinem Beruf als auch in Lebenserfahrung weiter Schätze zu sammeln, technische, Geistes- und Herzensschätze.

Drei Jahre hat Trede das damals ach noch so zerrissene Reich durchwandert, ja, er ist auch weit über dasselbe hinausgekommen. Drei Jahre in Arbeit, in Lernen und im Vollgenuß der goldenen Freiheit, hat er auch draußen manch

herziges Lied gesungen, das zum Teil dort draußen, zum Teil in der Heimat ihm manchen Freund erwarb. Als er im Februar 1855 wieder in seine alte Lehrstadt zurückkehrte, um nun zum dritten Mal in dasselbe alte Geschäft, von dem sein Weg ausgegangen war, und zwar jetzt für seine ganze weitere Berufstätigkeit, einzutreten, da war er ein gereifter Mann mit weitem, aber ernsten Blick geworden, dessen Poesien, die er jetzt bald hier, bald dort veröffentlichte, schon den Stempel nicht nur einer hohen technischen Vollendung, sondern auch den schönen Adel einer reinen und festen Seele zeigten.

Und nun auch zog die Liebe, nicht die flüchtige, von Blume zu Baume gaukelnde des Jünglings — auch diese hat der Poet Trede gekannt —, sondern die echte, dauernde des Mannes ein in sein Herz. Wie rein und schön sie war, das zeigt uns der Kranz, den er unter dem Titel „Maigrün" in seinen „Grünen Blättern" ihr gewunden hat. Eine edle Tochter Alt-Englands (Schottlands) war es, die er zu seiner Herzenskönigin erkor, und mit ihr schloß er dann in der Folge den Bund fürs Leben. Klein und einfach war das Heim, das er sich nun gründete, und viel Arbeit und Mühe hat er's sich kosten lassen, es behaglich auszubauen, aber Liebe und Zufriedenheit waren seine steten Hausgenossen, und es gestaltete sich sein einfaches und bescheidenes Leben unter ihrer und der Poesie verklärender Führung zu einem so schönen, wie er es sich nur je gewünscht hatte. Was Wunder denn auch, daß das, was an Früchten dieses Lebens unter dem Titel „Aus der Mitte des Lebens" sich in seiner oben genannten Gedichtsammlung findet, das weitaus Beste ist, was wir von ihm kennen. Hier in diesen Dichtungen tritt uns das ganze Wesen des Poeten so geradezu plastisch vor Augen, daß es kaum eines eigenen Bildnisses bedarf, um den Mann, der solche Weisen sang, auch nach seinem leiblichen Angesicht kennen zu lernen. Ein alter schleswig-holsteinischer Poet, frei und fromm, froh und friedlich, frisch und freundlich, blondlockig und blauäugig, voll Herzensgüte und ernster Besonnenheit bei tiefster Seelenstimmung und großer Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute — das ist Paul Trede, wie er leibt und lebt, und so tritt uns sein Bild in allen seinen Werken entgegen.

Und dieser Werke, auf die der jetzt 75jährige, einstige Ahrentseer Tagelöhnerssohn heute zurückblickt, sind nicht wenige. Abgesehen von jener großen Zahl von Romanen, Novellen, Essais usw., die Trede während mehrerer Jahrzehnte aus dem Englischen übersetzt und in schleswig-holsteinischen und auswärtigen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hat, und die gesammelt wohl ein Dutzend starker Bände darstellen, beträgt die Zahl der von ihm herausgegebenen Bücher ein volles halbes Dutzend, welche sämtlich einen dankbaren Leserkreis gefunden haben. Sein erstes Werkchen, das er schon 1856 veröffentlichte, und das sofort von berufenster Seite in anerkennendster Weise besprochen wurde, war ein Bändchen erzählender plattdeutscher und lyrischer hochdeutscher Gedichte, deren ersterer Teil den Titel „Klas vun Brochdörp" trug, und in dem er in humoristischer Weise eine jener Gestalten seines Heimatskirchdorfes darstellt, die ihm in ihrer Einfältigkeit und treuherzigen Biederkeit, dabei aber auch in ihrer weltfremden Unbeholfenheit und doch bäuerischen Schlauheit nur zu bekannt waren. Sodann aber folgten die Jahre, in denen er um des für ihn notwendigen materiellen Gewinnes willen nur an eine Veröffentlichung seiner Arbeiten und Dichtungen in Zeitschriften denken konnte, zu denen in unserer Heimat außer schon erwähnten Zeitungen vor allem auch der von 1868 bis 1871 bei H. Ehlers in Neustadt erschienene „Jugendbote" gehörte. Erst im Jahre 1880 konnte er es wagen, mit seiner inzwischen geschaffenen vortrefflichen plattdeutschen Erzählung „Abel" im Buchhandel hervorzutreten, und nun war das Eis auch auf dieser Straße für ihn gebrochen,

denn das Buch wies für den Verleger (Lühr & Dircks in Garding) einen solchen Erfolg auf, daß er es schon im folgenden Jahre wagte, auch die inzwischen gesammelte Lyrik Tredes in einem stattlichen Bande unter dem Titel „Grüne Blätter" zu verlegen. Im Jahre 1883 erschien dann eine zweite plattdeutsche Erzählung: „Lena Ellerbrook," dann ein kleines Lustspiel: „Engelsch un Plattdütsch is eendohn," und endlich ein Band „Brochdorper Lüd" in demselben Verlage.

Alle diese Arbeiten, teils in hochdeutscher, teils in plattdeutscher Sprache, sind nicht nur ein laut redendes Zeugnis für den in der Tat bewundernswerten Fleiß, für die ganz ungewöhnliche Schaffenskraft des Dichters, bei deren Beurteilung man vor allen Dingen auch in Betracht zu ziehen hat, daß er seine ganze literarische Tätigkeit einzig in die Stunden seiner Muße verlegen konnte, da er vor allem während der ganzen Zeit seines Schaffens von früh bis spät seine Kräfte seinem Beruf im Geschäft der „Itzehoer Nachrichten" zu leihen hatte, — sie sind auch ein solches von einem Talent, das nicht allzu häufig sich gerade in den Kreisen findet, denen Paul Trede von Haus aus angehörte. Aber es ist mit dem Angeführten lange noch nicht alles angeführt, was der so schaffensfrohe Poet an Früchten seiner stillen Nächte, von denen er manche zu einem großen Teil seiner Muse geopfert, uns geschenkt hat; wollten wir alles aufzählen, es möchte den erlaubten Raum dieser Zeilen weit überschreiten. So sei denn nur noch gesagt, daß auch noch in den Jahren, da mancher Andere die Feder wohl zur Seite legt, selbst mit Beginn der Siebziger noch der Dichter nicht die Zeit gekommen fand, da er sich still unter die Flügel seiner Muse bergen und auf dem Lorbeer, den sie auch ihm gereicht hatte, sollte ausruhen dürfen. Noch am Tage seines goldenen Geschäftsjubiläums überraschte er seine Freunde mit einem überaus gelungenen launigen Lenzgedicht, das wiederum bewies, wie jung der alternde Mann im Herzen noch immer geblieben, und seitdem hat noch manches gute und schöne Wort in Prosa und in gebundener Form bald hier, bald dort seine Verehrer erfreut. —

Nun weilt Paul Trede zwar nicht mehr im Lande seiner Väter, in seinem von ihm so sehr geliebten Schleswig-Holstein, denn im Jahre 1899 schied er aus dem Geschäft, dem er über ein halbes Jahrhundert mit großer Treue gedient, und siedelte, nachdem er einige Jahre zuvor seine treue Lebensgefährtin hatte begraben müssen, mit seiner jüngsten Tochter zunächst nach Hannover, später nach Bremen über, wo er noch (Vor dem Steintor 50 III) lebt und, obwohl er nichts Größeres mehr zu veröffentlichen gedenkt, doch seiner Muse Treue bewahrt hat bis auf diesen Tag, so daß sein Pult wohl noch manches gelungene Gedicht, manche launige oder einen Schatz von Lebensweisheit enthaltende kleinere Erzählung bergen dürfte. Aber ist er auch fortgezogen aus der Heimat, nimmer hat er ihrer vergessen, sondern manche schöne Beziehung pflegt er auch heute noch mit Freunden und Vereinen daheim, zu denen in erster Reihe der Itzehoer Kampfgenossenverein von 1848—51 und der Plattdeutsche Verein daselbst, dessen Ehrenmitglied er ist, gehören. Vor allem aber ist es sein Dörfchen an der Elbe, dem er sich auch heute noch aufs engste verbunden fühlt, so daß er auch jetzt noch aufs tiefste für dasselbe fühlt, was er ihm einst bei einem seiner letzten Besuche sang:

Brochdörp.

Se sünd dar noch bi't Habermeihn,
De Weet steiht al in Hocken.
Wo klingt dat æwert Feld so rein!
Se lüd wul al de Klocken.

To Kark! To Kark! De ole Klang, —
Jk kenn em al vun Widen.
Dat geit dar all sin olen Gang,
Un doch — wu fleegt de Tiden!

Sünd mehr als veertig Jahr vergahn,
Do hör ik to din Kinner!
Do heff ik mank de Hocken stahn
In't Feld as Garbenbinner. —
Ik muß di doch mal weddersehn,
Min Dörp, in Sünndagsfreden.
Hier is ja doch min Heimat we'n,
Hier güng ik mit tum Beden.

Förwahr, di sünd de langen Jahrn
Noch garnich antospören,
Mi dünkt, du büst noch smucker warn,
Wi weern ja do noch Gören; —
Dar kikst du ut'n Dak herut, —
Dat is ja wul din Sleier, —
Jüs as so'n junge, smucke Brut,
De utsüggt na den Freier.

Dat is man Spaß, du weetst dat wul,
Di mœgt se all ja liden;
Se sünd na di ja rein so dull,
Se kamt vun alle Siden
Un wöllt di sehn in all din Staat,
Din Feld vull Gottessegen,
Un all so schier un so akrat,
Dar kommt so licht nix gegen.

De Elwstrom awer hett di fat,
De kennt di un versteiht di,
De fichelt mit di fröh un lat
Un strakelt di un eit di.
Wa nett, dat ik em ok mal drap!
Mag geern mal mit em snacken;
He sung mi mennigmal in Slap
Un köhl de hitten Backen.

Ja, ja, dat weer vœr Jahren mal,
Do weer min Og noch heller;
Do güng't bargop, nu geit't bargdal,
Un doch kenn ik di weller.
Un doch kam ik so geern mal her
Un much wat vun di weten,
Un wenn ik ok vergeten weer, —
Ik kann di nich vergeten.

Doch nu Adjüs vel dusendmal,
Lütj Dörp, so still un lurig!
Ik kam ja sach mal wedder dal,
Doch Scheeden makt mi trurig.
Min Haar ward nu bi lütjen gries,
Ik bün nich mehr so stewig! —
Dat kann ja we'n, — un wenn't nich is, —
Na, denn Adjüs op ewig!

(Paul Trede: „Grüne Blätter." Lühr & Dircks in Garding.)

Das ist Paul Trede, der jetzt 75jährige. Er ist einer der beliebtesten Dichter seiner meerumrauschten Heimat nicht nur, sondern sein Name wird gern gehört, weit über dieselbe hinaus, und wie sehr seine Poesien Anerkennung gefunden haben auch in Kreisen, in die die Stimme eines Tagelöhnersohnes selten zu dringen pflegt, das beweist der Umstand, daß zu seinem goldenen Berufsjubiläum im Jahre 1894 ihm „in besonderer Anerkennung für volkstümliches Wirken auf dem Gebiete der schönen Literatur," wie ausdrücklich betont wurde, der Kronenorden 4. Klasse verliehen ward. Sein Leben, was seinen Beruf anlangt, ist kein von ihm selbst gewähltes gewesen, sondern „wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht" haben die Pferde des Schicksals auch seinen Lebenswagen davongeführt. Aber das ist sein Verdienst, daß er das Gefährt gelenkt hat tüchtiger Hand, daß es nicht nur bewahrt geblieben ist vorm „Steine hier, vorm Sturze da," sondern auch einen schönen Weg gefunden hat, ihm selber und vielen seines Volkes zur Freude.

Möge ihm die Fahrt auch für den Rest des Weges auf stiller Abendsonnenbahn dahingehen, dann wird's auch ihm klar sein, woher er gekommen und wohin sie geht: vom Licht zum Licht!

Über ehemalige Folter- und Strafwerkzeuge im Museum und ihre ehemalige Anwendung in Lübeck.

Vortrag, gehalten im Museum zu Lübeck am 6. Dezember 1903 von Dr. **Theodor Hach.**

I.

Nach altem deutschen Rechte ward das Gericht „bei scheinender Sonne" und unter freiem Himmel abgehalten. Das Recht, so auch natürlich das strafrechtliche Urteil der Malefizrechtstage, wurde von den „freien Leuten" gefunden, „geschöpft." Die Schöppen, welche bei jeder Gerichtssitzung aus solchen Personen gewählt wurden, die dem Angeklagten ebenbürtig waren, oftmals also auch Bauern und sog. „gemeine Leute," fanden das Recht. An ihr Erachten

war der „erfahrene Mann," der Richter gebunden, im Verfahren wie in der Strafbestimmung. Aus diesem, oft dem Gutdünken gleichenden Vorgang erklärt sich manche, unserm verfeinerten Gefühl unbegreifliche abschreckende Grausamkeit früherer Urteilssprüche, die vielfach auf dem alten mosaischen Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" gegründet waren.



Gruppe der Straf- und Folterwerkzeuge im Museum Lüb. Kunst- und Kulturgeschichte.

In Lübeck war eine ganze Anzahl grausamster Strafen, wie sie namentlich aus süddeutschen Gerichtsaufzeichnungen bekannt geworden sind, offenbar garnicht üblich geworden. Dennoch ist auch aus den hiesigen alten Kriminalaufzeichnungen,

den sog. »Libri confessionalium et condemnatorum,« dem Verzeichnisse der Geständnisse und Urteilsvollstreckungen, ersichtlich, wie wenig das einzelne Leben galt und wie grausam man vorging, um von verbrecherischen, ja, nur von leichteren Übeltaten abzuschrecken und der sog. „Gerechtigkeit" genüge zu leisten.



Darstellung der Anwendung der Straf- und Folterwerkzeuge.
(Nach einer Abbildung im Museum Lüb. Kunst- und Kulturgeschichte.)

Nach den schon genannten »Libri confessionalium« ist berechnet, daß in Lübeck in den Jahren von 1371—1460 im ganzen 411 Personen und 1461—1582 im ganzen 252 Personen, also in rund 200 Jahren 600 Personen durch Schwert, Rad, Galgen, Feuer und Lebendigbegraben hingerichtet worden sind, und im 17. Jahrhundert, der Glanzzeit der Hexenprozesse, ist die Anzahl sicher noch eine

viel größere gewesen, ganz abgesehen von denen, die im Gefängnis oder vor und in der Folterung aus Angst ihr Leben eingebüßt haben.

Die in dem „Peinlichen Gerichte," im Untersuchungsverfahren wie in der Vollstreckung, üblich gewesenen Werkzeuge, Folter- und Strafwerkzeuge, wollen wir uns nun näher betrachten, zuvor aber kurz die Örtlichkeit der Gerichtshegung uns vergegenwärtigen.

Dieselbe befand sich auf dem Markte und zwar schon ums Jahr 1600 unter dem Säulengange zwischen der Börsentür und dem Eingange zum Ratsweinkeller. Ursprünglich war sie auf offenem Markte, wo auch die Urteilsvollstreckung erfolgte. Der Scharfrichter oder Frohn und die Frohnknechte, ausgezeichnet durch ihre hohen, spitzen Kopfbedeckungen, mußten bei jeder Gerichtssitzung anwesend sein, die der Frohn auf einem Steine, dem sog. Schandsteine, stehend eröffnete mit dem lauten dreimaligen Rufe: „Wol klagen will, de klage fast!" War dann das Urteil gefällt und der Übeltäter dem Frohne zur Vollstreckung übergeben, so führte dieser ihn in die Frohnerei, oben im Kleinen Schrangen belegen, ab, bis die Urteilsvollstreckung erfolgen konnte. Von den Strafen kommen hier die Todes-, Leibes- und Ehrenstrafen in Betracht. Wir beginnen mit den Arten der Todesstrafen, deren härteste und qualvollste zweifellos die Strafe des Siedens war. Sie war besonders bestimmt für Münzfälscher, Urkundenfälscher u. dgl. Verbrecher.

Die Vollstreckung dieser Strafe bestand darin, daß der Verbrecher an einem Pfahl festgebunden, in einem Kessel, der mit Wasser, Wein oder Öl gefüllt war, aufrecht stehen mußte, und nun durch untergelegtes Feuer die Flüssigkeit zum Sieden und dadurch der Unglückliche zu Tode gebracht wurde.

In Lübeck ist diese Strafe z. B. in den Jahren 1329 und 1459 vollzogen. Das Lübeckische Passional von 1492 zeigt das Sieden z. B. bei Johannes dem Evangelisten, der am 6. Mai vor der porta latina in Öl gesotten wurde; daher heißt dieser Tag auch in den Kalendarien „St. Johannis in de ölyeboden."

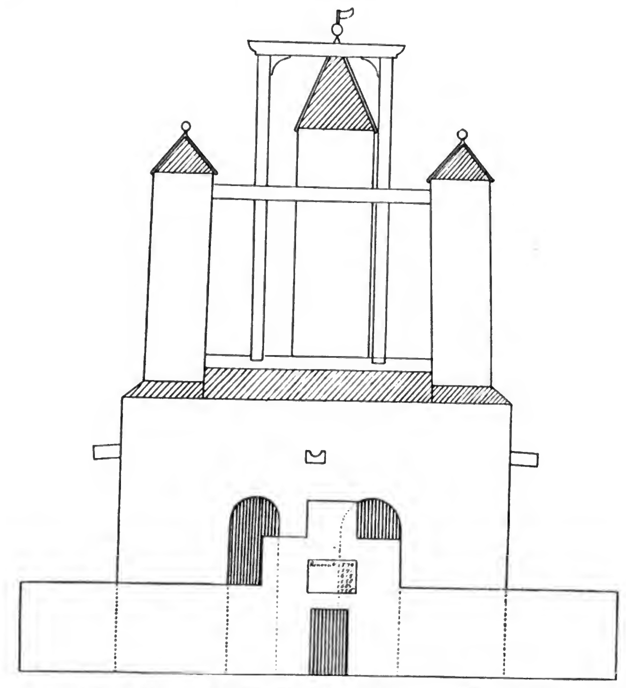
Diese Strafe wurde doch nur selten vollzogen und schon 1471 in Lübeck nicht mehr. Es trat an ihre Stelle, im Gnadenwege zunächst, die einfache Verbrennung auf dem Scheiterhaufen. Eben im Jahre 1471 wurde eine solche vollzogen vor dem Mühlentor, und zwar mit Feuer „so witte alse de Kride." Auch 1495 wurde eine Frau verbrannt als Hexe wegen Teufelsverschreibung; ebenso 1637 noch 5 Hexen, 1502 und 1509 je ein Münzfälscher usw.

In unserer kirchlichen Halle am Laurentiusaltar von 1522 wird im Hauptbild der Heilige auf dem Rost liegend verbrannt; man nannte eben die gitterartig übereinander gelegten Hölzer auch „Herd" oder „Roste."

Bei Männern selten, bei Frauen vielfach zuerkannt ward die Strafe lebendig begraben zu werden, z. B. wegen schweren Diebstahls usw. Diese Strafe wurde in der Weise vollzogen, daß die betreffende Person rücklings in ein Grab, oft auf Dornen oder glühende Kohlen gelegt, oben damit bedeckt und dann mit Erde überschüttet und schließlich mit einem spitzen Pfahl durchbohrt wurde. Solches geschah meistens unter dem Galgen.

So hingerichtet wurde z. B. 1497 eine Frau, die einen, jedenfalls kostbaren Frauenrock gestohlen hatte, 1495 eine andere wegen mehrfacher Diebstähle, ebenso 1506, 1586, 1589, 1592. Als 1645 eine Frau erst ihr Kind und dann sich selbst getötet hatte, wurde ihr Leichnam noch zur Sühne ihres Verbrechens unter dem Galgen vergraben, der als der schimpflichste Ort galt, nach 5. Moses, c. 21 v. 23 (maledictus est Deo, qui pendet in ligno). Lebendig begraben wurden nach dem ältesten lübeckischen Rechte die Frauen wegen Diebstahls u. dergl., da man sie an den Galgen zu hängen „dor wiflike ere," „um weiblicher Zucht willen" Bedenken trug.

Sonst winkte den Straßenräubern wie denen, die schweren Diebstahl, d. h. solchen in höherem Werte als einen Vierling (= 1/4 Mark lübisch bezw. 5 Goldgulden) begangen hatten, der Tod am Galgen. Das Wort Galgen wird vom nordischen „Gagl“ hergeleitet, das soviel ist wie „Ast,“ und ursprünglich geschah die Vollziehung des Hängens auch an einem Baume, besonders an Eichbäumen. Lebendig wird geschildert, wie „Reineke Vos“ verurteilt wird, „dat hi hinghe bi sine Kelen an enen bom alse en Deef,“ und wie an ihm, dem Freigeborenen, die andern Frei- und Edelgeborenen: Isegrim der Wolf, Hinze der Kater und Brun der Bär, sich das Urteil zu vollziehen anschicken.



Der alte Galgen bis 1736. (Nach einer Zeichnung im Staatsarchiv.)

An Stelle des Baumes trat der gezimmerte Galgen, der meistens aus zwei Balken und einem Querbalken, oder aus drei Hochpfosten und drei Verbindungsbalken bestand. Es gab gewissermaßen, ähnlich wie bei der Kreuzigung Christi, dessen Kreuz zum Zeichen größerer Schmach vielfach höher dargestellt ist als das der Schächer, auch beim Galgen eine Art Rangordnung: „die größten Schelme in den höchsten Galgen.“ Bis 1674 ward stets in den Urteilen festgestellt,

ob der Betreffende in den oberen oder untersten Galgen gehängt werden sollte; z. B. im Jahre 1399 ward ein Pferdedieb gehängt „an den nedderſten Galgen.“ Hierfür weitere Beispiele anzuführen, wird nicht nötig sein. Blieb doch der Galgen selten längere Zeit leer; oftmals hing eine ganze Anzahl Aufgeknüpfter gleichzeitg im Galgen und blieb dort so lange hängen, bis etwa Verwandte den Leichnam einlösten, oder bis dieser von selbst herabfiel. Noch 1724 war ein Dieb im Mai gehängt, und schon am 22. Dezember war der Leichnam herabgefallen.

Die Galgen standen wohl niemals innerhalb der Stadt, sondern stets in einiger Entfernung vor dem Tore, meist auf einer Höhe als weithin sichtbares Wahrzeichen der Hohen Gerichtsbarkeit. Hier in Lübeck war der Galgen vor dem Burgtore und zwar bis 1794 rechts von der Travemünder Landstraße nahe der Adolfstraße errichtet.

Er bestand bis 1736 in seinem unteren Teile aus massivem Mauerwerk von etwa 11,5 m im Quadrat, das von einer massiven Backsteinmauer von mehr als 17 m Seitenlänge eingefriedigt war. An der Westseite hatte die Mauer eine schmale Eingangspforte von etwa 1 m Breite, die von einem niedrigen Treppengiebel überhöht war. Von der Mitte des Unterbaues führte eine Wendeltreppe auf die durch 4 Ecktürmchen und einen höheren Mittelturm gezierte Plattform; die Ecktürme waren durch starke Balken verbunden, welche den sog. „nedderſten Galgen“ ausmachten, außerdem befand sich dort noch ein an den westlichen Balken angelehnter höherer Galgen, aus zwei oben mit Querholz verbundenen Holzständern bestehend, der sog. „höchste Galgen,“ der eine Höhe von rund 10 m hatte. Über der Eingangstür war im Mauerwerk eine Tafel eingelassen, welche die Inschrift hatte: Renovatum 1579, 1595, 1615, 1658, 1682, 1705 und 1751.

Diese Jahreszahlen beziehen sich wohl nur auf die Erneuerung des Holzwerkes. Im Jahre 1736 war das Mauerwerk mit den Türmen innerhalb der Umfassungsmauer abgebrochen und dafür durch den Stadtbaumeister Josef Wilhelm Petrini († 1747) ein einfacher Holzgalgen auf niedrigem gemauerten Sockel wiedererrichtet. Dies neue Machwerk fand nicht allgemeinen Beifall, wie folgende Aufzeichnung von unbekannter Handschrift des 18. Jahrhunderts beweist, die unter die Abbildung des alten Galgens mit den Türmen (Mus. Lub. Nr. 746) geschrieben ist:

> „Dieses ist die Abbildung des vormahligen Lübeckischen Galgens oder Hoch-Gerichtes, wie solches von Steinen vortrefflich und dauerhafft auffgeführt war. Das aber, ohnerachtet solcher biß an's Ende der Welt ohne jemandes Schaden hätte stehen können, wenn nicht die grosse Erfahrenheit und Klugheit des damahligen Baumeisters Petrini und der HH. des Bauhoffes es vor gut angesehen hätten, statt des dauerhafften steinernen, den unvergleichlichen wohl inventirten hölzernen Galgen dahin zu bauen, anderer der Stadt zum großen Schaden und disrespect dabey vorgegangenen Schildburgerstreichen nicht zu gedencken. O der Schande!“

Der so geschmähete hölzerne Galgen blieb dann auf dem alten Platze, bis 1794 die Galgenstätte nach dem sog. Radeberg, auf dem nunmehr alle Arten von Hinrichtungen vollzogen wurden, verlegt ward. Der dort 1794 errichtete Galgen hatte kein Mauerwerk, sondern bestand nur aus drei ins Dreieck gestellten Holzpfeilern, die oben durch Querbalken miteinander verbunden waren.

Im Jahre 1811 wurde mit den anderen Hoheitszeichen durch die Franzosen auch dieser Galgen, bei dessen Errichtung wie bei der seiner Vorgänger ein besonders feierlicher Aufzug stattgefunden hatte, beseitigt und ist auch nach der Wiederbefreiung Lübecks nicht mehr erneuert worden. Denn an die Stelle der

Hinrichtung mittels des Stranges war auch in Lübeck nunmehr ausschließlich die Enthauptung getreten, von der weiterhin noch zu reden ist.

Es wurde eben schon der Rabeberg erwähnt; dieser lag links von der Arnimstraße beim Wege nach dem Heil. Geistkamp und war zuletzt unter dem Namen „Köpfelberg" bekannt. Er ist nun gänzlich abgetragen. Auf ihm wurden ehemals alle diejenigen vom Leben zum Tode gebracht, welche verurteilt waren, „gerädert" zu werden. Noch 1704 wurde dort ein Mörder und Kirchendieb geradebrecht, und 1753 erging über einen Mörder das Urteil, daß er „von unten auf" mit 16 Stößen gerädert, der Leib aufs Rad geflochten und der Kopf oben darauf befestigt werden sollte. Dies war eine der grausamsten Weisen der Hinrichtung, der gegenüber das Rädern von oben herab, wobei dem Verurteilten zuerst Brust und Genick mit dem Rade oder mit dem Hammer zerschlagen wurden, eine wahre Erlösung war. Eine Verschärfung der Strafe war es, daß der Körper in den ältesten Zeiten lebend, später regelmäßig noch der Leichnam auf das wagerecht auf einer Stange befestigte Rad geflochten ward.

Eine weitere Strafschärfung bestand noch darin, daß der Leichnam gevierteilt und vor den verschiedenen Toren der Stadt die Körperteile, aufs Rad geflochten, ausgestellt wurden. Gevierteilt wurde noch 1753 eine Weibsperson, welche einen Postkontoristen ermordet und außerdem den Leichnam schrecklich verstümmelt hatte. Als 1541 ein Mann erst seine Kinder, dann sich selbst getötet hatte, ward sein Leichnam noch auf ein Rad gebunden und samt dem Rade verbrannt. Ein Rad hat sich in Lübeck nicht erhalten; die Sammlung Hamburgischer Altertümer im Johanneum zu Hamburg bewahrt jedoch ein solches, so auch andere Museen.

Noch manch andere Todesstrafe war ehemals üblich, z. B. das Ertränken im Wasser usw., die wir aus schriftlichen Quellen und aus Abbildungen, z. B. den alten Passionalen und Heiligenleben, die hier in Lübeck seit 1492 gedruckt sind, kennen. Doch haben auch sie keine greifbaren Werkzeuge uns hinterlassen.



Aus den Erinnerungen eines alten Kampfgenossen von 1848—1851.

Nach den Mitteilungen von Klaus Huß
aufgezeichnet von **Christian Delfs** in Blumenthal bei Voorde.[1])

II.

Unsere Inanspruchnahme der Häuser ging manchmal in recht gewaltsamer Weise vor sich, gutwillig waren nur wenige der Bewohner zum Öffnen zu bewegen. Im Hafen vor der Schiffbrücke lag ein dänischer Kriegsdampfer. Sei es nun, daß die Besatzung des Dampfers erkannt hatte, daß wir in Überzahl waren, oder wollten sie die Stadt schonen, ohne einen Schuß zu tun oder Landung versucht zu haben, fuhr das Schiff ab. Wir waren leider ohne Artillerie und konnten dem Fahrzeug in keiner Weise schaden. Glücklich, daß die Geschichte so glatt verlaufen war, wurde uns seitens der Stadt eine gute Bewirtung zu teil. Abends mußten wir Posten ausstellen gegen Norden, da das Gerücht sich verbreitet hatte, der Feind sei bereits im Anzuge. Am nächsten Tage wurde von unseren Offizieren der Versuch gemacht, anstatt des bisher gebräuchlichen dänischen Kommandos das deutsche einzuführen, welcher aber kläglich scheiterte. Denn obgleich wir ohne Ausnahme

[1]) Mit Anmerkungen von Professor Hansen in Flensburg.

deutsch verstanden, saß doch das dänische Kommando noch bei allen zu fest. Die Sache wurde aufgegeben, wenigstens vorläufig.

Unsere Aufgabe in den nächsten 4 Tagen bestand in Ausübung des Vorpostendienstes hauptsächlich in der Gegend von Bau und Krusau. Dann sollten wir durch die 5. Kieler Jäger (die sogen. Lauenburger) abgelöst werden. Bekanntlich hatten sich die bei diesem Korps stehenden eigentlichen Lauenburger geweigert, weiter Dienst zu tun. Dieselben waren bei unserer Ablösung durch das 5. Korps vertreten denn auch bereits entlassen, nicht ohne von ihren bisherigen Kameraden mit allerlei Spitznamen (Kohlplanters usw.) belegt worden zu sein. Teilweise war es bereits zu Tätlichkeiten gekommen. Auch bei uns erregte das Abziehen dieses, unsere Sache verlassenden, etwa 70 Mann starken Haufens große Erbitterung.

Es wurden Stimmen bei uns laut, man müßte die Abziehenden mit Gewalt zwingen, zurückzukehren. Um solchen Gewaltakten vorzubeugen, befahl Major Lange, Halt zu machen; wenigstens ist es uns vorgekommen, als wenn durch diesen Aufenthalt nur unsere übereifrigen Kameraden verhindert werden sollten, den Abtrünnigen noch stärker zuzusetzen, als es bereits von ihren eigenen Korpskameraden geschehen war.

Wieder rückten wir in Flensburg ein und bezogen sogenannte Alarmquartiere. Jeder einzelnen Kompagnie wurde ein Tanzsaal angewiesen. Wir von der 1. Kompagnie glaubten nach dem 4tägigen anstrengenden Vorpostendienst Anrecht auf bessere Einlogierung beanspruchen zu können. Wir weigerten uns deshalb, den uns als Quartier angewiesenen Tanzsaal zu beziehen. Unser damals zum Hauptmann beförderter früherer Leutnant Bassewitz wollte uns in gütlicher Weise bereden, das Quartier zu beziehen. Wir wollten es nicht. Dazu kam, daß auch unser inzwischen neu zugeteilter Adjutant Graf Reventlow die Räume für durchaus unzureichend erklärte. Das Ende war, wir erhielten in der Stadt Logis. Zu unserem allgemeinem Bedauern ging aber infolge dieser Meinungsverschiedenheit unser allverehrter Hauptmann Bassewitz von uns zur 2. Kompagnie zurück.

Unser Dienst auf Vorposten war in letzter Zeit nicht leicht gewesen und unsere Wäsche war nicht mehr besonders sauber. Da von dem Feinde noch nichts Bestimmtes verlautete, glaubten wir nunmehr Zeit zu haben, einmal eine gründliche Wäsche vornehmen zu können. Wir gaben also unsere Sachen in die Wäsche. Aus dem geplanten Wechsel wurde aber nichts; denn schon am folgenden Tage, am 9. April, erhielten wir Befehl, sofort nach der vom Feinde bedrohten Stellung bei Bau abzurücken. Noch nicht weit von Flensburg erhielten wir schon Gegenbefehl zurück nach Glücksburg. Hier hatte der Feind Truppen ans Land gesetzt. Bei unserer Ankunft waren aber dieselben von unserer mittlerweile nachgerückten Infanterie schon zurückgeschlagen.

Während wir durch nutzloses Hin- und Hermarschieren die Zeit verloren, war die Schlacht bei Bau geschlagen, mit dem für unsere Sache so ungünstigen Ausgang. Das 5. Jägerkorps (Kieler) unter Major Michelsen war fast vollständig vernichtet. Bekanntlich auch die heldenmütigen Studenten und Turner. Das 5. Korps war mit dem Tage von Bau aus der Armeeliste gestrichen, ein eigenes 5. Korps ist nicht wieder errichtet, die Überlebenden wurden bei den bestehenden 4 Jägerkorps verteilt.

Während der Schlacht bei Bau waren wir zur Untätigkeit verurteilt, denn bei Glücksburg versuchten die Dänen weiter keine Landung. Nur wurden 2 dänische Matrosen, die von einem Kriegsdampfer als Spione an Land gesandt waren, im Dorfe Bockholm abgefaßt. Durch einen Gefreiten und 2 Mann sollten dieselben nach Flensburg transportiert werden. Unterwegs nahmen die beiden Gefangenen, die allzugroße Sorglosigkeit ihrer Wächter ausnutzend, die Gelegenheit wahr zu

entfliehen. Durch kraftvolle Stöße entledigen sie sich der beiden, ihnen zur Seite gehenden Gemeinen, und bevor sich der Gefreite besinnen konnte, hatte ihm einer der beiden sein Gewehr entrissen und ihn mit seiner eigenen Waffe erschossen.

Wir sollten aber auch doch am Tage von Bau noch etwas von den Dänen verspüren. Am Spätnachmittag von Glücksburg nach Holnis beordert, hatten wir mit daselbst gelandeten Dänen ein heftiges Gefecht. Die Dänen bedrängten uns recht stark. Meine 1. Kompagnie wurde in der Dunkelheit von unserm Korps getrennt. In einem Dorfe Angelns kamen wir schließlich ins Quartier, durften aber weder Waffen noch Gepäck ablegen. Eine aus 3 Mann bestehende, uns zugeteilte Dragoner-Patrouille meldete denn auch bald den Anmarsch des Feindes. Major Lange, der bei uns war, befahl, wir sollten uns zur besseren Verteidigung des Dorfes in die Häuser verteilen. Der Feind kam aber nicht. Aus den Häusern mußten wir wieder hinaus und dann auf dem großen Dorfplatz ein Karree formieren. Der Feind, den wir dicht vor dem Dorfe bemerken konnten, wagte keinen Angriff. Wahrscheinlich hat er sich bei Abschätzung unserer Stärke getäuscht. Die Dänen sollen in sehr bedeutender Überzahl gewesen sein, und es wäre uns bei einem ernsthaften Angriff des Feindes mit unserer einen Kompagnie wahrscheinlich sehr übel ergangen. Unser Bleiben in dem Dorfe war aber infolge fortgesetzter Beunruhigung nicht angebracht, wohl oder übel mußten wir weiter südlich. Wir marschierten, da wir auf keine Unterstützung oder Aufnahme seitens eines Truppenteils unserer Armee rechnen konnten, bis nach Missunde zurück. Bei Missunde trafen wir auf die dort liegende Fähre. Diese wurde zum Übergang über die Schlei benutzt, auf der südlichen Seite der Schlei aber festgelegt, um den Feind am Verfolgen zu hindern. Weiter südlich ging es bis nach Kosel, wo wir uns nach langer Zeit einmal gründlich satt essen konnten. Etwa um 4 Uhr nachmittags am 10. April kamen wir dort todmüde an. Rast gab es aber auch hier noch nicht, denn aus Eckernförde kam die Nachricht, der Feind sei dort gelandet. Infolge dessen mußten wir in der Nacht weiter bis Hütten und Ascheffel. Wir waren mit unserer 1. Kompagnie noch immer von allen Verbindungen mit unsern Kameraden abgeschnitten. Bei diesem Nachtmarsch trafen wir eine Freischar, die erste, welche uns zu Gesicht kam. Unsere Begegnung war gerade nicht sehr freundschaftlich. Wir regulären Truppen hatten überhaupt nicht viel mit den, vielfach aus zweifelhaften Elementen bestehenden sog. Freischaren im Sinn. Man muß einen Unterschied machen zwischen Freischar und Freikorps. Letztere haben gewiß unserer Sache sehr wesentliche Dienste geleistet, waren auch im Gegensatz zu den Freischaren militärisch organisiert und von tapferen Leuten befehligt. Für die sog. Freischaren hatten wir aber nicht viel übrig. Wir kamen nach Ascheffel. Dort erstatteten 3 Bauern bei unserem Major Meldung, daß die Dänen schon südlich von uns eine Postenkette ausgestellt hätten. Wir waren also nach dieser Meldung vollständig abgeschnitten.

Unsere beiden einzigen bei uns sich befindenden Offiziere, Major Lange und Adjutant Graf Reventlow, ritten mit den 3 Bauern auf Kundschaft aus. Sie blieben sehr lange fort. Schon waren wir uns einig, auf eigene Faust uns Durchgang nach Süden zu bahnen, als die Herren zurückkamen. Sie hatten vom Feinde nichts bemerkt. Wir blieben denn auch vollständig unbehelligt.

Am Morgen des 11. April ging es immer weiter südlich, bis wir Sehestedt erreichten. Dort trafen wir denn endlich unsere Kameraden. Wir wurden einquartiert in Alt-Wittenbek. Wie schon erzählt, hatte unser bisheriger Hauptmann v. Bassewitz infolge von Meinungsverschiedenheiten in betreff der Quartiere in Flensburg unsere Kompagnie verlassen, und waren wir bis dahin noch von Major Lange befehligt. Dieser wurde jetzt Abteilungskommandeur und mußte uns ver-

lassen. In Alt-Wittenbek erhielten wir nun einen neuen Hauptmann. Derselbe war ein echter Bayer und sehr diensteifrig. Sein Name ist mir leider nicht bekannt geworden, da er uns nur kurze Zeit führte und bereits in der Schlacht bei Schleswig am Ostersonntag fiel.[1])

Wie bemerkt, war unser neuer Hauptmann sehr diensteifrig. Am Tage nach seinem Dienstantritt wurden wir gleich zum Exerzieren befohlen. Es war am Gründonnerstag. Unsere Kameraden lagen ruhig in ihren Quartieren. Seitens unserer Offiziere wurde dem Herrn Hauptmann bedeutet, der Gründonnerstag sei hier ein wichtiger Feiertag. „Nun, dann auf morgen". Wie ihm gesagt wurde, der stille Freitag würde noch viel höher gehalten, entließ er uns mit den Worten: „Na, dann ist es wohl bei Euch jeden Tag Sonntag".

Das Schlimmste war, daß unser Hauptmann ein für uns völlig unverständliches bayrisches Deutsch sprach. Dies führte zu vielen Mißverständnissen. Nachdem wir am Sonnabend nach Ottendorf umquartiert waren, mußten wir früh am Ostersonntag, den 23. April, nach Schleswig abrücken. Nachmittags etwa um 4 Uhr langten wir bei Bustorf an. Das Dannewerk war schon von der preußischen Garde erstürmt. Auch wir wurden sofort ins Gefecht geführt. Die preußische Brigademusik spielte uns hinein. Das erste uns begegnende war ein strammer preußischer Gardist, der sich aus dem Gefecht zurückzog. Ihm war nämlich ein Ohr abgeschossen, das Blut lief nur so herunter. Er begrüßte uns mit den Worten: „Nun man frisch druf, Kameraden, noch ist das Hundezeug da! Een Ohr ist schon weck, dat andere hab ik noch".

Die von uns eingeschlagene Straße führte durch einen Wald und war dänischerseits stark besetzt. Inzwischen war der Prinz von Noer mit seinem Stabe bei uns eingetroffen. Er befahl sofort energisch anzugreifen, und Straße und Wald zu säubern. Wir von der 1. Kompagnie sollten da die Spitze nehmen. Unser früherer Kompagniechef, jetziger Abteilungskommandeur Major Lange, der noch immer an seiner alten 1. Kompagnie hing, bedeutete dem Prinzen, daß die Kompagnie ihren Hauptmann nicht verstehen könnte.

„Nun, dann nimmt die zweite Kompagnie die Spitze, und die erste schließt sich an", meinte der Prinz. — Aber wie der Blitz sprang unser Hauptmann vor den Prinzen hin und sagte: „Ich bin Führer der 1. Kompagnie und beanspruche die Ehre, die mir zukommt!" Da half es nichts, wir mußten mit ihm ins Gefecht.

Die Straße war denn auch bald vom Feinde rein. Die Dänen leisteten wenig Widerstand. Um aber unsere zweite Aufgabe, das Gehölz zu säubern, erfüllen zu können, mußten wir eine, zwischen Straße und Gehege liegende Wiese überschreiten. Ohne Zögern wurde der Angriff begonnen. Der Hauptmann voraus und wir in Kompagniekolonne hinterher. Mit Gewehrfeuer wurden wir beim Betreten der Wiese empfangen. Aus unserer Mitte wurden Rufe laut: „Will denn de Kerl (der Hauptmann) nich schwärmen laten"? Wir boten ja in unserer festgeschlossenen Masse dem Feinde einen trefflichen Zielpunkt. Nichts von Ausschwärmen wurde befohlen, und wir hatten erst Deckung, als wir den Knick, der Gehölz und Wiese trennte, erreicht hatten. In der Wiese ließen wir leider 17 Tote und Verwundete. Auch das Holz war bald genommen. Auf der andern Seite des Holzes lag eine lange, schmale Koppel. Diese wimmelte geradezu von auf der Flucht befindlichen Dänen. Die meisten kamen glücklich über den zweiten Knick. Wir folgten über die erste Koppel, und beim zweiten Knick angelangt, wollten wir natürlich

---

[1]) Es war der Sekonde-Leutnant Wilhelm Waldmann aus Bayern. (Nach Riese, Namentliches Verzeichnis der Toten und Invaliden usw. der schleswig-holsteinischen Armee. Kiel 1852.) Daß ein Leutnant eine Kompagnie befehligte, war bei dem damaligen Mangel an Offizieren wohl nichts Ungewöhnliches. Hansen.

hinter dem frisch aufgegrabenen Wall Deckung suchen. Von dieser sicheren Stellung aus hätten wir den dänischen sog. Kastelljägern, die unsere Gegner waren, arg zusetzen können. Es kam aber anders. Bekanntlich trugen in der ersten Zeit des Krieges Dänen und Schleswig-Holsteiner eine und dieselbe Uniform. Unser Hauptmann glaubte nun in den Fliehenden Leute von seiner Armee vor sich zu haben. Vergeblich machten wir ihn aufmerksam auf seinen Irrtum: „Herr Hauptmann, es sind Dänen"! „Ach was, es sind unsre eigne Leit! Ihr seid feig, wollt Ihr rieber oder ich stech' Euch durch." Mit diesen Worten sprang er über den Wall, von ungefähr 30 Mann, unter denen auch ich war, gefolgt. Sofort erfolgte dänischerseits eine Salve, und als erster stürzte der Hauptmann tot zusammen. — Der bei dem Hauptmann befindliche Hornist Detlefsen sprang mit den Worten: „Hier hol de Deuwel dat ut!" auf die andere Seite des Walles zurück, bevor noch der Feind Zeit genug zu einer zweiten Salve hatte.

Von uns warfen sich einige platt zur Erde, andere auch in den Wallgraben, um Deckung zu haben. Inzwischen waren aber auch unsere auf der andern Seite sich befindenden Kameraden nicht müßig gewesen, und die Dänen wichen vor unseren, für damalige Verhältnisse sehr weittragenden, gezogenen Büchsen mit großem Verlust zurück. Unter Führung eines Leutnants und eines Feldwebels waren wir bis abends 10 Uhr im Gefecht. Ermüdet lagerten wir an der von uns genommenen Straße im Wallgraben. Zu tun gab es für uns nichts mehr, nur unsere Artillerie beschoß noch den fliehenden Feind. Zu essen hatten wir an dem ganzen heißen Tage nichts bekommen. Mancher Kamerad war gefallen. Mein Nebenmann, ein Jäger namens Thode, hatte mir am Morgen gesagt: „Ach, Huß, ik woll, wi weern dissen Dag dör. Ik warr hüt fall'n. Ik harr so 'n Ahnung, as wenn ik ut den Krieg nich torügg kam'n ded, darüm heff ik mien Familie un mien Brut ok gliek för ümmer Adjüs seggt." Er wurde denn auch im Laufe des Tages an meiner Seite erschossen.[1])

Spät in der Nacht kam der Prinz von Noer in Begleitung des Herzogs von Augustenburg zu uns. Bei unserer Kompagnie machten beide Halt. Trotz unserer Müdigkeit mußten wir antreten. Der Prinz fragte: „Wo sind denn die Herren Offiziere?" Wir mußten ja leider melden, der Hauptmann sei gefallen. „Nun, dann führen die Herren Leutnants die Jäger unter Dach, denn (zu uns gewandt) Ihr habt Eure Sache gut gemacht, und dort auf dem Hofe sollt Ihr alle Quartier haben!" Wir hatten es uns aber erst eben in den Stallungen des Gutes im Stroh bequem gemacht, als Infanterie bei uns ankam von der Brigade Baudissin. Denen war ebenfalls dort Quartier angewiesen. Die Mehrzahl unserer Kameraden ließ sich denn auch auf eine Räumung ein; ich und etwa 30 Kameraden blieben ruhig liegen und machten die Infanterie glauben, daß wir ebenfalls Infanteristen wären, — eine Notlüge, die in Anbetracht unserer Müdigkeit wohl zu verzeihen war. In der folgenden Nacht blieben wir unbehelligt. Am andern Morgen wurde aber die Sache ungemütlich. Wir stachen denn doch in unserer grünen Uniform gegen die blaue der Infanteristen gar zu sehr ab. Baudissin, dem die Geschichte bekannt geworden war, schalt tüchtig und sandte uns zur Strafe sofort auf Vorposten. Wo unsere Leute einquartiert waren, bekamen wir nicht zu wissen. Wir glaubten sie in Schleswig. Unser Vorpostendienst war ganz und gar unwichtig. Seit dem 22. April hatten wir nichts zu wissen bekommen. Baudissins Leute kochten in aller Ruhe ab und ließen es sich wohl sein, wir erhielten nichts. Mit uns in gleicher Verdammnis war ein Unteroffizier von unserer Truppe. Wir baten denselben, zu gestatten, daß wir in kleinen Gruppen eine in der Nähe liegende Wirtschaft, genannt „Taterkrug," aufsuchten. „Ich muß

[1]) Riese, S. 6: Hans Hinrich Thode aus Melsdorf, Gut Quarnbek. Hansen.

selbst hungern," brummte er. Schließlich aber übermannte der Hunger die Disziplin und suchten wir denn in Abteilungen von 2—3 Mann den Krug auf. Es gab dort warmen Kaffee und Brod dazu, für uns ausgehungerte Leute eine herrliche Mahlzeit. Um 10 Uhr vormittags etwa wurden wir auf Vorposten abgelöst. Bald kam auch einer unserer Gefreiten, um sich nach den Nachzüglern umzusehen. Die erste Frage lautete natürlich: „Wo sind unsere Kameraden?" Die lagen anstatt, wie wir glaubten, in Schleswig, in einem großen Dorfe namens Schuby, waren mit Suppe und anderen guten Sachen vortrefflich verpflegt worden, während uns nichts Gutes widerfahren war. Unsere zweite Frage war, ob uns schon ein neuer Hauptmann zugeteilt sei. Ja, wir hätten bereits einen und zwar einen von der preußischen Garde. Mit Vergnügen und in der Hoffnung, unter Obdach zu kommen und einmal wieder warmes Essen zu erhalten, folgten wir dem Gefreiten nach Schuby. Dieses ist ein stattliches Dorf mit einem großen freien Platz inmitten desselben. Bei unserer Ankunft stand unser Korps bereits marschfertig auf diesem Platz. Uns Nachzüglern wurde durch Wink bedeutet, in einiger Entfernung stehen zu bleiben. Der Gefreite erstattete Meldung, worauf der sich in gleicher Lage mit uns befindende Unteroffizier zum Hauptmann gerufen wurde. Was der Hauptmann mit diesem verhandelt, konnten wir nicht verstehen; gute Worte waren es aber nicht. Wir hofften doch jedenfalls Essen zu erhalten. Endlich kam der Unteroffizier zu uns zurück mit einem sehr verdrießlichen Gesicht. Ungefähr 30 Schritt hinter ihm folgte unser jetziger Hauptmann. Bei uns angelangt, kommandierte der Unteroffizier: „Augen links!" Der preußische Gardeoffizier begrüßte uns mit einem „Guten Morgen, Jäger!" Da er uns noch nicht als Hauptmann vorgestellt war, erwiderten wir einfach: „Guten Morgen!" „Also Ihr seid Nachzügler von gestern?" redete er uns an. „Ich bin jetzt Euer Hauptmann und Kompagniechef. Wäre ich es schon gestern gewesen, hätte ich Euch alle mit Arrest bestrafen lassen. Für heute nehmt Ihr die Spitze auf Wanderup, rechts und links vom Gros als Seitenplänkler." Das war eine böse Bescherung. Essen gab's natürlich wieder einmal nicht für uns. Spät abends kamen wir in Wanderup an. Alles war von Militär vollgepfropft. Unser früherer Kapitän, jetzt Major Lange traf uns dort. „Leute," sagte er, „seht zu, wie Ihr unter Dach kommt; hier liegen 15000 Mann." Ich kam mit vielen anderen in ein großes Bauernhaus. Auf dem Herde stand ein großer Kessel mit gekochter Grütze. Löffel hatten wir nicht, mit allen zehn Fingern wurde zugelangt, um nur den gröbsten Hunger zu stillen. Weiter gab es an diesem Tage auch noch nichts. Kaum hatten wir uns zum Schlafen niedergelegt, als eine Abteilung Preußen kam. „Die Holsteiner sollen raus, hier sollen wir Quartier haben!" Damit begrüßten sie uns. Wir gingen selbstverständlich höchst ungern, räumten aber doch das Haus. Mißmutig gingen wir nach dem Dorfplatz. Dort war noch immer Major Lange. Er wunderte sich, uns nochmals ohne Obdach zu sehen, und sandte uns auf der Stelle zurück mit dem Befehl, die Preußen hinauszuwerfen. Zum Glück räumten aber diese das Haus gutwillig. Die meisten unserer Armee hatten die Nacht draußen zubringen müssen. Am nächsten Morgen bekamen alle Truppen zwei Stunden Zeit zum Abkochen. Proviant wurde uns geliefert, Feuerung sollten die Einwohner uns geben. Bereitwilligst wurde uns Brennmaterial zur Verfügung gestellt, nur der Gastwirt machte, obgleich er Torf genug hatte, Einwände.

Bei dem entstandenen Wortwechsel wurden einige von unseren Offizieren aufmerksam. Einer meinte: „Leute, zum Faseln ist keine Zeit; will Euch der Mann gutwillig keine Feuerung verabfolgen, dann nehmt sie da, wo sie liegt." Viele von uns waren bereits recht erbittert, und es wurde nun so ziemlich der ganze Torfstall demoliert. Jetzt wollte der Wirt aber auch keine Getränke mehr ver-

kaufen; hier wurde ebenfalls Gewalt gebraucht. Dem Manne war infolge seines unsinnigen Widerstandes ein beträchtlicher Schade zugefügt.

Von Wanderup sollten wir ursprüglich nach Westen abschwenken, um nach den Plänen der Heeresleitung den Feind in der Flanke fassen zu können. Ein Königliches Gehege wurde uns als Biwakplatz angewiesen. Im Glauben, längere Zeit hier liegen zu müssen, bauten wir uns bequeme Hütten. Kaum mit dem Bau derselben fertig geworden, gab es Marschordre nach Flensburg. Mit unserer Truppe zog der Herzog von Augustenburg. Vor dem Einzug in die Stadt ließ der Herzog Halt machen. Er hielt eine Ansprache, in welcher wir ermahnt wurden, an den Bürgern der Stadt Flensburg keine Rache zu üben. Teilweise hatten sich nämlich Flensburgs Bürger während und nach der Schlacht von Bau sehr fanatisch dänisch gesinnt gegen uns gezeigt. Man sagte sogar, einzelne Bürger hätten auf schleswig-holsteinische Soldaten geschossen.[1]) Ein Wunder war es darum nicht, wenn wir nicht mit sympathischen Gefühlen Flensburg wieder betraten. Bei unserem heutigen Einzuge zeigte sich jedoch ein wesentlich anderes Bild. Aus vielen Fenstern wurden wir durch Schwenken weißer Tücher begrüßt. Dies veranlaßte den Herzog, ironisch gegen uns gewandt, auszurufen: „Die Leute scheinen hier alle recht deutsch zu sein!“ Unser Bleiben war auch diesmal für Flensburg nur bis zum folgenden Tage bemessen. Es ging gleich weiter nach Norden.

Auf dem Marsch nach Hadersleben begriffen, begab sich unser Herr Hauptmann v. Schöning, mit dem wir in Schuby unter so eigentümlichen Umständen bekannt geworden waren, mit den uns zum Aufklärungsdienst beigegebenen 3 Dragonern behufs Rekognoszierung in die Umgegend. Auf der Chaussee nach der Stadt begegneten sie einer 3 Mann starken Dragonerpatrouille der Dänen. Sofort wurden diese angegriffen. Einer der Dänen entkam, 2 brachten unsere Leute als Gefangene ein. Unsere Avantgarde hatte die Verfolgung des Feindes bis dicht vor Hadersleben unternommen. Leider konnte den Dänen kein wesentlicher Schade zugefügt werden, denn der vom Oberkommando ausgegebene strikte Befehl lautete: „Die Dänen sind in Hadersleben hineinzuwerfen, aber nicht weiter zu verfolgen.“ Unsere 3. Kompagnie hatte sich allerdings in der Hitze der Verfolgung zu nahe an die Stadt gewagt. Auf der Brücke, die über eine südlich von der Stadt fließende Aue führt, war der Führer der 3. Kompagnie, Hauptmann Sandra,[2]) schwer verwundet liegen geblieben. Wir von der ersten Kompagnie betrachteten es als Ehrenpflicht, den allgemein geschätzten Offizier vor dänischer Gefangenschaft zu retten. Es gelang uns auch, aber unter schweren Opfern; von unserer Kompagnie wurden 11 Mann schwer verwundet. Nun muß noch erzählt werden, daß unser in der Schlacht bei Schleswig gefallener bayrischer Hauptmann uns einen Teil der uns zukommenden Löhnnng nicht ausbezahlt hatte, wahrscheinlich aus Unkenntnis der Verhältnisse. Dieser Teil wurde uns später ausbezahlt. Unser Hauptmann v. Schöning, der bei uns sich sehr beliebt gemacht hatte durch seine Tüchtigkeit und Leutseligkeit, schlug nun vor, dieses Geld zum besten der 11 Verwundeten herzugeben. Der Herr Hauptmann spendete aus seiner Tasche 10 Thaler dazu; unsere zurückbehaltene Löhnung betrug pro Mann 1 Banktaler. Es kam somit eine hübsche Summe zusammen, und wir gaben es gern.

In der Nacht wurden wir still geweckt. Die 4. Kompagnie unseres Korps unter Hauptmann Heyde war schon zu Wagen weg. Der Feind hatte nämlich die Stadt in der Nacht ganz still verlassen, um nach Norden zu entkommen. Unsere Avantgarde erreichte die Dänen bei Thomashuus, wo sich ein hitziges Gefecht

---

[1]) Eins der vielen falschen Gerüchte jener Zeit. Hansen.

[2]) Hauptmann v. Sandrart (Moltke, Gesch. d. Krieges gegen Dänemark 1848/49, S. 209.)

entspann. Wie wir später erfuhren, waren preußische Abteilungen kommandiert, den Feind von Jütland abzuschneiden und somit im Rücken zu fassen, während wir den Frontangriff auszuführen hatten. Schade, daß die Preußen um etwa 2 Stunden zu spät an ihrem Bestimmungsort waren, sonst wäre wohl dem ganzen Kriege ein frühes und für unsere Sache ruhmvolles Ende beschieden gewesen. Meine Kompagnie war bei dem Gefecht bei Thomashuus nicht beteiligt. Wir wurden späterhin in die Vorpostenkette eingestellt, die bis Wonsild sich erstreckte, und auch, als es schien, daß die Dänen sich viel weiter, als bisher angenommen war, zurückgezogen hatten, vielfach zum Kundschafterdienst verwendet.



Sagen und Sagenhaftes von Föhr. IV.

Von **H. Philippsen** in Utersum auf Föhr.

14. Die Odderbaanki bei Dunsum.

In der Nähe des Dorfes Dunsum befand sich ehemals ein tiefes Loch im Boden, welches zwölf Odderbaanki gemacht haben sollten, um darin zu wohnen. Oftmals verwandelten sie sich in Kröten[1]) und krochen in die Häuser und naschten von dem verschütteten Bier oder der Milch, und man ließ ihnen gerne gewähren, wußte man doch, daß es Odderbaankis waren.

Einst war eine alte geizige Frau, die ihnen die Überreste nicht gönnte, und als eine Kröte in ihr Haus kroch, nahm sie einen Besen und schlug das Tier tot. In der Nacht darauf hörte man draußen in der Marsch lautes Gebrüll des Viehes, und als man am andern Morgen hinauskam, da lag sämtliches Vieh der betreffenden Frau tot. Die Odderbaanki hatten so den Tod ihres Genossen gerächt.

Nach dieser Zeit hatten die Zwerge viele Jahre lang Ruhe, und man schützte die Kröten, soviel man konnte. Einmal aber war ein Mann unachtsam und zertrat einer Kröte ein Bein. Die Rache blieb nicht aus; denn am andern Morgen fand er sein bestes Pferd tot in seiner Fenne liegen. Seit der Zeit fürchtet jeder, den Kröten wehe zu tun.

15. Die Metallsucht der Odderbaanki.

Die Odderbaanki liebten Metall über alles, namentlich wenn es blinkte und glimmerte. Legte man am Abend ein Stück blankes Eisen oder eine blanke Münze auf einen Hügel, so war dasselbe am andern Morgen verschwunden: ein Odderbaanki hatte es genommen.

16. Der letzte Odderbaanki.

Am längsten sollen sich die Odderbaanki in den Bergen bei Hedehusum aufgehalten haben; der letzte derselben war ein tüchtiger Schmied. Wenn eine Pflugschar stumpf oder sonst ein eisernes Gerät schadhaft geworden war, so brauchte man nur damit hinaus auf einen Hügel zu gehen, es dort hinzulegen mit einem Schilling darauf, so war am andern Morgen der Schaden kuriert, alles schön

[1]) Es dürfte wohl wenig Gegenden geben, wo die Kröten so zahlreich sind, als auf den Nordseeinseln, besonders auf Föhr. Da die Häuser der alten Bauart keine höher gelegte Türschwelle hatten, so krochen sie gerne in die Häuser hinein. Auch die mit Heidekraut bedeckten Hünengräber beherbergen immer eine große Menge von Kröten, die oft weit in den Hügel sich hineingraben.

blank und neu, aber das Geldstück war fort. Wenn man aber versäumte, ein Geldstück mit hinzulegen, sei es aus Nachlässigkeit oder Geiz, so fand man am andern Morgen das Gerät unverändert, nur darauf einen großen Haufen von Unrat, den der rachsüchtige Zwerg darauf gesetzt hatte.

17. Das Verschwinden der Odderbaanki von Föhr.

Die Odderbaanki haben von jeher auf Föhr gelebt, auch als das Christentum Eingang fand, wurde ihre Zahl nicht geringer; doch als die Reformation eingeführt wurde, war es ihnen hier nicht mehr geheuer, in großen Scharen eilten sie westwärts über den Deich in die Nordsee.

18. Die Überfahrt der Odderbaanki nach Amrum.

In einer stockfinsteren und stürmischen Nacht wurde einst der Fährmann, der mit seinem alten Boote die Verbindung zwischen Föhr und Amrum besorgte und der in Utersum ein altes, halbverfallenes Haus besaß, durch starkes Klopfen aus dem Schlafe geweckt. Als er heraustrat, konnte er nichts sehen, aber eine dünne Stimme fragte ihn, ob er einige Passagiere nach Amrum übersetzen wolle. Der Fährmann sagte kurz: „Bei diesem Wetter nicht." Die Stimme aber erscholl wieder: „Fahre nur zu, es soll euer Schaden nicht sein, und mit uns sinkt das Boot nicht!" Nach langem Überlegen beschloß der Schiffer endlich, die Fahrt zu wagen, und ging hinauf, wo er sein Boot angebunden hatte.

Schon lange, bevor er sein Boot erreicht hatte, hörte er gedämpftes Stimmengewirr und dazwischen lautes Poltern im Boote. Als er dasselbe erreicht hatte, fand er das Boot schon so voll von kleinen Odderbaanki, daß er selbst kaum noch Platz finden konnte. Nachdem er die erste Ladung glücklich nach Amrum übergeschifft hatte, kehrte er zurück und setzte so die ganze Nacht von den kleinen Leutchen über. So wie die Insel Amrum erreicht war, verließen immer alle, auch die letzten, ganz eilig das Boot und verschwanden ohne ein Wörtchen des Dankes. Mißmutig über diesen Undank kehrte der Schiffer heim, band sein Boot an und ging nach seiner Wohnung. Doch als er zur Tür hineingehen wollte, stieß sein Fuß gegen einen Gegenstand, und als er sich bückte, fand er einen Hut, der mit lauter Goldstücken gefüllt war. Denn jeder Zwerg hatte die Überfahrt mit einem Goldstück belohnt. Der Schiffer war jetzt reich für sein Lebtag und konnte jetzt täglich zu seinem Vergnügen umhersegeln.

20. Über Mondbälken oder Muunbälkchen.

Früher gab es auch Muunbälkchen, das waren kleine Männlein, die besonders des Abends bei Mondschein oder in Finsternis umherschlichen und kleine Kinder zu greifen suchten, die sie dann mitnahmen. Man sagt deshalb auf Föhr noch immer zu Kindern, die zu spät draußen laufen, die Muunbälkchen könnten kommen, sie zu holen.

21. Die Leuchtermännchen.

Auch die Leuchtermännchen waren Zwerge, ähnlich wie die Odderbaanki; sie trieben ihr Wesen hauptsächlich des Nachts in einsamen Tälern und Niederungen, die mit Wasser bedeckt waren, so namentlich bei den Dörfern Hedehusum und Witsum. Hier konnte man des Nachts manchmal die Leuchtermännchen mit den winzig kleinen Laternen sehen, wie sie über das Feld und durch das Gras huschten. Sie taten niemand etwas zu leide, doch ging man ihnen gerne aus dem Wege.



Fünf Volkslieder. I.

Aufgezeichnet in Dithmarschen und Stapelholm.

Von **Heinrich Carstens**.

1. Eduard und Isabelle.

1. Eine Heldin wohlerzogen,
mit Namen Isabell;
|: sie schoß mit Pfeil und Bogen
so gut als Wilhelm Tell. :|

2. Ein Ritter jung von Jahren,
mit Namen Eduard,
|: der sich beim Ritterspiele
in sie verliebet hat. :|

3. Er schenkt ihr Papageien,
gekauft zu Hildesheim;
|: er schenkt, sie zu erfreuen,
den schönsten Wachtelhahn. |:

4. Er kauft ihr in der Stille
den schönsten Ritterstrauß;
|: doch nichts bricht ihren Willen,
sie schlug ihm alles aus. :|

5. „Fahre hin, du Stolze, du Spröde,
dein Stolz wird dir gereun;
noch eh' ich tot sein werde,
wirst du noch Tränen wein."

6. Einst ritt sie eine Strecke
als Jäger verkleidet ins Holz;
|: da erblickt' sie in einer Ecke
einen Bären voll ernstem Stolz. |:

7. Schnell wie vom Blitz ergriffen
naht' sich das kühne Weib,
|: und schoß mit einem Pfeile
das Untier durch den Leib. :|

8. Das Roß mag meiner warten,
eilt schnell zum Bären hin;
|: da erblicket sie Eduarden
in Bärenhaut gehüllt. :|

9. Er konnte kaum mehr sprechen,
sein Auge bedeckte ein Flor,
|: und noch im Todesröcheln
warf er ihr Unrecht vor. :|

10. Sie weinet, sie klaget, sie jammert,
rauft sich die Haare aus,
|: setzt sich aufs Roß und jaget
halb tot und bleich nach Haus. :|

11. Sein Leichnam ward zur Stelle
der kühleren Erde vertraut,
|: und eine finst're Zelle
ward auf sein Grab gebaut. :|

12. Kaum nach Verlauf vier Wochen
von Gram und Schmerzen verzehrt,
da begrub man ihre Knochen
zum Staube des Eduard.

Diese offenbar aus dem Süden eingewanderte Ballade wird in Dithmarschen viel gesungen. Ich habe sie aufgezeichnet nach dem Diktat des Herrn J. J. Broders in Lunden. Eine fast mit obigem Liede übereinstimmende Fassung findet sich in E. Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen, II. Teil, S. 294 ff. Das Lied wird auch nach einer Mitteilung des Herrn Dr. Fr. L. Krause in Wien von den Schwaben im Banat gesungen. Vergl. ferner die Lesarten aus Mecklenburg im Ur-Quell IV, S. 71 u. 72 und Weibersbrunn S. 145.

2. Die Räuberbraut.

1. In einem Städtchen in einem tiefen Tale,
da saß ein Mädchen an einem Wasserfalle,
|: das war so schön, so schön wie Milch und Blut,
von Herzen war sie einem Reiter gut. :|

2. Armes Mädchen, du dauerst meiner Seele,
dieweil ich muß in eine Räuberhöhle;
|: mit mir kannst du ja niemals glücklich sein,
weil ich muß in den tiefen Wald hinein. :|

3. Nimm diesen Ring, und sollt' dich jemand fragen,
sprich: Eines Räubers Hand hat ihn getragen,
|: der dich geliebet hat bei Tag und Nacht
und der so viele Menschen umgebracht. :|

4. Geh' nach der grünen, grünen Wiese,
da gibt's der Männer gar zu viele,
|: mit denen du dereinst kannst glücklich sein,
ich aber muß in'n finstern Wald hinein. :|

5. Bald darauf, da sah man Schwerter blitzen,
der Räuberhauptmann kämpfte an der Spitzen,
|: sie gruben ihm ein Grab in kühler Erd'
und senkten ihn hinab mit seinem Schwert. :|

6. Die Räuberbraut, die ihn so treu geliebet,
ja, diese Nachricht hat sie sehr betrübet;
sie weinte manche heiße Träne drauf,
und aus den Tränen wuchs ein Blumenstrauß.

Von J. Coltzau jun. aus Delve, Str. 4 von J. Behrens aus Dahrenwurth. — Varianten: Str. 1, V. 1 u. 2: In einem kleinen Tale stand ein Mädchen an einem Wasserfalle; Str. 2, V. 1: holdes Mädchen; V. 4: finstern Wald.

3. Eduard und Lina.

1. In des Gartens dunkler Laube
saßen beide Hand in Hand,
Ritter Eduard mit seiner Lina
schlossen dort ein festes Band.

2. Liebste Lina, sprach er tröstend,
Liebste, laß dein Weinen sein;
denn eh' die Rosen wieder blühen,
werd' ich auch wieder bei dir sein.

3. Und er ging wohl in den Kampf
fürs geliebte Vaterland;
er gedacht' an seine Lina,
wenn der Mond am Himmel stand.

4. Und kaum war ein Jahr verflossen,
eh' die Rosenknospe brach,
schlich sich Eduard in den Garten,
wo er sie zuletzt noch sprach.

5. Und was fand er statt der Rose?
Eines Hügels Leichenstein,
und in Marmor stand geschrieben:
Lina ist jetzt nicht mehr dein.

6. Nun stand er betrübt und traurig:
Ist das denn mein verdammter (verdienter) Lohn?
Ich, dein Geliebter, bin gekommen,
und du ruhst im Grabe schon?

7. Und er ging wohl in ein Kloster,
legt' Schwert und Panzer ab.
In des Kirchhofs düstern Mauern
grub ein Mönch ihm bald sein Grab.

In Dithmarschen und Südschleswig überall bekannt. — S. die Lesarten aus Mecklenburg „Am Ur-Quell" IV, S. 71, und Wiesen- und Weibersbrunn daselbst S. 144, 145.

Mitteilung.

2. **Fadenwurzelige Segge, Carex chodorrhiza** Ehrh., in Holstein. Zu den seltensten Pflanzen Schleswig-Holsteins gehört Carex chodorrhiza Ehrh. Die Segge ist in früherer Zeit einige Male in der Provinz gefunden worden. In seiner „Kritischen Flora der Provinz Schleswig-Holstein usw." hat Herr Dr. Prahl die auf das Vorkommen dieser Pflanze bezüglichen Angaben zusammengefaßt. Durch Exemplare belegt sind die Standortsangaben: 1. Pünsdorf bei Itzehoe (Exemplare in Noltes Herbar von 1817). 2. Süseler Moor bei Eutin (Nolte 1821). 3. Ausacker Moor in Angeln (Hansen 1829). Zu diesen drei Angaben tritt als ebenfalls sicher hinzu die von Sonder bei Ahrensburg (Sonder, Flora Hamburgensis S. 483). Ferner ist die Pflanze angegeben worden 1. von Thun bei Trittau und Segeberg, 2. von Nolte bei Langenlehsten im östlichen Lauenburg und für den Priwall bei Travemünde. Die Thunschen Angaben haben sich zum Teil als falsch herausgestellt und sind daher auch die über das Vorkommen von C. chodorrhiza gemachten zweifelhaft. Bei Langenlehsten mag sich die Pflanze sehr wohl gefunden haben, kann dort auch jetzt noch sich finden. Ein Irrtum Noltes ist schon deshalb nicht anzunehmen, weil er vorher Exemplare bei Süsel gesammelt hatte. Auffällig ist jedoch die Angabe vom Priwall, einer sandigen, sehr trockenen Halbinsel gegenüber Travemünde. An allen angegebenen Standorten ist die Pflanze seit langen Jahren nicht mehr gefunden worden, im Ausacker Moore, dem letzten sicheren Standorte, nicht seit 1862. Infolgedessen hat man seit langer Zeit geglaubt, daß die Pflanze aus dem Gebiet verschwunden sei. Herr Dr. Prahl sagt schon in der 1. Auflage seiner Schulflora von Schleswig-Holstein (1888) zu den Angaben über das Vorkommen von Carex chodorrhiza: „ob noch?" In der Synopsis von Ascherson und Graebner (Synopsis der mitteleuropäischen Flora) wird II. 2 S. 23 die Pflanze als in Schleswig-Holstein, Hannover, Niedersachsen, Mecklenburg und Pommern, also als im ganzen nordwestlichen Deutschland, verschwunden bezeichnet. — Am 7. Juli d. J. führte mich eine Exkursion in das Sumpfgebiet des Ahrensfelder Teiches südlich von Ahrensburg. Schon nach kurzem Suchen fand ich auf einem Sphagnumsumpf eine geringe Menge einer von mir lebend noch nicht beobachteten Segge, die ich für C. chodorrhiza halten mußte. Die nähere Untersuchung bestätigte das. Zeitmangels halber konnte ich den Sumpf nicht weiter absuchen, ging aber zwei Tage später wieder hin und fand jetzt eine größere Menge der seltenen Segge. An einigen Stellen waren reichlich Blütenstände entwickelt, an anderen waren fast alle Exemplare steril. Mehrere Male fand ich aufgenommene Sphagnumhaufen, die äußerlich kaum etwas von der Segge zeigten, beim Zerrupfen ganz von ihr durchsetzt. Herr J. Schmidt (Hamburg) stellte einige Tage später etwa 200 m weiter südlich ein zweites Vorkommen fest. Auch hier war die Pflanze reichlich vorhanden. Mit der Hauptform fand ich, allerdings nur vereinzelt, die f. sphagnicola Laest. Dieser Standort bei Ahrensburg ist höchst wahrscheinlich mit dem von Sonder beobachteten identisch. Dafür spricht, außer von Sonder selbst vor langen Jahren gemachten Angaben, das Fehlen ähnlicher Sümpfe in der Umgegend des Ortes, sowie ferner auch die Häufigkeit des Vorkommens. Sonder sagt von C. chodorrhiza: „bisher nur in einem Sumpfe bei Ahrensburg, aber dort in Menge." — Wie die Pflanze bei Ahrensburg noch jetzt vorhanden ist, findet sie sich möglicherweise auch sonst in Schleswig-Holstein resp. im nordwestlichen Deutschland. Die Pflanze dürfte sich wahrscheinlich an diesem von der Kultur bisher völlig unberührt gebliebenen Orte noch lange Zeit halten. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß sich mit C. chodorrhiza zusammen C. dioica × canescens (C. microstachya Ehrh.) und C. paniculata × canescens (C. ludibunda Gay) fanden.

Hamburg. P. Junge.

Bücherschau.

Deutsche Bauernkunst. Von **O. Schwindrazheim.** Buch- und Kunstverlag von Martin Gerlach & Ko. in Wien. Preis 12 *M.* — Das vorliegende Werk ist herausgegeben im Auftrage der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege künstlerischer Bildung, die damit ihren übrigen Schriften eine hoch zu schätzende Gabe hinzugefügt hat. Der Verfasser, dessen Name auf dem Gebiete der Heimat- und Volkskunst einen guten Klang besitzt, ist auch den Lesern der „Heimat" nicht unbekannt; es sei verwiesen auf die in früheren Jahrgängen von ihm veröffentlichten und von seiner Hand reich illustrierten Beiträge: „Deutsche Heimatkunst" (1902, S. 197 u. 221) und „Feldeinfassungen und Durchlässe" (1903, S. 121 und 169). Wenn auch bei Abfassung des Buches dem Verfasser der Gedanke anregend gewesen ist, darin der namentlich von Landlehrern oft geäußerten Annahme entgegenzutreten, daß auf dem Lande gegenüber der Stadt mit ihren Museen, Ausstellungen usw. so garnichts vorhanden sei, was künstlerisches Interesse erregen könne, so wendet es sich doch auch an andere Kreise, eben an all und jeden, in ihm Liebe zur mißachteten Bauernkunst zu erwecken. Das wird ihm hoffentlich in reichem Maße gelingen; denn auf welches Gebiet der bäuerlichen Kleinkunst man auch dem Verfasser folgen mag, stets spürt man, mit welch warmer Liebe er selbst zuwerke gegangen ist. Das, was er früher einmal in einem an anderer Stelle veröffentlichten Aufsatze dem geraten hat, der Bauernkunst kennen lernen wolle, herumzuspazieren im deutschen Vaterland und brav die Augen aufzumachen, hat er selbst mit bewundernswerter Gründlichkeit getan und durch die Frucht der mühsamen Arbeit, eben das vorliegende Werk, andern die Beschäftigung mit der Bauernkunst gar bequem gemacht. Bis dahin war es kaum möglich, aus Büchern sie kennen zu lernen, weil es Werke über Bauernkunst, also über alles, was zur äußeren und inneren Ausstattung des bäuerlichen Wohnsitzes gehört, eingeschlossen die Tracht der Bewohner und Form und Ausstattung ihrer Kirche einfach nicht gab oder nur in geringer Zahl und wenig umfangreich, wenn auch das Bauernhaus selbst steigendes künstlerisches Interesse erregte. — Auf das Gebäude des deutschen Bauern kommt der Verfasser natürlicherweise auch zu sprechen. Er gibt in dem ersten Teile seines Buches, der die Geschichte der deutschen Bauernkunst behandelt, einen interessanten Überblick über die Entwickelung derselben. Ausgehend von den Urformen des bäuerlichen Wohnsitzes, kommt der Verfasser des weiteren in diesem Teile, nachdem in Einzelkapiteln der Einfluß des allmählich sich entwickelnden Dorfhandwerks, des Herrenhofes, des Klosters und der Stadt nachgewiesen ist, auf die Bauernkunst des Mittelalters und ihre Erzeugnisse, um darauf im Fortgang über Renaissance, Barock und Rokoko zur um die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnenden Verfallzeit, also zur Jetztzeit überzugehen. — Während sich dieser erste Teil anlehnt an die auf diesem Gebiete reichlich vorhandene Literatur, beruhte der zweite, der unsere Bauernkunst in ihren Eigenschaften darstellt, sowie auch der folgende Teil auf den eigentlichen gründlichen Studien des Verfassers. Dabei ist es natürlich, daß die dem Verfasser naheliegenden und darum bekannteren Gegenden, wie z. B. die Marschen zu beiden Seiten der Unterelbe, in Wort und Bild des öfteren herangezogen werden. An den Elbmarschen weist z. B. auch der Verfasser in höchst interessanter Weise die Wirkung von Heimats- und Stammeseinfluß auf die Bauernkunst nach. Der letzte Teil lehrt uns dann unsere Bauernkunst in ihren einzelnen Erzeugnissen kennen. Da wird einem so recht bewußt, daß die Kunst nicht erst beim Ölgemälde anfängt, sondern daß z. B. eine Feldeinfassung oder Garteneinfriedigung, das Hoftor, das Mauerwerk des Hauses, Türen und Fenster, Wandschrank, Bett, Stuhl und Tisch usw. auf dem Lande z. T. wichtige und interessante Kunstgegenstände sind. Alle diese Dinge werden in Einzelabschnitten in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit vortrefflich behandelt und, was noch besser ist, in sehr zahlreichen und vorzüglichen Illustrationen, zur Hauptsache nach Federzeichnungen und Buntstiftskizzen des Verfassers, uns vor Augen gestellt. — Es folgt noch ein Ausblick, in dem mancher gute Ratschlag gegeben wird, wie jeder sich betätigen kann als Helfer bei der Riesenarbeit, das unendlich weite Gebiet der Bauernkunst immer mehr, gründlicher als einem einzelnen es möglich ist, zu durchforschen. Das Werk schließt mit dem Wunsche, daß unsere Bauernkunst einen nicht unwichtigen Platz in der erstrebten deutschen Volkskunst, nach der heute so heiß gerungen wird, einnehmen möge. — Der Verfasser hat ein gut' Teil dazu beigetragen, ihr diesen Platz zu sichern.

Kiel. G. Kühn.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Katalog der Sammlungen des Museums fehmarnscher Altertümer. — Heinrich Theen, Geschichte der Bienenzucht in Schleswig-Holstein.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 9. September 1904.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt: 1. Lobsien, Hermann Heiberg. (Mit Bild.) — 2. Hach, Über ehemalige Folter- und Strafwerkzeuge im Museum und ihre ehemalige Anwendung in Lübeck. II. (Mit Bild) — 3. Laß, Die Schlacht in der Hamme. — 4. Kunze, Das ehemalige Strandrecht am deutschen Meere. I. — 5. Fehrs, Der Bismarckturm in Itzehoe. (Gedicht.) — 6. Doris Schnitger, Altes und Neues aus Schleswig. — 7. Meyer, Plattdeutsche Redensarten vom Wetter. I. — 8. Carstens, Fünf Volkslieder. II. — 9. Mitteilung.

Mitteilungen.

1. **Eine neue Deutung des Wortes Hansa** gibt der Breslauer Germanist Professor Colmar Schaube in der Festschrift des germanistischen Seminars zu Breslau. (Leipzig, Teubner.) Nach dieser Aufstellung bedeutet Hansa ursprünglich nicht Handelsgenossenschaft, sondern vielmehr die Handelsabgabe, die von den Kaufleuten beim Eintritt in die Kaufmannsgilde erhoben wurde. Schaube bringt für seine Ansicht ein ungemein reichhaltiges Material bei. So heißt es in einem Privileg, das im Jahre 1127 Herzog Wilhelm von der Normandie den Bürgern von St Omer in Französisch-Flandern gab, daß die Bürger dieser Stadt, wenn sie zu Handelsgeschäften nach den kaiserlichen Ländern reisten, keine Hansa zu entrichten haben sollten. Eine Kaufmannsgilde bestand damals auch schon in dieser Stadt, aber sie führte damals stets nur den Namen einer gilda mercatoria. Der Name Hansa kommt dafür erst in den französisch abgefaßten Statuten aus dem dreizehnten Jahrhundert vor. Der gleiche Sachverhalt ist für die meisten handeltreibenden Städte Hollands und Flanderns nachweisbar, so in Gent, Antwerpen, Groningen, Dordrecht, Middelburg und vielen anderen. Den Bürgern von Lübeck gewährte im Jahre 1188 Kaiser Friedrich I. Verkehrsfreiheit im ganzen Herzogtum Sachsen und fremden Kaufleuten in Lübeck ohne Entrichtung von Zoll und Hansa; in einer Urkunde des Erzbischofs von Köln vom Jahre 1259, worin dieser Kölns Stapelrecht bestätigt, wird ein altes, als Hanse bezeichnetes Recht erwähnt, demzufolge jeder Bürger der Stadt einen fremden Kaufmann, der dem Stapelrecht Kölns zuwiderhandelte, ergreifen und strafen konnte. Auch nach Frankreich und nach Mittel- und Oberdeutschland ist das Wort vorgedrungen, es findet sich unter anderem in Regensburg, Wien und Steiermark. Im Französichen bedeutet hancer: gegen Zahlung der Hanse ein Handelsrecht — später überhaupt ein Recht — erhalten oder verleihen; insbesondere ist in passivischem Sinne hancé (ein Gehanster) jemand, der gegen Leistung der Abgabe in das damit verbundene Recht aufgenommen ist. Mit dieser Abgabe hängt das Amt der Hansgrafen als der Beamten zusammen, die mit der Erhebung und Verwaltung dieser Abgabe betraut waren; sie begegnen uns zuerst in den Statuten der Stadt Lille vom Jahre 1235 und wurden aus dem bezeichneten Amt in der Folge zu den städtischen Kämmerern und Schatzmeistern der Städte überhaupt. In Bremen soll dieses Hansgrafenamt, allerdings mit geänderten Befugnissen, bis zum Jahre 1879 bestanden haben. Daß es nicht den Vorsteher der Hansagenossenschaft

bedeutet, geht nach Schaube unzweideutig aus seinem Material hervor, indem unter 13 verschiedenen Orten oder Gegenden, wo ein Hansgraf erwähnt wird, er zwölfmal nicht der Vorsteher einer solchen Genossenschaft ist. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts, zuerst bei der nach England handeltreibenden Genossenschaft der flandrischen Städte, kommt der Name Hansa im Sinne von Handelsgenossenschaft auf.

2. **Können die Tiere zählen?** Es muß interessieren, festzustellen, ob die Tiere Zahlvorstellungen haben oder nicht, und wenn, wie weit sie etwa gehen. Der Unterzeichnete legt Wert auf eine Erörterung dieser Frage von dem Gesichtspunkt der Entwicklung der Zahlbegriffe innerhalb der Menschheit aus. Sie dürfte aber auch an sich schon des Wertvollen und Fesselnden genug bieten. — Da die „Heimat" sich auch eine Erforschung des heimatlichen Tierlebens zur Aufgabe gestellt hat, so habe ich geglaubt, eben nicht an eine falsche Tür zu klopfen, wenn ich für obige Frage Einlaß in diese Zeitschrift erbitte. Zugleich hielt ich die „Heimat" für geeigneter als etwa ein Schulblatt, da einmal das Lesepublikum der Heimat nach Berufsarten mannigfaltiger ist und zugleich der Natur näher stehen dürfte als dasjenige eines Blattes allein für Lehrer. — Darf ich nun noch einige Beispiele herausgreifen. Wissen Tiere, die zwei Junge haben, wie etwa Tauben und Schafe, wenn ihnen eins fehlt? Wie steht es mit solchen, die viele Junge haben, wie etwa Hühner, Enten, Gänse, Katzen, Hunde, Kaninchen usw.? Wissen diese, wenn ihnen welche fehlen? (M. E. wissen sie es nicht.) Wie steht es, wenn sie etwa nur 2—4 Junge haben, was ja auch vorkommt? Wie ist es mit Tieren, die eine mittlere Zahl von Jungen haben, wie das bei vielen Vögeln so ist? Was hat man in dieser Hinsicht für Erfahrungen gemacht mit Pferden oder andern Haustieren, etwa Hunden? Was mit Wild und etwa dem Fuchs? Hier werden die Herren Jäger Auskunft geben können; aber, bitte, keine Jagd- und Dackelgeschichten! Wie steht es mit der weit verbreiteten Geschichte von der Krähe, die ich z. B. in einem ethnographischen Werk nebenbei so erzählt finde: „Wenn zwei Jäger in eine Hütte getreten sind und nur einer wieder hervorkommt, so läßt sich die Krähe durch keinen Köder in die Nähe locken; dasselbe geschieht, wenn drei eintreten und nur zwei wieder herauskommen usw., bis die Zahl der Jäger so groß geworden ist, daß sie den arithmetischen Horizont der Krähe übersteigt." Ich erinnere, daß meine Mutter, von der ich als Kind schon die Geschichte erzählen hörte, die hier offen gelassene Grenze mit fünf oder sieben setzte. Sie erzählte diese Geschichte übrigens von der Elster und pflegte hinzuzufügen: „So weit kann die Elster zählen; darüber weiß sie es nicht mehr." Ist irgend etwas Wahres an diesen und ähnlichen Erzählungen? — Die geehrten Leser sehen, es ist Stoff genug, und es sollte mich sehr freuen, wenn ich hiermit eine ergiebig fließende Quelle angebohrt hätte. Trifft auch nicht alles des Mitgeteilten völlig die Sache, so schadet das nicht; die Sachverständigen werden es schon zu werten wissen.

Neumünster. W. Tanck.

3. **Alte Lebensregeln.** Das Leben unserer Väter bewegte sich innerhalb fester Sitten und Regeln, die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbten. Die Lebensregeln hatten eine scheinbar religiöse oder abergläubische Begründung, welche als eine Drohung gegen die Abweichung von denselben dienten. Ein paar solcher Regeln sind mir noch in Erinnerung, und diese will ich hier mitteilen, damit andere Leser dieses Blattes angeregt werden mögen, die Zahl zu vermehren. 1. Man darf keinen rohen Schinken essen, ehe der Kuckuck gerufen hat. (Südlich von Schleswig.) Soll entschieden zu sparsamer ordentlicher Wirtschaft im Haushalte anregen. — 2. Man darf zwischen Weihnacht und Neujahr keine Wäsche auf dem Boden hängen haben, sonst stirbt ein Mitglied der Familie. (Flensburg.) Soll der Unordnung wehren. — 3. Man darf keinen Pflug am Weihnachtabend auf dem Felde stehen lassen, denn darauf ruht sich der ewige Jude („Jerusalems Schuster") aus, und der ist zur ewigen Unruhe und zum Wandern verflucht. Soll wohl heißen: Hab' deine Feldarbeit zur rechten Zeit fertig und halte dein Gerät in Ordnung.

Flensburg. J. Callsen.

4. **Nutzen der Wasserpest.** Genauere Nachforschungen haben ergeben, daß die Wasserpest auch in Süderdithmarschen verbreitet ist. So findet sie sich im Eddelaker Fleth, bei Krumstedt, Kuden usw. Im Laufe der Zeit hat man auch gute Eigenschaften derselben entdeckt. Sie bildet die Nahrung mancher Wasservögel, beherbergt schützend Fischlaich und Krebsbrut und dient zur Aufbewahrung von Blutigeln. Wichtig ist auch der Umstand, daß sie Wasserläufe desinfiziert und geradezu gesundheitsfördernd wirkt. Sanitätsrat Dr. Brandes in Hitzacker behauptet auf grund sorgfältiger Beobachtungen, daß diese Pflanze zwei in seiner Umgebung sonst häufig auftretende Krankheiten vertilgt hat, die Malaria (Wasserfieber oder kalte Fieber) und die Ruhr. Ursprünglich eine lästige Erscheinung, die man vergeblich loszuwerden suchte, ist sie mit der Zeit eine Pflanze von Kulturwert geworden, die man zur Hebung der sanitären Verhältnisse weithin verbreitet hat, so nach Griechenland, Java und durch den König von Belgien selbst nach dem Kongo.

Windbergen. J. Schwarz.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 9. September 1904.

Hermann Heiberg.

Von Wilhelm Lobsien in Kiel.

Ein grauer Morgen. Ganz feiner, durchdringender Regen rieselt vom Himmel herab, ganz fein, beinahe wie Nebel. Vom Schloß Gottorp her kommt ein einzelner Glockenton. Langsam, groß, fast feierlich schwebt er über die Baumkronen der Straße und verklingt über den grauen Fluten der Schlei, die in schläfriger Ruhe daliegen und nur hin und wieder ein krauses Wellenhaupt emporheben. Ein leises Singen geht durch die Straße, die man Lollfuß nennt: der Morgenwind geht durch die Stadt, vorüber an den kleinen gemütlichen, schiefen Häusern mit den lustigen Giebeldächern, vorüber an dem vornehm-schlichten, in behaglicher Ruhe von der allgemeinen Straßenflucht zurücktretenden großen Hause, in dem der Schleswiger Dichter Hermann Heiberg lebt und schafft.

Ein echtes und rechtes Dichterheim, etwas abseit vom Straßenlärm und doch nicht in klösterlicher Einsamkeit, groß und dabei doch behaglich, von der anheimelnden Gemütlichkeit, die sich in allen alten Häusern ausprägt, und dahinter ein parkartiger Garten, im Sommer des Dichters liebster Aufenthalt. Sein Arbeitszimmer weist zur Straße hinaus; in seiner Schlichtheit predigt es von Arbeit und Schaffen, und die große Heiberg-Bibliothek im Wandschrank ist ein Beweis, daß hier gearbeitet worden ist.

Wie seine Wohnung ihn auf der einen Seite in den stillen Frieden der Garteneinsamkeit, auf der andern Seite in das Gewirr der Straße mit ihren hastenden Menschen blicken läßt, so hat ihn auch das Leben immer geführt, daß er hineingestellt wurde in das Toben der lauten Welt sowohl als in ihre stillen, verborgenen Wege, und seine feine Kunst in der Zeichnung aller Lebenszufälle und seine Stimmungsmalerei sind die Früchte dieser Führung.

Er begann seine Dichterlaufbahn als gereifter Mann, der Welt und Menschen kennen gelernt hatte. „Wie mich das an meine Zeit erinnert, als mir berufene Leute Gutes über mein Schaffen sagten! Und ich hatte doch ein solches Leben in der Welt hinter mir." So schrieb der Dichter mir, als mein Erstlingswerk herausgekommen war, und ich meine, in diesem Worte steckt der Grund zu dem ungeheuren Erfolg, den Heibergs Bücher allezeit gehabt haben: er hatte das Leben in der Welt hinter sich, er kannte es in all seinen Erscheinungsformen. Aber er stand nicht etwa als ein Sattgewordener müde abseits und grollte, nein, als ein Reifer, ein Lachender, ein fröhlicher Künstler sah er zurück auf das bunte Bild, das an seinen Augen vorübergezogen war, und griff heraus, was ihm im Augenblick gefiel, und umgab das so herausgerissene mit buntem Schmuck und stellte es vor alle hin, die schauen und genießen wollten.

Hermann Heiberg ist am 17. November 1840 in der Stadt Schleswig geboren worden als der Sohn eines Rechtsanwalts; mütterlicherseits gehört er zum gräflichen Hause Baudissin. Er hat eine herrliche, sonnige Kindheit verlebt, und wüßte man es nicht aus seinen eigenen Erzählungen („Aus den Papieren der Herzogin von Seeland"), so müßte man es erkennen aus seiner feinen Kunst in der Zeichnung von Kindern und ihrer tollen Streiche; das kann nur der schreiben, der selber mit dabei gewesen ist. Und der Dichter ist mit dabei gewesen. Er sagt selbst: „Es ist mir noch ganz rätselhaft, daß ich mit normalen Gliedmaßen in der Welt herumgehe; denn ich verdiente viele Prügel. Diese letzteren nahm ich mehrfach auch in der Schule in Empfang. Ich ließ unversehens eine Anzahl der lose eingesetzten Tintenfässer verschwinden, legte Pulver in den Ofen, das dann beim Eintritt des betreffenden Geschichtslehrers einen Ausweg suchte und ihm und uns eine wirklich realistische Darstellung der historischen Schlachten verschaffte, setzte dem Zeichenlehrer zur Zeit der Maikäfer ganze Scharen dieser doch nicht von Tuchwolle sich nährenden Vielfüßler auf den Rücken, schnitt auch hier in die Tische und fügte wohl die Anfangsbuchstaben des jeweiligen kleinen Mädchens hinzu, das ich mit meiner Knabenliebe beehrte. — Ich war nur im Abschreiben von deutschen Aufsätzen und sonstigen Exerzitien einer der fleißigsten Schüler, welche das alte Gymnasium barg. Zwei Dinge schätzte ich sehr: Essen und Rauchen. Ich sehe freilich noch mein Gesicht bei dem ersten Rauchversuche. Der Angstschweiß stand mir auf der Stirn. — Der Kitzel, meine Umgebung zu kopieren in Gang, Haltung und Worten, war mir angeboren. Ich wußte es, und dieser Trieb ging auch in andern Dingen so weit, daß ich einmal meine schriftlichen Arbeiten unter möglichst genauer Nachahmung der Handschrift des jeweiligen Lehrers einreichte. Auch Karrikaturenzeichnen verschmähte ich nicht. Überdies machte ich Gedichte, war abwechselnd ausgelassen oder tiefsinnig, haßte und liebte mit Heftigkeit und war auch häufig ein rechter Hansnarr, indem ich Stege an den Beinkleidern und flatternde Halstücher trug, oder mich auch als Philosoph gebend auf Planken und Zäune setzte und hier Bücher studierte, von deren Inhalt ich kein Wort verstand. — Ich war so heftig, daß ich mich einmal in meinem Zimmer einschloß und alles zerschlug. Aber ich bereute auch ehrlich, und diese Zwischenpausen meiner verständigeren und besseren Natur kamen mir dann in allem, im Hause, in der Schule und im Verkehr mit meinen Kameraden wieder zu gut. — Ohne Unterricht zu erhalten oder eines solchen sonderlich lange zu bedürfen, betrieb ich alle möglichen Dinge, war ein Schwimmer, lag mit dem Segelboot auf dem Wasser, konnte reiten und kutschieren, spielte Komödie, sang, übte mich auf der Flöte, schwang das Tanzbein und war überhaupt von der Natur zu allem leidlich veranlagt — mit einer Ausnahme: Mathematik war und blieb mir immer ein chinesisches Alphabet."

Seinem Wunsche, die Rechte zu studieren, mußte er entsagen, und er beschloß daher, den Kaufmannsberuf zu ergreifen. Seine Lehrzeit machte er in einer Kieler Buchhandlung durch und übernahm dann später die selbständige Leitung eines gleichen Geschäfts in seiner Vaterstadt. Er vergrößerte es sehr, gründete eine große Druckerei und einen umfassenden Verlag, gab aber dennoch alles auf, um in Berlin einen größeren Wirkungskreis zu suchen. Nachdem er den geschäftlichen Teil der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" und später den der „Spenerschen Zeitung" geleitet hatte, wandte er sich ganz dem rein geschäftlichen Leben und Treiben zu, und hatte auch bald die Freude, in die Direktion der Preußischen Bank-Anstalt in Berlin berufen zu werden, wo er Gelegenheit fand, die vielseitigsten Erfahrungen zu sammeln. Er befaßte sich mit dem Bankgeschäft, lernte das Versicherungs-, Terrain-, Häuser- und Hypothekenwesen kennen, das Getriebe

und Treiben der großen Emissionsbanken, die vielseitigen kaufmännischen Spezialitäten, die Fabrik- und Bergwerkverhältnisse, kam mit den Großen und Kleinen des Berliner und auswärtigen Lebens in Berührung und machte viele und häufig langausgedehnte Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland, Dänemark, Belgien, England und Frankreich. In Paris und London suchte er Fühlung mit den großen Banken, vervollständigte seine Kenntnisse in fremden Sprachen und benutzte seine freie Zeit, um sich Einblick in Land, Leute, Kunst und öffentliches Leben zu verschaffen. Später stellte er sich auf eigene Füße und beschäftigte sich vornehmlich mit der Einleitung zur Finanzierung von Eisenbahn-, Sekundär- und Tramway-Unternehmungen, war auch eine Zeitlang chinesischer Bevollmächtigter in London, zog sich aber endlich, angewidert von allem, was „Geschäft" hieß, und nach bedeutenden Verlusten von allen Unternehmungen zurück.


Hermann Heiberg.

Im Jahre 1881 schrieb er, um, wie er selber sagt, „seine mißmutigen Gedanken zu töten," sein erstes Buch: „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland," eine prächtige Sammlung von Plaudereien, Skizzen, Novelletten, und errang sich mit einem Schlage einen riesigen Erfolg und einen großen Freundes- und Leserkreis, und — was noch mehr heißen will — den Mut, von nun an einzig seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu leben. Es ist bis auf den heutigen Tag ein Leben voll ernster, fleißiger Arbeit gewesen, bis auf den heutigen Tag ist seine Feder unermüdlich im Dienst seiner glänzenden Phantasie gewesen, und oft war es die nackte Sorge, die mit der Peitsche drohend hinter dem Dichter stand und ihn zur Arbeit antrieb. Freude und Sorge, sie beide sind neben ihm hergegangen und haben um die Herrschaft über seine dichterische Kunst gerungen, und oft will es scheinen, als habe die Sorge an manchem Lebenstag den Sieg errungen. Aber wenn man dem liebenswürdigen, von vornehmster Adelsgesinnung erfüllten Dichter in die milden, gütigen Augen schaut, dann weiß und spürt man gleich, daß aller Neid, aller Haß und alle bittere Sorge die tiefe Güte, das milde Verzeihen aller menschlichen Schwäche in ihm nicht hat ertöten können. Der sonnige Humor, der schon im ersten Werk alle Herzen im Sturm eroberte, ist ihm bis heute geblieben und hat alle Bitternisse lachend vertrieben.

Es gab eine Zeit, in der der junge deutsche Naturalismus Heiberg zu seinem Führer ausrief und zu seiner Fahne schwur, wie die jungen Lyriker zu Lilien-

cron. Die ungewöhnliche Frische seiner Darstellungsweise, das Ungewollte, unbewußt Natürliche in ihr, die bis ins Kleinste genaue Zeichnung des Milieus sowohl als des rein Äußerlichen seiner Personen, die Unbekümmertheit, mit der er ins Lebensgetriebe hineingriff und sich seine Stoffe herausholte — all dieses macht es begreiflich, daß man ihn zu den Naturalisten zählte, um so mehr, als er sich auch nicht scheute, die dunkelsten Nachtseiten des Lebens durchzusuchen und zu schildern, und den gewagtesten Situationen gegenüberzutreten. Aber — und dadurch unterschied er sich von den meisten andern Romanschriftstellern — er schilderte nie das Gemeine um des Gemeinen willen, sondern versuchte, Tun und Denken seiner Helden aus ihrer dunklen Umgebung heraus begreiflich zu machen. Seine eigentliche Domäne ist der naturalistische Roman niemals gewesen, vielleicht schon aus dem Grunde, weil er kein Problemdichter war und ist, weil er seine Kunst nie in den Dienst weder einer Schule noch einer Parteiidee stellte, weil er nie einer philosophischen, religiösen oder sozialen Weltanschauung dienen wollte, sondern sich in klarer Erkenntnis seines Talents als Unterhaltungsschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes fühlte. Indem er bald im leichten, frölichen, geistvollen, Plauderton des Lebens lustige Nichtigkeiten bespöttelte oder die harmlosen Schwächen der Menschen ironisch belächelte, bald in fest und sicher komponierten Novellen die goldene Jugendzeit schilderte, oft Züge aus seiner eigenen verwob in die seiner Helden, indem er in anmutigen Bildern das Keimen und Werden der Liebe in jungen Menschenherzen zeichnete, bald aber in seinen großen Romanen die tiefsten Leidenschaften in ihrer herz- und sinnaufrüttelnden Gewalt wirken ließ, den Kampf ums Leben, das jammernde Untergehen oder den lachenden Sieg mit seinem fröhlichen Genießen schilderte, indem er all dieses verlebendigte, wollte er unterhalten, wollte er Freude verbreiten, wollte er mit frohen Händen aus vollen Schalen seine Gaben verschenken.

Und er brachte das rechte Rüstzeug dazu mit. Vor allem seine glänzende Fabulierkunst, seine unerschöpfliche Phantasie, zwei Gaben, die er in gleich großem Umfang empfangen hat wie sein Landsmann Wilhelm Jensen. Mag er sich auf dem Boden des sog. Gesellschaftsromans bewegen und ein blendendes Bild der obersten Klassen geben, mag er die Finanz- oder Geburtsaristokratie schildern oder das Leben der armseligsten Fischerfamilien, mag er die Großstadt zum Schauplatz seiner Romane machen oder das einsamste Dorf: immer wieder verblüfft er durch seine erstaunliche Phantasie. Immer neue Gestalten treten fordernd vor ihn hin und heischen von ihm aufgenommen zu werden in den Kreis der darzustellenden Personen, immer neue Situationen werden vor ihm lebendig, immer mehr Verwicklungen knüpfen und lösen sich. Dieser Umstand bedeutet für Heiberg seinen Vorzug und seinen Nachteil zugleich. Er wurde einer der interessantesten Schriftsteller, der immer zu fesseln weiß, der seine Leser in Bann hält, der sich eine große Gemeinde schafft, — aber er wurde auch einer der am schnellsten schaffenden Schriftsteller. Es war nicht immer die Sorge ums Brot, die ihn zum Schaffen trieb, wenn sie auch oft, oft die Knute schwang, nein, es war auch seine Lust zum Fabulieren und seine Leichtigkeit in dieser Kunst. Hätte er um seinen Stoff mehr ringen und kämpfen, mehr suchen und spekulieren müssen, wäre ihm nicht alles zugeflogen, ich glaube, er hätte weniger Werke zwar, dafür aber um so wertvollere geschaffen. Für den, der seinen „Apotheker Heinrich" oder „Ein Weib" kennt, bedarf es in dieser Sache keines Beweises. Diese beiden Romane werden all seine andern überdauern; denn sie gehen über Unterhaltungslektüre, auch die beste, weit hinaus und tragen wie kein anderer die Heibergschen Vorzüge scharf ausgeprägt zur Schau. Was in vielen seiner Novellen so liebenswürdig erfreut: der herzerfrischende Humor, der harmlos gutmütige Spott, die Vorliebe für Sonder-

linge, die intime Schilderung des Kleinstadtlebens, — das alles tritt im „Apotheker Heinrich" doppelt verschönt auf. In seinen Novellen schenkte er das alles brockenweise, als schmückende Anhängsel, als fröhliche Nebensächlichkeiten, aber in seinem Roman trat es als ein Hauptteil, fast möchte ich sagen als Hauptzweck in den Vordergrund, war es der Teil, um den sich alles gruppierte. Was in den Novellen Skizze war, wird hier zu einem großen Gemälde ausgestaltet. Der Roman „Apotheker Heinrich" ist der Kleinstadtroman schlechthin, wie er bis heute noch nicht übertroffen ist. Ein solches Buch konnte nur schaffen, wer in einer Kleinstadt großgeworden ist, wer als Knabe in allen Winkeln, Scheunen und Ecken umhergestöbert ist, wer neben der Liebe für das Trauliche, Stillbehagliche und Beschauliche den Blick für alles Kleine und Kleinliche der Kleinstadtmenschen sich bewahrt hat, wer spotten kann ohne zu verletzen, wer noch Sinn hat für die unsagbare Geduld und Langsamkeit in allem Handeln und Denken. Heiberg hat das alles, und daher sind ihm die prächtigen Typen gelungen, diese echt deutschen, lebenswahren Gestalten. Er hat Liebe zu ihnen, und in seiner Liebe hat er sie umgeben mit dem lachenden Humor und dem jammernden Schmerz, so daß man mit ihnen lacht und mit ihnen trauert, weil man sich eins fühlt mit ihnen. Und weil dem so ist, deshalb mutet der Roman neuartig an, trotzdem die Fabel uralt ist. Es ist die Geschichte einer unglücklichen Ehe, einer Spekulationsheirat zwischen einem reichen Sonderling und einem jungen lebensprühenden Mädchen, aber das Drum und Dran, das Was und Wie ist ein Zeichen Heibergscher Eigenart, trägt seine spezifische Note. Für uns hier droben kommt dabei noch hinzu, daß er die Geschichte in unsere Landschaft hineingestellt, daß er den Charakter nordischer Natur als Rahmen benutzt hat. Und in der Naturschilderung, speziell der unserer Heimat, ist er Meister. Er kennt die donnernde, aufbrüllende See so gut wie den Gottesfrieden stillverborgener Waldseen, den geheimnisvollen Zauber der weiten toteinsamen Heide so wohl wie die weihevolle Stimmung unter rauschenden Buchenkronen. Er kennt unsere Heimat, wenn der Schneesturm darüber rast und das Eis an die Küste kracht, wenn sammetgrün die Wiesen aufgehen, wenn der Sommer auf den Feldern liegt, wenn der nebelgraue Herbst Freude und Hoffnung begräbt, er kennt die tiefen Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschenseele, er weiß und schildert, wie sehr der Mensch in all seinen Stimmungen und Handlungen von der Stimmung der ihn umgebenden Natur abhängig ist. Und weil er das weiß, deshalb gelingen ihm auch am besten die Personen, die er seiner Heimaterde entwachsen läßt („Ein Weib" u. v. a.) Und unter all seinen Personen sind es wiederum zwei Gruppen, die er besonders darzustellen liebt: Frauen und Kinder. Aber es sind durchweg keine Alltagsfrauen, die er schildert, sondern Charaktere, die in irgend einer Weise sich von andern abheben, im guten oder bösen Sinne, schöne, geistvolle, kapriziöse, leichtlebige Frauen oder dämonische, in Haß und Liebe gleich leidenschaftliche Wesen im Kampfe gegen sich selbst, gegen den Mann oder gegen die Welt. Allzutief läßt der Dichter sie zwar nicht tauchen oder große Ideen verkörpern, aber interessant weiß er sie darzustellen. Denn auch hier spürt man dahinter die Liebe, in gleichem Maße wie in den von ihm geschilderten Kindergestalten. Läuft auch mitunter ein alberner, verzeichneter Bengel in die Gesellschaft hinein, der besser draußen geblieben wäre: — es ist immer noch eine große Schar prächtiger, kerngesunder Kinder nach, die umsomehr erfreut, als wir verhältnismäßig arm sind an gut geschilderten Kindergestalten; meistens werden dressierte Puppen als Verkörperer von Wohlanständigkeit und Tantenmoral geschildert, aber keine Buben, die fessellos in goldener Ungebundenheit unbekümmert um Gesetz und Rechte ihrer eigenen Knabennatur folgen. Heiberg hat manchen Prachtjungen geschildert; denn er schuf aus der Erinnerung an seine eigene Knabenzeit und ganz ohne pädagogische Nebenabsichten.

Hat er überhaupt pädagogische Absichten? Ich erwähnte eingangs, daß er kein Problemdichter sei, daß er sich nicht in den Dienst einer Parteiidee oder einer religiösen oder politischen Weltanschauung stelle. Das ist nur insoweit richtig, als er sich nicht einseitig in den Dienst einer solchen stellt, sich ihr auf Kosten seiner Kunst mit Haut und Haaren verschreibt, sich ihr als dem Höchsten und Erstrebenswerten knechtisch unterwirft. Denn allerdings hat er pädagogische Nebenabsichten; will er der Prediger einer, seiner Weltauffassung sein, läßt er seine Helden die Vertreter dieser Anschauung sein. Ihr oberstes Prinzip ist vornehmste Adelsgesinnung, Vornehmheit in Denken und im Tun als angeborene oder selbst erworbene Tugend. Und er knüpft diese Tugend nicht kurzsichtig an eine einzige bestimmte Menschen- oder Gesellschaftsklasse, sondern er findet sie überall, auch unter dem gröbsten Kittel und in der armseligsten Hütte und stellt sie geschickt immer als das erstrebenswerteste Ziel der erbärmlichsten Knechtsgesinnung gegenüber. Und noch etwas anderes predigt der Dichter, nämlich das Schöne und Gute. Man spürt es überall an seinen Büchern, daß es ihm ernst darum ist, eine gute und schöne Welt hervorzuzaubern, ohne doch die Augen zu verschließen vor dem Niedersten und Gemeinsten; weiß er doch, daß in der ernsten Heranziehung auch des letzteren ein bedeutsames erzieherisches Moment liegt. Und gerade weil Heiberg diese Vornehmheit der Gesinnung, diese Erziehung zum Guten und Schönen als einen Ausfluß seines eigenen Herzens predigt, sie als seine eigene, innerste Persönlichkeit gibt, gerade deshalb hat er in deutschen Familien sich einen dauernden Platz erworben, wird er immer zum Bestandteil einer deutschen Hausbibliothek gehören.

Ich habe versucht, aus der besonderen Art der Heibergschen Muse etwas herauszugreifen, um darauf hinzuweisen als auf unleugbare Vorzüge und Schönheiten; denn es konnte und durfte nicht in meiner Absicht liegen, alle Werke des Dichters zu charakterisieren. Er schafft noch immer fleißig und rüstig weiter, und er freut sich seiner Schaffenslust und Schaffenskraft, wenn er auch oft wünscht, mehr Zeit und Ruhe zu haben, um ausreifen zu lassen; weiß und sagt er doch selbst in seiner bescheidenen, liebenswürdigen Weise, daß in der großen Zahl seiner Romane auch solche sind, die zu schnell aus der Feder geflossen sind, die niedergeschrieben worden sind, bevor sie innerlich bis ins Kleinste verarbeitet waren. Aber wer ist der Mann, dessen Werke alle gut sind? Wo ist der, unter dessen Weizen nicht auch Spreu zu finden wäre? Wenn ein Sturmwind kommt, so bläst er die Spreu davon, und der Weizen bleibt. So mag auch der Wind im Laufe der Zeit die Spreu aus dem reichen, gesegneten Erntevorrat der Heibergschen Muse verwehen; der Weizen, all das Liebe, Gute und Schöne, was der Dichter geschaffen hat, wird dauernd bleiben, wird sich seinen Freundeskreis immer erhalten und ihn weiter und weiter ziehen. Und nicht nur seine deutsche Heimat schätzt und liebt ihn, nein, viele seiner Bücher sind in die Sprachen fast aller europäischen Länder übertragen und haben ihm auch da Liebe und Dankbarkeit erworben.

Über ehemalige Folter- und Strafwerkzeuge im Museum und ihre ehemalige Anwendung in Lübeck.

Vortrag, gehalten im Museum zu Lübeck am 6. Dezember 1903 von Dr. **Theodor Hach.**

II.

Besser sind wir über die Werkzeuge unterrichtet, mit denen die Enthauptung vollzogen wurde, die uns nun beschäftigen soll. Die Enthauptung wurde in ältester Zeit auf dem Markte vor der Gerichtslaube vollstreckt, später auf dem alten Köpfelberg, der bis 1794 nahe dem alten Galgen hinter der Adolf-

straße lag. Der alte Köpfelberg hatte eine Umzäunung von Pallisaden. Eine in derselben befindliche Tür führte mittels Zugbrücke über einen Graben; von hier kam man in eine gemauerte Kammer, aus welcher eine steinerne Treppe auf das zur Hinrichtung bestimmte Plateau führte. In der Kammer hielten sich zur Zeit der Hinrichtung die Totenfrau und die Totengräber mit einem Sarge auf, da man in der Regel den mit dem Schwerte Gerichteten ein ehrliches Begräbnis gestattete auf dem Armsünder-Kirchhof (dem St. Gertruden-Kirchhof). Im Jahre 1794 ward diese Richtstätte nebst dem nahen Galgen, wie schon erwähnt, nach dem Rabeberge, der seither Köpfelberg hieß, verlegt; seit der Franzosenherrschaft ließ man sie verfallen, und nur noch 1827 ward sie wieder instandgesetzt zu der letzten hier stattgefundenen Hinrichtung mit dem Schwerte, der des Mörders Reyher, von dem wir nur noch eine Abbildung haben, wie er auf dem zu diesem Zwecke neu erbauten Karren zur Richtstätte hingefahren wird.

Die Enthauptung galt von jeher als die wenigst schimpfliche Todesstrafe. Sie wurde in Lübeck auf dreierlei Weise vollzogen, nämlich

1. mit der Barte (dem einfachen Beil), das auch zum Abhauen einzelner Gliedmaßen, z. B. der Hand, oder der Finger, mit denen der Meineid geschworen oder wissentlich falsches Geld ausgegeben war, usw., diente;
2. mit der „guden Dwele" (dem Fallbeil) oder
3. mit dem Richtschwerte.

Die Barte, das Beil, wurde, wie Abbildungen uns zeigen, teils unmittelbar, teils (so beim Handabhauen, aber auch beim Enthaupten) in der Art gehandhabt, daß die Schneide des Beils auf den Nacken oder auf die Hand usw. aufgesetzt und auf den Beilrücken mit einem hölzernen Schlägel kräftig darauf geschlagen wurde; dies Verfahren z. B. sehen wir auf Bildern des lübeckischen Passionals mehrfach abgebildet.

Die Dwele („gude Dwele")[1]) entsprach völlig der Fallbeilvorrichtung, der später berühmten Guillotine. Daß sie in Lübeck im 15. und 16. Jahrhundert im Gebrauch gewesen ist, zeigen dieselben Passionale. In einer Führung, über deren unteres Querbrett der Hinzurichtende den Kopf legen mußte, war ein an der Unterkante mit einem scharfgeschliffenen Beile ausgestattetes, vielfach noch mit einem Gewichte beschwertes Brett befestigt, das der Scharfrichter durch einen Zug an dem es oben in Ruhe festhaltenden Seile herabfallen ließ.

Weitaus die gebräuchlichste Enthauptungsmethode bestand in dem Abschlagen des Hauptes mittels Schwertstreiches; sie galt auch als die sozusagen mindest ehrenrührige. Vom Lebendigbegrabenwerden, vom Rad, vom Galgen konnte Begnadigung stattfinden zur Enthauptung mit dem Schwerte. Im Jahre 1544 wurde hier erstmalig eine Frau, die ihren Mann vergiftet hatte, geköpft, welches vorher nicht üblich gewesen, seither aber mehr geschehen ist, so auch 1632 und öfter. Im Jahre 1672 wurde ein Handwerker wegen Einbruchsdiebstahls zum Galgen verurteilt. Um aber den unschuldigen Kindern die Möglichkeit zu erhalten, in einem Amte Meister zu werden, wurde der Missetäter in poenam gladii begnadigt und mit dem Schwerte hingerichtet. Der letzte so Enthauptete war der schon erwähnte Reyher 1827. Das Schwert, das ihm den Kopf vom Rumpf trennte, birgt unsere Sammlung im Museum. Es ist ziemlich schlicht. Nur in

[1]) Irrtümlich ist in zu engem Anschluß an J. C. Dreyers „Anmerkungen über Lebens- und Leibesstrafen, Lübeck 1792" die „gude Dwele" unter den Werkzeugen zur Enthauptung aufgeführt und als „Fallbeil" bezeichnet worden, während dieselbe als fester Strick aufzufassen ist, also zu dem Abschnitt über das Hängen in den Galgen gehört hätte. Es ist also zu lesen: „Das Fallbeil entsprach" usw. und 8 Zeilen vorher: „2. mit dem Fallbeil."

der kurzen Mittelrinne über dem Handgriffe sieht man beiderseits in Punktmanier eingraviert ein kleines laufendes Tier, vielleicht die Marke des Klingenschmiedes. Der ebendort auf einem anderen Richtschwerte in einer flachen Rinne sich findende Name Jantes Wirsberg, den man früher mit dem berühmten Wrisberg aus dem 30jährigen Kriege in Verbindung brachte, ist der Name eines Mitgliedes der im 16.—17. Jahrhundert in Solingen tätigen Klingenschmiedfamilie Wirsberg. Das von Jantes Wirsberg gearbeitete Richtschwert zeigt über dem Namen einerseits einen Galgen, andererseits ein Rad, zeigt symbolisch also seine Bestimmung an, doch ohne darauf näher hindeutende Wortinschrift.

Diese findet sich auf einer anderen Klinge in folgender Fassung:

„Wan ich aufheben du das Schwert,
So geb Got dem Sunder das ewige Leben."

Es ist dies ein vielfach auf Richtschwertern vorkommender Spruch vom 16. bis 18. Jahrhundert, der meistens lautet:

„Wenn ich das Schwert tu aufheben,
Geb Gott dem Sünder das ewige Leben."

Ein anderes, im unteren Teile der Klinge blau angelaufenes Schwert hat beiderseits Messingeinlagen, die über einem von einer Krone überdeckten Monogramm aus den Buchstaben H. J. C. die Figur der Gerechtigkeit mit Schwert und Wage in den Händen darstellen.

Derjenige, der die Hinrichtung Reyhers vollzog, war der Scharfrichter Johann Philipp Christian Suhr, der, 1820 als Scharfrichter angestellt, noch bis 1858 im Adreßbuch als Scharfrichter und Tierarzt aufgeführt ist, und zwar bis 1838 im alten Schrangen 963 (in der alten Frohnerei), seit 1840 an der Mauer „unter dem weiten Lohberg oben der Pforte" Nr. 431. Bei der Hinrichtung Reyhers soll auch der Richtstuhl gebraucht sein, den unser Museum bewahrt. Es ist ein rot angestrichener Armlehnstuhl, an welchem Riemen zum Festschnallen der Arme des Delinquenten befestigt sind.

Aus Suhrs Besitze stammt auch noch ein langes Scharfrichterschwert in Lederscheide, das aber keinerlei Verzierungen auf der Klinge aufweist. Der erste festangestellte Scharfrichter in Lübeck kommt schon im 14. Jahrhundert vor. —

Scharfrichter: Johannes Schutte, magister budellorum 1388. Hans Meyer, de vronemester 1476. Jochim Harborch 1493. Jochim Bockholt 1494. Meister Hans Kräe 1641. Meister Wilm Fischer 1645. Meister Lorenz Kunnraht 1656. Meister Christian Struck (Strauch) 1667. Caspar Asthusen und Caspar Fabian 1683 (ob dieselbe Person?) Johann Heinrich Müller 1706, † 1728 Januar. Martin Witte 1728, 1759. Johann Christian Hennings, erw. 1754, † 1819 Juni 26. August Diedrich Otto Hennings, seinem Vater adjungiert, † 1816 Juni 6. Johann Christian Philipp Suhr, erw. 1820, lebte noch 1858, wird 1855 zuletzt im Staatskalender als Scharfrichter genannt, wurde 1853 weil geisteskrank pensioniert mit 500 ℳ jährlich und Belassung der bisher von ihm bewohnten Amtswohnung. Er hatte den Genuß des Halbmeisterkatens in Nusse.

Wir könnten nun die Formen der Todesstrafen wohl verlassen, müssen aber zuvor doch noch zweierlei erwähnen, nämlich die doppelte Stärkung, welche denen geboten wurde, welche, seit 1631 her von der Geistlichkeit der St. Marien- und St. Johannis-Kirche begleitet, ihren letzten Gang zur Richtstätte gingen. Bei der Ratsapotheke, die seit 1441 an der Stelle der jetzigen Kommerzbank lag, erhielten sie einen letzten Labetrunk aus einer silbernen Schale, die, schon 1569 erwähnt, 1811 den Franzosen zum Opfer fiel. Von ihrem Schmucke ist nur eine Abbildung erhalten. Sie zeigt zwischen phantastischen Figuren des 15. Jahrhunderts die Umschrift Per crucis hoc signum fugiat procul omne malorum. Die zweite

Labung der Armensünder war eine geistliche. Im Jahre 1471 hatten nach einer Vereinbarung des Bürgermeisters Bertold Wittig mit den Predigermönchen diese sich verpflichtet, „wanner da ener verordelet is to dem dode, den man buden deme borchdore döden schal und word gebrocht vör unser kerken (das ist die Burgkirche), deme schölen wy wisen dat hylge Sacramente des Lychnams unsers Herrn Jhesu Christi in de monstrantien" und dazu sollten sie die feierlichen Weisen: »O salutaris hostia« und »media vita« (mitten wir im Leben sind von dem Tod umgeben) usw. singen, und haben es auch sicher oft genug getan! Später, nach der Reformation, wurde dem Todeskandidaten dann statt der geistlichen Stärkung auch hier beim Burgtore noch ein stärkender Trunk gereicht, den Reyher aber brutal zurückwies.



Die Butterbude mit dem Finkenbauer.

Wir wenden uns nun wieder den Lebenden zu, die leiden mußten für ihre Verbrechen und Übeltaten und zwar am lebendigen Leibe in mancherlei Weise. Vom Handabhauen und ähnlichen Leibesstrafen ist schon die Rede gewesen. Eine weitere vielfach angewandte Strafe war der Staupenschlag, das Auspeitschen mit dem Staupbesen, einer großen Rute, und das Scheren der Haare in bestimmten Formen. Beide Strafen standen auf allerlei Vergehen und Verbrechen und hatten fast stets die Verweisung aus der Stadt im Gefolge. So wurde ein Junge von 18 Jahren, der etwa 70 Pferden die Schweifhaare abgeschnitten, 1611 gestäupt, im selben Jahre auch ein Betrüger, der bei einer betrügerischen Eheschließung sich fälschlich als Geistlicher geriert hatte. Gestäupt wurde auch wegen Verbreitung falschen Gerüchtes, wegen Unsittlichkeit usw. Im Jahre 1625 wurde

wegen Diebstahls eine Frau gestäupt und erhielt gleichzeitig ein Brandmal auf den Rücken gebrannt, vielleicht mit dem noch jetzt erhaltenen Brandeisen, mit dem Galgen und Rad aufgebrannt wurde. Ein anderes beliebtes Brandmarkungszeichen hatte die Form des Schlüssels. So wurden 1442 in Holstein Verbrecher aus Lübeck erkannt „an den verscharenen Tevesteken uppe eren höveden" und „an den gebarneten slötel."

Mutwillige Körperverletzungen und ähnliche Missetaten fanden ihre Strafe dadurch, daß dem Übeltäter auf einem Block ein Messer durch die Hand gestochen wurde, so daß er sich nur befreien konnte, wenn er die Hand los-, d. h. das Messer durch das ganze Fleisch der Hand riß. Um ihn nun nicht für immer arbeitsunfähig zu machen, sollte das Messer nur zwischen dem vierten und fünften Finger durchgestochen werden.

Alle diese Strafen wurden auf offenem Markte vollstreckt und zwar auf dem Pranger daselbst oder im sog. Finkenbauer. Letzteres ist noch erhalten in dem auf dem Markte stehenden Gebäude, der sog. Butterbude (s. Abb.) Hier mußten lästerhafte Zungen und auch Marktfrevler ausstehen, wie noch manche Reliquien und Nachrichten dartun. Der eigentliche Ort, wo Staupbesen und Brandmarkung erteilt wurden, war der sog. Kaak, die Stäupsäule, der Pranger. Er stand auf dem Markte nördlich vor der Bretterbude und einem seit lange beseitigten, östlich von diesem belegenen Fleischschrangen. Auch er ist im Jahre 1811 auf Befehl der Franzosen abgebrochen worden.

Der Kaak bestand aus einer aus Quadersteinen, die mit eisernen Klammern zusammengefügt waren, erbauten, 2 m hohen sechsseitigen Terrasse, auf welche eine durch ein eisernes Gittertor verschlossene Treppe führte. Auf der Terrasse befand sich eine Säule, auf der zu oberst eine Figur stand, die in drohender Gebärde eine Rute hielt. Man sieht die Säule auf einer Abbildung des Marktes um 1580.

Angebunden an diese Säule und mit sonderbarem Kopfschmuck oder mit Schandpuppen geziert, mußten die zum Pranger Verurteilten ihre Strafzeit abstehen, später jedem kenntlich gemacht durch angehängte Tafeln, welche sie als Dieb, Diebin usw. benannten. Liederliche und diebische Dirnen wurden auch mit angehängten Ruten öffentlich dort zur Schau gestellt und auch mit einer großen Schere, die noch 1810 unter den Reliquien des hiesigen Niedergerichts vorhanden war, seither aber verschwunden ist.

Noch sei gleich hier des Halseisens gedacht, das auf der Ostseite des Marktes an einem Pfeiler des sog. langen Hauses, unter dem die Goldschmiedebuden bis 1866 sich befanden, hing; ferner sei die Schandglocke genannt, welche oberhalb der ehemaligen Oberen Wage (jetzt Rathauswärterwohnung) hing und besonders über stadtflüchtige leichtsinnige und betrügerische Bankerotteure geläutet worden war.

Am Kaak getragen wurde auch der sog. „spanische Kragen" oder „spanische Mantel," ein aus Eichenholz mit Eisenbeschlag hergestellter Mantel, der, dem Übeltäter über den Kopf gestülpt, ihm auf den Schultern ruhte und bis unter die Knie reichte; ein solcher befand sich bis 1811 in Ritzerau, vielleicht der jetzt im Museum aufbewahrte.

Der Kaak war, wie schon gesagt, 1811 abgebrochen. Nun hatte aber 1814 die Frau eines aus Hamburg vertriebenen hierher geflüchteten Schneiders hier im Entbindunghause Zeug im Werte von 1 ℳ gestohlen, hätte also an den Pranger kommen müssen. Sie wurde indes mit Rücksicht auf die Umstände verurteilt, zwei Tage um die Mittagszeit im Entbindungshause ausgestellt zu werden, unter Umhängung eines Brettes mit dem Worte „Diebin."

Nicht nur am Pranger damit ausstehen, sondern vielfach auch, vom Büttel

angetrieben, durch die Straßen damit wandern mußten diejenigen Übeltäter männlichen oder meistens weiblichen Geschlechts, welche über andere bösen Leumund gebracht hatten und zum Tragen der *Schandsteine* verurteilt waren. Es waren dies je zwei durch eine eiserne Kette miteinander verbundene Steine, teils von schüsselförmiger, teils von viereckiger Gestalt, die den dazu Verurteilten um den Nacken gelegt oder über die Schulter gehängt wurden. Die noch vorhandenen Paare haben ein Gewicht von 2 L℔ 8 ℔ (= 18 kg) bezw. von 2 L℔ 2 ℔ (= 15 kg). Nachdem noch 1579 einen Frauenverläumder die Strafe getroffen, daß ihm die „Schand-Steene . . . um den Hals gehangen, womit he driwerbe uppe dem markede geföret und darup ut de Stadt verwiset worden," sind *nach* 1586 keine Beispiele dieser Strafe in den lübeckischen Strafprotokollen angetroffen; die Steine aber waren zum Andenken im alten Niedergericht oben am Gewölbe aufgehangen gewesen, bis sie später ans Museum gekommen sind.

Von *einer* Art der Strafvollstreckung ist bis jetzt noch nicht geredet worden, nämlich von der Strafe des *Gefängnisses*, des Kerkers.

Von ihren Schrecken wissen wir aus zahlreichen wahren und erfundenen Berichten und Geschichten; wir fühlen mit dem Chor der Gefangenen im Fidelio die Freude, nach langer Kerkernacht das erquickende Sonnenlicht zu schauen; wir schauern mit Fidelio in der feuchten Finsternis tief im weltverlorenen Kerker, wo der Gefangene unter der Last seiner Ketten zusammensinkt, aller Lebenskraft beraubt. Wir haben keine genauere Kenntnis von den schweren Kerkern unserer lübischen Vorzeit; aber die vielen im Museum erhaltenen Arm- und Beinschellen mit langen und kurzen Ketten, mit den Andeutungen, daß sie im Mauerwerk befestigt oder angeschmiedet fast ein Nichts nur von Bewegung gestatteten, wie einige der vorgelegten Beispiele erkennen lassen: Alles dieses genügt, um mit Grausen uns abzuwenden und mit dem Dichter zu sprechen: „dort unten aber ist's fürchterlich." Aber nicht nur bei den zum Kerker rechtskräftig Verdammten war es fürchterlich, nein, auch bei denen, die, um für ein todeswürdiges Verbrechen ihnen den Beweis der Schuld abringen zu können (wenigstens seit dem 15. Jahrhundert her), „der peinlichen Frage," der Folter unterworfen wurden, dem Hauptbeweismittel, namentlich seit Kaiser Karls V. Halsgerichtsordnung von 1532.

Wenn dem Untersuchungsgefangenen unter Ausbreitung der *Folterwerkzeuge* vor seinen Augen, ja, unter teilweiser Anlegung derselben, kein Geständnis abgelockt werden konnte, so wurde nunmehr furchtbarer Ernst gemacht, und in steigendem Grade gelangten zur Anwendung: *Daumen- und Fußschrauben*, *das Aufziehen in die Luft*, *die Reckung auf der Folterbank* mit ihren verschiedenen Verschärfungen: dem „gespickten Hasen," dem Brennen mit dem Bündel brennender Talgkerzen usw., und wenn das alles nichts half, dann endlich das äußerste Mittel: *der Leibgürtel*.

Daumen- und Fußschrauben, Folterbank, der gespickte Hase, der Leibgürtel finden sich sämtlich auch in unserer Sammlung. Alle diese Torturen fanden im tiefen Keller der schon früher erwähnten *Frohnerei* statt, der wir nun noch eine Betrachtung widmen wollen.

Sie lag an der südlichen Seite des kleinen Alten Schrangen, hatte die alte Hausnummer Johs. Qt. Nr. 963 und war ein von Osten nach Westen sich streckendes langes Gebäude. Zuerst im Jahre 1424 erwähnt, war es 1555 neu erbaut und wurde im Jahre 1840 abgebrochen, nachdem es schon seit 1836 seinem ursprünglichen Zwecke nicht mehr diente. Der Eingang war an der Nordseite und führte auf die große Diele, von der eine Treppe zum Keller, eine Haupttreppe aber zu dem Wohnräume enthaltenden ersten Stockwerke führte. Neben der letzteren Treppe lag eine kleinere Stube, ihr gegenüber stand ein Kamin. An

die Stube stieß rechts das sog. Herrenzimmer, wo die Gerichtsherren die Voruntersuchungen hielten. In der Ecke an der Kaminseite stand ein dreiseitiger Ofen. Das Zimmer hatte eine schlichte Holztäfelung und oberhalb dieser nach Norden eine hohe und breite Fensterluchte, die 12 Fensterquadrate zu je 9 Scheiben hatte und von außen mit eisernen Trallen versehen war. Westlich an das Herrenzimmer stieß, durch eine Tür damit verbunden, die geräumige Küche, welche nach der Straße hin ein größeres und ein kleineres Fenster hatte. In ihr stand der etwa $2^1/_2$ m breite Herd, südlich daneben ein Schrank. Aus der Südostecke führte eine Treppe hinab in den Torturkeller und daneben eine andere Treppe hinauf in das zweite Stockwerk. In diesem lagen an der Süd-, West- und Nordseite um einen Vorplatz im Westen gruppiert die sog. „Coyen," Gefängnisräume von teilweise sehr kleinen Ausmessungen; sie führten die Namen Holland (dies war die zweitgrößte), Paris und Brabant (die kleinsten, kaum $1^1/_2$—2 □m Bodenfläche) und Hamburg (die größte, ungefähr $5^1/_2$ □m haltende Zelle). Neben dieser nach oben führenden Treppe befand sich eine Tür, die auf einen Vorplatz sich öffnete, an dem nordwestlich eine große Gefangenenstube lag, die in der Nordostecke einen von dem Feuerherd der Küche her erwärmten Ofen hatte, und durch ein großes Fenster Licht erhielt.

Neben diesem Gefangenzimmer und am Westende eines langen schmalen an der Südseite von der Diele hinlaufenden Ganges befanden sich unentbehrliche Ausbauten für die Gefangenen und die Bewohner.

So stand die Frohnerei, bis sie 1840 abgebrochen ward. Die Folterwerkzeuge, die das Museum jetzt noch birgt, sind die letzten Zeugen der entsetzlichen Zustände, die man in früheren Jahrhunderten als unentbehrliche Bestandteile einer wohlgeregelten Rechtspflege betrachtet hatte.

Daß wir, hoffentlich für immer, aus den Banden vorzeitlicher Grausamkeit gegen die eines Verbrechens Verdächtigen, wie gegen die der Strafe Verfallenen befreit sind, das ist eine der dankbarst anzuerkennenden Folgen der fortschreitenden Aufklärung, die unter Friedrich dem Großen begonnen, durch Frankreich fortgeführt, im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in ganz Deutschland die Abschaffung der Folter nach sich zog und auch dazu führte, die Todesstrafe, wenn überhaupt, nur noch durch die Enthauptung vollziehen zu lassen.

Die Schlacht in der Hamme.

1. Entstehung und Verlauf des Krieges zwischen den holsteinischen Fürsten und den Dithmarschern bis 1404.

Von **Wilhelm Laß** in Kiel.

Da der vertragslose Zustand leicht zu Übergriffen und Wiedervergeltungsmaßregeln in der Gestalt von Raubzügen verleitete, hatten bereits im Mittelalter die einander benachbarten kleinen Territorialstaaten vielfach schriftliche Übereinkommen getroffen, in denen sie sich gegenseitig gewisse Rechte zusicherten und die Schlichtung von Streitigkeiten durch ein aus Bevollmächtigten beider Parteien bestehendes Schiedsgericht festsetzten. Es wurde durch dieses Vorgehen das Ziel verfolgt, einigermaßen erträgliche friedliche Verhältnisse herbeizuführen und allerlei Unbequemlichkeiten in Zeiten der Bedrängnis aus dem Wege zu gehen. Das Mittel des Vertragsschlusses wandten nach dem Tode des Grafen Gerhard des Großen auch die holsteinischen Fürsten an, indem sie mit dem dith-

marscher Freistaate ein Abkommen trafen, das bestimmt war, beide Teile vor unliebsamen Zwischenfällen zu bewahren. Das Zustandekommen des Vertrages läßt darauf schließen, daß die Schlacht bei Oldenwöhrden trotz des zwischen dem Grafen Gerhard und den Dithmarschern vereinbarten Friedensvertrages auf beiden Seiten eine tiefgehende Verstimmung hinterlassen hatte, die die Gefahr von ernstlichen Komplikationen nur erhöhte. Der Inhalt des im Jahre 1341 zwischen den Grafen Klaus und Heinrich (Isern Hinnerk) auf der einen und den Bevollmächtigten des dithmarscher Freistaates auf der anderen Seite abgeschlossenen Vertrages berechtigt direkt zu der Annahme, daß es schon zu Lebzeiten des Grafen Gerhard des Großen oder doch unmittelbar nach seinem Tode zu ernsten Händeln und Verwicklungen gekommen sein muß. Es wurde in demselben eine völlige Aussöhnung wegen der letzten Fehde vereinbart. Den Dithmarschern wurde Sicherheit und Freiheit des Handelns in Holstein in Städten und auf Märkten zugesichert. Klagen wider die Holsteiner wegen erfahrener Schädigungen sollten binnen vier Wochen erledigt werden und zwar so, daß die Brüche binnen dieser Zeit ausgezahlt werden konnte. Der Verkehr auf Eider und Treene sollte von Verkehrsabgaben frei sein; auch sollten die Dithmarscher in Holstein selbst volle Zollfreiheit genießen. Die Grafen verpflichteten sich, niemandem Hülfe zu leisten gegen Dithmarschen und an der Grenze keine neuen Schlösser zu erbauen. Wurde ein Dithmarscher in Holstein getötet, so sollte eine Mannbuße von 100 ℔ lübsch gezahlt werden.

Der Vertrag wurde im Jahre 1355 erneuert und in einigen Punkten erweitert. Graf Klaus scheint sich an die Bestimmungen desselben nicht immer strenge gehalten zu haben, denn die Dithmarscher beklagten sich bei ihm wiederholt darüber, daß einige ihrer Genossen in Holstein erschlagen worden seien, ohne daß die vertragsmäßig festgesetzte Mannbuße entrichtet worden war. Um sich selbst Genugtuung zu verschaffen, unternahmen sie einen Raubzug. Graf Klaus zog ihnen mit einem bewaffneten Gefolge und der Mannschaft der Kirchspiele Schenefeld und Hademarschen entgegen und überfiel sie bei Tipperslo, einem jetzt unbekannten Orte nahe der Grenze. Nach diesem Gefecht, das nach der holsteinischen Chronik mit der Niederlage der Plünderer endete, kam ein neuer Vergleich zustande, der neben den eben bereits erwähnten Bestimmungen noch den Passus enthielt, daß kein Teil die Feinde des andern unterstützen solle. Solange die Bestimmungen der Vereinbarung von beiden Seiten innegehalten werden, heißt es, solle zwischen Dithmarschen und Holstein Frieden herrschen. Wünsche eine Partei die Aufhebung des Vertrages, so habe sie ihn sechs Wochen vorher zu kündigen. Es handelt sich hier also im wesentlichen um eine Bestätigung der früheren Abmachungen.

Die Kenntnis dieses Vertragszustandes zwischen Dithmarschen und Holstein ist notwendig zum Verständnis der Ursachen des Krieges, der im Jahre 1402 nach dem Tode der Grafen Klaus und Heinrich zwischen den beiden Söhnen des letzteren, dem Herzog Gerhard IV. und dem Grafen Albrecht von Holstein (der dritte Sohn, Heinrich, war Bischof in Osnabrück) ausbrach. Er wurde verursacht durch einen Raubzug des Herzogs Erich von Lauenburg, der am Dienstag nach Pfingsten des genannten Jahres von der holsteinischen Grenze her unerwartet in das Kirchspiel Albersdorf einbrach und das Dorf Tennsbüttel plündern und niederbrennen ließ. Da er es unterlassen hatte, vorher die Fehde anzusagen, bezeichneten die Dithmarscher sein Vorgehen als gemeinen Raub. Sein Schwiegersohn, Graf Albrecht von Holstein, durch dessen Land er gezogen war, wurde öffentlich bei Fürsten und Städten des geheimen Einverständnisses beschuldigt und der Treulosigkeit und Vertragsbrüchigkeit geziehen. Graf Albrecht erklärte diesen Beschuldigungen gegenüber, daß der Durchzug der lauenburgischen Mannschaft durch sein

Land ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sei, daß also auf seiner Seite ein Bruch der bestehenden Verträge nicht vorliege. Um sich für die schweren Beleidigungen, die man ihm zugefügt hatte, zu rächen, unternahm er am Fronleichnamstage (24. Mai) einen Plünderungszug in die Kirchspiele Albersdorf, Tellingstedt und Nordhastedt. Am 1. Oktober fiel er abermals unvermutet in das Land ein und drang in die Norderhamme vor, und zwar in die Kirchspiele Hennstedt und Delve. Auf seinem Zuge verwüstete er die Ortschaften Hennstedt, Linden, Barkenholm, Süderheistedt, Nordheistedt, Feddringen, Lammersbule, Wiemerstedt, Delve, Bergewöhrden, Schwienhusen und Hollingstedt; selbst Lunden und Hemme sollen von der Plünderung nicht verschont geblieben sein. Auffällig ist, daß anscheinend aus dem Kirchspiel Tellingstedt keine Schadenersatzansprüche gestellt wurden, trotzdem doch der Einbruch von der holsteinischen Seite her geschah.

Trotz der Schäden, die ihnen von dem Lauenburger Herzog und dem Grafen Albrecht zugefügt worden waren, versuchten die Dithmarscher, die schwebenden Händel auf gütlichem Wege aus der Welt zu schaffen. Sie wandten sich zunächst an den Herzog Gerhard, bei dem sie bittere Klage über den Bruch der Verträge seitens des Grafen Albrecht führten und Ersatz des Schadens verlangten, der ihnen aus dem Plünderungszuge des Herzogs Erich erwachsen war. Sie glaubten, hierzu um so mehr berechtigt zu sein, weil kein Krieg angesagt worden war. In öffentlicher Sitzung machte Herzog Gerhard seinem Bruder schwere Vorwürfe, indem er ihn in erregten Worten des Vertragsbruches beschuldigte, weil er entgegen den mit den Bevollmächtigten des Freistaates getroffenen schriftlichen Vereinbarungen den Herzog von Sachsen-Lauenburg mit seinen Leuten durch sein Land hatte ziehen lassen. Graf Albrecht leugnete jede öffentliche oder geheime Teilnahme an dem Zuge seines Schwiegervaters und erklärte unter seinem Eide, daß er von der ganzen Sache nichts gewußt habe. Die Folge dieser Aussage war, daß die Brüder sich zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen die Dithmarscher verbündeten und ihnen den Krieg erklärten. Sie mögen vielleicht dazu veranlaßt worden sein durch das Verhalten der Dithmarscher, die sich von der Überzeugung nicht abbringen ließen, daß Graf Albrecht Anstifter, mindestens aber Mitwisser des Zuges des Herzogs Erich gewesen sei, denn in einer holsteinischen Chronik wird erzählt, daß die Fürsten den Dithmarschern hätten entsagen müssen, wenn sie ihren Vorwitz nicht länger hätten ertragen wollen. Noch in diesem Stadium wurde wiederholt versucht, eine Einigung zwischen den Parteien herbeizuführen, und es fand auch zu dem Behufe eine Zusammenkunft von Bevollmächtigten beider Parteien am Kuckuckswall bei Albersdorf statt, die aber vollständig resultatlos verlief, weil die beiderseitige Erbitterung und Feindschaft schon zu groß war. Die Hansestädte versuchten ebenfalls zu vermitteln, aber ihre Bemühungen hatten gleichfalls nur einen negativen Erfolg aufzuweisen. Die Fürsten wollten eben den Krieg, und der holsteinische Adel, der des Friedens schon lange überdrüssig war, schürte gleichfalls zum Kampfe gegen das ihm verhaßte selbstbewußte Bauernvolk. Die Fürsten wußten übrigens nicht nur die Stader, mit denen die Ditmarscher verfeindet waren, sondern auch die Stadt Hamburg auf ihre Seite zu bringen, so daß der Freistaat rings von Feinden umgeben war. Das Ziel der holsteinischen Herrscher war, die Dithmarscher vollständig zu unterwerfen und zu zinspflichtigen Untertanen zu machen.

Die Operationen gegen die Dithmarscher begannen im Frühjahr 1403. Das fürstliche Heer zog bei Albersdorf über die Grenze und wandte sich zunächst nach Meldorf. Auf Anraten des kriegserfahrenen Klaus von Ahlefeld wurde bei Dellbrücke ein festes Blockhaus errichtet, die Marienburg, in die man eine ständige Besatzung legte, welche später die umliegenden Ortschaften plünderte und verwüstete.

Auf seinem Wege nach Meldorf hatte das Heer wiederholt kleine Scharmützel mit den Dithmarschern zu bestehen, die von der holsteinischen Übermacht regelmäßig geschlagen wurden. Meldorf selbst, das eine offene Stadt war, nahm man mit Sturm und plünderte es. Da die Dithmarscher sich zu sammeln begannen und Graf Albrecht einen Überfall befürchten mochte, gab er noch vor dem Eintritt der Dunkelheit den Befehl zum Rückzuge nach der Marienburg. Kein Holsteiner, heißt es, getraute sich, in der eingenommenen Stadt eine Nacht zu bleiben, aus Furcht, die Dithmarscher möchten ihn unsanft wecken.

Am Tage nach dem Sturm auf Meldorf unternahm Graf Albrecht mit seinen Leuten einen Zug durch die Norderhamme. In den Kirchspielen Weddingstedt und Hennstedt machte er reiche Beute. Die Dithmarscher traten ihm westlich von der Broklandsau mit überlegener Streitmacht entgegen, so daß er schleunigst den Rückzug über den Ulerdamm antreten mußte. Er wäre wohl unfehlbar mit seinen Leuten erschlagen worden, wenn nicht ein starker Sturm das Wasser der Nordsee mit solcher Gewalt in die Untereider und ihre Nebenflüsse getrieben hätte, daß die Brücke des Ulerdamms weggeschwemmt wurde. Dadurch wurde den Dithmarschern die Möglichkeit genommen, dem fliehenden Feinde nachzusetzen und ihm seine Beute abzujagen.

Über die Lage des Ulerdamms gehen in den Chroniken die Ansichten auseinander. Von einzelnen Geschichtsschreibern wird er nach dem Aukrug bei Süderheistedt verlegt; aber diese Annahme muß als unhaltbar bezeichnet werden, denn der Name Ulerdamm wird nach den Ereignissen des Jahres 1403 in den Chroniken nicht wieder genannt. Wäre es der Damm bei Süderheistedt gewesen, auf dem jetzt eine Chaussee entlang führt, dann würde die Bezeichnung sich doch wahrscheinlich erhalten haben oder in Flurbezeichnungen in der einen oder der anderen Form der Nachwelt aufbewahrt worden sein. Das ist nicht der Fall. Durch die Herren Landesbaurat E c k e r m a n n in Kiel (früher Wegebauinspektor in Heide) und Lehrer L a ß in Süderheistedt ist festgestellt worden, daß der Ulerdamm sich bei Feddringen befand. Beide Herren haben Schriftstücke aufgefunden, die über die Richtigkeit ihrer Vermutungen keinen Zweifel mehr zulassen. Dazu kommt noch die von Herrn H e i n r i c h C a r s t e n s-Dahrenwurt erfolgte Feststellung, daß einzelne Flurbezeichnungen, wie Dammbrücke, Dammwisch usw. deutlich an den Ulerdamm erinnern. Da der Ulerdamm nicht die einzige Verbindung durch das muldenförmig sich hinziehende Tal der Broklandsau war, hatte Graf Albrecht wohl Grund zu der Befürchtung, die Dithmarscher könnten ihm durch die Besetzung der Engpässe im Rederstaller Moor und bei der Tielenbrücke den Rückzug abschneiden, denn ihnen stand noch die Möglichkeit offen, über Weddingstedt nach Süderheistedt zu ziehen und beim Aukrug über die Broklandsau zu gehen. Weil ihm der Marsch auf den schmalen Wegen nicht schnell genug ging, trieb er zur Eile an. Bald war er an der Spitze des Zuges, bald beim Nachtrab, überall aufmunternd und anspornend. In seiner Erregung soll er dem Pferde die Sporen gegeben haben, um in dem Gedränge schneller an die Spitze des Zuges zu kommen. Das Tier scheute und stürzte, der Graf drückte sich bei dem Falle den schweren Panzer in den Leib, so daß er lebensgefährlich verletzt wurde. Noch auf dem Heimwege erlag er seinen Wunden; seine Leiche wurde in Itzehoe beigesetzt. Die Holsteiner, die anscheinend ihren Rückzug über die Tielenbrücke genommen haben, erreichten glücklich die Grenze.

Wie wir wir schon gesehen haben, besaßen die Holsteiner in der Marienburg einen wichtigen Stützpunkt für ihre Operationen gegen die Dithmarscher. Die Besatzung dieser Festung machte fortgesetzt Ausfälle und Plünderungszüge und beunruhigte dadurch die nähere und weitere Umgebung. Es scheint, daß die Dith-

marscher wiederholt den Versuch gemacht haben, das Blockhaus in ihren Besitz zu bringen; aber sie wurden stets mit Verlusten zurückgeschlagen. Auf Veranlassung des kühnen Rolves Boykenson, eines angesehenen Führers aus dem Geschlechte der Vogdemannen, wurde während der Abwesenheit des Grafen Albrecht mit seinen Mannschaften in der Norderhamme ein abermaliger Versuch zur Erstürmung des Blockhauses gemacht. Mit den Worten: „Tredet hertho, gi stolten Dithmerschen, unsen Kummer willen wi wrecken, wat Händeken gebuwet han, dat können Händeken thobreken!“ trat er vor seine Landsleute, um ihren Mut anzufeuern. Der Sturm auf die Marienburg war wieder vergeblich und verlustreich. Unter den Gefallenen befand sich Rolves Boykenson, der von einer feindlichen Büchsenkugel tötlich am Kopfe verletzt worden war. Um ihre Gegner zu verhöhnen, steckten die Holsteiner das Haupt des gefallenen Führers auf einen Pfahl, den sie vor der Burg aufpflanzten.

So erlitten die Dithmarscher Niederlage auf Niederlage, aber ihren Mut verloren sie trotzdem nicht. Wohl waren sie geneigt, mit Herzog Gerhard einen Friedensvertrag abzuschließen, der ihnen ihre Selbständigkeit sicherte, und in diesem Sinne wurden auch von Lübeck und Hamburg aus Vermittlungsversuche gemacht. Da Herzog Gerhard von den Dithmarschern volle Unterwerfung verlangte und darauf bestand, daß sie Abgaben entrichten und ihm in seinen Kriegen Heeresfolge leisten sollten, konnte von einer Verständigung nicht die Rede sein. Wollte der Fürst sein Ziel erreichen, so mußte er mit starker Heeresmacht in das Land einbrechen und den Widerstand der Bauern mit eiserner Gewalt brechen. Das sollte geschehen durch den Zug, den er am 4. August 1404 unternahm und der mit der vollständigen Niederlage des holsteinischen Heeres in der Hamme endete.



Das ehemalige Strandrecht am deutschen Meere.

Von F. Kunze.

I.

In den mannigfaltigen Privilegien, welche in der „guten alten Zeit“ den unmittelbar am Meeresstrande oder Stromufer angesiedelten Bewohnern eingeräumt wurden — vermeintlich als Entschädigung für die ihnen hier jeden Augenblick durch „Sturm und Wellen“ drohende Gefahr — gehörte auch das uralte „Strandrecht,“ dessen materielle Ergebnisse teilweise auch dem gesetzgebenden Fürsten mit zugute kamen, wenigstens in diesem und jenem Küstenlande. Unter dem sogen. „Strandrecht“ (lat. littorum, franz. Droit de Rivage) verstand man in mittelalterlichen Tagen die durch „ewiges Herkommen“ oder gesetzliche Bestimmung eingeräumte Befugnis, ein gescheitertes oder gestrandetes Schiff sowie dessen freizügige Bestandteile oder auch Gegenstände, Waren usw., welche von einem solchen verunglückten Fahrzeuge ans Land geschwemmt wurden, sich anzueignen. Nach und nach wurde dieses nahe an Raub grenzende Vorrecht in den einzelnen Küstengebieten wieder aufgehoben — so auch durch die Carolina, Art. 218 —, aber in manchen nordischen Ländern konnte noch am Ausgange des 18. Jahrhunderts die ungehinderte Aneignung des ans Land treibenden „Strandgutes“ stattfinden. Im Jahre 1794 erklärt noch Salzmann in Constans' „Kuriosen Lebensgeschichten“: „Das Strandrecht ist ein Recht, welches verschiedene „christliche“ Staaten, die nahe am Meere liegen, haben, nämlich die verunglückten Schiffe zu berauben und diejenigen, die sich ans Ufer retten, zu plündern. Es pflegen daher in solchen Gegenden die Herren Geistlichen in ihren Kirchengebeten

den lieben Gott anzurufen, daß er recht viele Schiffe zerschlagen und ihnen die Güter zur Plünderung zuführen wolle." In gesitteteren und rechtlich vollkommneren Folgezeiten wurde jegliches „Strandgut," nämlich die von einem verunglückten Schiffe geretteten Güter und Trümmer, im engeren Sinne die bei einer stattgefundenen Seenot geborgenen Gegenstände, dem auserſehenen Berger überwiesen, der dann den ihm anvertrauten „Seeauswurf" gegen Bezahlung der zu beanspruchenden Bergungskosten herauszugeben hat, sobald der empfangsberechtigte Eigentümer ermittelt ist. Das regelt sich heute nach der Strandungsordnung vom Jahre 1874.

Kraft jenes vormärzlichen Strandrechtes eigneten sich nicht nur die rücksichtslosen Küstenbewohner, sondern auch häufig diejenigen Landesfürsten, denen dieses oder jenes Strandgebiet staatlich zugehörig war, das Privilegium an, alles, was an den Ufern frei wächst oder gefunden wird, in Besitz zu nehmen. Wie ist aber die seeanwohnende Menschheit auf diese scheinbar so widersinnige Art der Eigentumserwerbung gekommen? Nun, die eigentliche Ursache ist schwer zu ergründen. Es ist ja natürlich, daß bei einem so schweren Unglücksfalle wie beim Stranden, Scheitern und Versinken eines Schiffes eine entsprechende Belohnung solchen mutbeseelten Leuten, welche sofort hilfsbereit beisprangen, nicht verweigert werden durfte. Nicht minder erkenntlich mußte man sich auch dem „glücklichen Finder" solcher Waren und Gegenstände erzeigen, welche verunglückten Fahrzeugen entstammten und von den Wellen fortgeführt wurden. In Wirklichkeit entstand doch auch eine gewisse Lebensgefahr für hilfeleistende Strandbewohner bezw. für die sich aufopfernde Mannschaft der an der Rettung beteiligten Boote, Kähne usw. Nur die sichere Erwartung eines hohen Lohnes konnte in früheren Zeiten ermuntern zur Verrichtung derartiger Not- und Liebeswerke, noch dazu bei rauhen Seemannsgemütern. Geriet ein segelndes Fahrzeug nur auf den Sand, so brauchte sein Führer oder Eigentümer verhältnismäßig weniger Opfer zu bringen als für den Fall, daß es völlig strandete oder von den verschlingenden Wellen bedroht schien. Ja, sein Tribut war erklärlicher Weise ein sehr hoher, wenn das gefährdete Schiff bereits von seiner Bemannung verlassen worden war. Vielfach hatte der verantwortliche Führer behufs Erhaltung des eigenen Lebens mit Reißaus genommen, so daß herbeieilende Helfer bezüglich des ihnen zu gewährenden „Bergelohns" mit niemandem zu verhandeln vermochten; ja, es lag hierbei die Möglichkeit nahe, den alten juristischen Grundsatz, „daß eine verlassene Sache Eigentum desjenigen ist, der sie zuerst findet" (res derelicta credit primo occopanti), zur Verwirklichung kommen zu lassen. Indes, die eingetretene Not mußte in diesem Falle als ausreichender Entschuldigungsgrund gelten; „für verlassen kann dasjenige Gut nicht angesehen werden, von dem sich jemand seiner augenblicklichen Rettung wegen trennen mußte."

Diese vorstehende Begründung des uralten Strandrechtbrauches hat einen gewissen Schein von Glaubwürdigkeit für sich, und doch scheint sie nicht zutreffend zu sein, denn es hätte sich aus dieser Üblichkeit immerhin noch kein hartnäckig erworbenes Recht entwickeln können. Wenn nun in Betracht gezogen wird, daß an vielen Meeresgestaden das Salz, an der afrikanischen Küste das Gold, an Persiens meerbespülten Landesteilen kostbare Perlen, am Mittelmeer die geschätzten Korallen und am Ostseestrande der nicht minder wertvolle Bernstein als rechtliches Eigentum der zuständigen „Strandherrschaft" angesehen wurde, so dürfte man sicherlich oberflächlich urteilen, wenn man das bekannte Sprichwort „Gelegenheit macht Diebe" als Erklärung für das raubende Benehmen der „Strandgut" sammelnden Küstenbewohner gelten lassen wollte. Verschiedene Kulturhistoriker führen wiederum eine etwas mythologisch angehauchte Entstehungsursache ins Feld. Man höre! „Die Sitte (des Strandraubes) erklärt sich aus einer religiösen Vorstellung, welche aus der Anfangsperiode der Seßhaftigkeit stammt. Der Wilde und der

Barbar denkt sich die ganze Welt von Geistern bewohnt. Sie zürnen denjenigen Menschen, die es wagen, wider die gute Sitte der Seßhaftigkeit durch fremde Gebiete zu wandern, die nur denen gehören, welche die Macht der Geister durch einen besonderen Kult verehren. Jeder Eindringling ist Feind; daß er stürzt, ist Strafe der Geister oder der Gottheit. Vor allem ist es das reine Wasser, welches im Ordel auch die Schuldigen nicht untersinken läßt, sie mithin bestraft. In engstem Zusammenhang mit dem Strandrecht steht der Glaube, daß man Ertrinkende nicht retten darf; eine allgemeine Volksanschauung, die Tylor bei den St. Kilda-Insulanern, Donauschiffern, französischen und englischen Matrosen, bei Hindus, Kamtschadalen, bei den Böhmen, Neuseeländern und Siamesen nachweist. Wenn jemand in Deutschland ertrunken ist, so heißt es: „Der Flußgott fordert sein jährliches Opfer!" oder: „Der Nix hat ihn geholt!" Diese Anschauung, die in jedem solchen Reiseunglück eine übernatürliche Strafe erblickte und eine Segnung für die frommen Leute, in deren Bezirk sich der Vorfall abspielte, war im endenden Mittelalter noch weit verbreitet. Erst das Kulturbewußtsein, das im bürgerlichen Leben reifte und zum Staatsbegriff erstarkte, war imstande, den altheidnischen Rechtsbegriff zum Unrecht zu stempeln."

Nun, selbst diese gelehrte Schlußfolgerung will uns nicht stichhaltig erscheinen, weil eben dabei die eigentliche Sache fast garnicht berührt wird. Diese wäre vielleicht durch folgenden Gedankengang besser klar zu stellen. Ursprünglich war wohl nur das Salz als jenes Gut bekannt, das die schäumenden Meereswellen ans Ufer warfen. Um dieses würzige Produkt wurden nicht nur in manchen Binnenlandstrichen erbitterte Kämpfe zwischen benachbarten Stämmen geführt, sondern auch am einträglicheren Meeresstrande stritt man sich um seinen Besitz. Bevor nämlich Gold, Perlen, Elfenbein, Bernstein usw. als begehrenswerte Sachen auftraten — ihr Wert war noch nicht erkannt —, wurde schon das speisenwürzende und fleischerhaltende Salz von nomadischen Völkern voll und ganz gewürdigt. Bildeten doch bald ganze Salzbarren von bestimmter Größe das einheitliche Reduktionsmittel des Verkehrs, das Geld der Naturvölker salzliefernder Gegenden. Überall wurden Stätten mit Salzlagern oder Salzlösungen von den umherschweifenden Nomaden zuerst „in Besitz genommen," ja, meistens auch für „heilig" erachtet. Das meiste Salz entdeckte man in den ältesten Tagen, als der fachmännische Bergbau noch unbekannt war, am Strande der meisten Meere. Hier wurde es einfach geraubt, bis schließlich die machtbegabten „Oberherren" solcher im „Salzkrieg" liegenden Stämme ganz oder teilweise ihr Eigentumsrecht an der köstlichen Würze geltend machten, was sich mit der Folgezeit so vervollkommnet hat, daß heute noch die Salzgewinnung und der Verkauf dieses wertvollen Minerals Staatsmonopol ist. In jenen Tagen, als man sich noch um das ausgeworfene Meersalz stritt, warfen die schäumenden Wellen kostbare Güter gestrandeter Schiffe noch nicht ans Gestade, denn man fuhr noch im nüchternen „Einbaum" zwecks Fischfangs einher. Später, als neben dem Salz auch Perlen, Korallen, Gold, Bernstein usw. in gebührender Weise gewürdigt wurden, entstanden am Ufergelände solcher Seen, welche diesen oder jenen Stoff anschwemmten, ähnliche Kämpfe um Besitzerlangung wie in den Tagen der Salzeroberung. Aber auch jetzt griffen die regierenden Häuptlinge ein, um ihr Eigentumsrecht geltend zu machen, und mit der Zeit wurde auch hinsichtlich dieser kostbaren „Strandgüter" der Herrscher bezw. der „Fiskus" eigentlicher Besitzer.



Der Bismarckturm bei Itzehoe.

Auf Waldeshöh' im Holstengau
Sei uns gegrüßt, du Felsenbau!
Wohl ragst du kühn und stolz und stark,
Ein Wächter in des Nordens Mark.
An deinem Haupt und deinem Rumpf
Beißt sich der Sturm die Zähne stumpf,
Du lachst der Wolken Regenflut,
Dich schmelzt nicht heiße Sonnenglut,
Du trotzest Winters Grimm und Frost,
Dich kränkt nicht Moder, Wurm und Rost.

Drum sollst du, stolzer Bau von Stein,
Fürst Bismarcks Ruhmessäule sein!
Sollst ragen als ein heilig Mal
Dem Meister, der in Zorn und Qual,
In Sorg' und Arbeit früh und spat
Das deutsche Reich geschmiedet hat;
Dem Recken hehr vom Sachsenwald,
Des Nam' durch Land und Meere schallt,
Des Augenblitz den Feind erschreckt,
Des lauter Ruf sein Volk erweckt,
Dem Mann, der weis' in Rat und Tat
Der Deutschen Herz bezwungen hat.

Steh' fest, o Turm, jahrtausendlang,
Stolz, gleich dem Helden ohne Wank!
Und kommt der Lenz mit lauen Lüften,
Mit Lerchenlaut und Blütendüften:
Entzünde dich und leuchte mild,
Ein Opferstein und Friedensbild!
Doch stürmt der Feind mit Macht heran,
Dann fach' die Zornesfackel an!
Dann schüre Glut, laß Funken sprühn,
Erweck' uns Männer, stark und kühn,
Des Recken würdig, der in Fahr
Gedoppelt stark und trotzig war!

Mög' Himmels Schutz zu unserm Heil
Dich, deutschen Gaues Irmensäul',
In Ungewittern wohl bewahren!
Und hält uns'r Volk sich frank und jung,
Blieb fern die Götterdämmerung:
Grüß' das Geschlecht nach tausend Jahren!

Itzehoe. J. H. Fehrs.

Altes und Neues aus Schleswig.

Von **Doris Schnitger** in Schleswig.

Möge das Neue voranstehen. Vielen, selbst solchen, denen Teilnahme für die Sache nicht ganz fehlt, wird es neu sein, daß der Schleswiger Altertumsverein und mit ihm sein Museum zu wirklichem Leben erwacht ist. Lange genug kam es über eine Scheinexistenz wenig hinaus. Der winzige Anfang einer Sammlung vaterländischer Altertümer wurde schon im Jahre 1880 gemacht. Im Zeichenzimmer des Gewerbevereins stellte man eine Anzahl zumeist ältester Altsachen aus der Stein- und Bronzeperiode aus, die aber kaum hinreichten, Neu- oder Wißbegierige in den öden Raum zu locken. Dann und wann wurden von neuem krampfhafte Versuche gemacht, Lebensfähiges zu erreichen, doch ohne ähnliche Erfolge, wie wir sie gleichzeitig in Flensburg usw. heranreifen sahen. Die Verhältnisse müssen das verschuldet haben, da von vorne herein tüchtige Kräfte, wie der archäologisch geschulte Geheimrat Michelsen und Dr. Sach mittätig waren.

Wer aber möchte behaupten, daß Schleswig weniger als eine der Schwesterstädte einer würdigen Stätte wert und bedürftig wäre, wo Reste seiner hochinteressanten Vergangenheit geborgen werden — Schleswig, mit seiner nächsten Umgebung die geschichtlich wichtigste der Kulturstätten Nordalbingiens! Diese Umgebung ist ja seit langen Jahren aufs gründlichste durchforscht, zuletzt durch die beiden treuen Söhne unserer Stadt H. Philippsen und C. Sünksen, die „allein von der Liebe zur heimatlichen Scholle geleitet" immer wieder hinauszogen an die Waldemarsmauer, den Kograben usw., welche dem Laien wohl ihre malerischen Reize bieten, dem Forscher aber immer noch Neues verraten von denen, die vor lange hier kämpften, siegten oder zugrunde gingen. Was unsere Schatzgräber gelernt, bietet ihr „Führer durch das Dannewerk" (Hamburg 1903, Verlag von Grefe & Tiedemann), was sie Greifbares gefunden, das birgt nächstens unser Museum.

Nun, wir wären jetzt also so weit, daß die Stadtvertretung außer einer Geldunterstützung einige passende Räume im Bardenflethschen Hause — einem der altehrwürdigen, palastähnlichen Patrizierwohnungen aus der Glanzzeit der Stadt —

hergegeben hat für Museumszwecke, mit Aussicht auf weitere Räumlichkeiten, so viel ihrer künftig nötig. Eine ganze Anzahl einsichtsvoller Männer aber — zum Teil aus dem bodenwüchsigen Bürgerstande — hat es durch hingebende Bestrebung endlich zuwege gebracht, daß in Stadt wie weiterer Umgebung sich alles regt, was überhaupt imstande ist, den Wert solches im besten Sinne gemeinnützigen Strebens zu würdigen — gemeinnützig nicht nur im Interesse der wenigen Jahre des jetzt lebenden Geschlechts, sondern für die Geschlechter unabsehbarer Zeiten. So lange es Leute gibt, die mit regem Verständnis für ihres Landes Geschichte die Augen zu gebrauchen wissen, sollen sie hier vorfinden, was denn noch aufzutreiben ist an Überbleibseln untergegangener Kulturstufen. Das „untergegangen" aber braucht nicht gepreßt zu werden: was uns heute noch dient, ist bald genug veraltet, wandert in die Rumpelkammer, im wörtlichen wie im historischen Sinne. Aber nur besehen, neugierig angaffen frommt wenig. Es wird hoffentlich dauernd Gewicht darauf gelegt werden, daß als Appendix eine Art von bescheidener Bibliothek sich ausbaut, in der sich alles findet, was noch Gedrucktes zu haben ist über der Vorväter Leben, und was Aufschluß gibt über die Vorgeschichte des Gemäldes, des Hausrats oder des Steinbeils. Erst dann wird hier dem Forscher wie dem lernbegierigen Laien — und ihrer wird das heranwachsende Geschlecht nicht wenige haben — geboten, was ihm dient, gleichviel ob die Berichte sich finden im ansehnlichen Folianten oder dem schäbigen Tagesblatt.

Nun aber kommt das oben angemeldete „Alte," das mehr, als es anfangs scheinen mag, mit dem bisher Mitgeteilten zusammenhängt. — Ich saß kürzlich am Krankenlager des jetzt 84jährigen Fräulein Hanne Callisen, Tochter des um seinen großen Wirkungskreis und weit darüber hinaus so hochverdienten Generalsuperintendenten Callisen, der 1861 im Alter von 84 Jahren in seinem ansehnlichen Hause in Schleswig starb.[1]) Fand ich die liebe alte Dame anfangs betrübend hinfällig, so erwachte ihre — trotz fortgesetzter Kränklichkeit vom 2. Jahre an — unverwüstliche Jugendfrische wieder, als die Erinnerung sie weit, weit zurückführte. Es handelte sich dabei um einen Gegenstand, welcher vor 60 bis 70 Jahren in ihrem, mehr noch in ihres Vaters Leben eine Rolle gespielt, den sie jetzt liebenswürdiger Weise der Schleswiger Sammlung übergeben hat.

Es war im Juni 1840, als in Kopenhagen Christians VIII. Krönung sich vorbereitete. Mit mittelalterlich katholisierendem Pomp sollte gefeiert werden. Jeder der höchsten Geistlichen des damaligen Dänemark — also auch die Generalsuperintendenten von Schleswig und von Holstein — erhielten von Kopenhagen aus geliefert einen prächtigen Ornat: Summar von echtem schwarzem Sammet, Schmuck von echtem Kammertuch und Spitzen und einen weißseidenen Mantel, aufs reichste mit Goldbrokat durchwirkt. Dieses ist die erwähnte Stiftung an unser Museum. Bei einer Weite von 320 cm, einer Länge von 123 cm hat der Mantel am oberen Ausschnitt und den Vorderseiten die 10 cm breite Einfassung einer auf hellem Grunde dunkelgrün in Plüsch gestickten Bordüre, deren Zeichnung nobel wirkt, wie aufsteigende Palmetten das immer tun werden. Zwischen denselben finden sich, schleifenförmig angeordnet, Silberplättchen von zartester Arbeit verwendet. Goldschmuck von erstaunlicher Schwere und echtestem Glanze ist verschwenderisch angebracht: Kreuze — darunter das Großkreuz des Danebrogs —, Quäste, Litzen, Fransen, alles, wie auch der Brokatstoff, strahlt wie soeben aus der Kunstwerkstatt hervorgegangen. Die alten Museen können den Schleswiger Anfänger beneiden um dieses Prachtstück, dem ja auch ein gewisser historischer

[1]) U. a. hat der weich- und weitherzige Herr Generalsuperintendent sich durch Stipendien und ähnliche Stiftungen sehr verdient gemacht.

Wert innewohnt. Vorstand wie Freunde des Museums schulden der ehrwürdigen Greisin warmen Dank für die Stiftung. In einem von ihr hinzugefügten ansehnlichen Buche: „Beiträge zur Familiengeschichte des Geschlechtes Callisen“ von Dr. med. A. Halling, 1898 (im Manuskript gedruckt, ist's im Buchhandel nicht zu haben) wird von 1539 bis heute über die Nachkommenschaft des Schusters Jürgen Kallisen in Apenrade genauer und für die Kunde unserer Heimat sehr wertvoller Bericht gegeben. Jenes Schusters Sohn Johann, Theologe und eifriger Schüler Melanchthons, nannte sich nach damaliger Sitte (oder Unsitte!) lateinisch Calixtus, obgleich in seinem Hause alles plattdeutsch war, auch der Briefwechsel der Frau Pastorin. Dieser Pastor in Medelby (Amt Tondern) eröffnete die lange Reihe von gelehrten Männern, welche aus dieser Familie hervorgingen: „von 25 der männlichen Nachkommen widmeten sich 21 den Wissenschaften.“ [1]) Ähnlich selten dürfte es vorkommen, daß ein Geschlecht so zahlreiche 70—90jährige in rüstigem Schaffen erhält!

Aber nun zurück zu 1840, als in der ruhigen Behausung unsers hohen Geistlichen jene Einladung und das sehr fremdartige Festkleid gewiß keine kleine Unruhe zuwege brachte. Nun durfte jeder Geladene eine Dame mitbringen. Da der Frau Generalsuperintendent die Sache nicht bequem war, durfte das Töchterchen mitgehen. Wie wohl dem 20jährigen kleinen Hannchen das junge Herz mag geklopt haben vor Erwartung der Dinge, und dann beim Anblick dieser fabelhaften Schaustellungen und des unabsehbaren Menschengewühls. Also, unser Schleswiger Kind genoß in vollen Zügen und schritt wohlgemut an des Bruders starkem Arm dem Portal der Schloßkirche in Frederiksborg zu. Doch, o weh! Hier an der entscheidend engen Pforte wurde das Gedränge so plebejisch, daß das kleine Fräulein fast unter die Füße kam und heftig weinend schließlich ihren Platz erreichte. Unserm Superintendenten war die Leitung des liturgischen Teiles der Feier anvertraut und ein — freilich recht untergeordneter — Dienst bei der Salbung, welche der Krönung voranging. [2]) Der Bischof von Seeland vollzog die Salbung, der Bischof von Jütland hielt die Salbenbüchse und Callisen deren Deckel, womit er nachher stark geneckt worden ist. Von der Kostümierung der Geistlichkeit war schon die Rede, aber der damaligen Zuschauerin beneidenswertes Gedächtnis verfügt noch über alle Einzelheiten in Farbe wie Form — beides gleich apart. Se. Majestät und die Ritter des Elefantenordens traten auf in spanischer Tracht: anschließendem weißen Atlas mit wallenden Purpurmänteln und Purpurbaretts mit Federschmuck. Der königliche Hermelin war mit Kronen bestickt. Die Ritter vom Großkreuz trugen sich ähnlich, aber mit orangefarbigen Mänteln. — Ob wohl alle in solchem unbehaglichen Aufputz sich zu benehmen wußten? Jedenfalls soll Kanzler S., ein höchst unansehnliches Herrchen, sehr drollig ausgesehen haben. Herrlich anzuschauen war dagegen die anmutige Karoline Amalia, königlichen Anstands voll, und ihr bildschöner Bruder Prinz Fritz von Noer, so etwas von einem jungen Kriegsgott. Freiherr R. v. Liliencron — gleichfalls Augenzeuge — schließt in seinem liebenswürdigen Büchlein „Frohe Jugendtage“ die Beschreibung, wie folgt: „Man kann sich das blen-

[1]) Über die Gelehrten der Familie, auf welche — wie es heißt — zum großen Teil Schleswig-Holstein stolz sein kann, gibt es eine ziemlich bedeutende Literatur. Das genannte Buch enthält eine Anzahl guter Porträts.

[2]) Welchen wichtigen Platz in der Anschauung unseres Volks diese Zeremonien einnahmen, das merkte ich 1848, als ich, obgleich noch Kind, gespannt allen täglich wiederkehrenden Disputen der Männer lauschte über Recht oder Unrecht einer „Empörung.“ — „Ach, wat schöln wi mit de baare Mann, de kann ja nich König sihn, de is ja nich krönt un nich salvt.“ So tönte es dazwischen aus dem Munde der resoluten, bäuerlichen Großmutter, wenn von Friedrich VII. die Rede war.

bende, fesselnde Schauspiel denken — aber ach! ein Schauspiel nur!" Daß es bei dem Zudrang ungezählter Tausende in der Hauptstadt an ungewöhnlichen Situationen nicht gefehlt hat, versteht sich. So, wenn vier hohe Etatsräte genötigt waren, die Nächte dort zusammen in einem Kutschwagen zuzubringen.

Es würde weder wünschenswert noch ausführbar sein, über viele der dankenswerten Stiftungen, deren jetzt unsere Schleswiger Sammlung sich erfreut, so eingehenden Bericht zu geben, wie hier in Anknüpfung an das Kopenhagener Krönungskostüm geschah. Die lebensvollen Mitteilungen einer der ganz wenigen, die „mit dabei gewesen," dürften aber des Aufbewahrens wert scheinen. Auch findet sich noch sonst dieses und jenes, wohl nicht vom Fürstenhofe, aber aus der Bürgerstube oder Künstlerwerkstatt, das Teilnahme verdient. Der endgültigen Eröffnung des Museums, welcher viel zeitraubende Arbeit vorangehen mußte, hoffen wir im September entgegensehen zu dürfen.



Plattdeutsche Redensarten vom Wetter. I.

Gesammelt von G. F. Meyer in Kiel.

A. Sonnenschein und Hitze.

1. Morgen ward dat Weder (Wedder, Weller) god, a. de Voß de brut, b. de Voß brut in't Moor (Gräben — Eiderstedt), c. de Wischen dampen (Angeln), d. de Mücken spelt, e. de Himmel is steenbrückig, f. de Scheper hött (Lammerwölkchen — Fürst. Lübeck), g. de Paaru schrapen Wuddeln (Frösche quacken — Angeln).
2. Ji mütt rein affschrapen, so ward't morgen god (Nordschleswig).
3. Dat Grüttfatt mutt lerdig, sünst ward dat morgen keen gude Weller (Angeln).
4. Wi mütt rein Hus maken (anessen); denn ward't morgen god.
5. Sünnabends reine Kant, dat gifft gut Weller.
6. Abendrot — morgen got.
7. Ik heff bi Petrus gut Weder bestellt.
8. Uns' Herrgott het sin Heudag.
9. Da's 'n gode Drögweller.
10. Dat is 'n beständige (gold'n) Tied.
11. Nu schall 't Korn woll riep ward'n!
12. Wi hebbt Hundsdag.
13. Schulln wi woll god Weder beholn? — a. Up de Hundsdag kann man nich reken. b. De Hundsdag sind falsch.
14. Dat schöne Weder lavt een' to!
15. Dat ward hüt 'n hitt'n Dag, sä dat ol Wief, as 't verbrennt ward'n schull. (F. Lüb.)
16. Dat ward hüt 'n bet'n Sweet kost'n.
17. Hüt gifft dat 'n warme Bür.
18. Dat is hitt as in'n Backab'n.
19. Dat is 'n Hitt, man kann Hexen brad'n.
20. Dat is 'n a. fürchterliche, b. glöhnige, c. afrikanische Hitt.
21. Dat is 'n Hitt, dat Tüch klevt een' an 'n Puckel fast.
22. Dat is 'n Hitt, man kann knapp jappen.
23. De Sünn brennt.
24. De „Stiern" steiht so hoch.
25. De Sünn drögt een' de Knaken ut.
26. De Hitt drifft dat Fett herut.
27. De Hitt makt dat Fett dünn.
28. Man kann ja bald verbrenn'n.
29. Dat is 'n fürchterliche Drögnis, dat Land is de reine Melm.
30. In disse Tied is dat am besten in 'n Keller (in'n Schatten, in't Water).
31. Na, sünd ji ok anbrennt (anseugelt, anglöst) hüt?
32. Een Hitt mutt de anner verdrieb'n.
33. Wat god is för de Küll, dat is ok god för de Hitt.

B. Gewitter.

34. Dar sitt 'n Gewitter in de Luft.
35. An'n Heb'n leit dat (Wetterleuchten — Dithm.)
36. Dat gifft gewiß 'n Gewitter, a. de Mück'n danzt so doll in de Sünn, b. de Fleg'n stekt so, c. de Luft is so brutti, d. dat is so bruttwarm, e. de Melk löppt tosam (wird sauer).
37. De Köh „beesen" („birsen" — aus Furcht vor der Biesfliege, Rinder-Dasselfliege, Hypoderma bovis), dat ward Gewitter (Angeln).
38. Dat Gewitter kümmt von Osten hoch, dat ward streng' (nach der Gegend verschiedene Himmelsrichtungen).
39. Dat Gewitter kümmt mit de Flot hoch, dat ward hart (Westküste).
40. De Hewen is gniddernswart.
41. Dat Gewitter is wöller versackt.
42. Dat geiht uns vörbi — treckt bilank, de Vagels bliest in de Luft.

43. De Mand fritt dat up. (Ein Gewitter kommt bei zunehmendem Mond selten zum Ausbruch — Dithm.)
44. Wenn dat Gewitter man bloß losbreken woll.
45. Dat ward 'n slimmes Gewitter, dar kömmt een von jeder Siet.
46. Dat gifft 'n Krüzgewitter.
47. Dat Gewitter geiht öwer'n Mand, dat ward streng'. (Fürst. Lüb.)
48. Dat grünzt bloß so 'n bęt'n (schwaches Donnern).
49. Dat węder (donnert — Fürst. Lüb.)
50. Dat weddert un leit. (Rendsburg.)
51. Se spęlt dar baben Kęgel.
52. Petrus kęgelt.
53. Bi Petrus sind se bi't Kęgelspęl'n.
54. Petrus smitt all Ręgen.
55. Dat bullert an'n Hęb'n.
56. Dat donnert, dat de Finstern dröhnt.
57. De Düwel walkt sin Großmutter (es donnert bei Sonnenschein).
58 a. Nu fœrt de Olde all wedder dar baben un haut mit sin Äx anne Räd.
b. De lewe Herrgott smitt mit den Brotknust. (Müllenhoff S. 358.)
59. Dat is ja en Bullerweller mit Stackpahln (Stacketpfählen — Dithm.)
60. Dat wär 'n kole Slag.
61. De Slag wär neg bi.
62. Dat het dalslan.
63. Brandstifter: Nu lunt man to, de Slag wär god.
64. Dar käm 'n Donner un Blitz up eenmal.
65. Een Blitz kann den annern nich afftöb'n.
66. De Blitz steek liek dal. (Schleswig.)
67. Dat wär 'n a. Slangblitz, b. Krüzblitz.
68. Dat Gewitter will nich a. öwer'n Mand, b. öwer't Water.
69. Nu is dat bald vörbi, nu is de Wind dar achter.
70. Nu is dat bald vöröwer, nu brickt de Regen ut.
71. Et klart up achter St. Peter. — Et hellt up achter St. Peter, mit en Donnergät. (Eiderstedt, wo im SW. gewöhnlich die Gewitter aufsteigen — Handelmann, Top. Volkshumor.)
72. Dat Gewitter is annerswo hart węsen.
73. Dat wär en giftiges Gewitter.
74. Dat wär man een Für (vom Blitzen) disse Nacht.
75. Dat wär de ganze Nacht man een Rummeln.
76. Ik stah nich eh'r up, bet de Wand warm ward.
77. Dar is annerswo 'n Gewitter węsen. (Die Luft ist plötzlich abgekühlt.)
78. Dat Gewitter is affbrennt! (Schwefelgeruch.)
79. Ik glöv, dat Gewitter kömmt wöller t'rüch.
80. Wo dat erst' Gewitter herkömmt, kamt se all her.
81. Wenn't öwer de kahl'n Böm donnert, gifft dat vęl Obst.
82. Wenn de Strohdächer un Mestföt (Dunghaufen) so dampt, denn gifft dat noch mehr Regen un Gewitter. (Die Luft ist warm — Fürst. Lüb.)
83. He makt 'n Gesicht as de Katt, wenn't donnert.



Fünf Volkslieder. II.

Aufgezeichnet in Dithmarschen und Stapelholm.

Von Heinrich Carstens.

4. Der gefangene Matrose.

1. Es waren mal drei Matrosen gefangen,
gefangen waren sie;
sie wurden gefangen und geführet,
keine Trommel ward dabei gerühret
im ganzen heil'gen Reich.

2. Und als sie auf die Brücke kam'n,
was begegnet ihn'n allda?
Ein Mägdlein jung von Jahren,
hatt' noch nicht viel Leiden erfahren,
„Gehe hin und bitte für uns."

3. „„Und wenn ich für euch bitten tu',
was hülfe mir denn das?
Ihr liegt in schweren Banden,
lasset mich wack'res Mädchen in Schanden,
in Schanden laßt ihr mich.""

4. Das Mädchen dreht' sich um und um,
groß Trauern kam ihr an,
Sie ging wohl fort mit Weinen
bei Straßburg über die Steine,
wohl vor des Hauptmanns Haus.

5. „„Guten Tag, guten Tag, lieber Hauptmann,
ich hab' eine Bitte an euch:
„„Wollt ihr meiner Bitte gedenken
und mir die Gefangenen schenken,
dazu mein'n eignen Schatz?""

6. „Ach nein, ach nein, liebes Mägdelein,
das kann, das darf nicht sein;
die Gefangenen, die müssen sterben,
Gottes Reich sollen sie ererben,
dazu die Seligkeit."

7. Das Mädchen dreht' sich um und um,
groß Trauern kam ihn an.
Es ging wohl fort mit Weinen
zu Straßburg über die Steine,
wohl vor's Gefangenenhaus.

8. „„Guten Tag, Herzallerliebster mein,
eure Bitte, die darf nicht sein;
ihr Gefangenen, ihr müßt sterben,
Gottes Reich sollt ihr ererben,
dazu die Seligkeit.““
9. Was zog sie aus ihrem Schürzelein?
Ein Hemd, so weiß wie Schnee:
„„Nimm hin, du hübscher, du feiner,
du Herzallerliebster, du meiner,
das soll dein Sterbekleid sein.““
10. Was zog er von seinem Fingerlein?
Ein goldenes Ringelein:
„Nimm hin, du hübsche, du feine,
du Herzallerliebste, du meine,
das soll dein Brautschmuck sein!“ —
11. „„Was soll ich mit dem Ringelein,
was soll ich damit tun?““
„Leg' du es in deinen Kasten,
laß es liegen, laß es ruh'n, laß es rasten
bis an den jüngsten Tag.“

Aus Stapelholm (Süderstapel). Vergl. Parisius, Deutsche Volksmärchen mit ihren Singweisen (geistliche Lieder und Balladen) in der Altmark und im Magdeburgischen aus dem Volksmunde gesammelt. 1. Heft S. 57 ff. (Magdeburg 1879). Der Gefangene, 11 Strophen mit Melodie. Niederdeutsch in Uhland und de Bonds Liederbuch Nr. 133: Idt weren negen Soldaten (Landsknechte), abgedruckt in Uhlands alten Volksliedern Nr. 199: Mordknechtsorden, und Nachweisungen S. 1021. Ferner: Die schönsten deutschen Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. (Illustrierte Prachtausgabe, Leipzig 1880.) S. 38: Die gefangenen Reiter, 12 Str. Parisius bemerkt zu dem Liede: Ein altes, sehr verbreitetes Lied. Die alten Texte sind 1. Uhland 199. Niedersächsisch It weren negen landsknechte (aus dem 16. Jahrh.), 22 Str. 2. Hoffmann, Findlinge S. 251. Flieg. Blatt von 1620, ältester hochd. Text: Es waren drei Soldaten, 17 Str. 3. Eck, Liederhort Nr. 12c nach Flieg. Bl. von 1632, 11 Str. — Neuere Texte: Elwert, Ungedruckte Reste alten Gesanges 1784 (danach Eck, Liederhort 12b usw.) Sünrak 59. Fiedler 16. Hoffmann, Schlesische 230. Eck und Irmer I 51, III 12 und 49. Pröhle 25. Eck, Liederhort 12. Meier 214. Mittler 242. Vilmer S. 127. Man vergleiche ferner Uhland Bd. IV Anmerk. S. 190. Über das Freibitten vom Tode durch Henkershand s. Hoffmann, Niederländische Volkslieder Einl. XLVIII: „Wenn eine Jungfrau erklärte, den zum Tode Verurteilten zu ehelichen, so war er, wenn er und das Gericht einwilligten, gerettet. Viele Belege dazu. Weiteres darüber in Osenbrüggen, Das Alamannische Strafrecht im deutschen Mittelalter. (1860.) S. 191. 1621 ist in Augsburg auf diese Weise eine junge Frauensperson vom Tode errettet, während sonst die Geretteten Männer waren. Noch 1725 wurde in Rapperswyl ein junger Mann, der jemanden erstochen hatte, „in größten Gnaden der Jungfer Hochziterin geschenkt.“ Vergl. endlich Grimm, Rechtsaltertümer S. 892. Melodien sind, soweit mir bekannt, nur 5 veröffentlicht.

5. Das kranke Liebchen.

1. Zwei liebten sich in einem Sinn,
sie liebten sich in Demut hin,
sie liebten sich so inniglich,
das Schicksal dreht sich wunderlich.
2. Der Jüngling wollt' auf Reisen geh'n,
da blieb sein Mädchen wohl stille steh'n,
die Mutter spricht: „Mein liebes Kind,
du weinst dir ja die Augen blind.“
3. „„Ach, Mutter, das Weinen hat keine Not,
ich denk' so gern an meinen Tod;
für mich ist keine Rettung mehr.
Wenn ich doch niemals geboren wär'!““
4. Die Mutter nahm sogleich das Wort,
sie schrieb dem Jüngling an seinen Ort:
Wenn er nicht käme bald zurück,
geschäh's wohl um sein irdisch Glück.
5. Der Jüngling machte sich von weitem auf,
er kam nach des Feinsliebchens Haus,
er wußte nicht, was ihm geschah,
als er sein krankes Mädchen sah.
6. Er nahm sie wohl in seinen Arm,
sie war noch weder kalt noch warm,
sie lispelte ihm ganz leise zu:
„Jetzt geht es in die ewige Ruh'.“
7. Ihre roten Lippen waren weiß,
ihre zarten Hände so kalt wie Eis,
sie war so schön, so engelrein
und schlief in seinen Armen ein.

Aus Schwienhusen in Dithmarschen. Einen fast gleichlautenden Text s. „Am Ur-Quell“ III S. 137 aus Schwansen. Das Lied ist in Schleswig-Holstein weit verbreitet.



Mitteilung.

4. **Schwalbe und Zaunkönig.** In einem Schuppen auf dem Schießstand des Jäger-Bataillons in Ratzeburg siedelte sich in diesem Sommer ein Schwalbenpaar an. Dasselbe wurde nach Fertigstellung des Nestes von einem Zaunkönig vertrieben, der sich in der geraubten Wohnung häuslich niederließ und seine Brut großzog.

Weede. F. Toun.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 10. Oktober 1904.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Matthaei, Charles Roß. (Mit Bildern.) — 2. Peters, Eiszeit und norddeutsche Tiefebene. I. (Mit Bildern.) — 3. 4 Gedichte von Wilhelm Lobsien in Kiel. — 4. Meyer, Plattdeutsche Redensarten vom Wetter. II. — 5. Mitteilung. — 6. Druckfehler-Berichtigung.

Vereinsgabe.

Der erste Versuch, unter unseren Mitgliedern das Interesse für Heimatkunst auch dadurch zu fördern, daß wir ein heimatliches Bild von einem schleswig-holsteinischen Künstler in bester Reproduktion zu niedrigem Preise zu liefern uns erboten, hat so erfreulichen Erfolg gehabt, daß wir auch ferner unserm Vereine und den Mitgliedern in diesem Sinne zu dienen bestrebt sein werden. Ein bekannter Maler hat bereits diesen unsern Bestrebungen weiter seine Unterstützung zugesagt.

Vom Kupferstiche nach dem Gemälde von Charles Roß: „Holsteinischer Buchenwald“ (siehe Abbild. Heft 10, S. 233) sind **300** Exemplare von unsern Vereinsmitgliedern bezogen worden. Durch weiteres freundliches Entgegenkommen der in Kiel lebenden Witwe des Künstlers sind wir jetzt in die angenehme Lage versetzt, gleichsam als kleine

*** * * * Weihnachtsgabe * * * ***

eine Radierung nach dem kleinen, auch in der Kieler Kunsthalle befindlichen Gemälde von

Charles Roß: **Holsteinischer See**

(Kartonfläche 45 × 30 cm, Bildfläche 29 × 19 cm)

(siehe Abbild. Heft 10, S. 227) anzubieten zum geringen Preise

von **1,10 M.** bei Versendung nach auswärts, von **0,85 M.** in Kiel.

Jedem Mitgliede steht der Bezug eines Exemplares zu. Bestellungen unter gleichzeitiger freier Einsendung des obigen Betrages sind spätestens bis zum 20. Novbr. d. J. an unsern Kassenführer Herrn **F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56,** zu richten. Wir hoffen, daß auch von diesem Angebot recht zahlreich Gebrauch gemacht wird.

Kiel, den 20. September 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilungen.

1. **Eine eigentümliche Mißbildung vom Ackersenf,** Sinapis arvensis L., beobachtete ich am 20. August d. J. am neuaufgeworfenen Bahndamm bei Faulück (Angeln). Aus dem Stengel entspringt oben ein kurzer, sehr dicker Seitenzweig, der violette Färbung zeigt und weißlich bereift ist. An diesem sitzen Blüten auf verhältnismäßig dicken Stielen, die zwei bis dreimal so lang sind wie die normalen. Die Kelchblätter sind dick und breit, gewölbt und aufrechtstehend. Nur an der Spitze zeigen sie etwas gelbliche Färbung. Die Blumenkronblätter sind 4--5 mm lang gestielt, stark gewölbt und etwa doppelt so breit wie die normalen. Sie sind grün, nur an der Spitze gelb gefärbt und mit bräunlichen Adern versehen. Inwendig ist die unterste Blüte braunrot, die oberen sind grün. Die Staubgefäße sind von gleicher Länge, ihr Stiel ist sehr dick; der Beutel fehlt häufig, und wo er vorhanden, fehlen scheinbar die Pollen. Der Stempel sieht schon aus der geschlossenen Blüte hervor. Er sitzt an einem dicken, fast vierkantigen Fruchtknoten. Sämtliche Teile des Zweiges sind mit weißen Punkten übersäet. Es scheint, daß die Mißbildung durch einen Insektenstich oder einen Pilz hervorgerufen ist. G. Reimer, Rügge.

2. **„Freund Hain."** Matthias Claudius dedizierte im Jahre 1774 sein Buch: „Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen" „Freund Hain." „Ihm dedicir ich mein Buch, und Er soll als Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Hausthüre des Buches stehen." „'S soll Leute geben, heißen starke Geister, die sich in ihrem Leben den Hain nichts anfechten lassen, und hinter seinem Rücken wohl gar über ihn und seine dürren Beine spotten. Bin nicht starker Geist; 's läuft mir, die Wahrheit zu sagen, jedesmahl kalt über'n Rücken, wenn ich Sie ansehe. Und doch will ich glauben, daß Sie'n guter Mann sind, wenn man Sie genug kennt; und doch ist's mir, als hätte ich eine Art Heimweh und Muth zu Dir, Du alter Ruprecht Pförtner! daß Du auch einmahl kommen wirst, meinen Schmachtriemen auflösen und mich auf beßre Zeiten sicher an Ort und Stelle zur Ruhe hinzulegen." Das Bild des Knochenmannes mit der Hippe ist dem Buche vorangestellt. Die eigenartige Bezeichnung des Todessymbols hat zu Nachforschungen Veranlassung gegeben, wie Claudius zu dieser Vorstellung gekommen ist. Claudius schreibt am 12. Oktober 1778 an Menck: „Herr Professor Hüpfner hat auch eine Auslegung von der Audienz und dem Freunde Hain-Kupfer gemacht; ist aber durchaus irrig, denn es ist ganz und gar nichts auszulegen; das Kupfer versteh' ich selbst nicht." (Vergl. Wagners Briefe an J. H. Merck 1838 S. 161.) Claudius blieb der Ruhm, das niedersächsische Wort für Heinrich — Hain, Hein, Heyn als symbolische Bezeichnung des Todes — ins Hochdeutsche eingeführt zu haben, obgleich dies schon 20 Jahre vor Claudius geschehen ist. — Der Lüneburger Professor Michael Conrad Curtius in seinem Gedichte vom Zustande der Seele nach dem Tode (1754), kritische Abhandlungen und Gedichte (1760) gebraucht das Wort: II. Buch:

„Heyn ist es, der mit kühner Hand den Seelen das Bewußtsein raubet,
Und dem Verstande keinen Blick, dem Willen keinen Trieb erlaubet" usw.

„Freund Hain" scheint jedoch mit unserem gemütvollen Claudius als „einführendem Bruder" in die deutsche Literatur zufrieden gewesen zu sein, was ich den folgenden Versen des Dichters entnehmen möchte:

„Sey mir willkommen, sey gesegnet, Lieber!
Weil du so lächelst; doch,
Doch, guter Hain, hör' an, darfst du vorüber,
So geh' und laß mich noch!

Bist bange, Asmus? — Darf vorübergehen
Auf dein Gebot und Wort.
„Leb' also wohl, und bis auf Wiedersehen!"
Und damit ging er fort.

Und ich gewiß! Wie sollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig darauf zu gehn!

Will mich denn freu'n noch, wenn auch Lebensmüh'n
Mein wartet, will mich freu'n!
Und wenn du wiederkümmst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!

(Nach der Krankheit 1777.) 3. Teil S. 101/2. Robert Körner, Hamburg.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

169. Beck, Optiker, Tondern. 170. Bracker, Seminarist, Hadersleben. 171. Hansen, Lehrer, Albersdorf. 172 Hansen, Dr. med., Tondern. 173—175. Karsten, Kongsted, Lange, Lehrer, sämtlich in Kiel. 176. Maunzen, Lehrer, Flensburg. 177. Raben, Rechtsanwalt und Notar, Tondern. 178. Reinhardt, stud. phil. et theol., Glückstadt 179 Rickers, Lehrer, Kiel. 180. Sieck, Kornkaufmann, Eckernförde.

Der Bericht über unsere diesjährige Generalversammlung kann umständehalber leider erst im folgenden Hefte erstattet werden.

Kiel, am 23. September 1904.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 10. Oktober 1904.

Charles Roß.

Ein holsteinisches Künstlerleben.

Von **Adelbert Matthaei** in Kiel.

Innerhalb der nächsten vier Jahre wird Schleswig-Holstein aller Voraussicht nach in dem Kunstmuseum in Kiel zum ersten Male ein Institut erhalten, das den gemeinsamen Interessen der großen Kunst im Lande dient. Aufgabe dieses Instituts wird es sein, neben den Lehrzwecken, die damit verfolgt werden, eine Sammelstätte für alle künstlerischen Bestrebungen in Schleswig-Holstein zu werden. Außer der Förderung der Maler, Bildhauer und Architekten, welche gegenwärtig hier schaffen oder von hier ausgegangen sind, wird es darauf ankommen, zu zeigen, daß auch in den vorhergehenden Generationen das Land an der künstlerischen Bewegung in Deutschland seinen Anteil gehabt hat. Da gilt es, schon jetzt sich zu rüsten und Interesse zu erwecken für die Leistungen der Künstler, die das neue Museum zeigen wird.

Unter den älteren schleswig-holsteinischen Malern nimmt neben Ludwig Gurlitt zweifellos Charles Roß den ersten Platz ein. Auf ihn möchte ich in den folgenden Zeilen hinweisen. Es kommt mir darauf an, den ganzen Entwicklungsgang des Mannes klar zu stellen. Auf sein malerisches Können, wie es sich in den einzelnen Gemälden dokumentiert, mag sich später Gelegenheit finden, zurückzukommen, wenn wir erst eine größere Anzahl seiner Werke in unserer Kunsthalle vereinigt haben werden.

* * *

Es ist eine echt holsteinische Landschaft in der Nähe des Plöner Sees, in die wir uns hineinversetzen müssen, wenn wir den werdenden Künstler in seinen Jugendjahren begleiten wollen. In einer hügeligen Gegend wechseln Seen und Buchenwälder mit üppigen Weiden und fruchtbaren Feldern, in die die Höfe mit ihren wohnlichen Strohdächern eingebettet sind, wie die Nester der Vögel. Auch der Hof Alte-Koppel, in welchem Charles Roß am 18. November 1816 geboren wurde, liegt unweit eines solchen holsteinischen Buchenwaldes zwischen dem Schieren- und Fulen See in der Nähe von Bornhöved. Der Vater stammte aus einer ursprünglich schottischen Familie, die über Hamburg eingewandert war, und die einst glänzendere Tage gesehen hatte. Die Mutter scheint das belebende Element im Hause gewesen zu sein. Sie war eine holsteinische Bauerntochter Juliane Auguste Remien, und ihr Bild, das sich im Besitze der Witwe des Künstlers befindet, zeigt einen klugen, energischen Ausdruck, wie wir ihn von einer Frau erwarten, von der uns erzählt wird, daß sie mürrisch und mißtrauisch

gegen Fremde, resolut im Hause waltete und das Ihrige zusammenhielt. „Stopp' den Mund mit Grütt!" hieß es kurz, wenn die Kinderschar bei Tische zu laut wurde. Elf Kinder entsproßten dieser glücklichen Ehe, die ihr diamantenes Jubiläum erleben durfte, und wenn man den beiden Alten, die die heranwachsende Schar hütete, damals prophezeit hätte, daß der eine dieser holsteinischen „Bauernjungs" einmal ein berühmter Archäologe werden, und der andere in Athen mit der Königin Griechenlands tanzen würde, so würden sie wohl schnurrige Gesichter gemacht haben.

Carl Roß war der viertjüngste unter seinen Geschwistern. Die älteren Brüder waren teils für die Landwirtschaft bestimmt, teils besuchten sie das Gymnasium in Plön. Letzteres wäre wohl auch Carls Schicksal gewesen; aber der Knabe erschien zu schwächlich für den weiten Schulweg, und so hielt der Vater junge Theologen als Hauslehrer auf dem Hofe. Die Absicht war wohl, daß der Junge Examina machen und irgendwie als Beamter sein Fortkommen suchen sollte. Aber er entwickelte früh ein beachtenswertes Zeichentalent. Die Witwe des Künstlers besitzt noch einige Skizzen aus so früher Zeit, die meist Tiere behandeln und die es uns verständlich machen, daß der Vater, als der Junge konfirmiert war und das 16. Jahr erreicht hatte, dem Wunsche des Sohnes, Künstler zu werden, nachgab. Freilich verlangte der alte Roß, ehe er seine Zustimmung gab, daß der Sohn bei einem Anstreichermeister in die Lehre ging, damit die „Kunst" auf alle Fälle eine solide Grundlage erhielte, die ihren Mann ernährt.

So trat denn Charles Roß 1832 in Kopenhagen in die Werkstatt des Malermeisters Runge als Lehrling ein. Hier ging es ihm ähnlich wie Thorwaldsen. Er erhielt die Erlaubnis, von seiner Werkstatt aus die Akademie zu besuchen. „Während er Tische und Wände anstrich," so erzählt uns sein Bruder, „waren seine Gedanken von den schönsten Bildern erfüllt, und kaum durfte er abends seinen Arbeitskittel ablegen, so eilte er auf die Akademie." Er nahm die Nächte auf seiner kalten Dachkammer mit zu Hilfe, und es gelang ihm, sich das Interesse der Professoren Ludwig Lund und Carl Eckersberg zu erwerben. Sie förderten ihn so, daß allmählich die handwerkliche Tätigkeit zurücktreten konnte; und als eines seiner Tierstücke, — denn auch auf der Akademie war er der jugendlichen Neigung treu geblieben, — vom damaligen Kronprinzen, späteren König Christian VIII, angekauft wurde, durfte Roß sich als Künstler fühlen.

Nun hatte sein älterer Bruder Ludwig, der Philologie studiert hatte und der bei einer vornehmen Familie als Hauslehrer eingetreten war, inzwischen seinen Weg nach Athen gefunden. Hier war er mit archäologischen Studien beschäftigt, aber er stand natürlich dem übrigen geistigen und künstlerischen Leben, das sich in der griechischen Hauptstadt anbahnte, nicht fern. König Otto, der zweite Sohn Königs Ludwig I. von Bayern, hatte soeben (1833) seinen Einzug gehalten, und die Einsetzung dieses deutschen Fürsten auf den griechischen Thron ist für die Entwicklung der deutschen Kunst nicht ohne Bedeutung gewesen. Der schon etwas abflauende Klassicismus gewann dadurch neue Impulse. König Ludwig I. von Bayern, der München zur Kunststadt gemacht hat, lag eine Zeitlang ganz im Banne dieses Klassicismus. Thorwaldsen und Schinkel standen im Zenith ihres Ruhmes, und Leo v. Klenze war in München in allen künstlerischen Dingen die rechte Hand des Königs. — Aber auf dem Gebiete der Malerei drängten sich seit den Befreiungskriegen andere Richtungen mehr und mehr in den Vordergrund. Das Nazarenentum und die Romantik hatten ihr Haupt erhoben, und Peter Cornelius, der von beiden Richtungen nicht unberührt geblieben war, und der in den dreißiger Jahren in München seine größten Triumphe feierte, ging eigene Wege, die vom Klassicismus weitab führten. Da fachte der Befreiungskampf der

Griechen in Deutschland von neuem die Begeisterung für die Welt der Griechen an. Die klassicistische Landschaft, die von Joseph Anton Koch und seinen Gesinnungsgenossen gepflegt war, erlebte nun erst ihre Blüte, als den Künstlern die Möglichkeit geboten war, unter dem Schutze eines bayrischen Fürsten nach dem gelobten Lande der Griechen zu ziehen und die griechische Landschaft an Ort und Stelle zu studieren. Was der klassicistische Landschafter suchte, die großzügige Natur, das fand er hier in Griechenland, zumal die Mißwirtschaft der Türken dafür gesorgt hatte, daß der Kleinkram, der der Landschaft den intimen Charakter gibt, verschwunden war, und dafür „die Rippen der Natur" klar zutage traten. Im Jahre 1834 sandte König Ludwig I. Rottmann nach Griechenland, um Studien für die im Neubau der Arkaden des Münchener Hofgartens auszuführenden Landschaften zu machen, die sich jetzt in der alten Pinakothek befinden.

Diese Vorgänge auf künstlerischem Gebiete mochten den scharfen Augen des Archäologen Roß in Athen nicht entgangen sein. Er dachte an seinen Bruder



Charles Roß: An der Apenrader Bucht.

Charles, der sich im grauen Norden zum Künstler heranbildete, und er wünschte, daß er zu ihm nach Griechenland käme.

Diesem Wunsche des Bruders konnte Charles Folge leisten. Der Verkauf der Bilder an Kronprinz Christian hatte schon etwas abgeworfen. Nun gewann er noch für ein Tierstück den Preis der Akademie. Das befreite ihn vom Militärdienst und setzte ihn in den Stand, die Reise nach Griechenland anzutreten. Im Jahre 1836 traf Roß in Athen ein.

Hier gewann sich der junge Künstler rasch Sympathien. In dem deutschen Kreise am Hofe war er wohl gelitten, und die junge Königin, die später als Exkönigin in Bamberg ihren Witwensitz hatte, tanzte gerne mit dem frischen, an-

regenden holsteinischen Maler aus Alte-Koppel am Plöner See. „Die Gesellschaft in Athen," berichtet der Archäologe Ludwig Roß, „war damals nur klein und bestand aus einigen Hunderten gebildeter Europäer und gebildeter Griechen, falls es so viele waren. Jeder gebildete neue Ankömmling war gleich als Mitglied in dieselbe aufgenommen. Dabei waren die Wohnungen klein, die Mittel der meisten beschränkt; fast nur die fremden Minister konnten ein Haus machen und übten die vollste Gastfreiheit. So sah sich Carl Roß aus den engen Verhältnissen in Kopenhagen plötzlich auf eine kleine Weltbühne versetzt. Der Ministerpräsident v. Rudhart, der österreichische Gesandte Herr v. Prokesch, der preußische, Herr Brassia de St. Simon, der jetzige Lord Lyons, der Kabinetsrat L'randis und andere öffneten ihm täglich ihre Häuser. Überall sah man den ernsten, sinnigen Jüngling, den geschickten Zeichner, den lebendigen Erzähler gern, der mit einem seltenen Takte, ohne je verlegen oder vorlaut zu sein, sich nach wenigen Wochen in diesen gesellschaftlichen Kreisen bewegte, als wäre er in ihnen erzogen worden. In solchem täglichen Verkehr mit Engländern, Franzosen, Italienern, Griechen, Russen wußte er die wenigen, französischen Sprachkenntnisse, die er mitgebracht hatte, bis zum genügenden Verstehen und Sprechen auszubilden. Was aber wichtiger war, er nahm täglich durch Erfahrungen, Gespräche und Lektüre eine Menge neuer und bedeutsamer Kenntnisse in sich auf, die sein scharfer Verstand ordnete und zurechtlegte; und von diesen Anfängen an hat er sich durch seine ferneren Reisen und seinen Verkehr mit Männern aller Stände durch eigene Kraft und Beharrlichkeit zu der reichen und reifen Geistesbildung durchgearbeitet, die ihn auszeichnete, und zu der sein Jugendunterricht nur einen schwachen Grund hatte legen können." —

Was nun seine künstlerische Weiterbildung angeht, so blieb Roß zunächst auch hier beim Tierstück. Die Königin hatte sich eine kleine Menagerie angelegt, und in ihr studierte Roß mit Eifer an Kamelen, Gazellen und anderm exotischen Getier. Aber dann tat es ihm doch die griechische Landschaft an mit ihren weiten Ebenen und charakteristischen, pittoresken Gebirgsbildungen, und er wurde zum Landschafter, und der ist er geblieben sein Leben lang. — Diese Griechenfahrt ist für Roß in gewissem Sinne verhängnisvoll geworden. Er hat die griechische Landschaft doch nur wenige Jahre studieren können. Er hat sie eifrig studiert und zahlreiche Skizzen gemacht in Attika, im Peloponnes, auf Naxos und in Kleinasien. Aber die Umstände nötigten ihn, schon 1839 Griechenland zu verlassen, und nun hat er in Deutschland, in München und in Schleswig-Holstein gezehrt an den Eindrücken, die er im Süden erhalten, und die er in seinen Skizzen festgelegt hatte. Er hat mit den Bildern, die er auf grund der Studien in Griechenland ausführte, sehr beachtenswerte Erfolge erzielt in Paris, in München und in seiner engeren Heimat. Aber das Band, das ihn unmittelbar mit der Natur verknüpfte, war doch gelöst. Und als Roß später endlich dazu kam, sich von dieser griechischen Welt zu emanzipieren und sich an die Natur seiner Heimat zu halten, da hat der unerbittliche Tod dieser reich veranlagten Künstlernatur, von der wir noch viel zu erwarten gehabt hätten, ein frühzeitiges Ende gesetzt. —

Aber kehren wir zu dem jungen Künstler nach Griechenland zurück! Es müssen herrliche Tage gewesen sein, die Roß nun beschieden waren. Zu dem künstlerischen Schaffensdrang gesellte sich die Wanderlust und die Abenteurerlust der Jugend, und alles das durfte der junge Künstler gleichsam als Pionier in dem der Kultur und der Kunst wieder zu erschließenden Hellenenlande befriedigen. Das macht uns verständlich, daß Roß so lange im Banne dieser Jugendeindrücke geblieben ist. — Auf den Trümmern der alten Hauptstadt Lacedämons

hatte die Regierung König Ottos unweit von Misitra ein neues Sparta entstehen lassen. Dorthin begab sich Roß, um in dem wundervollen Eurothastal, „das überragt von den Schneegipfeln des Taygetos eben im Schmucke des Frühlings prangte," Studien zu machen.

Hier gesellte sich Adolf Friedrich Graf von Schack zu ihm, und die beiden jungen Norddeutschen schlossen im Peloponnes einen Freundschaftsbund, der das Leben überdauert hat, und dem Schack in dem Buche „Meine Gemäldesammlung" ein schönes Denkmal gesetzt hat. Schack erzählt da,[1]) wie die beiden den Gipfel des schneebedeckten Taygetos zu erklimmen suchten und wie sie verirrt und ratlos die Nacht in einer Felsenhöhle zubringen mußten. Als sie endlich nach mehrmonatlichem Aufenthalt nach Athen zurückkehren wollten, erhielten sie die Nachricht, daß die Gegend nördlich von Sparta bis Arkadien durch Räuberbanden unsicher gemacht sei. Nach langem Warten schlossen sie sich einem Detachement griechischer Soldaten an, das von Misitra nach Korinth bestimmt war. „Welche Nächte, wenn wir uns inmitten der Krieger, die mit ihren wallenden Fustanellen



Charles Roß: An der schleswigschen Ostseeküste.

ein pittoreskes Ansehen boten, um ein loderndes Feuer lagerten, und die riesige Flasche mit dem Wein, an dessen bittern Pechgeschmack wir uns bald gewöhnt hatten, in die Runde ging. Eine wollene Decke, auf das kahle Felsgestein gebreitet, diente uns zum Lager, auf dem wir besser schliefen, als später auf den weichsten Ruhebetten."

Von Athen aus begleitete Roß den Grafen Schack dann weiter nach Kleinasien. An den Gestaden des Meles beim Chier Wein schwärmten die Jünglinge in der Welt Homers, und nach Ausflügen nach Magnesia und Ephesus machte sich Schack nach Troas auf, um die Stätte des alten Ilion selbst zu suchen. Der

[1]) Meine Gemäldesammlung. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. 7. Auflage. Stuttgart, Cotta. 1894. S. 6 u. ff. u. S. 31.

Freund aber kehrte von Smyrna aus über Athen nach Alte-Koppel zurück, wo er 1839 eintraf.

Roß war keine starke Natur. Er hatte keinen organischen Fehler, aber seine ganze Konstitution war zart und den Reisestrapazen in dem unwirtlich gewordenen Lande der Griechen nicht gewachsen. Seine Gesundheit scheint durch diesen ersten Flug in die weite Welt eine dauernde Schädigung erlitten zu haben. Denn alle paar Jahre sehen wir ihn seitdem in die Holstenheimat zurückkehren, um sich an den Fleischtöpfen Alte-Koppels von der Mutter wieder zurechtpflegen zu lassen. — Zu größeren Bildern ist Roß in Griechenland nicht gelangt. Was er mitbrachte, waren Skizzen, die er dann in den vierziger und fünfziger Jahren ausgearbeitet hat. Kleinere Bilder, wie „die Ansicht von Athen" oder „der Brunnen auf Naxos" befinden sich im Besitze der Witwe oder sind von Baron Prokesch, der sich übrigens des erkrankten Künstlers in Griechenland in rührender Weise angenommen hatte, und anderen Liebhabern erworben worden. — Sie ragen nicht über die Bilder zeitgenössischer Landschafter hervor. Ehrliches, sorgfältiges Naturstudium erkennt man überall, aber auch die Neigung, nur die großen Eindrücke der Landschaft festzuhalten, ohne sich um das Intime zu kümmern, wie wir das bei Rottmann und anderen Klassicisten finden, und weiter jene Vorliebe für den zarten Blauton der Ferne, der den Romantikern der dreißiger Jahre eigen ist. — Auch in Alte-Koppel hat Roß seine Studien nach der Natur eifrig fortgesetzt. Aber noch scheint ihm der selbständige Reiz dieser heimischen Landschaft nicht aufgegangen zu sein. Er studiert sie nicht um ihrer selbst willen, sondern um die Hand für die Ausführung der griechischen Skizzen geschickt zu machen, und um gelegentlich heimische Eindrücke als Versatzstücke in der griechischen Landschaft anzubringen. —

Nachdem Roß sich zu Hause erholt hatte, ging er 1839 nach München, wo er bis zum Jahre 1842 seine Studien fortsetzte, um dann 1842—43, dem üblichen Zuge der Künstler folgend, nach Rom überzusiedeln. Hier lernte er Carl Rahl kennen, dessen Einfluß auf seine Koloristik kein vorteilhafter gewesen sein mag.

Länger dauerte nach dieser Romfahrt die Erholungspause in der Heimat. Fast zwei Jahre von 1843—45 hielt sich der Künstler diesmal in Alte-Koppel auf, und das Studium der heimischen Landschaft tritt immer stärker in den Vordergrund. Aber solche Studien hätten Roß damals kaum Anerkennung als Künstler gebracht, und so entschloß er sich im Winter 1845, nach Paris zu gehen. Von dem Streben der Schule von Fontainebleau und Barbizon, die Roß auf andere Wege hätte bringen können und die vielleicht die vorhandene Neigung zum intimen Studium des heimischen Waldes verstärkt haben würde, nahm die offizielle Kritik damals noch wenig Notiz. Auch Roß scheint von dieser Schule damals noch keine Kenntnis genommen zu haben. Es entsprach dem herrschenden Geschmack mehr, wenn er seine griechischen Skizzen ausführte. So entstand hier in Paris die Landschaft im Tale des Eurotas, welche auf der Ausstellung allgemeine Beachtung fand und von der Hamburger Kunsthalle erworben wurde.[1]) Zu den besten Arbeiten des Meisters gehört das Bild trotzdem nicht; und Roß selbst scheint das Gefühl gehabt zu haben, daß dieses Getrenntsein von der Natur, die er künstlerisch zu erfassen suchte, seiner Entwicklung nicht vorteilhaft sei. Denn schon im nächsten Jahre finden wir ihn wieder in der Heimat, und jetzt tritt er mit ausgeführten Bildern aus der holsteinischen Landschaft vor die Öffentlichkeit.[2]) Man

[1]) Ein gleiches Bild befindet sich in Preetz beim Grafen Reventlou.

[2]) In diese Zeit gehört wohl der „Buchenwald und Waldbach aus Schleswig-Holstein" beim Grafen Reventlou in Preetz, der außer den genannten Bildern noch eine Landschaft mit dem Parnaß und der marathonischen Ebene und eine Ansicht des Apollotempels auf Naxos von Roß besitzt.

gewinnt den Eindruck, als ob der Künstler jetzt zu dem Entschluß gekommen sei, die Heimat nicht mehr zu verlassen und seine künstlerische Anregung fortab in dem intimen Verkehr mit der ihm vertrauten Umgebung zu suchen. Er verheiratete sich 1847 mit Helene Abendrot, der Tochter eines wohlhabenden hamburger Juristen, die er in Rom kennen gelernt hatte, und die seine Schülerin geworden war, und er nimmt seinen Wohnsitz in Kiel.

An Anerkennung und Aufmunterung, in der heimischen Welt zu bleiben, hat es Roß nicht gefehlt. Im „Kieler Wochenblatt" vom 15. Dezember 1846 heißt es: „Bei dem steigenden Interesse, welches in den letzten Jahren sich namentlich in Kiel den Werken vaterländischer Künstler zugewandt hat, möge es uns gestattet seyn, die beiden neuesten Bilder von Ch. Roß, die gerade in diesen Tagen dem hiesigen Publikum vorgeführt wurden, etwas ausführlicher zu besprechen." Die Bilder, um die es sich handelt, sind die schon erwähnte Landschaft im Tale des



Charles Roß: Holsteinischer See.

Eurotas und eine holsteinische Herbstlandschaft.[1]) Von letzterer sagt der Kritiker, es sei zum ersten Male, daß der Künstler einen heimischen Stoff in größerem Maßstabe behandele." Die Reihe seiner kleineren Arbeiten auf diesem Felde sprach uns wieder darin an, aber hier erst hat er Raum gefunden, die ganze Poesie seines Pinsels in kräftiger Breite, in all' seiner Wärme und Innigkeit zu bewähren. Es ist dies der erste weitere Schritt vorwärts auf dem Gebiete heimischer Landschaftsmalerei, und wir freuen uns auf die Reihe folgender Werke, für die unser Land einem solchen malerischen Blicke reiche Stoffe bietet. Das Bild hat sich eines solchen Beifalls zu erfreuen, daß der Künstler darin eine Aufmunterung finden mag, einem Ziele entgegenzustreben, das ihm offenbar schon deutlich genug vorschwebt." — Auch die Landsleute erwarteten also damals, daß Roß fortan

[1]) Sie wurde von Graf Ranzau, dem Besitzer der Seeburg in Kiel, erworben.

der ihrige bleiben werde, und vielleicht hätte damals der etwas ältere Ludwig Gurlitt den Mut gefunden, bei dem ehrlichen Studium der heimischen Motive zu bleiben, wenn er in der Heimat einen gleichstrebenden Künstler gewußt hätte. Dann hätten wir schon damals eine holsteinische Landschafterschule von Bedeutung haben können.

Aber die politischen Unruhen, die nun ausbrachen, führten auch in diesem Künstlerleben wie in der Entwicklung so zahlreicher Schleswig-Holsteiner eine verhängnisvolle Wendung herbei.

Roß war von Haus aus ein glühender Patriot, der mit den Seinen unter dem wachsenden Druck des Dänentums seufzte. Dieser ausgesprochene Unabhängigkeitssinn hatte in Paris im Verkehr mit dem Gießener Demokraten Carl Voigt und mit Herwegh weitere Nahrung gefunden. Mit verhaltener Begeisterung hatte der Jüngling im Peloponnes den Erzählungen griechischer Offiziere gelauscht, die an dem Befreiungskampfe ihres Vaterlandes teilgenommen hatten. Nun war der Moment da, wo er selbst sich einsetzen konnte für Freiheit und Unabhängigkeit seines Heimatlandes, und er zögerte nicht, sich trotz seines schwächlichen Körpers in die Reihen der freiwilligen Kämpfer zu stellen.

Er hat als Ordonnanzreiter („Civiladjutant") beim Prinzen von Noer den ganzen Erhebungskampf mitgemacht. Da er mit den Mitgliedern der provisorischen Regierung Fritz Reventlou und dem Prinzen Friedrich befreundet und von ihnen als fester Charakter geschätzt wurde, so wurde er am Morgen des 24. März nach Berlin gesandt, um dem Herzog von Augustenburg die Nachricht von der Erhebung zu überbringen und, falls er diesen nicht mehr in Berlin träfe, unmittelbar vom preußischen Ministerium schnelle Hülfe zu verlangen. Da keine Zeit zu verlieren war, so reiste der neugeschaffene Diplomat, wie er ging und stand, in Überrock und grauem Schlapphut nach Berlin ab. Es ist interessant, Ludwig Roß von dem Verlauf dieser diplomatischen Mission des Bruders erzählen zu hören. „Roß traf den Herzog nicht mehr in Berlin, und da hier Eile und kecke Entschiedenheit not tat, so eilte er unverzüglich aufs Berliner Schloß. Er drang ungehindert ins Vorzimmer ein, denn ein langer Bart und ein Calabreser hatten in jenen Tagen die Wirkung des besten Passes, fragte nach den Ministern, denen er eine wichtige Nachricht zu überbringen habe, und stürmte ebenso unangemeldet in ihr Sitzungszimmer. Graf Arnim von Boitzenburg und seine Kollegen erhoben sich vom grünen Tische: „Wer sind Sie?" — „Was bringen Sie?" — „„Die Nachricht von einer Erhebung in Holstein!"" — „Dann ist wohl eine Republik erklärt worden?" riefen die bestürzten Minister aus einem Munde. Als Antwort zog Roß die einzige Legitimation aus der Tasche, mit der ihn der Prinz in der Eile versehen hatte; es war ein noch mit Druckfehlern gefüllter erster Abklatsch der Proklamation der provisorischen Regierung. Die aristokratischen Namen „Prinz Friedrich" und „Fritz Reventlou" beruhigten die preußischen Minister über das Schreckbild der Republik." — Auch sonst strengte Roß alle Kraft an zur Förderung der Erhebung und der deutschen Einheitsbestrebungen. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß unser Maler mit Langenbeck und seinem Bruder den ersten Anstoß zu Sammlungen für eine deutsche Flotte gegeben hat. Bekannt aber ist, wie diese ganze von den edelsten Gefühlen getragene Bewegung kläglich scheiterte. — Roß litt schwer darunter. Er kehrte im Jahre 1850 mit seiner Frau der Heimat den Rücken, um zunächst nach München und Rom zu gehen, und ließ sich seit 1852 dauernd in München nieder. Man gewinnt den Eindruck, als ob Roß den Entschluß, der Maler der Heimat zu werden, aufgegeben habe, ja, als ob er unter dem niederdrückenden Gefühle zertretener Hoffnungen überhaupt an seinem Künstlerberuf irre geworden sei und seine Aufgabe vor der Hand weniger

in der eigenen Kunsttätigkeit als vielmehr in der Unterstützung und Kritik künstlerischer Bestrebungen überhaupt gesucht habe. —

* * *

Hätte Roß malerisch nichts mehr geschaffen, so würde ihm allein wegen dieser energischen und erfolgreichen Anteilnahme an dem Kunstleben Münchens in den fünfziger Jahren ein dauerndes Andenken in der deutschen Kunstgeschichte gesichert sein.

Werfen wir einen Blick auf die Lage der deutschen Kunst in jener Zeit und speziell in München. Cornelius hatte dort abgewirtschaftet. Trotzdem man ihn im Jahre 1840 mit den Worten: „Ein Maler muß malen können" entlassen hatte und somit zu der richtigen Erkenntnis gekommen war, woran es der deutschen Kunst fehlte, übertrug man in München alle Verehrung, die man einst Peter Cornelius entgegengebracht hatte, nunmehr auf dessen Schüler Wilhelm von Kaulbach, obwohl dieser ebenso wenig malerische Qualitäten besaß wie sein Meister. Kaulbach stand auf dem Gipfel seines Ruhmes. Seit 1847 war er Direktor der Münchener Akademie, und er war in den fünfziger Jahren gerade im Begriff, die großen Kartons im Treppenhause des Berliner Museums zu vollenden, um derentwillen man ihn als einen wiedererstandenen Raffael pries. — Aber neben dieser Kartonmalerei Kaulbachs erhob eine andere Richtung ihr Haupt. Die Historienbilder der Belgier und Franzosen waren in den vierziger Jahren nach Deutschland gekommen. Es schien diesen Malern gelungen zu sein, mit der den alten, großen Meistern abgelernten Farbentechnik die Gestalten der Vergangenheit zu wirklichem Leben zu erwecken. Das machte in Deutschland gegenüber der hier üblichen, farblosen Konturenmalerei großen Eindruck, und die Pilgerfahrt deutscher Kunstjünger nach Paris begann, um dort die verlorene Farbentechnik wiederzuerwerben. Im Jahre 1855 errang Piloty, der das Haupt der historischen Schule in Deutschland wurde, mit seinem Gemälde: „Seni an der Leiche Wallensteins" in München den größten Erfolg.

Das waren die herrschenden Kunstrichtungen. — Denn um die Menzel und Böcklin, obwohl sie beide, namentlich der erstere, schon einen nicht geringen Teil ihres Lebenswerkes geschaffen hatten, kümmerte man sich damals noch nicht.

Diese beiden Kunstrichtungen nun verurteilte Roß aufs schärfste. Er hat seine Auffassung u. a. in einem Aufsatze in den „Hamburger Nachrichten" vom 19. Juni 1857: „Kunst und Kunsturteil der Gegenwart von einem Maler" niedergelegt. Roß zeigt sich hierin als der reinste Klassicist. Als die Schöpfer gesunder Grundsätze in der bildenden Kunst, „denen wir es verdanken, uns annähernd wieder verbunden zu sehen mit jenen höchsten Leistungen menschlicher Kunsttätigkeit, die als ewige Merksteine richtigen Weges durch die Verwirrung und den Ungeschmack aller Zeiten geleuchtet haben," d. h. mit der Antike, sieht Roß Winckelmann und seinen Landsmann Jacob Asmus Carstens an. Überall, wo die Kunst sich an die „Einfachheit, Wahrheit und Frömmigkeit der Antike" hielt, gedieh sie, wo sie diese Bahnen verließ, mußte sie verfallen. Er nennt und kritisiert nun eine Anzahl von Künstlern, die seiner Ansicht nach das große Erbe von Winckelmann und Carstens leidlich verwahrt hätten, darunter solche, deren Namen heute nur noch der Kunstgelehrte kennt: Eberhard Wächter, Cornelius, Overbeck, Jos. Ant. Koch, Christ. Reinhart, Thorwaldsen, Wagner, Rauch, Schinkel und Klenze. Aber die nachfolgende Generation, in der Roß selbst lebt, laufe Gefahr, dies große Erbe zu verschleudern und zu verderben.

Schuld daran trage schon Peter Cornelius, in dem freilich auch Roß noch den Mann sieht, „der berufen wäre zum Wächter im Heiligtume, zum Lehrer und Berater der Jugend." Der zeige in seiner Entwicklung zwei schwache Stellen;

einmal, daß er dem Zeitgeschmack, den Forderungen eines seit den Befreiungskriegen erwachten germanischen Reckentums Konzessionen gemacht habe, und dann die Mißachtung der Farbe. An diesen schwachen Stellen der sonst so harmonischen Entwicklung cornelianischer Kunst hätten die modernen Verderber der Kunst eingesetzt. Einerseits hätten die „auf niederer Sphäre sich bewegenden Franzosen und Flamänder Vernet und Gallait, die dem verlangenden Sinn das boten, was in Cornelius' Werken unbefriedigt ließ, nämlich innere Wärme und malerische Durchführung, einen zu großen Einfluß auf unsere Kunstjünger gewonnen und das Publikum verblendet," und andererseits habe Cornelius' eigener Schüler, der Maler Kaulbach, die cornelianische Epik zum Tagesfeuilleton erniedrigt und den Schein statt des Wesens der Kunst geboten. Gegen diesen wendet sich Roß nun mit leidenschaftlicher Erbitterung. Er fordert Rückkehr zu den Grundsätzen von Winckelmann und Carstens und hofft von dem gesunden Sinne des deutschen Volkes, daß er den Krankheitsstoff noch abstoßen werde.

Wir werden diesen Auslassungen des Künstlers heute nur zum kleinen Teil und auch da nur bedingter Weise zustimmen können. Man kann das Wesen der historischen Schule, die Roß verurteilte, kurz so definieren, daß diese Meister den Hauptwert im Bilde auf das Bedeutsame des Inhalts und auf die gegenständliche Korrektheit legten, und daß sie die Natur nicht ansahen, um von ihr unmittelbar zu lernen, sondern nur soweit, als sie ihnen Unterlage bot, um eine bildmäßige Wirkung im Sinne der alten Meister zu erzielen. Heute meinen wir, daß das Fesselnde des Inhalts das Ausschlaggebende am Gemälde nicht ist, und das unmittelbare Studium der Natur hat neue Ausdrucksmittel geschaffen, denen gegenüber die der Piloty, Vautier, Knille, Gustav Richter und Henneberg usw. oft verblassen. Aber wir werden uns den Geschmack z. B. an dem Kinderfest eines Ludwig Knauß sowenig verderben lassen, wie an dem Flötenkonzert Menzels. Nur die Einseitigkeiten dieser Richtung verurteilen wir, nicht deshalb, weil diese Maler die Bahn Carstens-Winckelmann verlassen haben, sondern weil sie unter dem Druck des Inhalts und der historischen Korrektheit oft genug das eigentlich Künstlerische in Form und Farbe zurücktreten ließen und weil sie die unmittelbare Fühlung mit der Natur nicht selten verloren haben. Gerade das letztere aber ist es, was Roß am wenigsten an ihnen tadelt. Im Gegenteil, er wirft ihnen noch vor, daß sie dem Publikum mit ihrer Farbentechnik „naturtreuen Inhalt" böten. —

Aber bewundern werden wir den Mut und die Selbständigkeit des Urteils, mit denen Roß sich gegen Kaulbach wandte im Jahre 1857, als noch niemand an der Größe dieses Meisters zweifelte. „Besteht das Wesen des echten Kunstwerkes," sagt er, „in der Einheit des Geistigen und Sinnlichen, indem die Phantasie des Künstlers seine Empfindungen sich zu Gestalten verkörpern läßt, die seine ursprünglichen Gedanken zur sinnlich unmittelbaren Anschauung bringen: so ergeht sich Kaulbachs Kunstweise in dem Bestreben, abstrakte Begriffe bildnerisch auszudrücken, und überschreitet so die Grenze der bildenden Kunst, Dinge in ihr Bereich ziehend, die ihrer Natur nach der Schrift, der Dichtkunst oder der Pantomime angehören." Schöpferische Gedanken ersetze Kaulbach durch tiefsinnig sein sollende Spielereien voll Albernheit und kleinlicher Bosheit. Seine Farbe bezeichnet Roß als „trübe Schminke." „Seine Ausdrucksweise in seinen sogenannten großen Werken steht den Gesetzen der bildenden Kunst so geradaus entgegen, daß die einfachste Hieroglyphenschrift ihr verwandter erscheinen möchte." — „Das Geheimnis dieser Kaulbachschen Kunstgröße gleicht dem jener kunstreichen Weber, die dem Kaiser die goldenen Kleider webten, jedem unsichtbar, wie sie vorgaben, der von unehrbarem Ursprung sei. Niemand vom höchsten Hofgesinde bis zum Bürgersmann wagte zu gestehen, daß er von goldenen Kleidern keine Spur sähe,

und der gute Kaiser hätte seinen Umzug nackt vollenden müssen, hätte nicht ein unbefangener Knabe das Zauberwort ausgesprochen: „Der Kaiser ist ja splinternackt."

Heute ist der Wahn von Kaulbachs Größe im Schwinden, und es wird jetzt sehr viele geben, die dies schroffe, aber im Kern zutreffende Urteil unterschreiben. Das schon im Jahre 1857 auszusprechen, dazu gehörte scharfer Blick und Mut.

Freuen wird sich auch jeder, der die Roßsche Arbeit liest, über die hohe Meinung, die er von der Kunst hat, „die unser geistiger und moralischer Höhenmesser ist oder sein sollte." —

Bald sollte sich für Charles Roß Gelegenheit bieten, positiver als mit solchen Kritiken in das deutsche Kunstleben einzugreifen. Im Jahre 1857 ließ sich Adolf Friedrich Graf von Schack dauernd in München nieder, und schnell war die alte Freundschaft vom Peloponnes und Kleinasien her zwischen ihm und Charles Roß wieder angeknüpft. Wenn das deutsche Volk es dem Grafen Schack dauernd dankt, daß er durch seine zielbewußte Sammlung zeitgenössischer Gemälde eine nicht geringe Anzahl hervorragender deutscher Künstler in mißlichen Zeiten über Wasser gehalten und vor dem Versinken bewahrt hat, so gebührt ein großer Teil dieses Verdienstes unserem Charles Roß. Er ist es gewesen, der den Freund in die Werkstätten der Münchener Künstler einführte und der dem Grafen bei der Anlage seiner Galerie die Wege gewiesen hat. Sein eigenstes Verdienst ist es im besonderen, daß Buonaventura Genelli dem Verkümmern entrissen wurde. „Roß," so erzählt Graf Schack,[1] „obgleich in der Landschaftsmalerei sehr tüchtig, blickte doch nur mit einer gewissen Geringschätzung auf seine eigenen Arbeiten . . . Dagegen war er ein großer Verehrer von Cornelius. Aber mit noch größerem Enthusiasmus sprach er mir sogleich bei unserem Wiederzusammentreffen von Buonaventura Genelli. Ich mußte ihm mit einer gewissen Beschämung gestehen, daß ich den Namen dieses Mannes zwar hier und da gehört, doch keines seiner Werke gesehen hätte. Wenngleich ich sonach gegen das überschwengliche Lob, das er Genelli zollte, einigermaßen mißtrauisch war, so wurde doch meine Neugier erregt, und ich folgte Roß willig in die bescheidene Wohnung seines Lieblings." Und nun schildert uns Schack, wie sie in der ärmlichen Wohnung in der Sendlinger Gasse den schon bejahrten Künstler, den Heyse den letzten Centauren nennt, in gänzlicher Verlassenheit und Dürftigkeit fanden. Schack erweckte ihn zu neuer Schaffenslust und verschaffte ihm die Berufung nach Weimar, wo er auf Preller, Böcklin u. a. einen nachhaltigen Einfluß ausübte. Ohne Roß' Vermittlung wären die wertvollen Werke: Bacchusschlacht, Raub der Europa, Theatervorhang und Herkules Musagetes bei Omphale nicht zur Ausführung gelangt. Ihm verdankt übrigens auch die Kieler Kunsthalle die für Genelli so charakteristische Federzeichnung zu dem zuletzt genannten Werke.

* * *

Roß sollte die weitere Entwicklung Genellis nicht mehr erleben. „Schon bevor Genelli das erste seiner großen Werke für mich vollendete," schreibt Schack,[2] „war Karl Roß eines frühzeitigen Todes gestorben. Noch auf seinem Krankenlager ließ er sich täglich Bericht über den Fortgang der Arbeiten seines Lieblings geben, und die Überzeugung, selbst dazu mitgewirkt zu haben, daß dieser nun endlich, nach so langen Verkennung, in den Tempel ewigen Ruhmes eingehen werde, breitete einen verklärenden Schimmer um sein sterbendes Haupt. Möchte auch ihm, wie wegen seiner eigenen Leistungen, so wegen der schönen und hingebenden Begeisterung, in der er für seinen großen Freund glühte, ein ehrendes

---

[1] Vergl.: Meine Gemäldegalerie, S. 9 u. ff.
[2] Meine Gemäldegalerie, S. 31.

Andenken bei der Nachwelt zuteil werden!" — Ja, auch „wegen seiner eigenen Leistungen" ist dieser Wunsch berechtigt. — Ich legte oben dar, daß ich den Eindruck gewonnen habe, daß die heimatliche Katastrophe auch auf Roß' künstlerische Entwicklung einen störenden Einfluß ausgeübt habe, derart, daß Roß danach auch als Künstler resigniert erscheint. Schack und Paul Heyse bestätigen das.[1]) Denn wenn Roß in den fünfziger Jahren von seinen eigenen Arbeiten mit Geringschätzung spricht und das ganze Fach der Landschaftsmalerei für ein „durchaus untergeordnetes" erklärt, so ist doch nicht anzunehmen, daß der junge strebende Künstler in den vierziger Jahren diese Auffassung gehabt hat. Es muß etwas dazwischengekommen sein, was ihn zu solcher Resignation führte. Das ist eben die politische Katastrophe, die Roß aus der Heimat vertrieb. Aber trotzdem ist Roß auch nach seinem Wegzug von Kiel künstlerisch keineswegs untätig gewesen. Aber er blieb auf den ehemals eingeschlagenen Wegen, seine griechischen Skizzen zu Landschaften von „charaktervoller Strenge" und „hohem Stil" auszuarbeiten, und er fühlte sich zunächst nur da zu neuem Schaffen angeregt, wo er ähnliche Eindrücke, wie einst in Griechenland, empfing. War doch Karl Rottmann sein täglicher Hausgast, und beide Künstler begeisterten sich von neuem an ihren griechischen Reminiscenzen. So entstand während seines zweiten römischen Aufenthaltes das Bild „Die Grotte und der Hain der Nymphe Egeria bei Rom," das vom Grafen Schack für seine Galerie erworben wurde. In München malte Roß eine „Landschaft von Athen" (1854) und eine „Mondlandschaft mit aufziehendem Gewitter am Kap Sunium" (1855), die in den Besitz des Herrn v. Bülow auf Bothkamp gekommen ist.[2]) Zum Grafen Scheel-Plessen nach Rehmten kam „das Grab des Leonidas," und die Hamburger Kunsthalle kaufte die Landschaft auf Naxos, eine Sonnenaufgangsstimmung, auf der Genelli den Hirten im Vordergrund malte. Bei der Witwe des Künstlers endlich befindet sich das letzte große Bild in der Reihe dieser griechischen Landschaften: „Der Tempel von Phygalia in Arkadien," das noch 1857 in München ausgestellt wurde, obwohl es nicht ganz vollendet war.

Aber nicht um dieser Bilder willen glaube ich, daß Roß als Maler einen dauernden Platz in der deutschen Kunstgeschichte beanspruchen darf, sondern um einer Landschaft willen, die in seinen letzten Lebensjahren entstand und die jetzt eine Zierde unserer Kunsthalle bildet: „Holsteinischer Buchenwald."

Der Gegenstand ist gar einfach. Im Vordergrunde erblicken wir eine tiefdunkle, fast schwarze Wasserfläche, den Ausläufer des Sees bei Alte-Koppel. Ein einsamer Reiher steht darin. Ein anderer schwebt langsam davon über einem Bachlauf, der sich rechts in das tiefe Waldbdickicht verliert. Im Gegensatz dazu sieht man links in eine sonnige Waldlichtung, auf der ein paar Rehe grasen, und in der Mitte heben mächtige Buchen ihr Haupt zum Himmel. — Was ist es, das diesem Bilde dauernden Wert verleiht und Roß auf einer ganz anderen künstlerischen Stufe erscheinen läßt als in seinen griechischen Landschaften? — Die alten Bahnen der klassicistischen Landschaft hat er auch hier nicht verlassen. Im

[1]) Meine Gemäldegalerie, S. 9, und Paul Heyses Neues Novellenbuch: „Der letzte Centaur," S. 242—43 u. 255, wo es von Roß heißt: „Auch an seiner stählernen Mannesseele hatte die weiblich zarte Hülle vor der Zeit sich zerrieben. Denn außer dem Schmerz, in einer Epoche zu leben, die in der Kunst ganz andere Götter verehrte, als die ihm die wahren schienen, drückte auf ihn der Lebenskummer um die gefesselte und geknechtete Heimat, deren Befreiung und Heimkehr zu den deutschen Stammesgenossen er nicht mehr erleben sollte. Auch ihn, wie Genelli, habe ich nie klagen, wohl aber zürnen und schelten hören, wobei dann seine sanften, blauen Augen unter der weißen, von blonden Haaren überwallten Stirn seltsam leuchteten wie vom Widerschein seiner stählernen Seele."

[2]) Das Bild war auf der mit der schleswig-holsteinischen Industrieausstellung von 1896 verbundenen Kunstausstellung zu sehen.

Gegenteil. Er freute sich, gerade mit diesem Bilde Protest zu erheben gegen den aufkommenden Naturalismus in der Landschaftsmalerei. In einer Besprechung des Bildes in der „Münchener Zeitung“ vom Januar 1857 heißt es: „Es ist bemerkenswert, daß diejenige Richtung in der Landschaft, welche der jetzt beinahe ausschließlich herrschenden und für berechtigt gehaltenen ihrem ganzen Wesen nach entgegengesetzt ist, die Richtung der sogenannten klassischen Landschaft, deren Hauptvertreter in ihrer frühesten Periode Claude Lorrain und Poussin waren, hier in dem Waldbild unseres Künstlers auch von Seite ihrer Gegner eine allgemeine und unbedingte Anerkennung gefunden hat. Diese Anerkennung ist um so charakteristischer, weil Roß unter Beiseitelassen aller herkömmlichen Stoffe der klassischen



Charles Roß: Holsteinischer Buchenwald (1856, Kunsthalle Kiel), Radierung im Gegensinne von Abbema.[1])

Landschaft (biblischer oder historischer Staffage usw.) einen Gegenstand behandelt hat, den zu bewältigen man bisher nur der naturalistischen Richtung zugetraut hat.“ — Diese Münchener Kritik dürfte die eigene Meinung des Meisters von seinem Bilde richtig wiedergeben. Roß verabscheute die Richtung in der Malerei, welche kein anderes Ziel zu haben schien, als der Natur möglichst nahe zu kommen. Er sah es vielmehr als die Aufgabe des Künstlers an, die Stimmung, den poetischen Gehalt, mit seinen Mitteln aus der Natur herauszuholen. Zu diesem Zwecke hielt er sich für berechtigt, mit der Natur frei zu schalten, zu komponieren und das Vorhandene zu potenzieren, alles aber, was für den Haupteindruck nicht wertvoll erschien, zurücktreten zu lassen. Das ist, wenn der Künstler, wie das bei seinen

[1]) Das Klischee ist uns freundlichst von der Buchhandlung Lipsius & Tischer in Kiel zur Verfügung gestellt worden. Die Schriftleitung.

griechischen Landschaften der Fall war, nicht immer in unmittelbarer Fühlung mit der Natur, die ihn inspirierte, blieb, ein gefährliches Manöver. Es wird da leicht eine Poesie erzeugt, die nicht wirksam ist, weil sie den Boden der Natur verloren hat. Das haftet vielen seiner griechischen Landschaften an und belastet auch zahlreiche seiner früheren holsteinischen und schleswigschen Landschaften. Nehmen wir solche Bilder wie „Waldsee bei Alte-Koppel," „Am Schierensee bei Alte-Koppel," „Holsteinischer Waldsee," „Holsteinische Herbstlandschaft" und namentlich die auf S. 225 abgebildete Landschaft an der schleswigschen Ostseeküste, so muten einen diese Bilder, obwohl sie in der Heimat aufgenommen waren, an, als ob sie aus einer fremden Welt stammten, einer Welt, in der sich die Odyssee abgespielt haben könnte; als ob das nicht das Land wäre, das der väterliche Pflug durchzog, und in dem Roß seine Jugend verträumt hat, sondern das sieht aus, als wenn die Naturgewalten noch an der Arbeit wären, um den Boden zu formen, und wir erwarten einen prähistorischen Recken aus dem Dickicht treten zu sehen. Das Laub sieht sich überall verzweifelt ähnlich. Auf die feine Charakteristik der Laubarten kommt es dem Künstler weniger an, als darauf, die Laubballen zu mächtigen Linienzügen zusammenzufassen. Das Charakteristische des Buchenstammes ist ja da; aber doch mutet es uns fremdartig an. Denn entweder hat der Maler besonders auffallende und kühne Verschlingungen von Stamm und Geäst aufgesucht, oder er häuft aus eigener Phantasie solche Motive an einer Stelle zusammen und läßt das helle, hart gezeichnete Geäst so stark hervortreten, daß das Auge des Beschauers nur darauf ruht, und die wundervoll lauschige Stimmung, die unsere Buchenwälder wirklich haben, darüber ganz verloren geht. Die Erde sieht manchmal aus, als ob wir es hierzulande mit mächtigen Fels- und Steinschichten zu tun hätten, weil der Künstler auch da nur die markante, mächtige Linie sucht. — Diese Schwächen empfand schon der sonst begeisterte Kritiker der holsteinischen Herbstlandschaft im „Kieler Wochenblatt" von 1846, wenn er von „unsicheren Stellen" redet.

Hier in diesem Buchenhain von 1856 ist das anders. Auch da ist das Buchengeäst wohl beobachtet, aber nicht ungebührlich betont. Auch hier fühlt man die Freude des Künstlers an den mächtigen Linien der Laubpartien. Aber das alles tritt zurück hinter der lauschigen Stimmung dieses Waldfriedens, den uns die holsteinischen Wälder wirklich übermitteln. Sie trägt der Künstler nicht hinein in seine Komposition, sondern er holt sie heraus aus der vorhandenen Natur. Das ist *sein* Wald, der Wald, in den er die Träume der Kindheit gesponnen und wo er im Kampfe des Lebens die Spannkraft zu neuem Streben wiederfand. Hier hat ihm nicht irgend ein Eindruck aus dem Peloponnes vorgeschwebt, den er in der heimischen Landschaft wiederzufinden sucht, sondern hier hat er treu und ehrlich vor der Natur selbst um den Zauber des holsteinischen Waldes geworben. Roß war einmal wieder mit Frau und Kind von München nach Alte-Koppel zurückgekehrt. Da sehen wir ihn mit Palette und Malstock sitzen, von der Welt nichts mehr wollend, sicher in seinem Streben und zufrieden damit, an der vertrauten, heimischen Scholle sein künstlerisches Vermögen messen zu dürfen. Auf der einen Seite des Gehölzes dicht am väterlichen Gehöft sitzt er selbst, den Frieden der Waldeinsamkeit in sich einsaugend, auf der anderen Seite sitzt die Gattin vor der Staffelei, die auch als Frau nicht aufgehört hat, seine Schülerin zu sein. Die Kinder sind in der Obhut der Großeltern auf dem Hof. Etwas von dem Frieden des holsteinischen Mannes, der nach den Irren und Wirren des Lebens wieder zu sich selber kommt im Anschauen der heimischen Natur, wird auf den Beschauer übergehen. Wer so etwas vermitteln kann, der ist ein echter Künstler gewesen.

Wir dürfen nicht mit Augen, die an Leistikow und die modernen Land-

schafter gewöhnt sind, an das Bild herantreten. Wir dürfen nicht erwarten, Farben- und Lichtprobleme gelöst zu sehen. Ein ungünstiger Lack hat das Bild noch dazu nachdunkeln lassen, und der Himmel erscheint hart. Das geben wir alles zu. Aber wer da weiß, daß es mehr Arten, die Natur anzusehen gibt als eine, und daß das Wesen der Kunst nicht hierin besteht, sondern vielmehr darin, eine echte von der Natur empfangene Stimmung zur Anschauung zu bringen, der wird vor diesem Bilde seine Rechnung finden.

* * *

Es scheint, als ob Roß die lebhafte Anteilnahme an dem Münchener Kunstleben, die wir oben schilderten, Lust zu neuem eigenen Schaffen gebracht hätte, als ob er den Entschluß gefaßt hätte, nunmehr zurückzukehren zu dem Streben der vierziger Jahre, der Maler der Heimat zu werden. Aber das ist ihm nicht mehr vergönnt gewesen. Schon das Jahr 1857 warf ihn aus einer schweren Krankheit in die andere. Um Neujahr 1858 dachte er wieder an Genesung und sprach in einem Briefe vom 2. Januar 1858 die Hoffnung aus, bald wieder an der Staffelei in der Heimat sitzen zu können. Aber wenige Tage darauf sank er nochmals auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr erstehen sollte. Am 5. Februar 1858 entschlief er sanft an Erschöpfung der Kräfte, denn die eigentliche Krankheit (der Typhus) war schon überwunden. Nach seinem Wunsche wurde seine Leiche nach Holstein gebracht und am 11. Februar auf dem Friedhofe zu Bornhöved in heimatlicher Erde bestattet. Es ist ihm erspart geblieben, den Kummer zu erleben, daß sein einziger neunjähriger Sohn 1859 ins Grab sinken mußte. Die Witwe zog mit der Tochter in die Heimat zurück. Hier weilt die ehrwürdige Frau, die selbst mit beachtenswerter Meisterschaft die Radiernadel führt, mit ihren Enkeln noch unter uns, treu sorgend, daß das Andenken an Charles Roß, dessen Werke sie zum Teil auf der Kupferplatte reproduziert hat, nicht verloren geht.

Als Roß starb, klagte Hermann Lingg:

Noch blickt, gleich einem letzten Sonnenstrahle,
Aus deinen Todeszügen still und bleich
Der Schönheit Welt, das Reich der Ideale
In jedem deiner Bilder voll und reich.

Die Seele selbst, am Ziel des höchsten Strebens,
Umfängt nun höchster Schönheit ew'ger Glanz,
Und um das Bild des tatenreichen Lebens,
Um dein Gedächtnis blüht der Lorbeerkranz.

Denn wer verstand wie du des Meeres Schöne,
Den Zauber um glücksel'ger Inseln Bord,
Und wer wie du die düstern Farbentöne?
Den Buchenhain im träumerischen Nord?

Wo Wolken sich ums alte Grab des Hünen
Und Störche lagern um der Seen Raum,
Wo sich die Fichte beugt zum Sand der Dünen
Und nach den Felsen greift der Brandung Schaum:

Dort unter Linden bei bemoosten Steinen,
Dort senkten dich, als hell am Firmament
Die Sterne schienen, in das Grab die Deinen, —
Schlaf wohl in Erde, die dich Kämpfer kennt.

Wenn der bayrische Dichter so bewegt wurde durch den Tod des holsteinischen Malers, sollten dann nicht auch die Landsleute und alle, die in dieses Land verschlagen, redlichen Anteil nehmen an dem, was diesen heimatsstolzen Volksstamm bewegt, dafür sorgen, daß das Andenken an diese menschlich und künstlerisch bedeut-

same Persönlichkeit, die so leidenschaftlich an der Heimat hing, wach erhalten werde?! —

Der Stammesstolz und die Opferfreudigkeit der Schleswig-Holsteiner für ihr eigenes Land sind bekannt. Man braucht hierzulande nur die Leute aufmerksam zu machen auf eine bedeutsame Leistung und hinzuzufügen: „Der das gekonnt hat, war von Eurem Fleisch und Bein,“ und man kann sicher sein, daß das nicht mehr vergessen wird. Aber nicht so bewährt hat sich in letzter Zeit die Opferfreudigkeit in künstlerischen Dingen. Mir will scheinen, als ob Roß seinerzeit bei der Aristokratie des Geistes und der Geburt in diesem Lande eine größere Förderung erfahren habe, als der Kunst heutzutage hier zuteil wird. Freilich war Roß eine Persönlichkeit, die das Anteilnehmen leicht machte. Sein feines Taktgefühl, das ihn auch da nicht verließ, wo er eine abweichende Meinung zu verfechten hatte, und der reine, hohe Sinn, mit dem er seine persönlichen Vorteile zurücktreten ließ hinter seiner künstlerischen Überzeugung, öffneten ihm schnell die Herzen der Menschen. — Wenn das neue Kunstmuseum in Kiel eröffnet wird, dann muß wieder an die alte Opferfreudigkeit appelliert werden, dann muß es gelingen, mehr Bilder von Charles Roß herbeizuschaffen, daß wir nicht bloß auf das eine Bild, das die Kunsthalle jetzt besitzt, angewiesen sind, sondern auf daß wir den ganzen, interessanten Entwicklungsgang, den der Maler in seinem kurzen Leben durchgemacht hat, überschauen können.



Eiszeit und norddeutsche Tiefebene.

Versuch einer populären Darstellung der Entstehung unseres Diluviums.

Von H. Peters in Kiel.

I. Die gegenwärtige Tätigkeit des Eises.

Diejenigen meiner Leser, welche in einer Gebirgsgegend wohnen oder auch nur das Glück gehabt haben, eine Wanderung durchs Gebirge machen zu können, wissen, daß der anstehende Fels meist mit einer dünneren oder dickeren Schicht von Ackererde überzogen ist. Sie ist der Nährboden der herrlichen Waldungen, welche eine Wanderung, etwa durch das Bodetal oder die sächsische Schweiz, trotz aller Mühen so reizvoll gestaltet. Daß diese Erdschicht von dem Felsen stammt, dürfte ohne weiteres jedem klar sein. Jeder Fels, er sei, welcher er wolle, harter Granit oder Sandstein, verwittert unter dem Einfluß von Feuchtigkeit, von Frost und Hitze, unter dem Einfluß der Atmosphärilien. Feldspat und andere Mineralien geben den Ton, Quarz liefert Sand. Dazu kommt noch ein Gehalt an Kalk, den manche Steine besitzen, die verwesenden Pflanzen liefern den Humus, und der Ackerboden ist fertig. Er liegt an dem Orte seiner Entstehung, auf primärer Lagerstätte. Nur selten aber bleibt dort alles liegen. Ein Regenguß setzt Teile der losen Masse in Bewegung und führt sie den Abhang hinunter in die Gebirgsbäche und in die Flüsse, welche den Schlamm so lange schwebend zu erhalten vermögen, als sie in rascher Bewegung sich befinden. Wird aber der Lauf irgendwie gehemmt, z. B. beim Eintritt in einen See oder bei der Mündung ins Meer, so fallen die Sinkstoffe zu Boden; sie bilden die bekannten Deltas, Fluß- oder Meerdeltas. Aber der Fluß setzt seine Sinkstoffe auch überall da ab, wo er Gelegenheit hat, über seine Ufer zu treten. Der moderne Mensch freilich verbittet sich derartige Überschwemmungen und setzt dem Wasser Deiche

entgegen; aber in früherer Zeit schaltete das Wasser nach Belieben, und die Flußmarsch, welche den Unterlauf mancher Flüsse umsäumt, ist Zeuge von dieser Tätigkeit. In all diesen Fällen finden wir die Ackererde nicht auf primärer, sondern auf sekundärer Lagerstätte.

Wie ist es nun mit dem Boden unserer norddeutschen Tiefebene? Ruht er vielleicht auf primärer Lagerstätte? Das ist unmöglich schon allein seiner Dicke wegen. Wir finden ihn oft in einer Mächtigkeit von mehreren hundert Metern. Sodann aber zeigt er viele geschichtete Partien, welche allemal bezeugen, daß hier das Wasser tätig war. Aber er kann auch nicht durch das Wasser herbeigeführt worden sein. Früher hat man das geglaubt und nannte deswegen die Erdschicht, welche bei uns den heutigen Kulturmenschen trägt, Diluvium, d. i. allgemeine Überschwemmung. Eine Sintflut, so meinte man, bedeckte fast ganz Nord-Europa und lagerte seine Sinkstoffe ab, welche heute unseren Boden bilden. Die Ansicht ist unhaltbar. Wir wollen hier nur einen einzigen Grund dagegen anführen: der größte Teil des Diluviums — die Wissenschaft hat diesen Namen beibehalten — ist ungeschichtet, was ganz undenkbar wäre beim Absetzen aus dem Wasser.



Fig. 1. Der Cristallogletscher in den Dolomiten Südtirols.
Aus „Bilder aus der Mineralogie und Geologie" von H. Peters.
(Kiel: Lipsius & Tischer.)

Woher also der größte Teil des Bodens? Welches ist das Transportmittel, welches ihn uns brachte? Um das meinen Lesern klar machen zu können, muß ich etwas weiter ausholen und sie noch einmal ins Gebirge führen, diesmal aber nicht in die lieblichen Gegenden des deutschen Mittelgebirges, sondern in das Hochgebirge, in die Berge, welche eine „ewige" Schneehaube tragen. Die zuletzt genannte Bezeichnung stellt uns sofort vor die Frage: Was ist ewiger Schnee? Bekanntlich erfolgt in einer gewissen Höhe aller Niederschlag in der Form von Schnee, und die weiße Haube der Bergspitzen hat darum nichts Verwunderliches.

Die geringe Menge, welche durch die Sonnenstrahlen auftaut, kommt kaum in Betracht; dagegen werden immer neue Schneemassen zugeführt. Wo bleiben die? Ist dort vielleicht ihre „ewige" Lagerstätte? Wenn das wäre, müßten die Berge sehr viel höher erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind, und ihre Höhe müßte fortwährend wachsen. Auch würde eine Menge Feuchtigkeit der Erde verloren gehen, und unsere Alpen z. B. würden nicht das Ursprungsgebiet so vieler großer Flüsse sein können. Es ist aber auch nicht so. Ein leichter Gegenstand hält sich an geneigter Fläche, ein schwerer nicht mehr. Wird die Schneemasse zu dick und schwer, so rutscht sie ins Tal hinab; neue Massen drängen nach und schieben die alten vor sich her. Schließlich kommt das untere Ende in wärmere Gegenden; hier verwandelt sich an der Oberfläche der Schnee in Wasser; dieses sickert ein und erstarrt in dem kalten Schnee zu Eis. Je weiter die Masse abwärts gedrängt wird, desto mehr wird der Schnee mit Eis durchsetzt. Man nennt sie dann Firn. Da oben immer neuer Schnee fällt und immer neue Mengen ins



Fig. 2.
Ansicht eines von parallelen Spalten durchzogenen Teiles vom grönländischen Inlandeise. Aus „Bilder aus der Mineralogie und Geologie" von H. Peters. (Kiel: Lipsius & Tischer.)

Tal abrutschen, muß die Spitze immer weiter abwärts gedrängt, immer eisähnlicher werden und schließlich in reines Eis übergehen. Das ist ein Gletscher.

In den Alpen schätzt man die Zahl derselben auf 2000, und einen derselben will ich meinen Lesern im Bilde vorführen (Fig. 1). Alle Gletscher sind in fortwährender Bewegung, was ohne weiteres einleuchtet, wenn man an die oben geschilderte Entstehung denkt. Die Möglichkeit der Bewegung liegt darin begründet, daß der Gletscher nicht aus einer einzigen starren Masse besteht, sondern aus einer Menge von größeren und kleineren Stücken, die durch feine Haarspalten getrennt sind. So vermag der Eisstrom allen Krümmungen des Tals zu folgen. Die Bewegung erfolgt freilich so langsam, daß das Auge sie nicht unmittelbar beobachten kann; aber durch in gerader Linie eingeschlagene Marken auf dem Lande und dem Eise läßt sie sich leicht feststellen. Dabei kommt die Spitze der Gletscher

im allgemeinen nicht weiter abwärts, weil weiter unten die Temperatur schließlich so hoch wird, daß ebenso viel abschmilzt, als von oben nachgeschoben wird.

Die untere Grenze der Gletscher liegt in verschiedener Höhe, was leicht begreiflich ist, wenn man die verschiedene Temperatur in den nach verschiedenen Himmelsgegenden sich abdachenden Tälern bedenkt. Im Durchschnitt liegt sie in den Alpen 1740 m hoch; doch reicht beispielsweise der Grindelwaldgletscher bis 983 m herab. Folgen eine Reihe warmer oder niederschlagsarmer Jahre aufeinander, so rückt die Gletschergrenze hinauf; das Gegenteil ist der Fall, wenn mehrere kalte oder niederschlagsreiche Jahre eintreten.

So liegen die Verhältnisse in den meisten Hochgebirgen der Erde. In Europa haben nur die Alpen und die skandinavischen Gebirge Gletscher von Bedeutung. Asien zeigt Gletscherentwicklung in allen Hochgebirgen, den Altai ausgenommen, wo wahrscheinlich die Niederschlagsmenge zu gering ist. In Nordamerika haben außer der Polarregion das Kaskadengebirge und die Sierra Newada Gletscher,



Fig. 3. 25 m hoher Eisberg an der Westküste Grönlands.
Aus „Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie." (Kiel: Lipsius & Tischer.)

in Südamerika die Anden, in Afrika der Kilima Ndscharo, in Australien nur die Insel Neu-Seeland.

Je kälter das Klima, desto weiter reicht der Gletscher hinab, und in den polaren Gegenden gehen dieselben ins Meer, wo aus den abgebrochenen Stücken die Eisberge entstehen.

Nun zeigen die polaren Gegenden noch eine besondere Erscheinung, wie wir sie heutzutage in gemäßigten Zonen nicht mehr finden, nämlich zusammenhängendes Inlandeis. Solches haben die Länder um den Südpol, über welche unsere glücklich heimgekehrte Expedition wohl manches Neue bringen wird, Grönland, Spitzbergen, Nowaja Semlja und Franz Josefs-Land. Am besten ist das grönländische Inlandeis infolge der kühnen Durchquerung Fridtjof Nansens bekannt geworden.

Eine ungeheure Eiswüste von mindestens 1 Mill. qkm bedeckt das ganze Land, Berg und Tal unter seiner Decke vollständig verhüllend. Von der Mitte des Landes aus fällt es mit geringer Neigung zu den Küsten ab. Die Dicke dieser Eismassen ist jedenfalls eine ganz kolossale, doch fehlen bestimmte Zahlen. Nicht zu ergründende Spalten hat man gefunden. Das beigefügte Bild (Fig. 2) möge dem Leser die Vorstellung dieser ungeheuren Eiswüste erleichtern. Die Bewegung des Inlandeises ist wegen der geringen Neigung eine sehr langsame. An flachen Stellen der Küste schiebt es sich mit seiner ganzen Breite ins Meer, und kolossale Eisberge sind die Folge (Fig. 3).

Gletscher, Inlandeis und Eisberge sind nun ein vorzügliches Transportmittel für Gesteine und lose Erdmassen. Von den Bergabhängen fallen große und kleine Steinblöcke auf den Gletscher herab, losgelöst durch Einwirkung der Atmosphärilien. Diese Steine bilden an beiden Seiten des Gletschers einen Wall, die Seitenmoräne. Fließen zwei Gletscher zusammen, wie sich zwei Flüsse vereinigen, so bilden die beiden inneren Moränen die Mittelmoräne des vereinigten Eisstromes. Die Steine werden abwärts getragen und bleiben schließlich beim Abschmelzen des Eises als Endmoräne liegen; bogenförmig umgeben diese das Ende des Gletschers. Weicht dieser zurück, so übersät er das ehedem bedeckte Land mit großen Steinen. Uns interessiert aber ganz besonders die unter dem Eise befindliche Grundmoräne. Der Boden des Gletscherbettes besteht aus einer losen Erdschicht, zusammengesetzt aus größeren und kleineren Steinen, die in einer Masse von Sand und Ton liegen. Woher stammt diese Grundmoräne? Von dem felsigen Bette, wird man antworten; aber so einfach liegt die Sache nicht. Das Eis ist weich, und der Fels ist hart; es scheint undenkbar, daß das weiche Eis den harten Fels zertrümmern kann, und das ist ohne Zweifel richtig. Man hat nun gemeint, daß die Grundmoräne von den erwähnten Oberflächenmoränen herstamme. In der Tat stehen die Seitenwände des Gletschers nicht in unmittelbarer Berührung mit den Talrändern, und manches Felsstück wird so unter das Eis geraten. Auch mögen durch Spalten im Gletscher viele Steine hinabfallen. Für die Bildung der Grundmoräne aber reicht alles nicht aus. Auch könnte dann das Inlandeis, da es Oberflächenmoränen nicht haben kann, weil keine Bergspitzen über dasselbe hinausragen, keine Grundmoräne haben, was aber doch der Fall ist. Zunächst wird der Gletscher bei seiner Entstehung schon viel loses Gesteinsmaterial, durch Verwitterung entstanden, vorfinden. Dasselbe kann er durch gegenseitige Reibung abrunden, weiter zerkleinern, und das Schmelzwasser wirkt zersetzend: wir finden Sand, Ton und meist abgerundete Steine. Aber das Eis kann auch den harten Untergrund bearbeiten, wie die weiche Hand des Tischlers das härteste Holz, wenn man sie nur mit dem nötigen Werkzeug ausrüstet. Solche aber sind für das Eis die in dasselbe eingebackenen größeren und kleineren Gesteinsmassen. Aber

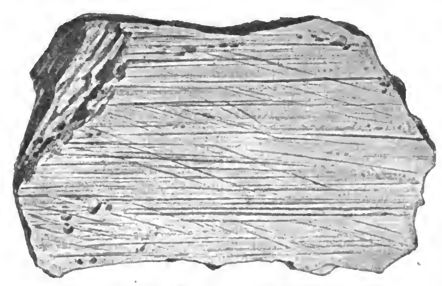


Fig. 4. Geschrammtes Geschiebe.
Aus „Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie.“ (Kiel: Lipsius & Tischer.)

wie geraten die in das Eis? Man würde es ja schließlich begreifen können, wenn die allerunterste Schicht also gespickt wäre. Aber nun findet man z. B. das grönländische Inlandeis bis zu 30 m hinauf mit Schutt beladen. Darüber liegt klares Eis.

Daß diese Schuttmassen in das Eis geraten, hat seinen Grund in den Unebenheiten des Bodens. Jede der letzteren veranlaßt eine Störung in den unteren Lagen des Eises; dieses muß sich zur Seite und überweg schieben, die oberste Lage des vorhandenen losen Materials natürlich auch. An der Innenseite der Unebenheit aber hat sich das Eis schon wieder geschlossen, wenn der Schutt, bereichert durch die lockeren Massen der Unebenheit selbst, über die letzteren hinweg ist. So gerät er ins Eis und macht diesen weichen Stoff fähig, seine Unterlage zu bearbeiten. Kleinere und größere Stücke des anstehenden Felsens, besonders die scharfen Ecken und Kanten, werden abgestoßen und der Grundmoräne einverleibt. Durch die Bodenwärme schmelzen nun aber fortwährend die unteren Eisschichten, und ihr Schutt vergrößert die Dicke der Grundmoräne. Die oberen Lagen der letzteren werden durch den Druck der Eismasse mit fortgeschoben, aber nur so lange, als der Druck zwischen Eis und Moräne größer ist als der zwischen den Schutteilen unter sich. Daher wird dieses Fortschieben niemals in große Tiefe reichen. Daß auf diese Weise die Grundmoräne eine immer größere Dicke erreicht, ist klar.

Untersucht man nun das anstehende Gestein unter der Grundmoräne, was geschehen kann, wenn nach einer Reihe von wärmeren oder niederschlagsarmen Jahren der Gletscher zurückweicht, d. h. sein Ende nicht so weit abwärts schiebt, so findet man deutlich die Spuren der Tätigkeit des Eises. Der Fels zeigt geschliffene Flächen, verursacht durch den in das Eis eingebackenen Sand, und tiefere Schrammen oder Kritzen, hervorgerufen durch die Gesteinsstücke. Letztere sind natürlich in gleicher Weise bearbeitet, und ein solches Gesteinsstück will ich meinen Lesern im Bilde vorführen (Fig. 4).

Endlich noch eins über die heutigen Gletscher. Oben sprachen wir von dem Zurückweichen derselben. Umgekehrt erfolgt nach einer Periode kälterer oder niederschlagsreicher Jahre ein Vorrücken. Dann aber hat die kolossale Eismasse eine fast unwiderstehliche Gewalt, und nur der anstehende Fels kann sie zum Ausweichen zwingen. Die festesten Kunststraßen werden wie Strohhalme geknickt und beiseite geschoben, lose Erdschichten werden gestaucht, wie man einen Teppich zusammenschiebt.

Gedichte von Wilhelm Lobsien in Kiel.[1])

Im Klostergarten zu Preetz.

Im Klostergarten plätschern die Bronnen,
Die Nachtigall singt und die Sonne verloht,
Im Klostergarten wandeln die Nonnen
Und blicken sehnend ins Abendrot.

Von ferne rauschen die Buchenwälder,
Das klingt so süß, das klingt so sacht.
Der Nebel wandert über die Felder,
Und über den Himmel wandert die Nacht.

Da kommt's aus dem Städtlein herübergeklungen,
Ein Reiterfähnlein, voran ein Kornett,
Vorbei am Kloster kommt es gesungen,
Und die Reiter schwenken ihr Federbarett.

Sie reiten mit fröhlichem Lachen und Nicken
An die Klostermauer von Moos überdacht,
Und liegt ein Leuchten in ihren Blicken,
Das manche Dirne schon rot gemacht.

[1]) Die Gedichte entstammen einem neuen, noch in diesem Jahre bei Schünemann in Bremen erscheinenden Versbuche des Dichters, betitelt: „Aus Leben und Traum."
Die Schriftleitung.

Die Rosse stampfen und traben vorüber,
Und das Lied geht vorbei, und das Lied entweicht
Und tönt nur leise von fern herüber,
Ganz leise — ganz leise — und stirbt und schweigt.

Die Straßen schlafen. Im Klostergarten
Klagt eine Nachtigall leise und sacht
Und die Nonnen, als müßten sie wen erwarten,
Lauschen hinaus in die träumende Nacht.

Ein jeder Klang aus den hellen Trompeten
War ein Grüßen aus alter Zeit,
Als sie noch nicht mit Singen und Beten
Ihr Herz der Mutter Maria geweiht.

Als sie noch lachend im Tanz sich schwangen,
Heimlich ein Auge das andere fand,
Als sie am Hals eines Burschen gehangen,
Und die ganze Welt voller Rosen stand. —

Die Glocken wandern durch Büsche und Bäume
Und rufen die Nonnen dem Kloster zu.
Viel tausend Seufzer und bange Träume
Irren und wandern ohne Ruh'.

Mittag auf „Lütt-Jens-Warft."

Hart hinterm Deich, dem Sturm versteckt,
Ein Fischerhäuschen, strohgedeckt,
Darin der Alte schaffensmüd',
Sein braunes Mädel frisch erblüht: —
Stumm heißt man mich willkommen.

Der Tag war schwer, der Tag war heiß.
Auf meiner Stirne dampft der Schweiß;
Doch hier ist kühles Schattenreich
Und eine Stille mild und weich,
Verträumte Mittagsstille.

Die Sonne wandert übers Land,
Hell glänzt die bunte Kachelwand,
Und durch die niedern Fensterlein
Geht weit mein Blick ins Feld hinein,
Hin über Frucht und Segen.

Aus sonnenblanker Ferne weit
Kommt leises, leises Turmgeläut
Und zittert übers grüne Land
Im hellen Mittagssonnenbrand
In uns're tiefe Stille.

Der müde Alte sitzt und nickt,
Die braune Tochter sitzt und strickt,
Und alles still und alles stumm;
Nur einer Fliege leis' Gesumm
Schwirrt flink um meinen Becher.

O diese müde Mittagsruh'!
Mir fallen fahl die Augen zu.
Träg' über meinen Tisch gebückt,
Den Kopf in meine Hand gedrückt,
Laß ich die Stunden rinnen.

Von St. Ansgar in Kiel.

Mitten im Lärmen und Hasten der Gassen
Ragt die St. Ansgar-Kirche empor.
Gleichgültig blickt in das laute Getümmel
Der heilige Schutzherr über dem Tor.

Hat wochentags Muße. Nur selten hebt einer
Grüßend den Blick zu dem Heiligen auf,
Haben alle anderes zu bedenken
In ihrem hastenden Tageslauf.

Heute aber! Fünf schmutzige Buben,
Bunt überflickt das zerschliß'ne Gewand,
Tollten in lärmendem Übermute
Vor dem Kirchenportale im Straßensand.

Sprangen dann katzenbehend, geschmeidig
Die steinerne Treppe hinauf bis ans Tor,
Und dann von oben in mächtigem Sprunge
Lachend hinab in den Sand davor.

Dann wieder hinauf. — Zu beiden Seiten
Der Treppe spann sich ein Gitter hinab,
Da wetzten sie die zerschlissenen Hosen
— O heiliger Ansgar! — vollends ab.

Doch jählings hatte der Spaß ein Ende.
Eine Helmspitze blitzte im Sonnenschein —
Rufen und Drohen. — Mit Hurra und Hussa
Sausten die fünf in die Gassen hinein. —

Der Heilige lachte! Ein seliges Leuchten
In seinen fröhlichen Augen lag —
Und achtlos ging mit Lärmen und Toben
Vorüber ein drängender Großstadttag.

St. Odilia.

O heilige Odilia,
Alle Beter knieen vor dir,
Und zwischen den vielen Frommen steh'
Ich staubiger Ketzer hier.
Auch ich trug Rosen und Lilien
Hinauf nach St. Odilien.

Sie sagen, wer seine Finger
Über die Augen dir führt
Und mit den geweihten Händen dann
Sich Herz und Augen berührt,
Dem ist all Leid zerronnen,
Dem leuchten selige Sonnen.

O heilige Odilia,
Mein Herz ist krank und wund;
O heilige Frau von Odilien,
Mach' du es wieder gesund;
Ich bring' es zu dir getragen,
Zerrissen und zerschlagen.

Wohl hab' ich andre Götter
Als all die Männer und Frau'n,
Die mit den weinenden Augen bang
Auf deine Liebe schau'n,
Und komme doch hergegangen
In Hoffen und Verlangen.

O, mach' dein liebes Wunder
Auch meiner Seele kund
Und mach' mein armes zerbrochenes Herz,
Vielmilde du, gesund,
Daß ich mit all den andern
Mag fröhlich zu Tale wandern.

O heilige Odilia,
Mein Herz ist weh und wund,
O heilige Frau von Odilien,
Mach' du es wieder gesund.
Tief will ich mich vor dir bücken,
Mit Rosen und Lilien dich schmücken.



Plattdeutsche Redensarten vom Wetter. II.

Gesammelt von G. F. Meyer in Kiel.

C. Regen.

84. Dat ward rȩg'n, dat drüppt all.
85. Dar hebbt wi dat mit 'n Sirup, nu ward he lecken. (Fürst. Lüb.)
86. Dat ward rȩg'n, segg de Hȩhn,
dat ward 't nich, segg de Snich,
dat ward 't doch, segg de Poch,
lat dat don, segg de Swon. (Schwansen.)
87. Dat ward rȩg'n un ik warr natt,
Großmutter gifft de Küken wat.
(Fürst. Lüb.)
88. Dat ward rȩg'n: a. de Hunn frȩt Gras, b. de Swölken flegt so siet, c. de Wänd slat ut, d. de Zementdȩl ward fuchtig. e. de Rok sleit dal, f. de Wind hult in'n Schosteen, g. de Wind hult na Rȩg'n, h. de Haffmöwen flegt to Lann (friesische Inseln), i. de Flöhn stȩkt, k. dar is 'n Hof üm 'n Mand, l. de Hasselpoch quackt, m. de Regenvagels schriet, n. dat ritt mi in 'n Liekdorn.
89. Dat gifft Unweller, ik heff Rieten in min Fotglied. (Schleswig.)
90. Dat ward Unweller, de Büsumer Vagels (Möven) flegt. (Dithm.)
91. De Büsumer hebbt dat Höhnerschott all wö'r ni tomakt.
92. Dat gifft Unweller, dat Haff brüllt weller so. (Eiderstedt.)
93. Dat gifft een Göt.
94. Dat draut all to.
95. En Schipp voll sure Appeln. (Eine dicke Regenwolke — Eckart, Niederdeutsche Sprichw. u. volkstüml. Redensarten.)
96. Dat ward so munkelig utsehn.
97. Schulln wi noch Rȩg'n krieg'n? — Och, wenn't drög blifft un de Wind sik dreiht, het 't keen Not.
98. Wi könnt bald wöller Regen hem.
99. Wi könnt all bȩt'n Rȩg'n wöller verdräg'n.
100. Dat drust (regnet leise).
101. De Himmel fangt en bȩt'n an to sweeten.
102. Dat is hüt daaki (neblig).
103. Nu brut de Voß Beer. (Nebel.)
104. Dat bükt. (Büken — einweichen. „Büken nennt man das Einweichen der Wäsche in einer heißen Lauge von Buchen- oder in der Marsch auch Bohnenstrohasche" — Müllenhoff S. 575.)
105. Dat rȩg'nt bi Sünnschien: a. Nu kömmt 'n Snider in'n Himmel, b. de Düwel het sin Großmudder up de Bleek, c. de ol Hex backt Pannkok'n, d. se hebbt in de Höll 'n heilig'n Dag.
106. Dat wär man 'n bȩt'n a. Stoffrȩg'n, b. Mückenrȩg'n.
107. Dat wär na nicks, de Melm is noch nich mal weg. (Fürst. Lüb.)
108. Dat rȩg'nt a. Flintsteen, b. Bindfad'n, c. Wagenrung', d. Schosterjungs.
109. Dat rȩg'nt, dat et klatscht.
110. Dat rȩg'nt, dat et geeten deit. (Angeln.)
111. Dat wär en Geeten-Regen. (Schleswig.)
112. Dat klatscht man so gegen de Finstern.
113. Dat rȩg'nt, as wenn't mit Balljen gütt.
114. Nu het dat Art!
115. Nu flutscht dat bȩter.
116. Petrus is bi de Sprütt.
117. Dat rȩg'nt man ümmer so grad dal.
118. Man kann je binah wegswömmen.
119. Gott si Dank, dat wi Schosters sind. (Maasholm.)
120. Dat is keen Wȩder to'n Utgahn.
121. Wat rȩg'nt dat! — Water!
122. De Rȩgen köm vȩl to plump.
123. De Regen köm to forsch, he het dat Land so todȩlt. (Fürst. Lübeck.)
124. Dat het 'n bȩt'n Water bröcht!
125. De Flag, de tröck to Naht.
126. Dat is an de Wöttel gahn.
127. Dat is 'n Weller, dar kann en Vielstöl ut ward'n. (Angeln.)
128. Dat is noch nich all hendal.
129. Dar sitt noch wat achter'n Oken.
130. Dat süht noch nich na'n Upholn ut.
131. Dat rȩg'nt ewig un dree Dag.
132. De Bindfad'n wöllt ok garnich affrieten!
133. Dat ritt ok garnich aff!
134. Hüt rȩg'nt dat man eenmal.
135. Dat is 'n quackliges Wȩder.
136. Petrus is verreist. (Andauernder Regen — Rendsburg.)
137. Wi lȩvt in 'n fuchtige Tied.
138. Dat is 'n smȩri Wȩder.
139. De Olle is falsch baben.
140. Bi dit Wȩder jagt man keen' Hund vör de Dör.
141. Dat is 'n Wȩder för de Hunn.

142. Is en Wedder, um Hunnen uptohängen. (Eckart.)
143. Dat is en bitterböses Weder.
144. Schick mal na Petrus, dat he a. de Luken dicht makt, b. de Löcker tostoppt.
145. Dat is rein to doll mit den Regen. — Ja, stieg mal 'rup un stopp de Löcker to, nimm 'n Bund Stroh mit. (Schwansen.)
146. Dat ward hoch Weder, de Katt'n prust.
147. De Luft ward hochbeendig.
148. Dat Weder tükt en bet'n up.
149. De Sünn schient so blank (witt), dat gifft hüt noch Reg'n.
150. Dat reg'nt so fröh an'n Morgen, dat Weder ward to Middag god.
151. Wat de lev Gott natt makt, dat makt he ok weller drög.
152. De Höhner sitt ünner de Leck (Göt, Ös), dat blifft bi.
153. Wenn de Höhner buten blieft, blifft dat bi to reg'n, bi en lütt Schur gaht se 'rin.
154. De Höhner gaht 'rin, dat gifft nich vel.
155. Wi fehlt notwendig Reg'n, dat Korn fallt bald üm. (Schleswig.)
156. Dat reg'nt! — Ja, lat 't man reg'n, seggt se in Kopenhagen. (Schleswig.)
157. De Regen is je woll wöller weg? — Ja, wi mütt man mal 'rupstieg'n un wölk'n losmak'n, sünst kriegt wi doch keen'.
158. Wenn de Wind nich wär, reg'n dat.
159. He hollt still as Gott vör Gammendörp. (Keinen Regen — Handelmann, Top. Volkshumor.)
160. Wenn de Hahn kreiht up'n Mist, gifft 't Reg'n oller blifft as 't ist.
161. Vör Johanni mutt de ganze Gemeen üm Reg'n bed'n, na Johanni kann't 'n ol Wief alleen.
162. Disse Reg'n lött sik nich mit Geld betahln.
163. Hüt reg'nt dat för'n Burn preuß'sche Daler.
164. Da's 'n Grasweller.
165. Bi ditt Weder kann man dat Gras wassen hör'n. (Fürst. Lübeck.)
166. Wenn't reg'nt het, is de Nachtigall am lustigsten. (Eckart.)
167. Ik mak dat as de Nürnberger, ik gah darünner weg.
168. Ji sind doch keen Suckerpuppen (bei Regen hinaus.)
169. Lat 't regen, lat 't geeten, lat't Gott ni verdreeten, lat all de oln Hexen na'n Blocksbarg henfleeten.
170. Regen, Regen, rusch!
De König föhrt to Busch.
Lat den Regen öwergahn,
un lat de Sünn wellerkam.
Lewe Sünn, kam weller
mit din gol'n Feller,
mit din gol'n Strahl'n
beschien uns alltomalen.
(Müllenhoff S. 517.)
171. De Mullworm (Maulwurf) smitt up, dat ward reg'n. (Fürst. Lübeck.)
172. De Wind hult dörch de Dören, dat gifft Reg'n.
173. De hell'n Morgens un de glatt'n Deerns dögt nich vel.
174. Wenn't Mandags reg'nt ut Osten, reg'nt de ganze Week.
175. Nu blifft dat dree Dag bi! (Wenn es Freitags regnet.)
176. Wenn dat ünner de Predigt reg'nt, reg'nt de ganze Woch'.
177. Wenn et regent ünner de Miß (*Messe*), so is et de Wek gewiß. (Eckart.)
178. Sinkt de Sünn in 'n Sump, reg'nt dat morgen plump. (Fürst. Lübeck.)
179. De Sünn geiht in 'n Sump, morgen reg'nt, dat dat plumpt. („Heimat.")
180. Schient de Sünn up 'n natt Blatt, hebbt wi 'n Reg'n noch nich all hatt. (Fürst. Lübeck.)
181. Geit de Sünn ünner gel, gift et morgen hel vel; geit de Sünn ünner rot, ward dat morgen hel got. (Eckart.)
182. Reg'nt dat Peter Kett (1. August), fallt de Aarn in 'n Dreck.
183. Wenn't Maidag reg'nt, weent de Holländer, denn reg'nt de Botter bitter. („Heimat.")

Mitteilung.

Alte Gesangbuch-Titel. (Aus R. Meiborg, „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.") „Der Seele geistliche Lustmusik" — ohne Jahreszahl. „Die singende Gottesfurcht" — 1680. „Der Gotteskinder Rauchaltäre" — 1685. „Der Seele geistlicher Vorrat," abgeteilt in 14 Speisekammern — 1696. „Der Seelen Apotheke erster Teil, enthaltend geistlichen Balsam, vorgelegt in einem geistreichen Gesangbuche, anderer Teil, in sich befassend geistliches Räucherwerk, in einem seufzervollen Gebetbuch aufsteigend, dritter Teil, vorgesetzt in geistlicher Salbe, bestehend in einem heilsamen Kirchenbuche" — 1710. „Des Glaubens seltenes Kleinod" 1739.

Flensburg. J. J. Callsen.

Druckfehler-Berichtigung.

Heft 8, S. XXIX, letzte Zeile muß heißen **1830** statt 1880. Heft 9, S. XXXIV, 8. Zeile v. unten lies „Wasserläufe."

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 11. November 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Peters, Eiszeit und norddeutsche Tiefebene. II. (Mit Bildern.) — 2. Laß, Die Schlacht in der Hamme. II. (Mit Bildern.) — 3. Brüdt, Die alte Lampe. (Gedicht. — 4. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 5. 14. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck zu Plön am 24., 25. und 26. Mai 1904. (Mit Bildern.) — 6. Mitteilungen.

An die

Einzahlung etwa noch rückständiger Jahresbeiträge für 1904,

die bei der Einsammlung oder der Einziehung durch Nachnahme bisher nicht erhoben werden konnten oder von neu eingetretenen Mitgliedern noch zu begleichen sind, wird hierdurch erinnert. Gegebenenfalls werden noch ausstehende Beträge durch Versendung von **Heft 12** der „Heimat" **unter Nachnahme (M. 2,75)** erhoben werden.

Kiel, den 24. Oktober 1904. **Der Kassenführer:**
Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Vereins-Weihnachtsgabe.

Unter Hinweis auf unsere Veröffentlichung in Heft 10 der „Heimat" sei den geehrten Mitgliedern unseres Vereins nochmals die Bestellung der von der Hand der Frau Helene Roß, der Witwe des Künstlers, ausgeführten Radierung nach dem Gemälde von

Charles Roß: **Holsteinischer See**

angelegentlichst empfohlen.

Bereits **60** Exemplare dieses Bildes sind versandt worden. Weitere Bestellungen werden baldigst, spätestens bis zum **20. November d. J.**, an unsern Kassenführer Herrn **F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56,** erbeten.

Kiel, den 26. Oktober 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilung.

Geologisches vom Schersberg. Der Schersberg, Angelns bekannteste, wenn auch nicht höchste Bodenerhebung, ist eine in mehr als einer Hinsicht interessante Stätte. Nicht nur, daß er von der Plattform des neuerbauten Bismarckturmes einen prächtigen Rundblick über die Landschaft von heute gewährt, er führt uns auch in den schönen Funden des Urnenfriedhofs, die nur den einen Fehler haben, daß sie fünfzig Jahre zu früh gehoben sind, zurück in die graue Vorzeit, in das Leben und Treiben unserer Urväter. Ja, er gibt uns sogar einen kleinen Beitrag zum Kapitel über Werden und Entstehen unserer Mutter Erde. An der Nordwestseite des Berges nämlich, nahe dem Gipfel und hart an der Landstraße, ist im Laufe der letzten zehn Jahre eine reichlich 10 m tiefe Kiesgrube entstanden, deren fast senkrechte Wandung deutlich die verschiedenen Bodenarten erkennen läßt. Zuoberst, unter der Humuserde, erblickt man eine etwa 1 m starke Lehmschicht, durchsetzt mit allerhand Gestein. Dann folgt in einer Mächtigkeit bis zu 10 m das eigentliche Kieslager, zuunterst in der Hauptsache aus Grand und grobem Geröll bestehend, nach oben hin mehr in feinere Kiesmassen übergehend. Die zahlreichen Schichtlinien, zertrümmerte Flintsteine und besonders die kleinen charakteristischen Bryozoenfragmente kennzeichnen es als Produkt der Interglacialzeit, als sog. Korallensand. Nur daß dieser hier nicht, wie es sonst Regel zu sein pflegt, auf dem unteren Geschiebemergel lagert, sondern auf einer Bank gänzlich geschiebefreien, sehr feinen Lehmsandes, der zuweilen in eine Art leichten Flugsand übergeht. Wie mächtig die Bank ist, das steht dahin; wegen der Unverwendbarkeit des Materials ist man nicht weiter in sie hineingedrungen. An bemerkenswertem Gestein ist wenig vorhanden, am wenigsten in der Tiefe. Aus der Zeit der Aufschließung der Grube besitze ich ein paar Versteinerungen, auch einige Muschelschalen (Austernschalen?) sind gefunden, das ist alles. Früher müssen Reste von Meeresbewohnern hier reichlicher gewesen sein, wie das aus dem 8. Bericht der Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer (1843) hervorgeht, wo von ganzen Lagen kleiner Seemuscheln und versteinerter Seetiere im Schersberg die Rede ist. Aus der oberen Lehmschicht befindet sich in meinem Besitz ein Stück klargelben Bernsteins (Bruchstück), das vollständig etwa 70—75 g gewogen haben mag. Beachtenswert ist die große Menge der Findlinge in den Wällen und Knicken am Nordostabhange des Berges, in und bei Hattlund. Unzählige Fuder sind schon ausgebrochen und zur Wegeverbesserung benutzt; dennoch ist eine Abnahme kaum zu bemerken. Auch die Grundmauern der Hattlunder Gebäude sind sämtlich, zum Teil hoch hinauf, aus erratischen, nicht selten zu roh behauenen Quadern verarbeiteten Blöcken hergestellt. Das alles deutet darauf hin, daß die Gegend, bevor sie in Kultur genommen worden ist, dicht mit Gesteinsmassen besät gewesen sein muß. Bekannt ist auch der sagenumwobene große Stein zu Hattlund, der allerdings nun längst verschwunden ist. Er lag reichlich 1 km östlich vom Schersberg. E. Schnack, Quern.

Eingegangene Bücher.

Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1903. -- E. Bade, Die mitteleuropäischen Vögel. 1. Band. Verlagsbuchhandlung von Hermann Walther in Berlin.

Berichtigung.

1. In dem Gedicht „Mittag auf Lütt-Jens-Warft" soll es in der letzten Strophe heißen: „Mir fallen fast die Augen zu" und nicht, wie da steht, „fahl." — 2. Der Titel des in diesen Tagen herauskommenden Buches heißt „Dünung" (Buchschmuck von Mary Freiin von Knigge). Wilhelm Lobsien, Kiel.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

181. Bange, Lehrer, Tondern. 182. Becker, cand. med., Kiel. 183 Bleker, Lehrer, Neumünster. 184. Wirkl. Geheimrat Konrad Graf v. Brockdorff-Ahlefeldt, Excellenz, auf Ascheberg. 185. Prof. Dr. v. Destinon, Gymnasial-Oberlehrer, Kiel. 186. Verein „Dithmarschen," Kiel. 187. Hansohm, Gutssekretär, Farve b. Oldenburg i. H. 188. Harder, Lehrer, Sophienhamm b. Hohn. 189. Havighorst, Lehrer, Rendsburg. 190. Honerkamp, Lehrer, Flensburg. 191. Jacobsen, Postassistent, Heide i. H. 192. Kock, Kunsthandlung, Kiel. 193. Frl Lau, Lehrerin, Neumünster. 194. Frl. Lüdemann, Kiel. 195. Möller, Kaufmann, Altona. 196. Nielsen, Pastor, Sommerstedt. 197. Röse, Lehrer, Neumünster. 198. Runge, Lehrer, Kiel. 199. Thölenjohann, Lehrer, Nordstrand. 200. Torp, Telegraphen-Assistent, Heide i. H.

Zur Nachricht:

1. Gegen Einsendung von 60 Pf. (in Marken) an den Unterzeichneten oder an die Vereinskasse wird die Original-Einbanddecke unserer „Heimat" mit dem Dezemberheft unsern Mitgliedern postfrei zugestellt. Bestellungen werden möglichst bis zum 20. November erbeten.
2. Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der „Heimat" wolle man dem Unterzeichneten stets sofort melden. Wer das Heft nicht im Laufe des ersten Drittels eines jeden Monats erhalten hat, kann immer damit rechnen, daß es entweder verloren gegangen oder als unbestellbar zurückgekommen ist.

Kiel, am 25. Oktober 1904. Der Schriftführer:
Geibelallee 2. H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 11. November 1904.

Eiszeit und norddeutsche Tiefebene.

Versuch einer populären Darstellung der Entstehung unseres Diluviums.

Von H. Peters in Kiel.

II. Aus nachgelassenen Spuren schließt man auf ehemalige Vergletscherung.

Wenn man nun in einem heutzutage nicht mehr vergletscherten Gebiete derartige Spuren antrifft, so darf auf ehemalige Vereisung geschlossen werden. Wo also das Grundmoränenmaterial vorhanden ist, wo große Felsblöcke zerstreut umherliegen, wo die losen Erdschichten gestaucht sind, wo man die anstehenden Felsen geglättet und geschrammt findet usw., da ist das Eis tätig gewesen. Derartige Zeugnisse finden wir z. B. in den Alpen. Die Gletscher derselben hatten am Schlusse der Tertiärzeit eine weit größere Ausdehnung als jetzt, besonders an der Nordseite; das Eis erfüllte die ganze schweizerische Hochebene und war gegen 1000 m dick. Von den vielen Zeugnissen nur eins: der berühmte Gletschergarten zu Luzern, den uns das beigefügte Bild (Fig. 5) zeigt. Man sieht die geschliffene und geschrammte Felsoberfläche. Die umherliegenden Felsblöcke sind die Reste der ehemaligen Grundmoräne.

Wie das Alpengebiet, so hatte auch Nord-Europa seine Eiszeit; es sah hier aus, wie heutzutage in Grönland. Das Eis verbreitete sich von Schweden und Norwegen aus; wie weit, können wir zur Zeit nicht überall angeben. Am besten wissen wir noch in der norddeutschen Tiefebene Bescheid; die Südgrenze bildete im allgemeinen der Nordrand des deutschen Mittelgebirges. Das beigegebene Kärtchen (Fig. 6) möge eine Vorstellung von der horizontalen Ausdehnung des Eises geben.

Die Dicke dieser Eismasse war jedenfalls eine ganz enorme. In der Grafschaft Glatz in Schlesien hat man die Grundmoräne des Inlandeises noch in einer Höhe von 400 m gefunden. Nimmt man an, daß die Dicke der Eisdecke von ihrem Südende aus ähnlich zunahm, wie diejenige Grönlands heutzutage, so muß man für das Gebiet der Nord- und Ostsee schon eine Mächtigkeit von 4000 m annehmen. Wenn man aber auch nur eine Dicke von durchschnittlich 1000 m zugrunde legt, so waren in dem beschriebenen Gebiete gegen 70 Millionen Kubikkilometer Eis angehäuft, fast $^1/_2$ % der gesamten Wassermenge der Erde, dessen vollständiges Abschmelzen den Spiegel des Ozeans um 17 m steigern mußte. Eine so dicke Eismasse konnte die flachen Becken der Nord- und Ostsee leicht ausfüllen. Bekanntlich taucht das Eis etwa mit $^6/_7$ seiner Masse unter, $^1/_7$ nur ragt über die Wasseroberfläche hinaus. War das Eis also auch nur 1000 m dick, so war eine Wassertiefe von mehr als $^6/_7 \times 1000$ m $= 857\ ^1/_7$ m erforderlich, um

dasselbe zum Schwimmen zu bringen. Nun erreicht aber die Nordsee nur an wenigen Stellen eine Tiefe von über 250 m, die Ostsee, überhaupt flacher als die Nordsee, nur an zwei Stellen. Beide wurden also leicht ausgefüllt.

Und nun wollen wir die Zeugnisse für das Vorhandensein einer Eiszeit Nord-Europas der Reihe nach kennen lernen.

1. Gletscherschrammen und -schliffe.

Solche können selbstverständlich nur da sich finden, wo anstehendes, festes Gestein die losen Massen des Tertiär durchragte. Das ist in der norddeutschen Tiefebene nur selten der Fall. Am meisten finden sich Schliffe und Schrammen deswegen in der Nähe des südlichen Eisrandes, also am deutschen Mittelgebirge, so im Braunschweigischen, bei Magdeburg, im nördlichen Teil von Sachsen und



Fig. 5. Vom Gletschereise der Vorzeit geschrammte und geschliffene Felsenoberfläche im Gletschergarten zu Luzern.
Aus „Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie.“ (Kiel: Lipsius & Tischer.)
Original: Haas, Sturm- und Drangperiode der Erde.

in Schlesien. Weiter nördlich hat man bei uns Schrammen nur an zwei Stellen beobachtet: auf dem Muschelkalk bei Rüdersdorf, unweit Berlin, und an einer Stelle in Posen. Auf unserer Karte (Fig. 7 im folgenden Heft) deuten die Pfeile Ort und Richtung der Schrammen an.

Die Richtung ist von großer Bedeutung, da sie einen Schluß gestattet auf die Bewegungsrichtung des Eises. Dabei muß aber bedacht werden; daß die Richtung der Schrammen nur angibt, nach welcher Himmelsgegend der Eisstrom sich an der betreffenden Stelle bewegte, nicht aber nach dem Ursprungslande des Eises deutet. Die Laufrichtung eines Flusses deutet auch nicht in jedem Teile

nach der Quelle; wie hier lokale Ursachen dem Strome eine ganz andere Richtung geben können, so war das auch bei dem Eise der Fall.

Im allgemeinen ist die Richtung der Schrammen derart, daß die mittleren nord-südlich, die westlich davon gefundenen NO—SW und die östlichen NW—SO gerichtet sind. Das aber bedeutet, daß der durch die Ostsee kommende Eisstrom sich beim Betreten des norddeutschen Flachlandes radial ausbreitete. Das werden wir im folgenden Abschnitt bestätigt finden.

Eine eigentümliche Beobachtung muß noch erwähnt werden. In Rüdersdorf bei Berlin finden sich zwei Systeme, das ältere von NW nach SO gerichtete, oftmals ganz abgeschliffene, und das jüngere, von O nach W verlaufende, oft allein vorhandene System. Ähnlich ist es bei Velpke in Braunschweig; doch ist hier bei dem jüngeren System der spitze Teil der Schrammen nach West und der breitere, abgesplitterte Teil nach Ost gerichtet, so daß die Eisbewegung nicht ost-westlich, sondern umgekehrt von Westen nach Osten erfolgte. Ebenso hat man bei Magdeburg ein west-östlich gerichtetes System beobachtet.

Ganz entschieden deuten die beiden verschiedenen Systeme an demselben Orte auf zwei verschiedene Eiszeiten. Bei der ersten Eisbedeckung entstand das ältere System, darüber lagerte sich die Grundmoräne; dann trat das Eis zurück, kam aber wieder, zerstörte die Moräne und schrammte das Gestein von neuem, ohne die alten Schrammen überall zu verwischen.

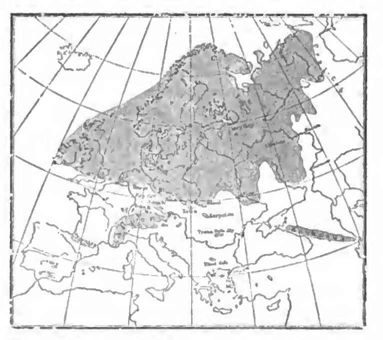


Fig. 6. Karte der Verbreitung des nordeuropäischen Inlandeises.
Aus: „Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie.“ (Kiel: Lipsius & Tischer.)
Original: Haas, Die geologische Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins.

Indessen darf man nicht ohne weiteres schließen, daß die zweite Eiszeit uns seinen Strom in ost-westlicher Richtung gesandt hat. Ganz abgesehen davon, daß die Schrammen bei Velpke und bei Magdeburg entgegengesetzt gerichtet sind, ergibt sich schon aus dem folgenden Abschnitt, daß eine Ost-Westbewegung des Eises in Norddeutschland nicht stattgefunden haben kann. Der zweite Eisstrom hatte im allgemeinen dieselbe Richtung wie der erste, die jüngeren Schrammrichtungen deuten auf Abweichungen in der Stromrichtung, veranlaßt durch Bergkuppen oder sonstige Umstände.

2. Die Geschiebe.

Mit diesem Namen belegt man die größeren und kleineren Gesteinsstücke, die in großer Zahl und überall im norddeutschen Flachlande sich finden. Dem Landmanne werden sie nicht selten lästig, und besonders bei jungfräulichem Boden spielt das Steinesammeln eine große Rolle; für den Bau unserer Chausseen, bei Wasserbauten (Nord-Ostsee-Kanal) und ähnlichen Bauwerken aber liefern sie ein wertvolles Material, was man gegenteils weit herholen müßte.

Alle diese Steine nun, Granite, Gneise, Porphyre usw., gehören meist den ältesten Perioden der Erde an, sind mithin in unserem jungen Diluvium Fremdlinge. Daher hat man sie auch Findlinge oder erratische Blöcke genannt

(errare = umherschweifen); indes hat sich der Gebrauch eingebürgert, mit diesem Namen nur die großen und größten Stücke zu bezeichnen. Diejenigen meiner Leser, welche Berlin besuchten, werden die große Granitschale vor dem dortigen Museum gesehen und bewundert haben; ein einziger erratischer Block von Fürstenwalde hat das Material dazu geliefert. Der bekannte Schwedenstein auf dem Schlachtfelde bei Lützen ist gleichfalls ein Findling. Aber wohl jede Gegend unseres norddeutschen Flachlandes, Marsch und Moor natürlich ausgenommen, kennt solche „großen Steine," und es knüpfen sich vielfach abenteuerlich klingende Sagen an dieselben. Wenn nun auch der Sprachgebrauch diesen Riesen allein den Namen „erratische Blöcke" zuerkennt, so sind tatsächlich die kleinen und kleinsten ihre Brüder, stammen aus demselben Neste und sind in derselben Weise zu uns transportiert. Ja, auch das allerkleinste Material, Sand und Ton, die Wiege der Findlinge, ist gleichen Ursprungs. Das Eis ist eben ein Transportmittel, welches nicht, wie Wind und Wasser, seine Last sortiert in Grob und Fein, sondern alles bringt, was sich ihm bietet. Wenn wir nun die Kinder vorweg betrachten und die Wiege hinterher, so hat das seinen guten Grund: an den Kindern kann man leichter erkennen, woher sie stammen. Woher also die Findlinge? Wo ist ihre Heimat? Mit ziemlicher Gewißheit läßt sich sagen, daß sie von der skandinavischen Halbinsel stammen, daß also, wie bereits erwähnt, die Eisströme dort ihren Ursprung hatten; eine Vergleichung der abgesprengten, bei uns gefundenen Stücke mit dem anstehenden Gestein Skandinaviens erweist diese Ansicht als richtig.[1]) Da nun aber die Findlinge in den Grundmoränen beider Eiszeiten dieselben sind, so folgt, daß die Ströme demselben Lande entstammen und im allgemeinen dieselbe Richtung hatten.

Ich muß die Richtung der Eisströme etwas genauer kennzeichnen und bitte meine Leser, eine Karte von Europa zur Hand zu nehmen. Der Eisstrom folgte der Richtung des bottnischen Meerbusens von Nord nach Süd bis an die Nordspitze der Insel Öland. Von hier trat eine mehr radiale Ausbreitung des Stromes ein. Der eine Teil nahm die Richtung Nordost—Südwest an, betrat also das südliche Festland Schwedens und behielt diese Richtung bis zum Unterrhein bei. Daher findet man in Holland, Oldenburg, Mecklenburg die Gesteine (Basalte) Schonens, die in weiter östlich gelegenen Ländern schon fehlen. Die zweite Partie des Eisstromes hatte nordnordost—südsüdwestliche Richtung. Sie bedeckte den Kalmarsund, die Küste von Smaland, die Inseln Gotland, Öland, Bornholm und erreichte so Rügen, Vorpommern und Brandenburg. Hier finden sich deswegen die Gesteine der genannten nördlich gelegenen Länder, die, besonders die Versteinerungen führenden Silurgesteine, so charakteristisch sind, daß ihre Heimat kaum zweifelhaft sein kann. Nach der Gegend von Königsberg endlich gelangte ein dritter Teil des Eisstromes in nord—südlicher Richtung.

Sobald die Eismassen das norddeutsche Flachland erreicht hatten, breiteten sie sich radial aus, was bereits im vorigen Abschnitt Erwähnung fand, hier aber durch die nach Süden immer mehr zunehmende Verbreitung nordischer Geschiebe sicher bewiesen wird.

Nun finden sich namentlich in der Mark Brandenburg, aber auch in andern Teilen Norddeutschlands, vereinzelt Geschiebe, die dem anstehenden Gestein Esthlands und Finnlands gleichen. Früher mußte auch dieser Umstand den Schluß stützen, daß der Strom der zweiten Vereisung ost—westliche Richtung gehabt und von den russischen Ostseeprovinzen aus Norddeutschland überflutet habe. Dem steht

---

[1]) Unsere Lehranstalten — ich denke besonders an die Lehrerseminare — sollten die wichtigsten Gesteine der Ursprungsländer des Eisstromes in gutgeordneter Sammlung besitzen.

aber entgegen, daß diese Gegenden nur geringe Höhe besitzen. In Finnland erhebt sich der höchste Punkt wenig über 300 m. So flache Gegenden aber zeigen anderswo, weder jetzt noch zur Diluvialzeit, selbständige Gletscherentwicklung. So haben z. B. die weiten Ebenen Sibiriens, trotz der großen Kälte, kein eigentliches Gletschereis. Es kommt hinzu, daß man die Silurblöcke Esthlands und Finnlands in viel bedeutenderer Höhe findet, als sie zur Zeit anstehend in der Heimat vorkommen. Auch zeigen die Schrammen in den russischen Ostseeprovinzen im allgemeinen nordwest—südöstliche Richtung.

Das Vorkommen der russischen Geschiebe erklärt man jetzt folgendermaßen. Als der über Finnland in nordwest—südöstlicher Richtung sich ergießende Eisstrom noch geringe Mächtigkeit hatte, konnte das Plateau Esthlands seinem Vordringen genügenden Widerstand entgegensetzen und ihn in westlicher Richtung ablenken. Die Geschiebe wurden in die Ostsee geschoben, später vom Hauptstrom aufgenommen und in der norddeutschen Ebene verbreitet.



Die Schlacht in der Hamme.

Von **Wilhelm Laß** in Kiel.

2. Die Schlacht in der Süderhamme.

Etwa eine halbe Stunde östlich von Heide, an der Chaussee nach Nordhastedt, steht ein altes Wirtshaus, „Die Schanze." Der Name ist historischen Ursprungs und zurückzuführen auf Befestigungen, die die alten Dithmarscher zur Zeit der Selbständigkeit ihres kleinen Staatswesens zum Schutze des Landes gegen feindliche Einfälle von der holsteinischen Seite her aufgeworfen hatten. Sie sind weiteren Kreisen bekannt geworden unter der Bezeichnung „Süderhamme" und zwar durch die Schlacht, die am 4. August 1404 zwischen den Dithmarscher Bauern und dem holsteinischen Heere unter der Führung des Herzogs Gerhard IV. stattfand.

Die Verschanzungen der Süderhamme dienten zur Überwachung und Sicherung der Straße nach Heide und dem mittleren Teile Dithmarschens. Der Weg, der nach einer Mitteilung von Neocorus in alten Zeiten gepflastert gewesen sein muß, führt auf einer stellenweise fast dammartigen Erhöhung entlang und durchquert ein zur Zeit der erwähnten Schlacht von moorigen Niederungen und sumpfigen Hölzungen bedeckt gewesenes Gelände. Der Höhenzug trennt die Niederungen der Miele und des Fieler Sees im Süden von dem Stromgebiet der Broklandsau, die sich durch ein breites, jetzt aus moorigen Wiesen gebildetes Tal windet. Da die Moräste zu beiden Seiten der Straße wenigstens für großere Truppenmassen unpassierbar waren, mußte der schmale Rücken, der sie durchquerte, als ein von der Natur für Verteidigungszwecke außerordentlich begünstigtes Terrain angesehen werden. Es lag daher der Gedanke sehr nahe, ihn durch Verschanzungen, die der Kriegführung der früheren Zeit entsprachen, zu befestigen, zumal er den eigentlichen Schlüssel zum Innern des Landes bildete. Das war denn auch bereits vor der Schlacht in der Hamme geschehen. Der enge Weg war auf beiden Seiten mit tiefen Gräben versehen worden, hinter denen sich Erdwälle befanden, die mit dichtem Gebüsch bestanden waren. So wurde ein Engpaß gebildet, dessen Passage für ein feindliches Heer mit Gefahren und großen Schwierigkeiten verknüpft war, vorausgesetzt, daß die erforderliche Besatzungsmannschaft sich im Gehölz der Hamme vorfand. Das sollte auf seinem Rückzuge auch das holsteinische Heer erfahren,



Fig. 1. Ostroher Moor (mit Schöpfmühlen) an der Broklandsau.
Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.

das am Morgen des 4. August 1404 tatenlustig und siegesbewußt die Dithmarscher Grenze überschritt und, ohne Widerstand zu finden, die Süderhamme passierte.

Herzog Gerhard IV., dem es trotz aller Raubzüge, die die Holsteiner im Laufe der Jahre 1402 und 1403 nach dem fruchtbaren und wohlhabenden Dithmarschen unternommen hatten, und trotz aller sonstigen Plackereien und Drohungen nicht gelungen war, den Widerstand der stolzen Bauern zu brechen, beschloß eine umfassendere Aktion, um sein Ziel, die vollständige Unterjochung des Landes, zu erreichen. Zu dem Behufe rüstete er mit großen Kosten ein stattliches Heer aus, dem sich viele Angehörige des kampflustigen Adels in Schleswig und Holstein sowie viele Bürgermeister, Ratsherren und Bürger aus den Städten anschlossen. Dazu kamen noch das Kriegsvolk und die Knechte nebst den Bauern, die zur Fortschaffung der Beute beordert worden waren. Über die Stärke dieses Heeres und die Zahl der waffenfähigen Männer, die die Dithmarscher ihm entgegenstellen konnten, enthalten die Chroniken keine näheren Angaben.

Während die früheren Züge des Grafen Albrecht vorwiegend der Dithmarscher Geest und der nördlich von der Broklandsau befindlichen Norderhamme gegolten hatten, wandte Herzog Gerhard sich mit seinem Heere nach dem mittleren Teile des Landes. Besonders wurden die Kirchspiele Weddingstedt, Hemme und Lunden heimgesucht. Die einzelnen Abteilungen, die auf Plünderung ausgesandt worden waren, zogen zum Teil in übermütigster Laune mit klingendem Spiel von einem Gehöft zum anderen, überall raubend und sengend. Was sie an Vieh, Kostbarkeiten und anderen wertvollen Gebrauchsgegenständen vorfanden, nahmen sie an sich. Nach den Berichten einer holsteinischen Chronik müssen sie schlimm gehaust haben. „Se beroveten dat landt manlicken von den morgen wente in den avent, unde sunder barmhertigheyt schoneten se nicht moder noch kinder in der weghen; se roveten und nement alle, dat se vunden: perde, koye, swine, schape, se brecken

de kysten, roveten sylver und gholdt, kleder unde allent, dat se vunden." Bei der Plünderung tat sich besonders der kühne Heinrich von Ahlefeld hervor, der mit seiner Schützenabteilung sogar einen Streifzug bis nach Lunden unternahm und mehrere Gehöfte niederbrennen ließ. Das Vieh wurde in Herden zusammengetrieben, die erbeuteten Gegenstände wurden auf Wagen geladen oder auf die Pferde gebunden. Die das Heer begleitenden holsteinischen Bauern wurden mit dem Transport des Geraubten beauftragt.

Die meisten Gehöfte fand man von den Bewohnern verlassen, denn die Dithmarscher hatten sich nach dem Bekanntwerden der Nachricht von dem Eindringen des herzoglichen Heeres in ihr Land eilig zurückgezogen. Herzog Gerhard mochte wohl aus diesem Umstande Verdacht schöpfen und auf einen Überfall schließen, denn gegen Abend fand er es ratsam, sich mit seinem Heere nach der Hamme zurückzuziehen. Man beschloß, hier die Rückkehr der auf Plünderung ausgesandten Streifkorps zu erwarten. Der Rückzug durch die Hamme verzögerte sich indessen durch das Ausbleiben einiger Abteilungen, unter denen sich auch das bereits erwähnte Schützenkorps befand, das unter der Führung der Gebrüder Klaus und Heinrich von Ahlefeld stand. Klaus mochte wohl eine Ahnung von der Gefahr aufdämmern, die den Holsteinern drohte, denn er mahnte seinen Bruder zur Eile. „It is Tiedt," sagte er, „dat wi wedderumme uth dem Lande theen, willen wi ungeschlagen sin von den Ditmerschen." Der übermütige Heinrich verlachte diese Warnung, und um seine Unerschrockenheit zu zeigen, ließ er noch eine Windmühle in der Gemeinde Weddingstedt in Brand stecken; nachdem diese eingeäschert war, beschloß man den Rückzug. Mittlerweile war bei dem Heere die Nachricht eingetroffen, daß die Dithmarscher sich im Gehölz der Hamme zu sammeln begonnen hatten. Der Herzog mahnte daher zum Aufbruch, aber man verlachte ihn und



Fig. 2. Schanzen bei Heide. Blick auf dieselben vom Garten der Wirtschaft aus. Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.

gab ihm höhnische Antworten, so daß er zu warten beschloß, bis die letzten Nachzügler bei dem Heere eingetroffen waren.

Die Dithmarscher Bauern hatten die Zeit nicht ungenutzt verstreichen lassen, sondern waren heimlich bewaffnet nach der Hamme geschlichen, wo sie zu beiden Seiten des engen Weges hinter den tiefen Gräben und den schützenden Wällen mit ihrem dichten Gebüsch Aufstellung nahmen. „Dar leghen de Ditmerschen to beyden syden, grymmichlicken unde tornich, likerwys, alse en bare, deme syne junghen syn genamen," wie es in einer alten Urkunde heißt.

Nachdem das Heer vollständig versammelt war, ordnete der Herzog den Rückzug an. Der Troß, der aus unbewaffneten Bauern, Knechten, Dienern usw. bestand, wurde mit der Beute vorangeschickt. Die Dithmarscher ließen den Zug ungehindert, wenn auch schweren Herzens, passieren. Dieses Ergebnis erhöhte bei dem Heere und seinen Führern die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des Zuges. Man schien zu glauben, daß die Dithmarscher nicht stark genug seien, um erfolgreichen Widerstand leisten zu können und sich deshalb nicht hervorwagten. Der Herzog wurde sogar so unbesorgt, daß er seine schwere Rüstung, die ihm wegen der Hitze lästig geworden war, ablegte und seinen Knappen übergab. Seinem Beispiele folgten viele Ritter. Nachdem der Troß die gefährliche Hamme unbehelligt passiert hatte, erhielten die Knappen Befehl, sich in Marsch zu setzen. Sobald sie das Gehölz der Hamme betreten hatten, brachen die Dithmarscher aus ihrem Versteck hervor und überfielen sie. Ihr jämmerliches Geschrei veranlaßte den an der Spitze des Heeres reitenden Herzog, sich in Begleitung einiger Ritter nach dem Gehölz zu begeben, um nach der Ursache des Lärms zu sehen. Er glaubte, daß die Knappen sich entzweit hätten, und hatte es daher nicht für nötig gehalten, einen Helm aufzusetzen und sich zu bewaffnen. Mit einem Pflugstock in der Hand erschien er in der Hamme. Sobald die Dithmarscher ihn gewahrten, ließen sie von den Knappen ab und stürzten sich auf ihn und seine Begleitung. Zwölf Mann umringten ihn, und mit den Worten: „Bist Du barhaupt gekommen, um Dir den Fürstenhut von Dithmarschen aufzusetzen? Hier hast Du ihn!" zerschmetterte einer der Bauern ihm mit seiner schweren Streitaxt den Schädel.

Die Kunde von dem Tode des Herzogs, die dem Heere von einigen glücklich entkommenen Knappen wehklagend überbracht worden war, rief in den Reihen der Holsteiner große Bestürzung hervor. Die Ratlosigkeit, die sich anfangs wohl der Führer bemächtigt haben mochte, war bald dem Entschluß gewichen, durch Kampf sein Heil zu versuchen und sich einen Weg durch die Hamme zu bahnen. Mit großem Ungestüm und in wilder Hast drang das Heer vor, den Lanzen und Spießen der Bauern entgegen, die zu beiden Seiten des Weges standen und alles, was ihnen nahekam, niederstachen. Weder Mensch noch Tier wurde geschont. Die tödlich verwundeten Pferde stürzten mitten im Wege nieder und schlugen in ihrer Qual wild um sich, so daß die nachfolgenden Ritter nicht vorwärtskommen konnten. Sie wurden entweder von den wütenden Ditmarschern getötet oder von ihren eigenen Tieren in den Sand geworfen, wo sie unter der Last der auf sie niederstürzenden Menschen und Tiere ersticken mußten. Andere wurden erschlagen oder von den Pferden der rücksichtslos über sie hinwegsetzenden eigenen Waffengefährten zertreten. Da es unmöglich war, mit den Pferden durchzukommen, beschlossen viele Ritter, abzusitzen und mit dem Fußvolk zusammen den Durchbruch zu versuchen. Aber die in dem allgemeinen Getümmel scheu gewordenen und jetzt herrenlosen Tiere vermehrten nur die Verwirrung und vergrößerten das Gedränge, so daß es für viele Angehörige des Heeres unmöglich war, sich auf dem engen Hammwege zu halten. Sie wurden in die tiefen Gräben gedrängt, wo sie ent-

weder ertranken oder von den ergrimmten Bauern erschlagen wurden. Andere hatten sich rechtzeitig aus dem gefährlichen Engpaß zurückgezogen und versuchten jetzt ihr Heil in einer Umgehung der Hamme, um auf diese Weise die holsteinische Grenze zu erreichen. Sie kamen entweder in den unpassierbaren Morästen um oder wurden von den Dithmarschern, die überall Wachen ausgestellt hatten, getötet. Wer zurückgeblieben war, entging dem Verderben nicht. Nur wenigen gelang es, dem furchtbaren Blutbade zu entrinnen und die holsteinische Grenze zu erreichen. Zu denjenigen, die sich glücklich durchgeschlagen hatten, gehörte auch der Bannerträger Heinrich von Siggen nebst seinen beiden Söhnen. Erst jetzt erfuhr er die Trauerkunde von dem Tode des Herzogs. Weil er es für eine Schande hielt, unversehrt aus einer Schlacht entkommen zu sein, in der sein Fürst erschlagen worden war, kehrte er in die Hamme zurück, wo er mit seinen beiden Söhnen dann auch den Tod fand.

Die Zahl der gebliebenen Edelleute wird auf 300, von der bereits erwähnten Chronik dagegen auf 400 angegeben. Unter den Gefallenen befanden sich die beiden Ahlefelds, der Marschall Heinrich von Siggen mit seinen beiden Söhnen, ferner Henneke Limbeck, ein tapferer Ritter, von dem berichtet wird, daß er der



Fig. 3. Marienburg (Niederung an der Delfbrücke). Rechts der Ausläufer des mit jungen Eichen bestandenen Höhenzuges, auf dem die Marienburg (+) lag.
Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.

letzte seines Geschlechts gewesen sei, sowie Wulf Pogwisch, genannt der Gute, mit acht Söhnen. Außer den Edelleuten wurden noch viele Vögte, Amtmänner, Bürgermeister, Ratsherren, Bürger, sowie sonstiges Kriegsvolk und viele Knechte erschlagen, deren Zahl nicht näher angegeben wird. „De nicht gethelet unde ghereket worden,“ sagt in einem etwas geringschätzenden Tone die holsteinische Chronik, die durch diese Wendung ein bezeichnendes Licht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der damaligen Zeit wirft.

Noch am Abend des Schlachttages unternahmen die Dithmarscher eine Besichtigung des Kampffeldes. Mit wenigen Ausnahmen wurden diejenigen Ritter und Krieger, die man noch am Leben fand, getötet. Die Zahl der gefangen genommenen Edelleute betrug 28. Am dritten Tage nach der Schlacht fand man unter den Getöteten den noch am Leben befindlichen jungen Wulf Pogwisch, sowie einen Rantzau. Beiden wurde Leben und Freiheit versprochen unter der Bedingung, daß die Holsteiner die Marienburg, die ihnen in ihrem Kriege gegen Dithmarschen so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, von der Besatzung geräumt und den Dithmarschern übergeben werde. Es geschah, und die Gefangenen erhielten ihre Freiheit. Die Marienburg wurde sofort zerstört.

Die Leiche des Herzogs fand man erst nach einigen Tagen, nachdem sie bereits in Verwesung übergegangen war. Sie wurde zunächst in Meldorf beigesetzt und später gegen ein hohes Lösegeld in die Familiengruft in Itzehoe übergeführt. In ähnlicher Weise wurde mit den Leichnamen einiger anderer erschlagener Ritter verfahren. Dagegen wurde beschlossen, die Leichen der übrigen gefallenen Holsteiner auf dem Schlachtfelde zwischen den Kadavern der Pferde liegen und verwesen zu lassen, den Menschen zum Abscheu, Wölfen, Hunden und Raben zum Fraße. Durch diese Maßregel wollte man diejenigen dem Schimpf und der Schande preisgeben, die das von stolzem Unabhängigkeitssinn erfüllte Volk der freiheitliebenden Bauern zu zins- und heerbannpflichtigen fürstlichen Untertanen und adligen Untergebenen hatten machen wollen. Schon die Abgabenpflicht war in ihren Augen gleichbedeutend mit Knechtschaftslos, „welkes se alle tidt schwerer ankam, alse de Dodt,“ sagt Neocorus.

Weckte schon die Nachricht von der schweren Niederlage des holsteinischen Heeres in der Hamme im ganzen Lande große Trauer, so mußte die Kunde von dem Beschlusse der Dithmarscher, die Leichen der Getöteten auf dem Schlachtfelde liegen zu lassen und der Verwesung zu überantworten, besonders bei den weiblichen Angehörigen einen tiefen Schmerz hervorrufen. Eine holsteinische Chronik erzählt, daß eine Schar holsteinischer Edelfrauen, die sich als Nonnen verkleidet hatten, in das Land des Feindes zogen, um auf dem Schlachtfelde unter den Leichen der Erschlagenen die Gebeine ihrer Angehörigen hervorzusuchen und fortzutragen. Die Dithmarscher, die wohl in den Nonnen kaum die Frauen, Schwestern und Bräute der Getöteten vermutet haben mögen, ließen die Schar ungehindert ziehen, denn dem frommen Begehren der heiligen Jungfrauen wagten sie sich nicht zu widersetzen.

Groß war die Beute, die den Siegern in die Hände fiel, denn noch nie zuvor waren die Holsteiner geschmückter in den Kampf gezogen. Zwei Hauptfahnen wurden genommen, die man als Siegeszeichen aufbewahrte und in den Kirchen zu Meldorf und Oldenwöhrden über den Altären aufhängte. Das Kloster zu Marne wurde mit Geschenken besonders reich bedacht. Es erhielt laut der uns von Johann Russe in Bruchstücken überlieferten „Schrifft der Broder in Mergenowe van des Closters Orsprung“ ein wertvolles silbernes Kreuz, das zwei Ellen hoch und eine Elle breit, mit einem vierseitigen, anscheinend quadratförmigen Fuße, an dem jede Seite eine Elle lang war, und das erhaben über vier Engeln stand; ferner erhielt das Kloster einen ein Pfund schweren Kelch aus reinem Golde und ein Missal mit allen Noten, das einen Wert von dreihundert rheinischen Gulden besaß. „Dat geven se to der Tiden dem Closter to Mergenowe, dat Gott und Maria dat Land to Ditmerschen scholde behöden und bewahren to langen Tiden, also he hefft vormals gedaen unde nawaels schall gescheen.“ In der Chronik wird weiter erzählt, daß die Geschenke dem Kloster am heiligen Ostertage des Jahres 1404 (es muß heißen 1405) überreicht wurden, „da weren soß ehrlicke



Fig. 4. Marienburg (Teil aus den Anlagen).
Gräben (links) und Wälle (rechts) deutlich wahrnehmbar.
Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.

Mannen to." Prior und Konvent des Klosters verpflichteten sich zur Abhaltung von sieben Messen wöchentlich, von denen zwei ausdrücklich für die bei Oldenwöhrden und in der Hamme erschlagenen Dithmarscher bestimmt waren; ebenso erklärten sie sich bereit, an jedem ersten Freitage eines neuen Monats eine feierliche Prozession mit dem Bilde der lieben Jungfrau und der Hostie um den Klosterhof zu halten.

Die Dithmarscher hatten wohl allen Grund, sich des glänzenden Sieges zu freuen, denn er erhöhte nicht nur ihr Ansehen, so daß selbst die dänischen Könige sich um ihre Freundschaft und um ein Bündnis mit ihnen bemühten, sondern er befreite sie auch von der Gefahr, abgabenpflichtige fürstliche Untertanen zu werden. Sie blieben freie Herren auf eigener Scholle. Da der Sieg am Vorabend des Oswaldustages, als schon die Glocken die Heiligkeit des kommenden Festtages verkündet hatten, errungen worden war, wurde später der Oswaldustag von den Dithmarschern ganz besonders gefeiert und sogar folgende Bestimmung in das Landrecht aufgenommen: „Item schall een Juwelck Sunte Oswaldusdag vieren lik den hilghen Paschedaghe, by Bröke des Landes LX Marc." Der dithmarscher Litanei wurde folgende Strophe hinzugefügt:

Gade schölen wi lowen, de uns hefft gesandt,
Den goden Sünte Dominicus, den wahren Heiland
De an sinen Dage hevet unse Land
Gnediglich behödet mit siner vordern Hand.

Der Krieg hatte sowohl für Schleswig wie für Holstein eine große Schwächung der Wehrkraft zur Folge, da die Besten des Landes in der Hamme geblieben waren. Überall herrschte große Trauer und Niedergeschlagenheit. Um der tiefgebeugten Witwe seines erschlagenen Bruders Gerhard, der Herzogin Elisabeth,

in dieser schweren Zeit Berater und Stütze sein zu können und um der allgemeinen Ratlosigkeit im Lande zu steuern, hatte Heinrich von Osnabrück sofort nach dem Eintreffen der Kunde von der Katastrophe in der Hamme sein Amt als Bischof niedergelegt und war nach Holstein geeilt. Die Herzogin Elisabeth hielt es wegen der Schwierigkeiten, in denen sie sich befand, für geraten, mit den Dithmarschern in Friedensunterhandlungen zu treten. Es wurde ein Vertrag mit einer zehnjährigen Gültigkeitsdauer vereinbart, in dem die alten Traktate in vollem Umfange erneuert wurden. Den Dithmarschern sicherte man volle Zoll- und Handelsfreiheit in Schleswig und Holstein sowie auf der Eider und der Sorge zu. Ferner mußte Holstein sich verpflichten, keinen Feind der Dithmarscher durch das Land ziehen zu lassen, widrigenfalls es für den entstandenen Schaden aufzukommen hatte. Die Streitigkeiten sollten künftig von einem Schiedsgericht, das aus den Bevollmächtigten beider Parteien zu bestehen hatte, auf dem Verhandlungswege geschlichtet werden. So hatten die Dithmarscher sich durch den glänzenden Sieg in der Hamme die Unabhängigkeit ihres Freistaates nach außen hin aufs neue zu sichern gewußt und gleichzeitig den Ruhm ihrer Waffen nach Nord und Süd hin verbreitet, so daß sie überall geachtet und gefürchtet dastanden.

Die alte Lampe.

Man möchte mir den Schreibtisch gern
mit Auerlicht versorgen.
Die Lampe ist nicht mehr modern,
so heißt es heut' und morgen.

Doch schien sie treu, wenn Sorg' und Pein
sich gegen mich verschworen;
auch ward bei ihrem matten Schein
manch Geisteskind geboren.

Ihr könnt mit eurem grellen Licht
nur auf die Gassen gehen;
auf meinem Schreibtisch bleibet schlicht
die alte Lampe stehen.

J. Brüdt.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

45. Fritz vun Preussen un de Schinnerknech.*)

Na, denn will 'k mal 'n Geschich vertell'n vun den ol'n Fritz. De hett je vẹl dörmakt un is dar je mennimal bunt hendör kam'n.

Also de ol Fritz, as dê noch Junkkêrl weß is, do hett he uk mal reisen wullt as Handwarksburß.

Do dröppt hê 'n Schinnerknech ünnerwegens, de is uk op 'e Reis' weß, un do ward se Reis'kameraden.

De Schinnerknech hett awer ne weten, dat de Köni dat weß is.

Nu ward dat je Abend, un do sêht se dar 'n Dörp ligg'n in de Fêrn.

---

*) Vgl. Grimm Nr. 199 ‚Der Stiefel von Büffelleder.' — Das hier mitgeteilte Märchen ist eins von denen, die von den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften zu Altona, Hamburg und Kiel und dem plattdeutschen Provinzialverband für Schleswig-Holstein ausgewählt worden sind für das nächstens bei Eugen Diederichs in Jena erscheinende zweite Bändchen meiner ostholsteinischen Volksmärchen. Dies Bändchen wird von den bereits in der „Heimat" veröffentlichten Märchen die Nummern 1. 4. 26. 33. 34. 42 enthalten; die übrigen sind bisher noch nicht gedruckt. Die Bilder, deren das zweite Bändchen neun bringen wird — das erste enthält nur vier —, stammen wieder von Prof. Bernhard Winter in Oldenburg i. Gr. Das hübsch ausgestattete Buch wird ebenfalls nur 75 Pf. kosten.

Do seggt se ên to 'n annern: Dar möt wi man na tô gahn un mal sêhn, wat wi ne 'n beten Quartêr kriegen künnt.

As se dar kamt in dat Dörp, do gaht se na 'n Burhus rin un fragt, wat se dar wul 'n Nach bliben künnt.

Ja, secht de Bur, dat künnt se; se möt em awer 'n beten arbei'n helpen morn fröh.

Ja, dat wüllt s' ok.

Nu krie't se je êrs Abenskoß, un naher bringt de Bur ehr na 'n Kamer rin, wo se slapen schüllt. Un do secht he to ehr, Klock drê schüllt se op un em döschen helpen.

Ja, is gôt, seggt se, hê schall ehr man wecken.

Se hebbt awer je beid' man niks vun 't Döschen vun weten.

As de Klock drê is, do kümmt de Bur je un kloppt an de Dör: se schüllt nu opkam'n.

Ja, seggt se.

De Bur geiht je wa' weg un fangt mit sin Lüd' an to arbei'n.

Sê staht awer ne op, sê bliwt beligg'n. Se hebbt je gar ne döschen kunnt.

Dat dur't 'n gri Tit, do kümmt de Bur noch mal un röppt, se schüllt nu doch her kam'n.

Ja, seggt se, se kamt glik.

Se liggt awer still un staht noch ne op.

Do kümmt de Bur mit 'n Schach.

Fritz hett vör slapen un de Schinnerknech achter.

Do kricht he Fritz her un tagelt den' ganz todegen af.

Wenn se nu noch ne opstaht, secht de Bur, denn krie't s' noch mehr.

Sê bliwt awer beligg'n.

Do secht de Schinnerknech to Fritz: Nu gah du achter hen; ik will mi vör hen legg'n. Süß krichs du noch mal wat, wenn hê wedder kümmt.

Fritz deit dat je un lecht sik achter hen, un de Schinnerknech vör.

Dat dur't noch 'n beten, do kümmt de Bur noch mal.

Do kricht de ächters wat.

Do hett Fritz noch mal wat kregen, un de anner is dar so mank dör kam'n.

As de Bur wa' rut is ut de Kamer, do secht de Schinnerknech: Nu möt wi weg.

Se staht op, treckt sik gau an, un dunn ên twê drê ut 't Finster. Un do lopt se, dat se weg kamt, ut 'n Dörp herut. Un do gaht se je wa' los'.

Üm Meddag ut'n kamt se in 'n grot Holt to gang'.

Do secht de Schinnerknech: Ik warr al rein hungeri. Wi möt doch mal tôsêhn, wat hier kên Minschen wahnt, dat wi wat to leben krie't.

Se sünd je ahn'n Frukkoß weg kam'n vun den Bur'n.

Do sêht se vun fêrn 'n lütt Hus ligg'n, mit so 'n ganz sid' Dack.

Süh, secht de Schinnerknech, dar licht al 'n Hus. Dat 's am Enn' 'n Wêrtshus. Dar wüllt wi ankêhrn.

Se gaht dar hen na dat Hus un gaht herin: do licht dar 'n groten Hund op 'e Del.

De Hund secht ehr awer niks.

Se gaht bet tô: do kümmt dar 'n ol Fru to gang'.

Gun Dag, Mudder, secht de Schinnerknech, is dat 'n Wêrtshus hier?

Och, Gott, min lêb'n Kinner, secht de ol Fru, wo kamt ji ênmal an! Dat is 'n Röwerhus.

Hunnert Röwers sünd dat weß.

Do ward Fritz — de is ümmer bang' weß — de ward so witt utsêhn un secht: Dar kamt am Enn' bald will vun de Röwers; lat uns man gau wa' weg gahn.

Ja, secht de ol Fru, de grot Hund lett in, awer nich wedder ut.

Do fragt de Schinnerknech — de is ümmer driß weß —, wat se ne 'n Snaps un 'n Bodderbrot kriegen künnt.

Ja, secht de ol Fru, 'n Snaps un 'n Bodderbrot schüllt se gêrn hebb'n. Awer dat helpt ehr doch niks mêhr. Wenn se kamt, de Röwers, denn sünd se doch verlarn, denn is ehr Leben doch hen.

Ja, dat 's ên'n dôn't, secht de Schinnerknech, se wüllt doch wat hebb'n.

Do bringt de ol Fru ehr je 'n Snaps un 'n Bodderbrot. Fritz is awer so bang': de kann ne eten un ne drinken. De anner, de itt un drinkt.

Hê hett sin Brot noch ne op, do kamt dar al söfti Röwers an.

Na, will 't smecken? fragt se.

Ja, secht de Schinnerknech.

Dat dur't noch 'n beten, do fragt de ên, wat he noch ne bald satt is. Hê schall man 'n beten flink tôkau'n; löben mutt he dar doch an.

Ja, wat he denn ne noch 'n Snaps hebb'n schall vörher.

Ja, seggt se, 'n Snaps schall he denn noch hebb'n.

Wiltdes sünd de annern söfti dar uk al.

Fritz is so bang': de schüddert un bewert.

De Schinnerknech drinkt sin'n Snaps ut, un do stülpt he sin Glas' üm un secht: So, nu lat 't ward'n as 't will.

Do staht se all' hunnert dar, un kên ên kann spreken, un kên ên kann sik rögen.

Do kricht de Schinnerknech sik vun dat Mördergeschirr her — dar hebbt 'n ganz Patschon Mester un Säwels hängt —, un do secht he to Fritz: So, nu fangs du op diß Sit an, un ik op diß, un denn wüllt wi ehr all' hunnert de Köpp affniden.

Ne, secht Fritz, dat kann 'k ne.

Hê is Köni weß un hett dat ne kunnt!

Ja, secht de Schinnerknech, wenn du dat ne kanns un ne wullt, denn will ik êrs diß nehm'n, un denn kümms du an de Rêg'; denn schaß du de letz wesen.

Do nimmt he ehr all' hunnert den Kopp af. Se bliwt awer all' bestahn.

As he ehr all' de Köpp af hett, na, secht he to Fritz, di mutt ik dat doch man schenken.

Do geiht he bi de Röwers lank un stött ehr so 'n beten an: do fall't se dar all' hunnert hen.

Nu geiht de ol Fru mit ehr rund un wis't ehr dat all'. Do hebbt dar allerhand Kleeder hängt, Mann'skleeder un Frunskleeder. Un allerhand Geld hett dar legen, lütt Geld un grot Geld, Sülwergeld un Goldgeld. Un in 'n Pêrstall, dar hebbt twê hübsch Pêr stahn, un op 'e Del hett 'n fein'n Wagen stahn.

Do schuwt se sik den Wagen rut un krie't de beiden Pêr vör un wüllt je weg föhrn.

Do bidd't de ol Fru ehr, se schüllt ehr doch mitnehm'n.

Ne, seggt se, fört künnt se ehr ne mitnehm'n. Awer se schall man Geduld geben: se kamt wedder un halt ehr na.

Nu föhrt se je weg, na Berlin tô.

Ünnerwegens drapt se je allerhand Wêrtshüser. Denn geiht de Schinnerknech ümmer rin un drinkt Win. Fritz blift ümmer op 'n Wagen sitten. De anner bringt em denn 'n Glas' Win herut, an 'n Wagen. Awer Fritz kann ümmer ne drinken.



Fig 1. Großer Plöner See mit Aussicht auf das Schloß und die Kirche.

As se vör dat letz Wêrtshus kamt, do geiht de Schinnerknech je wa' rin un drinkt, un will Fritz uk je 'n Glas' rut bring'n. Awer as he ut de Dör kümmt mit sin Glas', do is Fritz mit 'n Wagen weg.

De Schinnerknech hett dat êrs noch ne weten schullt, dat hê de Köni wêr.

As Fritz in Berlin kümmt, bi de Wach, do secht he den Poß'n Beschêd: wenn dar so'n un so'n Mann angahn kümmt, den' schüllt se hen na em schicken, na 'n Sloß rop.

Nu kümmt de Schinnerknech je op 'n Sloß an naher. Do hett Fritz sik awer al ümkleed't hatt un is al wedder Köni weß. Un do fangt he so fêrlangs mit em an, mit den Schinnerknech, un fragt em allerwegens na, wo hê her kümmt, un wat he belewt hett op sin Reis', un so wat. Hê denkt, hê schall em dat vertell'n.

De anner is awer so klôk un lett sik niks ut.

Do geiht Fritz na de anner Stuw un treckt sin Reis'tüg wedder an, un do kümmt he wa' rin.

Na, du büß dat, secht de Schinnerknech, de mit mi reist hett. Denn so wüllt wi nu uk Anstalt maken, dat wi de ol Fru her krie't. Du heß nu je Lüd' un Pêr un Wagg' un all'.

Ja, secht Fritz, dat wüllt wi uk.

Do arbei't se dar je hen mit 'n paar Wagens un halt de ol Fru na, un den Schatt uk je.

As se wedder in Berlin sünd, do fragt Fritz de ol Fru, wat se nu will, wat se bi em op 'n Sloß bliben will oder wat se ehr Hus alleen hebb'n will.

Lêwer alleen, secht se, wenn se dat schall.

Ja, dat schall se.



Fig. 2. Ansicht von Plön mit Schloß.

Do sett he ehr in 'n Hus un hölt ehr 'n Kökschsch, un se kann so gôt leben, as se will.

Do fragt he den Schinnerknech, wat hê hebb'n will.

Hê will bliben, wat he is, secht he. Aber de beß Schinneri, secht he, de dar is, de will he hebb'n.

Jg, dat schall he uk.

Do kricht he de beß Schinneri, un denn noch Geld tô, dat he sin gôd' Förtkom'n hatt hett.

Ja, so wat hett Fritz all' utöwt. De hett vel Fahrten mgkt. Hê hett awer doch èrs mal 'n ontli Jackvull kregen. Dat 's em süß wul ne baden word'n. —

Nach Frau Stina Block geb. Pohlmann in Kröß bei Oldenburg i. Holst., geb. 1821. Von ihr stammen die Märchen: ‚Ruchklas', ‚De Köni un de Ent' (zuerst in der ‚Heimat,' Juli 1900) und ‚De Suldat un de Düwel.'



14. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck zu Plön am 24., 25. und 26. Mai 1904.

Am ehrwürdigen Plöner Schlosse (Fig. 1 u. 2) und am Prinzenhause (Fig. 3) vorbei gingen wir selbander durch den herrlichen Schloßpark und genossen vom „Siebenstern" (Fig. 4) eine wundervolle Fernsicht nach allen Himmelsrichtungen über den Großen Plöner See, auf die Stadt, auf Bosau mit seiner unmittelbar am jenseitigen Seegestade gelegenen altehrwürdigen Kirche usw. Und weiter ging es, bald auf verbotenen Pfaden, aber mit gütiger Erlaubnis des Herrn Gouverneurs v. Gontard, hinaus auf die sogenannte „große Insel" (Figur 5): das kleine bäuerliche Gewese der kaiserlichen Prinzen war unser Ziel. Goldiger Sonnenschein lag über der Flur, stahl sich auch in unsere Herzen und ließ uns alle der beiden Pfingsttage grauen Wolkenschleier und verfehlte Festtagsfreuden vergessen. Und mit dem Auge des Himmels wetteiferte unser liebenswürdiger Führer, Pastor Lamp aus Plön, der nicht müde wurde, in Ernst und Scherz der Vorzeit Geschichte in großen Zügen zu entrollen. Trocken Fußes wanderten wir über das Riff nach der Insel, welche Bezeichnung dem innern Wesen derselben jetzt nicht mehr gerecht wird. Bis 1881 war sie tatsächlich eine Insel; die zwecks Landgewinnung erfolgte Senkung des Seespiegels legte das Riff, welches jetzt die Insel mit einer Halbinsel verbindet, trocken. Die große Insel, vielleicht auch die Nebeninseln, sind von altersher bewohnt gewesen. Dort gefundene Steinwaffen und Topfscherben zeigen die charakteristischen Merkmale der verschiedenen Zeitalter bis auf das der Wenden herab. Es soll einst eine lange hölzerne Brücke von der großen Insel über andere in der Richtung liegende Warder nach dem Nehmtener Teil des Seegestades geführt haben. Wahrscheinlich knüpfte diese wohl in das Reich der Sage zu verweisende Vorstellung an

Pfahlbautenreste an, wie man solche auch am Ufer des Ascheberger Parks gefunden hat. Auf einem Bilde von Plön aus dem Jahre 1593 ist die große Insel noch ohne Gebäude. Hundert Jahre später aber hat dort sicher ein Wohnhaus gestanden; denn wir wissen, daß Herzog Hans Adolf in den Jahren 1693—94 ein solches dort erbauen ließ. Auch einen Tiergarten ließ er dort einrichten und bestellte als Wärter den Gärtner Johann Jochim Lienau. Derselbe starb aber bereits 1696. Die Insel hat dann wohl nicht nur ihre Bewohner, sondern auch ihren Besitzer gewechselt. 1759 wurden die Inseln samt Haus vom Herzog Friedrich Carl an Hans Friedrich Feldmann, den Schloßgärtner, verschenkt. 1768 kaufte sie der Plöner Hofjunker Friedrich Carl von Großmann, Besitzer des Gutes Augsfelde, der jedoch, weil er über seine Verhältnisse hinaus lebte, bald seine Besitzungen verlor. Das jetzige dort stehende sächsische Bauernhaus ist 1770 erbaut. Der Amtsverwalter und Kammerrat Gotthard Bartholomäus Francius schmückte es 1805 in mancherlei Weise aus; unter anderem ließ er die Zitate aus Virgils Landbau über die Türen der Zimmer seines Tusculums schreiben. Er starb 1819. Senator Klüver, der 1840 Besitzer war, verkaufte die Insel für 2350 Taler an den König Christian VIII. Sie war eigentlich dessen Privateigentum, wurde aber bei der Annexion Schleswig-Holsteins dem fiskalischen Eigentum eingereiht. Die Landstelle war meistens an Fischer oder Gärtner vermietet, welche gleichzeitig eine kleine Wirtschaft führten. In der Erinnerung älterer Plöner lebt noch jene freigebige Hausfrau des Inselhauses, welche ihre Gäste zum Buttermilchtrinken ermahnte mit den Worten: „Drinken Se man ruhig to, morgen kriegt se doch de Swin." Vor mehreren Jahren mußte der letzte „Inselkönig" — so nannte der Plöner Volksmund die Bewohner — mit seiner Familie seinen „königlichen Vettern" aus dem Hohenzollernhause Platz machen, die auf der Insel gleichzeitig Erholung und Anleitung für landwirtschaftliche Arbeiten finden. Dort verweilen sie mit ihren Schulgenossen jede dienstfreie Stunde, tätig im Garten, dessen musterhafte Ordnung und geschmackvolle und dabei doch praktische Anlage uns alle überraschte; tätig auf dem Wirtschaftshofe, wo sie selbst die Pflege ihres Hühnervolkes übernehmen. Durch eigener Hände Arbeit haben sie einen Strandweg am See geschaffen. Ihre Zimmer sind einfach ausgestattet und dem Rahmen ihrer Umgebung wohl angepaßt. Alles ist klein, aber behaglich. Die Wände im Flur und im Wohnzimmer ziert u. a. eine Reihe



Fig. 3. **Das Prinzenhaus** im Schloßgarten.

der allbekannten Steinzeichnungen aus dem Teubnerschen Verlage. Wie uns erzählt wurde, läßt es sich die Kaiserin bei ihren Besuchen in Plön niemals nehmen, mit ihren Söhnen nach der Insel hinauszufahren, um hier im Genusse trauten und ungestörten Mutterglücks den Kaffee einzunehmen. Dies ländliche Idyll, in welchem Arbeit im Dienste der Erholung eine Stätte, Einfachheit und Behaglichkeit sichtbaren Ausdruck gefunden haben, hat wohl alle Besucher der kaiserlichen Familie menschlich näher gebracht. Als Schleswig-Holsteiner wissen wir die Wahl dieses Erdenwinkels besonders zu schätzen, und jenes Wort, das die Kaiserin angesichts des Plöner Paradieses einmal gesprochen hat, möge uns zur Mahnung dienen, wenn wir unser Sinnen gar zu sehr in die Ferne zu richten geneigt sind: „Die Schleswig-Holsteiner wissen garnicht, wie schön ihre Heimat ist.“



Fig. 4 Blick vom Siebenstern.

Mit dankbarem Herzen schied ein jeder Besucher von dieser Stätte — im geräumigen Saale des Hotels „Zum Prinzen“ fanden wir uns wieder, diesmal in Gesellschaft der zahlreich erschienenen Bürger und Bürgerinnen der Stadt Plön. Schon vor Beginn des Kommerses war der große Saal bis auf den letzten Platz gefüllt, ein gutes Omen für einen allseitig befriedigenden Verlauf, den die in Ernst und Scherz getauchten Stunden tatsächlich genommen haben, weshalb der Dank, den der Unterzeichnete dem Ortsausschuß für seine rührige Vorarbeit zu bringen hatte, wahrhaftig nicht „nur“ ein offizielles Gepräge trug. Der Leiter des Kommerses, Pastor Deetjen-Plön, eröffnete mit einem begeistert aufgenommenen Kaiserhoch den Abend. Seinen herzlichen Willkommengruß an die leider wieder nicht zahlreich erschienenen auswärtigen Gäste leitete Redner ein mit einer längeren Betrachtung über Plön, Schleswig-Holstein und schleswig-holsteinische Art. Plön, das Zentrum des ostholsteinischen Landes, habe eine sehr interessante Geschichte. Diese, ein Ausschnitt der Geschichte unseres Landes, sei darum auch ebenso verwickelt,



Fig. 5. Blick von der großen Insel.

dennoch interessant, und um ihres guten Endes willen müßten wir sie alle recht lieb haben und pflegen. So wollen wir als echte Niedersachsen jederzeit stolz sein auf Heimat und Geschichte. Ein Kenner der Völkergeschichte habe einst von uns gesagt: „Die Schleswig-Holsteiner sind ein tüchtiges Volk, aber sie können erst etwas Rechtes leisten, wenn sie gut gegessen und getrunken haben." Stosch habe ein ähnliches Urteil gefällt: „Ein tüchtiges Volk, aber sie schlafen gern." Guter Appetit und gesunder Schlaf seien die Zeichen der Jugend. Die Jugend aber habe noch eine Zukunft. So wollen wir denn als Volk die Jugend für uns nehmen, die Zukunft gehört dem Vaterlande. Fleißig mitarbeiten an dem Bau des deutschen Reiches eingedenk des Wortes: „Alle Zeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit!" Wo Deutsche sich zu fröhlichem Tun vereinigt haben, wird viel geredet, und die sonst so bedächtigen, wortkargen Nordelbier machen hierin keine Ausnahme, so auch nicht in Plön. Ich muß es mir versagen, die Rednerliste hier zu Papier zu bringen; denn mit Reden waren zum Glück die Darbietungen nicht erschöpft. Natürlich wurde gesungen, recht tapfer sogar, aber am schönsten brachte doch die Plöner Liedertafel ihre Lieder zu Gehör, und die Musikkapelle — nebenbei bemerkt, sind sämtliche Kosten, welche dem Ortsausschusse durch das Arrangement für beide Festtage erwuchsen, aus dem Stadtsäckel bestritten worden: so etwas ist bisher nie dagewesen — wetteiferte mit den Virtuosen der Kehlkopfsaiten. Plötzlich verdunkelte sich der Saal, und in der Stille einer genußreichen Stunde ließ Lehrer Theodor Möller aus Kiel eine Reihe herrlicher Lichtbilder, photographischer Aufnahmen aus unserer Heimat, an unseren schönheitstrunkenen Augen vorüberziehen, und mit knappen Worten verstand er es, bei seinen Hörern Sinn und Verständnis für die künstlerischen Wirkungen seiner persönlich gewonnenen Landschaftsaufnahmen zu wecken. Lehrer Möller verfügt über einen erstklassigen Lichtbilderapparat, besitzt eine wunderbare Gabe, aus dem reichen Kranze schleswig-holsteinischer Landschaften die edelsten Blüten auszuwählen, und wurzelt vor allem mit seinem Wollen und Streben, Wirken und Schaffen in heimatlichem Boden und ist somit ein tüchtiges Werkzeug unseres Vereins geworden, wohl dazu berufen, in recht vielen Orten unserer Provinz mit den Erzeugnissen des Lichtstrahls im Dienste der Heimatkunst unseren Landsleuten überall die Augen zu öffnen. Der Winter steht vor der Tür, die Unterhaltungsabende beginnen, und wenn einer dazu berufen ist, diesen Abenden die rechte Weihe zu geben, so ist es Lehrer Theodor Möller in Kiel.

Stürmisch begrüßt erschien Fritz Wischer auf der Bühne. Wenn der Unterzeichnete mit dem Ortskomitee die Vorbereitungen auf die Generalversammlung zu treffen hat und er mitteilen kann, daß es ihm gelungen ist, auch diesmal wieder den allerortsbekannten Rezitator für den uneigennützigen Besuch der Versammlung zu gewinnen, dann herrscht Jubel, dann ist dem Komitee, das sonst hin und her erwägt: „Wie sorgen wir für die möglichst im Rahmen der edlen Kunst sich bewegende Unterhaltung der Gäste?" ein Stein aus dem Wege geräumt, weiß doch ein jeder, daß damit der Erfolg des Kommerses gesichert ist. So war es auch in Plön; was bedarf es darum noch weiteren Zeugnisses: Dichtungen von Klaus Groth, Fritz Reuter, Heinrich Seidel u. a. standen im Programm. Des Beifalls war kein Ende, und wenn nach dem offiziellen Teil des Kommerses der Schwarm der Gäste sich nicht alsobald verlief, so trägt Fritz Wischer einen Hauptteil der Schuld.

Der Mittwoch war der Haupttag, der Tag unserer Generalversammlung. In den ersten Vormittagsstunden, die bereits weitere Teilnehmer aus fern und nah nach Plön geführt hatten, wurden die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen: die Altstädter Kirche, die Schloßkapelle, die Neustädter Kirche, das Gymnasium; überall standen uns kundige Führer zur Seite, die nicht müde wurden, den Schauenden klipp und klar die Hauptdaten der Geschichte zu entrollen, die Werke der Kunst namentlich in ihren Symbolen zu erläutern.

Um 10 Uhr begann die Versammlung, die von Rektor Peters-Kiel geleitet wurde. Es waren u. a. erschienen der Wirkl. Geheimrat Konrad Graf v. Brockdorff-Ahlefeldt, Excellenz auf Ascheberg, der Kgl. Landrat v. Rumohr, Bürgermeister Kinder. Über dem geschäftsführenden Ausschuß schwebte diesmal ein Unstern: von den „Diensttuenden" waren unser Schriftleiter, Rektor Eckmann, und unser Kassenführer, Fr. Lorentzen, zu ihrem und unserm Bedauern durch Krankheit am Erscheinen verhindert, und Rektor Lund wurde bereits vor Beginn der Versammlung durch eine besorgniserregende Nachricht zu den Seinen zurückgerufen. — Den Versammlungstisch bedeckten außer den für die Versammlung nötigen Druckschriften Probehefte der „Nerthus," eine illustrierte Beschreibung der Plöner biologischen Station, ein Sonderabdruck aus der „Leipzg. Illustr. Ztg." vom 3. März 1904, welche Dr. Otto Zacharias, der Leiter der Anstalt, zur Erinnerung an unsere Versammlung jedem Teilnehmer überreichen ließ. Dr. Zacharias bedauerte in einem Schreiben an den Vorstand, daß ihn eine Studienreise nach Italien den Verhandlungen fernhalte. Damit war der Punkt „Besichtigung der Biologischen Station" hinfällig geworden. Der Plöner Fremdenverein stellte jedem Teilnehmer einen illustrierten Führer und eine hübsche Touristenkarte von Plön und Umgegend zur Verfügung. Begrüßungsschreiben resp. Telegramme waren eingegangen von unseren Ehrenmitgliedern Callsen-Flensburg und Rohweder-Husum, von Arnold Müller-Hamburg, ferner wurde der Verein mit seiner nächstjährigen Generalversammlung telegraphisch nach Hadersleben eingeladen.

In seinem Begrüßungsworte beleuchtete der Vorsitzende, Rektor Peters, die Aufgaben des Vereins. Bürgermeister Kinder-Plön begrüßte die Gäste im Namen der Stadt, die sich glücklich fühle, Männer in ihren Mauern zu wissen, die unentwegt ihre Kraft in den Dienst einer Sache stellen, die für das Innenleben unserer Provinz von weittragendster Bedeutung sei. Er wies darauf hin, daß die Stadt Plön in historischer Beziehung eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt habe, da in ihr und ihrer näheren Umgebung in früheren Jahrhunderten Männer gewirkt hätten, die vorsorglich sich bemühten, damalige Ereignisse und Begebenheiten der Nachwelt zu überliefern (Helmold in Bosau, Peter Hansen, Keck, Klauder). Er wünschte dem Verein weiter erfolgreiches Streben. In kurzen Worten dankte der Vorsitzende und feierte den Bürgermeister als Mitarbeiter der „Heimat" und als gewissenhaften Chronisten seiner Stadt und seines Heimatlandes. Im Auftrage unseres Kassenführers erstattete der Unterzeichnete den Kassenbericht für 1903. Die Einnahmen beliefen sich auf 6304,30 M. Es wurden ausgegeben

an Druckkosten für unsere Monatsschrift	3002,65 M.,
für Klischees	184,95 „ ,
für die Expedition (inkl. Porto und Material) .	1459,07 „ ,
an Honorar für die Mitarbeiter	538,30 „ ,
„ „ „ den Vorstand	420,00 „ ,
für Porto und Reisekosten	284,87 „ ,
für die Generalversammlung	73,32 „ ,
Inventar, Briefpapier, Drucksachen	72,20 „ ,
Sonstiges	58,45 „ .
	6093,81 M.,
Kassebehalt . .	210,49 „ .
	6304,30 M.

Die Rechnung war revidiert und für richtig befunden worden, somit konnte der Vorsitzende den Kassenführer von seiner Verantwortung für 1903 entlasten. Die nach dem Turnus

aus dem Vorstande scheidenden Mitglieder, Peters und Lorentzen, wurden für ihr bisher mit Treue und Umsicht verwaltetes Amt eines Vorsitzenden bezw. Kassierers wiedergewählt. An Stelle des ausscheidenden Rechnungsprüfers wurde Lehrer Kühn-Kiel gewählt.

Damit war das Geschäftliche kurz und bündig erledigt worden; sich allzulange in dieser für die Versammlung trockenen Materie zu bewegen, ist nicht unsers Vorsitzenden Weise, gilt es doch vor allem, die kostbaren Minuten für jeden Teilnehmer gewinnbringend auszunutzen. Sämtliche auf dem Programm angekündigten Vorträge wurden erledigt:

Professor A. Kühn-Eutin: „Bilder aus dem Leben der ländlichen Bevölkerung Ostholsteins im Mittelalter." Eine Besprechung erfolgte nicht. Sämtliche Vorträge werden in unserer „Heimat" erscheinen, weshalb an dieser Stelle auf eine wenn auch nur referierende Wiedergabe derselben verzichtet werden kann.

Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wieding-Plön: „Amateurphotographie unserer Heimat." Referent, selbst ein tüchtiger Amateur, hatte in der Ausstellung eine Serie photographischer Landschaftsaufnahmen aus unserer engeren Heimat gewissermaßen zur näheren Illustrierung seines Vortrages dargeboten. An der Debatte beteiligte sich Lehrer Theodor Möller-Kiel. Referent hatte angeregt, das, was an Altem, Charakteristischem und Schönem in unserer schleswig-holsteinischen Landschaft sich nicht retten und erhalten lasse, wenigstens im Bilde festzuhalten und solche von kunstverständigen Amateurs hergestellte Bilder einer Zentralstelle zu überweisen, wo dieselben dauernd ausgestellt werden müßten. Referent hatte das Thaulow-Museum oder die historische Landeshalle in Kiel für diesen Zweck als besonders geeignet empfohlen. Der geschäftsführende Ausschuß wurde beauftragt, mit maßgebenden Persönlichkeiten dieserhalb in Verbindung zu treten.

Architekt Theede-Wellingdorf: „Alt-Ellerbek." Eine Sammlung künstlerisch-schöner Aquarelle (namentlich Originale von dem bekannten Wolperding-Kiel), Federzeichnungen und Skizzen dienten der Erläuterung.

Rektor Rohweder-Plön: „Ein botanischer Gang durch das Plöner Schloßgebiet." Referent führte aus, daß die Bodenbeschaffenheit der näheren Umgebung der Stadt besonders geeignet sei, ziemlich vereinzelt und selten auftretenden Pflanzen hier eine Heimstätte zu bereiten. Eine Anzahl der hervorragendsten Varietäten solcher wildwachsenden und verwilderten Arten, sowie einige Bastarde aus dem Schloßgebiet wurden namhaft gemacht und kurz charakterisiert. Es wurde nachgewiesen, daß mehrere seltene, schon von Gymnasiallehrer Kuphaldt 1863 aufgeführte Arten, wie Allium sphaerocephalum L., Coronilla varia L., Verbascum lychnitis L., album Miller u. a. an den für den Verkehr offenen Wegen allmählich ausgerottet werden. Im Anschluß daran sprach Referent den Wunsch aus, daß der Verein auf Mittel sinnen möge, die geeignet wären, der Ausrottung von Seltenheiten vorzubeugen (namentlich in Bezug auf verwilderte frühere Kulturformen). — Der Vortrag gab dem Kgl. Landrat v. Rumohr Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß in Amsterdam in Verbindung mit dem dortigen Reichsmuseum ein kleiner Garten angelegt worden sei, der alles enthalte, was die Gärten im Laufe der letzten 200 Jahre kultiviert hätten. Etwas Ähnliches müßte und könnte auch für unsere Heimatprovinz geschaffen werden. Der Vorsitzende bemerkte dazu, daß er mit dem geschäftsführenden Ausschusse auch diese Angelegenheit verfolgen und namentlich versuchen werde, den Gartenbau-Verein für Schleswig-Holstein für diese Sache zu interessieren.

Mit einem Dank an alle Referenten schloß der Vorsitzende die Versammlung, und nun folgte der größte Teil der Besucher einer freundlichen Einladung des Landrats v. Rumohr in seine Privatwohnung, woselbst er Gelegenheit nahm, verschiedene wertvolle Altertümer seiner Sammlung den Gästen vorzuführen. Rektor Peters erstattete dem liebenswürdigen Freunde und Förderer unserer Vereinssache den besonderen Dank aller anwesenden Mitglieder. (Schluß folgt.)

Mitteilungen.

1. **Pokale.** Bei Gelegenheit der Plöner Generalversammlung hatte ich die Ehre, den Mitgliedern des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde folgende Kunstgegenstände zu zeigen: 1. Einen von dem Königlichen Statthalter Heinrich Rantzau auf Breitenburg (1526—1599) stammenden silbernen Humpen. Der Humpen trägt folgende Inschrift: Hinricus Rantzovius Regis Daniæ Vicarius Dominus in Bredenberg Rantzovisholm Wandesburg Tuschenbeck Nutschow Redinstorf et Melbeck dono dedit Magdalenæ filiæ suæ in testamento suo Anno Domini 1582 Anno ætatis 57. Die Vorderseite des Humpens zeigt das getriebene Bildnis Heinrich Rantzaus, sehr ähnlich dem Breitenburger Silberrelief, welches in Haupts Kunstdenkmälern Bd. II S. 449 abgebildet ist. Den oberen Abschluß bildet, wie auf jenem Relief, eine Leiste mit Heinrich Rantzaus Wahlspruch:

Fortior est qui se quam qui fortissima vincit
Moenia nec virtus altius ire potest,

rechts und links finden sich die Wappen der Familien Rantzau, Ratlow, Buchwaldt, Hummelsbüttel, Rantzau-Halle und Walstorp, Schwabe, Rantzau, Sehestedt, Rantzau-Halle, also die Wappen von Heinrich Rantzaus Ahnen, und zweimal sein und seiner Gemahlin, Christine von Halle, Wappen. Die letztgenannten Wappen zieren auch den Deckel. In der Innenseite des Deckels ist eine Medaille mit dem Brustbild Heinrich Rantzaus und der Aufschrift: Hinricus Rantzovis Vicarius Regius eingelassen. Um die Medaille ist eine ähnliche Inschrift wie die beiden erwähnten eingegraben. Der Humpen ist in besten Renaissanceformen gearbeitet, hat eine Höhe von 38 cm und einen Inhalt von ca. 3 l. Wie der Humpen sich auf mich vererbt hat, ist nicht zu ermitteln. Rückwärts verfolgen können wir den Besitz nur bis zu meinem Urgroßvater, Christian August Rumohr auf Rundhof, Drült und Östergaard, 1759—1798. Zwischen diesem und der auf dem Humpen genannten Magdalene Rantzau, vermählten Ahlefeldt ist aber ein direkter Zusammenhang nicht vorhanden. — 2. Der zweite Silberhumpen, wenn man ihn wegen seiner Kleinheit — er hat nur 9 cm Höhe — noch Humpen nennen darf, hat etwa die Form eines Lichtenhainer Schoppens: durch vergoldete Bänder gehaltene Brettchen, am Deckel als Griff eine Eichel. Der Deckel zeigt in Gold zwei Wappen mit der Umschrift: V. G. G. E. G. Z. H. S. U. S. F. Z. G. u. B. G. G. U. E. F. Z. L. Die Wappen sind das Schauenburgische und das Lippesche, bedeckt mit einer Krone; unter ihnen steht die Jahreszahl 1600. Hiernach ist die Besitzerin dieses Schoppens zu ermitteln; es ist die Mutter des letzten Grafen von Holstein-Schauenburg, des 1640 verstorbenen Ottos VI., und die Inschrift bedeutet: Von Gottes Gnaden Elisabeth Gräfin zu Holstein, Schauenburg und Sternberg, Fürstin zu Gehmen und Bückeburg, geborene Gräfin und Edles Fräulein zur Lippe. Auch bei diesem Schoppen steht die Vererbung nicht fest. Der Besitz läßt sich zurückverfolgen bis auf eine Urgroßtante, Gräfin Katharina zu Stolberg-Stolberg. Wahrscheinlich ist also der Becher durch Vermittlung der Stolbergischen Familie nach Holstein gelangt. — 3. Der dritte Pokal ist ein Werk neuerer Zeit, ein Geschenk an meine in Plön lebenden Urgroßeltern. Die Umschrift um den Fuß ergibt das Nähere: Dem Jubelpaare Henning von Witzleben und Juliane von Witzleben geb. Gräfin zu Stolberg am 27. April 1837 von August Großherzog von Oldenburg und Cäcilie Großherzogin von Oldenburg geb. Prinzessin von Schweden. Der Pokal stellt eine in mattem Silber getriebene, reichlich 38 cm hohe Eiche vor, in deren weit ausladende Krone das $3^1/_2$ l fassende Trinkgefäß eingelassen ist. Während dieser Pokal ein Zeichen wohlwollender Dankbarkeit des Oldenburgischen Fürstenpaares für ein im Dienste seines Hauses alt gewordenes Ehepaar ist, kommt dem als 4. gezeigten Pokale eine gewisse historische Bedeutung zu. Mein Vater, Wulf August Rumohr auf Drült, wurde, weil er zusammen mit 13 Einwohnern der Dörfer Schörderup und Vogelsang an die schleswigsche Ständeversammlung eine Adresse mit der Bitte um Wahrung der althergebrachten, in den Königlichen Erlassen von 1846 und 1848 wiederholt anerkannten Verbindung der Herzogtümer Schleswig und Holstein eingereicht hatte, vom Untergericht wegen verfassungswidrigen Petitionierens und wegen Verleitung anderer zur Beteiligung an solchem Petitionieren zu einer dreimonatlichen Festungshaft strengsten Grades verurteilt; die beim Appellationsgericht eingelegte Berufung wurde verworfen. Ein bezeichnendes Beispiel des eiderdänischen Terrorismus in den Jahren 1851—1864! Mein Vater verbüßte die dreimonatliche Festungshaft auf der Festung Nyborg. Bei seiner Rückkehr wurde ihm ein von Hofbesitzern und Bauern der Landschaft Angeln gestiftetes Horn überreicht. Dasselbe ist nach einer Zeichnung von H. Soltau von Rampendahl in Hamburg gefertigt. Der schön geschnitzte Fuß zeigt, aus steinigem Boden hervorwachsend, die schleswig-holsteinische Doppeleiche. Sie trägt ein Horn, welches auf der Vorderseite die Widmung: Dem Herrn W. A. von Rumohr-Drült zum 13. Dezember 1860, zeigt. Umgeben ist die Widmungstafel von einem in Elfenbein geschnitzten Kranze aus Eichen-, Lorbeer-, Efeu- und Weinlaub, der die Wappen Schleswigs, Holsteins, Angelns und der Familie Rumohr trägt; gekrönt ist das 52 cm hohe Horn von dem Wappenkleinod der Rumohrschen Familie, dem Hunde, dem Sinnbild der Treue und Wachsamkeit. — 5. Zum Schluß habe ich den Mitgliedern des Vereins noch eine in einem Münzenteller eingelassene ovale, reichlich 6 cm hohe, 5 cm breite Porträtmedaille vorgelegt, welche in außerordentlich feiner, künstlerisch vollendeter Arbeit die Bildnisse König Jakobs I. von England und Schottland, seiner Gemahlin, Königin Anna, und des damaligen Prinzen von Wales, des unglücklichen späteren Königs Karl I. zeigt. Die Rückseite ist durch die drei Wappen Englands, Dänemarks und des Prinzen von Wales ausgefüllt; ein die Wappen umschließendes Spruchband trägt folgende Inschrift: Potentiss. Jacobus D. G. Mag. Britt. et Hib. Rex et Sereniss. Anna D. G. Mag. Britt. Regina una cum ill. P. Caroli M. Brit. Principi. Wie diese Medaille, die vermutlich in der Art wie die heutigen Orden als Auszeichnung verliehen worden ist, nach Schleswig-Holstein gelangt ist, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich wird es

durch Beziehungen zur Königin Anna geschehen sein, die eine Prinzessin des oldenburgischen Stammes war, Tochter König Friedrichs II. von Dänemark, geboren in Skanderborg am 12. Oktober 1574, gestorben am 13. März 1619. Die Medaille muß um 1610 gestochen sein; sie trägt ein Künstlerzeichen P. S.

Plön. H. v. Rumohr, Kgl. Landrat.

2. **Welche Vorstellungen man sich hierzulande ehedem von verschiedenen Dingen machte.** 1. Es war in den dreißiger Jahren. Die Wege waren schlecht und der Verkehr war dementsprechend zu Zeiten recht schwierig. Die Behörde ließ die Hauptwege nach den Städten ausbauen. Das kostete Geld und ärgerte die Landbewohner. Sie behaupteten, die Stadtleute wollten nur die bessere Straße haben, um bequemer aufs Land hinauskommen zu können und die Bauern zum Besten zu halten. Sie hätten aber hier nichts zu tun, könnten zu Hause bleiben; die Landleute würden schon zur Stadt kommen, wenn sie dort etwas zu tun hätten. Auch würden durch die besseren Wege viele Pferde erspart und diese dann billiger. — 2. Ende der dreißiger Jahre sollten Chausseen gebaut werden. Die Richtung wurde ausgesteckt und dabei manche Biegung des alten Heerweges abgeschnitten. Es standen zur Bezeichnung der Richtung zahlreiche Stangen mit Strohwischen daran aufgestellt, von denen einige im Giebel der am Wege liegenden Häuser angebracht waren. Da hieß es denn: Jetzt will man den ganzen Weg mit geschlagenen Steinen belegen und ihn schnurgerade machen. Häuser müssen abgebrochen, Gärten zerstört, Felder durchschnitten werden, wo soll das Geld dazu herkommen und — wo sollen dann die Pferde hin? Es werden ja nicht mehr halb so viele gebraucht, also können sie auch nur halb so viel kosten! — 3. Nun kam die Dampfkraft. Alte Roßmühlen verschwanden und machten Dampfmühlen Platz. Jetzt können wir die Pferde nur totstechen. — 4. Im Anfange der vierziger Jahre kam die Eisenbahn. Nun meinte man, die Landstraße solle gar mit Eisen belegt und ganz eben und gerade gemacht werden, das wäre doch erschrecklich teuer, und was sollten die Wirtsleute nun anfangen? Als ein Hamburger gelegentlich erzählte — es war 1845 oder 1846 —, daß die Bahn nur mit Schienen belegt werde, da fand man die Sache schon vernünftiger. Aber was sollen nun die Pferde? — 5. Nun kam der Telegraph. Davon fehlte jede Vorstellung. Als man hörte, daß die Wörter und Buchstaben beim Telegraphieren gezählt würden, meinte man, es müsse eine Röhre hergestellt werden, durch welche eine Anzahl Lettern befördert würden. Im Jahre 1847 versuchte ein Mann in einer Gesellschaft die Sache durch positive und negative Elektrizität zu erklären, doch wurde niemandem die Sache klar. Vor kaum 20 Jahren traf ich an einem Markttage in der Stadt 3 dänischredende Landleute, welche sich die Telegraphenstangen und Drähte ansahen. „Was ist dies?" fragt A. B. antwortet: „Das ist der Telegraph." „Soo," erwidert C., „also dabei zieht man, und dann macht der Spitakel in Hamburg?" „Ja," antwortet B. „Soo — —" — 6. Das Schwurgericht ist kürzlich eingeführt. Es ist von demselben zum ersten Male ein Verbrecher zum Tode verurteilt worden. Das Resultat ist durch Plakate an den Straßen bekannt gemacht. Ein Arbeitsmann steht vor einem solchen, eine Reihe Handelsfrauen hinter ihm, und er liest laut vor. Als es heißt: Die Geschworenen wurden gefragt, ob der Mann des Mordes schuldig sei, und sie antworteten: „Ja," mit mehr als 7 Stimmen. Da riefen die Frauen verwundert: „Was? mit mehr als 7 Stimmen hat er bekannt?! Was muß der Kerl für einen Hals haben! — 7. Mitte der vierziger Jahre hielt Ernst Mahner in Flensburg seine Vorträge über die Hygiene. Das Gerücht davon kam aufs Land hinaus, und nun hieß es, in Flensburg predige ein merkwürdig gekleideter Mann einen neuen Glauben. Er verlange u. a., man solle in kaltem Wasser baden, bei offenem Fenster schlafen, leichte Kleider tragen usw.; doch sage er nichts gegen unsern Herrn Christus. — 7. Etwa um dieselbe Zeit hörten wir Kinder zu Hause erzählen, daß ein uns bekannter Mann ein Freimaurer sei. Wir vernahmen mit Grausen, wie diese Leute schreckliche Schwüre tun müßten, um ihr Tun und Treiben geheim zu halten, und wie mittels der Bilder von den Mitgliedern den Wortbrüchigen auf unerklärliche Weise die Augen ausgestochen oder andere schreckliche Strafen zugefügt würden! Wir gingen angstvoll dem Manne aus dem Wege und gedachten lange und mit Schrecken des Wortes „Freimaurer"! — Bemerkt muß zu allem Vorstehenden werden, daß in den Dörfern damals wenig oder keine Zeitungen gelesen wurden.

Flensburg. J. J. Callsen.

3. **Der gemeine Kranich (Grus grus L.) in Schleswig-Holstein.** (Plattd.: Krank.) Zu den in unserer Provinz immer seltener werdenden Vögeln gehört auch unstreitig der prächtige und interessante Kranich. Flöricke nennt ihn mit Recht den „König der Sumpfvögel." In einem kleinen Aufsatz in der „Ornithol. Monatsschrift" spricht H. Krohn-Hamburg die Ansicht aus, daß der Kranich brütend wohl nicht mehr in Schleswig-Holstein vorkomme. Nach Boie befanden sich 1819 noch einige Brutpaare beim Gute Seedorf und am Moorsee bei Kiel. Kjärbölling schreibt um 1856: Der Kranich wird in

Dänemark immer seltener, brütet aber noch in Schleswig-Holstein auf einem See zu Loit bei Apenrade, bei Glücksburg, bei Kragelund und an anderen Orten in Angeln. Nach Rohweder („Vögel Schleswig-Holsteins." Husum 1875) kommt der Kranich brütend bei Trittau, Preetz, am Warder- und anderen Seen vor. Für die Umgebung von Hamburg gibt Boeckmann folgende Daten an: 1875 Ankunft des Kranichs 3. April, Abzug 2. Oktober; 1876 Ankunft 23. März, Abzug 11. Oktober; 1880 Abzug 14. Oktober; 1884 am 13. März nach N. O. (nach H. Krohn). 1887 wurde nach Gätke ein Kranich auf Helgoland gesehen, der stolz das winzige Eiland überflog. Sonst zählt der Kranich hier zu den unbekannten Erscheinungen. Im Mai 1837 schoß Reimers auf der Düne den für unsere Gegend sonst unbekannten Jungfernkranich (Grus virgo Pallus), heute im Nordseemuseum zu Helgoland aufgestellt. Nach Droste berühren die Kranichzüge weder im Frühjahr noch im Herbst die ostfriesischen Inseln und das Marschland, selten verirren sich einzelne kleine Gesellschaften dorthin. Auf Borkum wurde nur einmal, am 22. April 1867, ein einziger am Langen Wasser in Gesellschaft eines Storches beobachtet. 1893 sah Eugen Kretschmer noch ein Brutpaar auf dem Wesseker See. Krohn fand 1899 das Brutpaar nicht mehr vor. Als Brutvogel ist diese Art über das mittlere und nördliche Europa und Asien verbreitet. Im höheren Norden kommt er nicht vor, im südlichen Spanien wird er noch in ziemlicher Anzahl nistend angetroffen. Im östlichen Deutschland ist sein Nest noch nicht selten geworden, im Westen ist er meistens nur als Durchzugsvogel beobachtet worden. Ich habe hier (auf Sylt) zur Frühjahrszugzeit im Mai und im Herbst von August bis Oktober zuweilen kleine Haken bis zu 10 Stück gesehen. In bedeutender Höhe ziehen sie bei sonnigblauer Luft mit lautem trompetenartigen Geschrei vorüber in S. W. bis N. O.-Richtung oder umgekehrt. In meiner Sammlung habe ich einen Kranich im Jugendkleide, welcher Ende August auf Hörnum (Südspitze von Sylt) aus einem kleinen Haken ausnahmsweise niedrig fliegender Tiere herausgeschossen wurde. In der Regel fliegen sonst diese scheuen Vögel so hoch, selbst bei niedrigem Zuge, daß ihnen mit dem besten Schießzeug nicht anzukommen ist. Als Junge habe ich auch einmal einen Kranich bei Düplum im Sumpf gefangen; es war aber ein kranker Vogel, der schon nach einigen Tagen einging. Einige Jahre früher sah ich bei einem anderen Knaben auch einen gefangenen Kranich. Alle Exemplare, welche ich hier sah, waren junge Vögel, denen der schwarze Hals und der rote Fleck auf dem Kopfe noch fehlten. Der Kranich läßt sich hier nicht nieder; er meidet die Meeresküste und zieht ohne Aufenthalt vorüber. Er baut sein Nest meistens an trockenen Stellen in unzugänglichen Sümpfen und Morästen, wo von Mitte April bis Mai das Brutgeschäft erledigt wird. — Es würde mir angenehm sein, wenn Beobachtungen über das Vorkommen des Kranichs in unserem Lande mir mitgeteilt würden.

Westerland-Sylt. Meinert B. Hagendefeldt.

4. **Das Vorkommen von Herbst-Drehähre, Spiranthes autumnalis** Rich. **in Schleswig-Holstein.** Spiranthes autumnalis wurde durch Oeder schon vor 1768 bei Apenrade für die Provinz Schleswig-Holstein nachgewiesen. In der Nähe dieser Stadt konnte die Pflanze auch später mehrfach wieder beobachtet werden. Hornemann, Bargum und Ecklon sammelten sie hier. Zuletzt wurde sie im Jahre 1823 festgestellt. Später wurde sie, trotzdem oftmals, besonders am Dammberge nördlich des Ortes, einer Stelle, an der die Art anscheinend nicht selten war, nach ihr gesucht wurde, nicht wieder aufgefunden. Lange gibt (Haandbog i den danske Flora) als Standort den Langenberg bei Leck an. Sein Gewährsmann ist Rafn. Die Pflanze wurde hier sonst nicht beobachtet. Ebenso wurde auch die Angabe Bueks, bei Hamburg, später nicht bestätigt. — Vor einigen Jahren sammelte Wiencke, meines Wissens Lehrer in Campow im Fürstentum Ratzeburg, die Pflanze zwischen Campow und Hohenleuchte, also nahe der Grenze unseres Florengebiets. — Veranlaßt durch das Vorkommen in dieser Gegend, unternahm ich am 5. September d. J. eine Exkursion in das Gebiet westlich vom Ratzeburger See, in dem, wie ich annahm, die Pflanze ebenfalls zu finden sein mußte. Nach längerem Suchen fand ich sie, allerdings nicht reichlich, an dem steilen Abhange einer Schlucht zwischen den Dörfern Buchholz und Disnack. — Wie aus den oben gemachten Angaben hervorgeht, ist der Standort augenblicklich der einzige sichere im Gebiet der Flora von Schleswig-Holstein. Die Pflanze dürfte sich jedoch im östlichen Lauenburg noch öfter finden.

Hamburg. P. Junge.

Anfragen.

1. Wer teilt mir Literatur mit zur Flora Alsens?

2. Wer kennt Werke zum Preise von etwa 3—4 M., nach denen man die Pilze, Flechten und Moose Schleswig-Holsteins bestimmen kann? Für etwaige Mitteilungen im voraus meinen besten Dank.

Sonderburg. D. N. Christiansen, Lehrer.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 12. Dezember 1904.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Philippsen, Die Weihnachtsfeier auf Sylt. (Mit Bildern) — 2. Peters, Eiszeit und norddeutsche Tiefebene. II. (Mit Bildern) — 3. Kunze, Das ehemalige Strandrecht am deutschen Meere. II. — 4. Delfs, Aus den Erinnerungen eines alten Kampfgenossen von 1848—51. III. — 5. Jungclaus, „Dünung.“ ein neues Versbuch von Wilhelm Lobsien. — 6. 14. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck zu Plön am 24., 25. und 26 Mai 1904. (Mit Bildern.) — 7. Schmeißer, 1851. (Gedicht.) — 8. Mitteilungen. (Mit Bild.) — 9. Bücherschau.

Vereins-Weihnachtsgabe.

Unter Hinweis auf unsere Veröffentlichung in Heft 10 der „Heimat“ sei den geehrten Mitgliedern unseres Vereins nochmals die Bestellung der von der Hand der Frau Helene Roß, der Witwe des Künstlers, ausgeführten Radierung nach dem Gemälde von

Charles Roß: Holsteinischer See

angelegentlichst empfohlen.

Bereits **120** Exemplare dieses Bildes sind versandt worden. Weitere Bestellungen werden baldigst, spätestens bis zum **12. Dezember d. J.**, an unsern Kassenführer Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstraße 56,** erbeten. Der Betrag kann mit dem Jahresbeitrag für 1905 beglichen werden.

Kiel, den 23. November 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilung.

Der gemeine Kranich (Grus grus L.) **in Schleswig-Holstein.** Die in Nr. 11 des 14. Jahrgangs der „Heimat“ unter diesem Titel von Herrn Meinert B. Hagendefeldt gebrachte, aus dem Zusammenhang gerissene Wiedergabe meines Artikels in der „Ornithol. Monatsschrift,“ 29. Jahrgang, 1904, S. 260 u. 261 läßt nicht erkennen, daß dieser ganz speziell über „den Kranich in Schleswig-Holstein und an den Grenzen dieser Provinz“ und also nicht etwa über diesen Vogel im allgemeinen handelt. Ebensowenig ist aus Herrn Hagendefeldts Mitteilung ersichtlich, daß sein Literaturnachweis über das bisherige Brutvorkommen des Tieres meinen Angaben entnommen ist. Neue oder andere schleswig-holsteinische Brut- oder Aufenthaltsplätze als die in meinen obengenannten Aufzeichnungen gebrachten und eigens für die von dem verstorbenen Hofrat Dr. Nitsche begonnene und von Herrn W. Baer in Tharandt fortgesetzte Zusammenstellung der Kranichbrutstätten als Hülfsmaterial bestimmt gewesenen dürften aus, unserem Lande sich nicht mehr ermitteln lassen, wenigstens nicht in einer der exakten Ornithologie genügenden Form.

Hamburg, November 1904. H. Krohn.

Anfrage.

Wer kann mir einige neuere Schriften über das Plattdeutsche überhaupt und über das Heimatplatt (Schleswig-Holstein) im besonderen angeben? Bekannt sind mir: „Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen." (Dr. Aug. Lübben 1846. „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch." (Dr. Klaus Groth.) „Die plattdeutsche Propaganda und ihre Apostel." (Freimund 1860.)

Hamburg 27, Mühlenweg 59 II. H. Schütt.

Briefkasten.

Von den Aufsätzen, die ich in der Januarnummer namhaft machte, hat der jetzt abgeschlossene Jahrgang nur einen Teil bringen können. Ich muß die Mitarbeiter, deren Arbeiten noch nicht berücksichtigt worden sind, bitten, freundlichst Geduld zu haben. Im Laufe des Jahres ist wieder eine große Zahl von Manuskripten eingegangen, deren Verfasser großenteils Nachricht empfangen haben; bei den unerledigten Sachen bitte ich die Mitarbeiter um Nachsicht, da mein Gesundheitszustand in diesem Sommer Schonung meiner Kräfte erforderte. Es dürfte sich empfehlen, den Aufsätzen für die „Heimat" nicht zu große Länge zu geben; die Aufnahme wird oft dadurch erschwert und das Interesse der Leser wird durch die Teilung wenigstens nicht erhöht. Zugleich möchte ich in Erinnerung bringen, daß es angebracht ist, bei Benutzung von Quellen diese ausreichend anzugeben.

Der Schriftleiter: J. Eckmann.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Bürgermeister Kinder: Plön, Beiträge zur Stadtgeschichte. Kommissionsverlag von O. Kaven in Plön. Preis 4 M. — Moritz Stern: Das zweite Kieler Rentebuch (1487 bis 1586), im Auftrage der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte herausgegeben. Verlag von Lipsius & Tischer in Kiel. — H. Krohn: Der Fischreiher und seine Verbreitung in Deutschland. Verlag von H. Seemann Nachf. in Leipzig.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

201. Arp, Architekt, Altona. 202. Butenop, Postsekretär, Plön. 203. Detlefsen, Seminarlehrer, Tondern. 204. Ermel, Amtsrichter, Niebüll. 205. Witt, Postmeister, Ellerbek.

Zur Nachricht:

1. Weitere Bestellungen auf die **Original-Einbanddecke** unserer „Heimat" werden sowohl von unserm Kassenführer als auch von dem Unterzeichneten entgegengenommen. Der Betrag für die Decke (60 Pf.) ist im voraus zu entrichten und kann entweder in Marken eingesandt oder dem Vereinsbeitrag für das nächste Jahr zugeschlagen werden. Mit dem Januarheft des nächsten Jahres kann auch schon die Decke für das betreffende Jahr versandt werden; die Decke würde in diesem Falle als Sammelmappe gute Dienste leisten.
2. Das Zusammenschließen der Monatshefte zu geschlossenen Bänden sei unsern Mitgliedern besonders ans Herz gelegt. Im nu sind ältere Jahrgänge vergriffen und oft nur zu erhöhten Preisen unter der Hand oder vom Antiquar zu erhalten. Die Nachfrage nach vollständigen älteren (zumal vergriffenen) Jahrgängen ist dauernd rege.
3. Soweit der Vorrat reicht, können einzelne Hefte zwecks Komplettierung des letzten oder früherer Jahrgänge gegen Einsendung von 30 Pf. in Marken durch den Unterzeichneten bezogen werden.
4. Der Vorrat an Heften Nr. 1 (1904) geht bedenklich auf die Neige. Wer überläßt uns sein Heft, damit recht viele Jahrgänge 1904 zusammengestellt werden können? Schließlich ist der Verein auch bereit, dies Heft für 30 Pf. aufzukaufen.
5. Es ist nicht allgemein bekannt, daß neueintretenden Mitgliedern die inzwischen erschienenen Hefte des betreffenden Jahrgangs kostenlos nachgeliefert werden.
6. Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der „Heimat" wolle man dem Unterzeichneten stets sofort melden. Wer das Heft nicht im Laufe des ersten Drittels eines jeden Monats erhalten hat, kann immer damit rechnen, daß es entweder verloren gegangen oder als unbestellbar zurückgekommen ist.
7. Unsere nächstjährige Generalversammlung wird in Hadersleben tagen (voraussichtlich in der Pfingstwoche). Der geschäftsführende Ausschuß im Verein mit dem Ortskomitee wird auch diesmal alle Hebel in Bewegung setzen, daß die Versammlungstage alle Teilnehmer in jeder Hinsicht befriedigen. Anmeldungen von Vorträgen und Mitteilungen, Anträge auf Satzungsänderungen usw. werden jetzt schon von dem Unterzeichneten entgegengenommen. Vor allem bitten wir, daß jeder sich beizeiten auf den Besuch unserer Nordmark rüste, damit gerade dort unser Verein zahlreich vertreten sei.

Kiel, am 22. November 1904. **Der Schriftführer:**
Geibelallee 2. H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 12. Dezember 1904.

Die Weihnachtsfeier auf Föhr.

Von H. Philippsen in Utersum auf Föhr.

ie überall, so ist auch auf Föhr das Weihnachtsfest von großer Wichtigkeit und wird namentlich von den Kindern herbeigesehnt. Freilich kann von großen Vorbereitungen für das Fest wenig die Rede sein, da die Friesen laute Feste nicht sonderlich lieben. Eigenartig war auch bis vor nicht langer Zeit die Art der Bescherung, wie man denn auch die Sitte des Weihnachtsbaums noch nicht lange kennt, diese vielmehr erst in den letzten Jahren eine mehr allgemeine Verbreitung hier gefunden hat.

Das Weihnachtsfest wird friesisch Jul genannt, und man darf wohl den Ansichten einiger Forscher sich anschließen, wenn man diesen Namen ableitet von dem alten Stammwort, das mit dem friesischen Wort „julle," d. h. johlen gleichbedeutend ist, wonach Weihnachten also ein Fest der allgemeinen und lauten Freude bedeuten würde. Die alten Föhrer wissen sich aus ihrer Jugend noch zu erinnern, daß man Jul wie jedes andere Fest feierte, nur daß man vielleicht für etwas bessere Speisen sorgte; die Bescherung, ohne die wir uns heute Weihnachten kaum denken können, fand erst am Altjahrsabend statt. Welche Gründe man dafür gehabt hat, weiß ich nicht, habe auch keine in Erfahrung bringen können; wahrscheinlich wollte man durch weltliche Freuden die Heiligkeit dieses Festes nicht entweihen, vielleicht lag auch die Feier des Thomastages, des 21. Dezembers, dem Weihnachtsfeste zu nahe, so daß man zwei weltliche Feste unmittelbar hinter einander hätte feiern müssen. Der Thomastag hatte von jeher eine besondere Bedeutung. Nach altem Volksaberglauben durfte in diesen kürzesten Tagen, wo weder ein Abnehmen noch ein Zunehmen der Tageslänge bemerkbar war, wo gleichsam das Rad der Zeiten stillstand, kein drehbarer Gegenstand bewegt werden. Deshalb hatte man alle drehbaren Geräte wohl versichert und an einen bestimmten Ort gebracht. Was nicht gesichert war, das wurde in der Thomasnacht von den jungen Leuten verschleppt oder an einem Platz außerhalb des Dorfes aufgestapelt. Dies nannte man Thamsen. Selbstverständlich mußten durch solche Vergnügungen die Gemüter erregt werden, und um nicht die Gedanken noch mehr abzuleiten, mag man wohl die an und für sich weltliche Feier der Bescherung von Weihnachtsabend auf den Altjahrsabend verlegt haben. Erst nach und nach, als das Thamsen polizeilich verboten war, fing man an, die Bescherung mit der Weihnachtsfeier zu vereinigen. Am Tage vor Weihnachtsabend kamen alle Kinder in neuem Zeug zur Schule, dann wurde gesungen und ein Weihnachtsgesang aufgesagt, und dann gab es frei, was um so viel wichtiger war, da man sonst keine Weihnachtsferien kannte. Am Weihnachtsabend vereinten sich alle Familienmitglieder um den Tisch,

wo aus dem Gesangbuch Weihnachtslieder gesungen und wo auch wohl einige Bibelabschnitte gelesen wurden. Es galt als eine Entheiligung des Festes, den Abend außerhalb des eigenen Heims zuzubringen oder das Haus zu verlassen. Nach der Andacht wurde das Essen aufgetragen und zwar meistens das damals übliche Weihnachtsgericht Langkohl mit Schweinskopf. In einigen Häusern aß man auch Entenbraten, meistens aber hielt man die alte Sitte, ein Kohlgericht zu essen, fest.

Die Bescherung, ohne welche wir uns heute kaum einen Weihnachtsabend denken können, fand damals erst am Altjahrsabend statt. Selbstverständlich war dies für die Kinder ein langersehnter Freudentag, und viele Redensarten, die noch fortleben, erinnern uns an jene gute alte Zeit. War der Himmel des Abends rot, so hieß es: „Christkindchen backt Kuchen." Um die Kleinen zu ängstigen, sagte man, Christkindchen hätte ein Bein gebrochen, oder wenn von einem gestrandeten Schiff Spielsachen angetrieben waren: „Christkindchen ist in Amerika ertrunken." Gewöhnlich stieg er vom Himmel hernieder auf die Kirche oder die Mühle und horchte schon viele Wochen vor der Bescherung des Abends umher, ob auch alle Kinder artig seien. Die Kinder riefen ihre Wünsche dann durch den Schornstein hinauf, schrieben sie auch mit Kreide in den Schornstein oder auf einen Zettel, den sie in dem Schornstein aufhingen. Am Altjahrsabend kam das Christkind in die Stube hinein. Es hatte einen langen weißen Mantel an und trug einen langen weißen Bart. Es fragte die Kinder: »Well jam ok harke?« (Wollt ihr auch hören oder gehorsam sein?) Oder: »Könn jam ok bedige?« (Könnt ihr auch beten?) Die Kinder mußten darauf antworten und trugen dann ihre Bitten vor, indem sie sprachen: „Kenken, Kenken, gev mi wat in min Fat!" Oder: „Kenken, Kenken, gev mi wat in min Fat, ick will beten Dag un Nacht, ick will Modder wol hören, ick will wol to Schol gan, ick will wol wat lehren." Oder: „Kenken Jesus, bring mi wat, Vadder un Modder do mi wat, Ut dat Schap un in min Fat, Ick will beten Dag un Nacht." Oder: „Kenken, Kenken, bring mi wat Ut dat grote witte Schap, Ut dat Schap un in dat Fat Bring alle fromme Kinner wat!" usw. Da die meisten dieser Reime nicht friesisch, sondern plattdeutsch sind, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie mit Einwanderern herübergekommen sind.

Außer dem Christkindchen oder Kenken kamen am Altjahrsabend noch manche vermummte Gestalten, wie das ja fast überall früher Sitte war und noch teilweise ist, die oft das Christkind darstellen wollten, und die man deshalb heute noch Kenkner nennt. Wenn nun ein Kenkner die Kinder in der Weise des Christkindchens fragte, so waren diese nicht blöde und antworteten keck: „Kenken, Kenken, do mi 'n Appel, Öllers hau ick di me 'n Knappel!" Oder: „Engel, Bengel, Do mi en Kringel, An ock en smokken ruaden Appel, Öllers fäst watt me 'n Knappel!" Für diese Kühnheit erhielten sie dann ein Stückchen Zucker, eine Pflaume oder sonst eine kleine Gabe.

In der Nacht fand die Bescherung statt; Kenken stieg dann durch ein Fenster in die Stube und teilte seine Gaben aus. Zur Aufnahme derselben hatten die Kinder vor dem Zubettgehen ihre Vorkehrungen getroffen und entweder einen Teller oder einen Christbaum ins Fenster gestellt. In ältester Zeit kannte man nur das Aufstellen der Teller, worin sich am nächsten Morgen Äpfel, Kuchen, Nüsse, Pflaumen und Feigen rund um ein Lichtchen liegend befanden. Andere Geschenke gab es nicht, aber auch über diese Kleinigkeiten war die Freude bei den hier unverwöhnten Kindern groß. Nach und nach lernte man auch die Tannenbäume kennen; die Ausschmückung derselben erforderte aber mehr Aufwand, und fanden diese deshalb nur langsam Eingang. Tannenbäume wuchsen damals

auf der Insel nicht, und diese vom Festlande einzuführen, war, abgesehen von den nicht unbedeutenden Kosten, oft unmöglich, da um Weihnachten die Verbindung mit dem Festlande des Eises wegen oft unterbrochen ist. So suchte man sich denn zu helfen, indem man ein Gestell machte, das einen Baum ersetzen sollte. Die Kinder mußten sich selbst diese Gestelle oder Christbäume zimmern oder schnitzen. Da sie im Fenster standen, waren sie meistenteils flach geformt, teils mit einem Bügel und Querstäben, teils mit Querstäben an einem senkrechten Stabe. Mit großer Vorliebe wandte man die Kreuzform an oder brachte irgendwo ein Kreuz an. Um das Grün der Tanne zu ersetzen, band man Immergrün, Buchsbaum, Efeu, auch wohl die immergrünen Ranken der Rauschbeere (Empetrum nigrum) um die Stäbe; doch war dies keineswegs nötig, die Freude war ebenso groß ohne diesen Schmuck. An den Zweigen oder Stäben befanden sich kleine Pflöcke oder Stifte zum Anhängen von Gegenständen. Diese wurden in der Nacht vom Kenken aufgebunden und waren denkbarst einfach. Der größte Luxus, den man sich erlaubte, war ein „Adam und Eva im Paradiese“ aus Kuchenteig, die unten am Stamme aufgestellt wurden. War man nicht gar zu sparsam, so brachte man oben einen Hund an, der einen Hasen verfolgte. Sonst hatte man noch Nüsse und Äpfel auf dem Baum, auch wohl Zuckerstücke, aber keine Konditorware, sondern zerschlagenen Hutzucker; gedörrte Pflaumen und Rosinen zog man auf eine Schnur, die man wie eine Guirlande anbrachte. Konnte man dann noch ein selbstgemachtes Talglicht oder einen Wachsstock anbinden, so hielt man den Baum für sehr schön. Was würden wohl unsere Kinder sagen, wenn zum Weihnachtsfeste ein so einfacher Baum aufgestellt würde? Hier war jeder mit dieser Kleinigkeit zufrieden und über seine Gaben hocherfreut.



Alt-föhringische Weihnachtsbäume.

Als in späterer Zeit die Verbindung mit dem Festlande besser wurde, konnten zur Weihnachtszeit mit dem Dampfschiffe Tannenbäume ohne große Kosten herübergeführt werden; aber dennoch ließ man nicht gleich die alte Sitte fahren, nahm anfangs nur einige Tannenzweige, band diese zusammen, stellte sie in einen Blumentopf und ging erst nach und nach zu kleinen Bäumchen über. Sehr viel hat die Schulfeier dazu beigetragen, daß man von der alten Sitte abgelassen und auch die Feier auf den Weihnachtsabend verlegt hat. Jetzt sieht man hier den Weihnachtsbaum genau so aufgeputzt wie anderswo mit Lametta, Glaskugeln, Kerzen und Lichtern; vielleicht kann in den entlegensten Dörfern sich diese oder jene Familie noch nicht recht von der alten Sitte trennen, doch gehört die alte Feier zu den Seltenheiten.

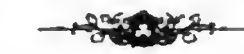
So ist denn mit der Neueinführung der Weihnachtsfeier hier ein altes Stück Volkseigentümlichkeit zu Grabe getragen; aber ob durch dieselbe die Feier, obwohl erhebend und zu Herzen gehend, eine tiefere Wirkung erzielt als früher, das muß man wohl mit „nein“ beantworten. Die Zufriedenheit war damals bei aller



Alt-föhringsche Weihnachtsbäume.

Einfachheit größer als jetzt bei der größten Mannigfaltigkeit der Ausstattung und der Geschenke, und bei dem schlichten und graden Sinn der Alten bedurfte es keines Anregungsmittels, auf das Herz zu wirken, die Heiligkeit des Weihnachtsfestes vermochte dies allein. Ist denn auch die alte Sitte dahin, erlaubt der größere Wohlstand auch einen größeren Aufwand im Vergleich zu früher, so ist doch der friesische Sinn derselbe geblieben, und wenn am Weihnachtsabend die Glocken zur Andacht rufen, so folgen alle und stimmen voll Frömmigkeit mit in den Chor: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Anmerk.: Die Abbildungen sind nach Photographien echter Weihnachtsbäume hergestellt; die Originale sind in der Sammlung des Schreibers dieses Artikels.



Eiszeit und norddeutsche Tiefebene.

Versuch einer populären Darstellung der Entstehung unseres Diluviums.

Von H. Peters in Kiel.

3. Die Grundmoräne des Inlandeises.

Da das nordeuropäische Inlandeis von keiner Bergspitze überragt wurde, kann es Oberflächenmoränen nicht gehabt haben, und das von ihm mitgeführte Schuttmaterial kann nur in Form einer Grundmoräne transportiert worden sein. Diese heißt in Deutschland Geschiebemergel, Geschiebelehm oder Blocklehm, in Dänemark Rollstenslera und in Schweden Krosstengrus. Sie ist ein mit Sand oder Grand durchsetztes, tonig-kalkiges Material und überall im Gebiete der Vereisung durchaus gleich. Stets ist sie ungeschichtet und führt zahlreiche, zum Teil geschrammte Blöcke. Dasselbe Material findet man unter den heutigen Gletschern.

Gebildet hat sich diese Grundmoräne aus denjenigen Gesteinen, welche das Eis überschritt. Deshalb besteht sie im nördlichen Schweden aus einem Haufwerk größerer und kleinerer Blöcke kristallinischer Gesteine, welche deutlich geschliffen sind und in einem grandig-sandigen Material liegen. Weiter südlich, wo Kalksteine, Tone, Tonschiefer und Kreide vorhanden waren, bildete sich eine kalkig-tonige Grundmoräne, gemischt mit den nördlichen Produkten. Auf seinem weiteren Wege hatte das Eis nur noch selten Gelegenheit, anderes Gestein zu berühren und seiner Grundmoräne einzuverleiben. Daher die gleiche Ausbildung der letzteren von dem südlichen Schweden an über Dänemark nach dem Südrande des Eises in Deutschland. Wo aber das Inlandeis anderes Gestein überschritt, nahm es davon in seine Grundmoräne auf. Am auffallendsten ist dies da, wo die an der Ostsee liegenden Kreidelager erreicht wurden; da füllt sich die Moräne mit Kreidebrocken und Feuersteinen. Beim Überschreiten des Rotliegenden färbt sie sich rot, auf dem Porphyrterrain Sachsens nimmt sie Porphyrbrocken auf usw. Es bildet sich auf solche Weise eine Lokalmoräne.

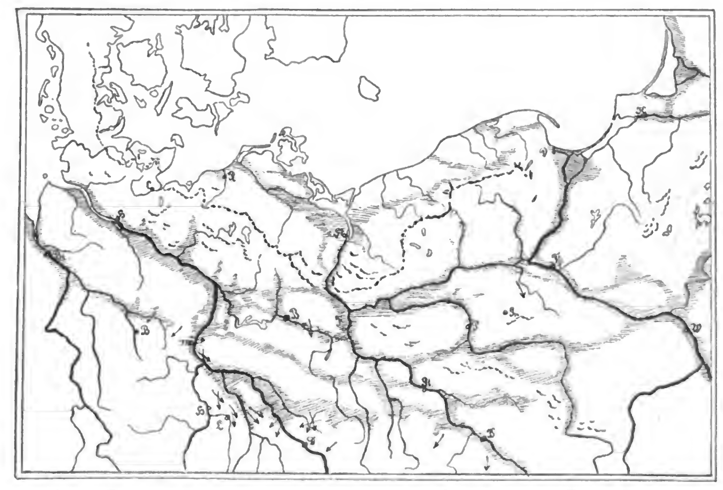


Fig. 7. Die Endmoränen, Urstromtäler und Fundorte der Glacialschrammen Norddeutschlands. (Nach Wahnschaffe.)
Die punktierte Linie gibt den Verlauf der Endmoränenzüge an, die Schraffierung bezeichnet die Urstromtäler, und die Pfeile veranschaulichen die Richtung der Glacialschrammen.

Über den Transport dieser Moräne ist der Leser bereits zur Genüge unterrichtet; es bleibt ihm nur übrig, die Verhältnisse der heutigen Gletscher ins Großartige zu übertragen, und es wird ihm nicht schwer fallen, unser Diluvium als die Grundmoräne des Inlandeises zu deuten und seine oft gewaltige Dicke, bis zu 200 m und darüber, zu verstehen.

Nun bilden aber unsere Diluvial-Ablagerungen nicht eine einzige Masse, sondern sie sind gegliedert, in mehrere übereinander liegende Lagen geteilt. Die mächtigsten Schichten sind, wie mehrfach erwähnt, in sich ungeschichtet, getrennt aber sind sie durch geschichtete Lagen. Hier kommen wir an einen schwierigen Punkt, zumal sich die Männer der Wissenschaft selber über die Gliederung unseres Diluviums nicht recht klar, wenigstens nicht einig sind. Der Leser denke sich also das Herannahen eines gewaltigen Eisstromes. Die Schmelzwasser eilen ihm voran, führen Sand und Ton mit sich und lagern diese ab. Es bildet sich eine geschichtete Lage Kulturboden vor Beginn der Eiszeit, darum das Präglacial genannt. Dann kommt das Eis und lagert seine Grundmoräne darüber, die erste glaciale Ablagerung. Eine wärmere oder niederschlagsarme Periode nötigt das Eis zum Rückzuge; die Schmelzwasser treten ihre Tätigkeit aufs neue an und lagern wieder geschichtete Sande und Tone ab; es entfaltet sich vielleicht ein reiches Tier- und Pflanzenleben. Aber das Eis kommt wieder und vernichtet alles Leben. Jene Schichten liegen nun zwischen zwei Glacialzeiten und heißen darum das Interglacial. So kennt man gegenwärtig drei [1]) Eiszeiten und dem-

[1]) Bisher haben wir von zwei Eiszeiten geredet, weil die bis jetzt betrachteten Zeugnisse eine dritte nicht erkennen lassen.

gemäß zwei Interglacialzeiten und eine postglaciale Decke. Präglaciale Ablagerungen kennt man nicht mit Sicherheit.

Die Grundmoräne der ersten Eiszeit ist bis jetzt nur an zwei Stellen erbohrt, bei Rüdersdorf und bei Hamburg. Wie weit darum diese Vereisung sich erstreckte, kann man nicht sagen. Sie zog sich aber zurück. Die Süßwasser, namentlich die Schmelzwasser, brachten geschichtete Sande und Tone zum Absatz. Hier und da bildeten sich Torfmoore, stellenweise drang das Meer ein und lagerte marine Schichten ab: es bildete sich das Interglacial I. Das Klima war noch ziemlich kalt, wie besonders die gefundenen Muscheln und Schnecken beweisen, ebenso auch die Pflanzenreste in den Torflagern. In Schleswig-Holstein sind namentlich marine Schichten bekannt, besonders in der Nähe der unteren Elbe (Dockenhuden, Nienstedten, Hamm, Itzehoe, Burg) und auf Alsen. Es folgte die zweite Vereisung, sowohl in horizontaler als auch in vertikaler Richtung die mächtigste. Ihre Grundmoräne ist der sogenannte untere Geschiebemergel. Der Name soll auch hier beibehalten werden, obwohl er eigentlich der mittlere heißen müßte. Er ist eine tonige, mehr oder weniger kalkige Bildung, oft erfüllt von erratischen Blöcken und im wesentlichen ungeschichtet. Stellenweise ist er in mehrere, durch Sandschichten getrennte Bänke gespalten. Man erklärt dies durch periodisches Schwanken in der Ausdehnung des Eises, bezeichnet aber die Sandschichten nicht als interglacial, da sie Pflanzen- und Tierreste nicht aufweisen, ihre Bildung also verhältnismäßig geringe Zeit in Anspruch nahm. Abermals zog sich das Eis zurück auf lange Zeit. Ein gemäßigtes Klima herrschte, und eine dementsprechende Tier- und Pflanzenwelt belebte Norddeutschland; die zweite Interglacialzeit hatte begonnen. Die Süßwasserschichten zeigen uns große Säugetiere, wie Mammut, Rhinoceros, Riesenhirsch usw., und eine große Reihe von Süßwasserkonchylien. In den Sümpfen und Seen bildeten sich interglaciale Torflager. Wir nennen hier nur einige aus Schleswig-Holstein: Lauenburg a. E., Beldorf und Großenbornholt am Kaiser Wilhelm-Kanal unweit Grüntal, Fahrenkrug bei Segeberg. Auch das Meer griff an verschiedenen Stellen ein und setzte seine Schichten ab mit Meereskonchylien, z. B. Ostrea (Auster) und Cyprina. Solche marine Schichten finden sich meist in der Nähe der Nord- und Ostsee; in Schleswig-Holstein sind z. B. bekannt die Austernbänke von Blankenese, vom Panderkliff auf Sylt, Cyprinentone bei Sonderburg auf Alsen, Hostrupholz bei Apenrade. Aber auch weiter im Binnenlande sind solche Bänke gefunden. Berühmt ist die Austernbank bei Tarbek unweit Bornhöved, der sich weiter nordöstlich noch die bei Stöfs unweit Lütjenburg anschließt. Man hat daraus auf eine alte Verbindung zwischen Nord- und Ostsee geschlossen, die von Itzehoe durch das Tal der Osterau über Fahrenkrug, Tarbek, Plön, Stöfs, durch das Tal der Kossau in die Kieler Bucht führte.

Wiederum rückte das Eis heran; die dritte Eiszeit kam und mit ihr die letzte, welche Europa erlebte. Seine Grundmoräne ist der obere Geschiebemergel. Er ist im allgemeinen nicht so mächtig und nicht so verbreitet wie der untere.[1]) Wie weit erstreckte sich nun der Eisstrom der dritten Glacialzeit? Etwas Sicheres läßt sich darüber zurzeit nicht sagen; nur soviel ist gewiß, daß er die Ausdehnung des zweiten nicht mehr erreichte. In Sachsen z. B. fehlt der obere Geschiebemergel, und es ist auch keine Bildung vorhanden, die ihm etwa gleichzustellen wäre. Lebhaft gestritten wird darüber, ob die Elbe als Grenze des dritten Eisstromes anzusehen ist. Oberer Geschiebemergel findet sich freilich in der Altmark

---

[1]) Man pflegt den unteren Geschiebemergel auch den blauen, den oberen den gelben zu nennen. Die gelbe Farbe ist aber nur eine Oxydationserscheinung. Der blaue Mergel wird an der Luft allmählich gelb.



Fig. 8. Gefaltete Sand- und Mergelschichten, angeschnitten zu Levensau beim Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals, Juli 1890.
Aus: „Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie.“² (Kiel: Lipsius & Tischer.)
Original: „Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild.“

und in der Lüneburger Heide nicht, aber einige Forscher halten die Sande dieser Gegenden für gleichzeitige Bildungen mit einer Grundmoräne und zwar mit dem oberen Geschiebelehm.

Früher war man ziemlich allgemein der Ansicht, daß der baltische Höhenzug die Grenze der letzten Vereisung gebildet habe. In der Tat läßt sich ein gewaltiger Endmoränenzug, der im wesentlichen an den baltischen Höhenzug gebunden ist, vom nördlichen Schleswig durch Holstein, Mecklenburg, die Uckermark, Neumark und Hinterpommern bis jenseit der Weichsel verfolgen. (Fig. 7.) Diese baltische Endmoräne besteht aus einem vielfach ein- und ausgebuchteten Gürtel von kuppen- oder rückenförmigen Hügeln, die aus Diluvialsand und Geschiebelehm zusammengesetzt sind und oft für lange Erstreckung in fortlaufende Geschiebewälle, in Steinpackungen und Blockhügel von 10—12 m Höhe übergehen oder mit solchen nordischen Blöcken oberflächlich bedeckt sind. Die Endmoräne besteht aus verschiedenen Bogenstücken, nach außen, d. h. nach dem eisfreien Lande hin, konvex, nach innen konkav. An der konkaven Seite ist das Land mit Geschiebemergel bedeckt; nach außen findet sich ein steinarmes, sandiges Vorland, ohne Zweifel der Absatz der Schmelzwasser, welche die feinen tonigen Teile hinwegführten, die schweren sandigen liegen ließen. So mag sich das sandige Gebiet in der Mitte Schleswig-Holsteins erklären.

Man darf aber diese Endmoräne nicht als die Grenze der letzten Vereisung auffassen; sie deutet nur eine längere Stillstandsperiode an. Dies ergibt sich

daraus, daß die baltische Endmoräne oft mehrere hintereinander liegende Wiederholungen aufweist, und daß da, wo die Moräne Lücken aufweist, der obere Geschiebemergel, also die Grundmoräne des Eises, in zusammenhängender Decke hindurchgreift. — Erwähnt sei, daß auch im südlichen Teile der Provinz Brandenburg, sowie in Schlesien und Posen Endmoränenzüge beobachtet worden sind.

Als letztes Glied unseres Diluviums folgt über dem oberen Geschiebelehm der Decksand, eine postglaciale Ablagerung der Schmelzwasser der letzten Vereisung. Bestreut ist dieser Sand mit großen erratischen Blöcken. In Schleswig-Holstein ist also der Decksand des Ostens das Schlammprodukt der obersten Lage des oberen Geschiebemergels.

Die Gliederung unseres Diluviums ergibt also nachstehendes Bild:

Postglacial: Decksand.
Dritte Glacialzeit: Oberer (gelber) Geschiebelehm.
Zweite Interglacialzeit: Zeit der großen Säugetiere.
Zweite Eiszeit: Unterer (blauer) Geschiebelehm.
Erste Interglacialzeit: Arktische Flora und Fauna.
Erste Eiszeit: Grundmoräne gefunden an zwei Stellen.
Präglacial?

Der Leser muß nun nicht denken, diese Ablagerungen überall in zusammenhängender Decke vorzufinden. Stellenweise wurde vielleicht diese oder jene Moräne überhaupt nicht abgelagert, anderswo zerstört und hinweggeschwemmt; auch wirkte der im folgenden Abschnitt zu behandelnde Umstand vielfach störend auf die Lage der Schichten ein.

4. Schichtenstörungen.

Ein Eisstrom wirkt nur dann auf seine Unterlage, wenn er Hindernisse findet, sei es, daß der Boden Unregelmäßigkeiten aufweist, sei es, daß er flach ansteigt. Anstehendes Gestein wird dabei geschliffen, lose Schichten werden aufgebogen, zertrümmert, fortgeschleppt. Derartige Hindernisse fand das Inlandeis in Norddeutschland ohne Zweifel vielfach vor. Der erste Eisstrom ging über die keineswegs ebenen Sande und Tone des Tertiär; auch stellten sich ihm durchragende ältere Gesteine entgegen, und endlich war das Tertiär bedeckt von präglacialen Sanden und Tonen. Das Eis der zweiten Vereisung fand die Grundmoräne der ersten und die geschichteten Sande und Tone der Interglacialzeit vor. Ähnlich die dritte Eiszeit. Alle diese Bildungen finden sich an vielen Orten gestört in ihrer ursprünglichen Lagerung. Dabei ist oftmals der untere Diluvialsand so aufgepreßt, daß er den Geschiebemergel durchragt.

Es sollen hier nur einige Beispiele aus Schleswig-Holstein angeführt werden. Beim Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals sind wiederholt stark gestauchte Schichten bloßgelegt worden, von denen die schönste Stelle im Bilde festgehalten ist. (Fig. 8.) Man bringt aber auch die Gestalt unserer Förden mit der stauchenden Tätigkeit des Eises in Verbindung. Dieselben nahmen wohl zur Präglacialzeit ihren Anfang, wurden hauptsächlich durch die zweite Vereisung weiter ausgebildet und erhielten durch den Strom der letzten Eiszeit ihre jetzige Gestalt. Das Eis schob sich in die engen Rinnen hinein, wurde durch die Verjüngung nach innen zusammengepreßt und wirkte zusammenschiebend und stauchend auf die Uferränder und das Hinterland. Deshalb sind die unteren diluvialen Schichten im Kamm des Hinterlandes wellenartig zusammengeschoben. (Fig. 9.) Das aber mußte die Flußläufe gewaltig beeinflussen. Die Eider z. B. wurde vom Kieler Hafen abgedrängt und mußte sich einen Weg zur Nordsee suchen.

5. Der baltische Höhenzug.

Einige Forscher haben die Ansicht geäußert, daß der ganze baltische Höhenzug als Endmoräne aufzufassen sei. Dem gegenüber muß daran festgehalten werden, daß die Endmoränen wohl an ihn gebunden sind, aber doch nur verhältnismäßig unbedeutende Wälle und Kuppen darstellen. Seine Oberfläche besteht meist aus der Grundmoräne der letzten Vereisung, aus oberem Geschiebemergel. Darunter befinden sich dann die übrigen diluvialen Absätze, vielfach gestaucht und gefaltet. Man darf aber auch nicht annehmen, daß der Höhenzug einfach durch das Eis zusammengeschoben ist. Bohrungen haben ergeben, daß der baltische Höhenzug einen Kern älteren Gebirges enthält; man kann sich aber noch kein genaues



Fig 9. Gefaltete Sand- und Tonschichten am Hornheimer Höhenzug bei Kiel.
(Wegnersche Ziegelei, Sept. 1895)
Aus: „Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild.“
(Kiel: Lipsius & Tischer.

Bild von der Gestalt des Zuges vor Beginn der Eiszeit machen. Nur so viel läßt sich sagen, daß sie damals anders war als jetzt. Die diluvialen Ablagerungen liegen nicht überall in gleicher Dicke, und die jetzige Gestalt des Höhenzuges ist deshalb nicht eine einfache Wiederholung der früheren. Die Eiszeit ist aber nicht ohne Wirkung geblieben auf den Höhenzug. Abgesehen davon, daß sie ihm ihr Moränenmaterial brachte, ihn also erhöhte, hat sie auch seine Gestalt verändert. Ohne Zweifel war nämlich das Ostseebecken schon zur ersten Interglacialzeit vorhanden; der zweite Eisstrom, unser Hauptstrom, fand dasselbe vor. Nach Überschreitung desselben boten der südliche und westliche Uferrand der Ostsee ein bedeutsames Hindernis, verlangsamten den Strom und veranlaßten eine bedeutendere Ablagerung von Schutt. Dazu kam, daß das Eis an den vorglacialen und glacialen Schichten dieses Höhenzuges bedeutsame Aufpressungen und Zusammenschiebungen bewirken mußte, und endlich wurde der Stillstand im Rückzuge des letzten Eisstromes die Ursache zur Ablagerung der großen baltischen Endmoräne. So hat die Eiszeit wohl einen Höhenzug vorgefunden, seine Gestalt aber erheblich verändert.

6. Einfluß des Eises auf das Flußsystem Deutschlands.

Eine so kolossale Eismasse mußte beim Abschmelzen ebenso gewaltige Wassermassen liefern und deswegen Riesenströme erzeugen. Hinzu kamen die Gewässer des Mittelgebirges. Beide vereint suchten Abfluß, der aber nach Norden nicht gefunden werden konnte, da hier die Eismauer ein unbedingtes Hindernis bildete. Deshalb ging der Lauf nach Westen, der zweiten der beiden Abdachungen unserer norddeutschen Ebene. Bei einer Stillstandslage des Eises mußte eine breite, tiefe Rinne ausgewaschen werden, das erste Urstromtal. Bei weiterem Zurückziehen des Eises mußten die Schmelzwasser in nord-südlichen Rinnen das Tal zu erreichen suchen, und bei erneutem Stillstande wurde ein neues Tal gebildet. Die Wasser des Mittelgebirges brachen in süd-nördlicher Richtung dorthin durch. Das alte Stromtal aber versandete. So unterscheidet man heute fünf Urstromtäler. (Siehe die Karte.) Das südlichste ist das Breslau-Magdeburger. Es folgt dem Laufe der Malapane, der Oder zwischen Malapane- und Katzbachmündung, erstreckt sich dann in westlicher Richtung quer durch die Flußtäler von Bober und Queis, der Neiße und Spree in das Flußgebiet der Schwarzen Elster und folgt dann dem Elbtale. Einige Forscher haben angenommen, daß dieses Tal sich noch weiter westlich über die Aller zur Weser erstreckt habe, sei es oberhalb Magdeburg durch das Saale- und Bodetal, sei es unterhalb durch das Tal der Ohre. Allein das ist wenig wahrscheinlich, da die genannten Täler im Vergleich zu dem Elbtale zu schmal sind.

Dann folgt das Glogau-Baruther Tal. Es verläuft zunächst in der Richtung des Bartsch, benutzt ebenfalls auf eine kurze Strecke das Odertal unterhalb Glogau, zieht in westlicher Richtung nach dem Spreewald und mündet in das Elbtal.

Das Warschau-Berliner Tal läßt sich verfolgen längs der Warthe, dem Obrabruch, der Oder, Spree und Havel bis zur Elbe. Diese Niederung hat man benutzt für den Friedrich Wilhelms- und den Plaueschen Kanal.

Das Thorn-Eberswalder Urstromtal nahm die Weichsel auf bis Bromberg, führte von da durch das Tal des jetzigen Bromberger Kanals zur Netze, Warthe, Oder und über die Täler des Finow- und Ruppiner-Kanals wiederum zur Elbe.

Endlich folgt als letztes das pommersche Urstromtal. Das Eis hatte sich über den baltischen Höhenzug zurückgezogen; die Schmelzwasser konnten das

Thorn-Eberswalder Tal nicht mehr erreichen, mußten sich darum westwärts einen Abfluß suchen.

Im allgemeinen senken sich diese mit Sand gefüllten Täler von Osten nach Westen; man findet stellenweise aber auch horizontale Strecken, woraus man das Vorhandensein großer Stauseen gefolgert hat.

Daß diese Urstromtäler ebenso vielen Stillstandslagen des Eises entsprechen, beweisen auch die zugehörigen Endmoränenzüge, die natürlich nördlich von dem Tal gesucht werden müssen. Vollständig bekannt ist freilich nur der dem Thorn-Eberswalder Talzuge merkwürdig parallele baltische Endmoränenzug, den wir bereits erwähnten. Von den übrigen kennt man bis jetzt nur Bruchstücke.

Nach diesem wird die westliche Richtung so vieler unserer Flußläufe verständlich sein. Nicht nur sehr viele kleinere und größere Nebenflüsse haben diesen Lauf, sondern auch die Hauptströme folgen ihm streckenweise. — Ebenso wird die Süd-Nordrichtung, welche verschiedene Flüsse auf kürzere oder längere Strecken verfolgen, jetzt leicht verständlich sein. Daß der Mensch sich die alten Täler für seine Kanalbauten zunutze gemacht hat, sahen wir bereits.

Indes muß noch erwähnt werden, daß die ost-westliche Richtung der Urstromtäler wohl nicht ausschließlich auf die Richtung des Eisrandes zurückgeführt werden kann; höchst wahrscheinlich haben auch die älteren Gebirge, welche vor der Eiszeit bestanden, die Flußläufe beeinflußt. Soweit erkennbar, hatten diese entweder die Richtung OSO—WNW oder WSW—ONO. Doch gestatten die Bohrungen, weil noch lange nicht umfangreich genug ausgeführt, keine unbedingt sicheren Schlüsse

7. Die Seen.

Daß Anzahl und Entstehungsweise der Seen eines Landes mit dessen früherer Bedeckung durch Eis zusammenhängen, geht schon daraus hervor, daß die ehedem vergletscherten Gebiete sich gegenüber den vom Eise nicht bedeckt gewesenen durch großen Reichtum an Seen auszeichnen. Das erkennen wir nicht nur im norddeutschen Flachlande, sondern auch im südlichen Schweden, in Finnland, den Alpen und Nordamerika. Die Art der Entstehung ist eine sehr verschiedene, und noch sind wir längst nicht so weit, von jedem See sagen zu können, wie er entstanden ist. Es ist auch nicht selten, daß verschiedene Teile eines und desselben Sees verschiedene Entstehung haben.

Nach Professor Wahnschaffe lassen sich etwa sieben verschiedene Seentypen unterscheiden:

1. Grundmoränenseen. Dieselben sind einfach Ausfüllungen der Vertiefungen in der Grundmoränenlandschaft. Sie finden sich namentlich im Gebiete des baltischen Höhenzuges recht häufig. Oft sind sie fast gänzlich ab- und zuflußlos; das Oberflächenwasser sammelt sich in den Vertiefungen an, und der Wasserspiegel wird wesentlich nur durch die Verdunstung reguliert. Oberer Geschiebelehm und Decksand laufen an dem meist flachen Uferrande hinab und bedecken auch den Boden des Sees. Da ihnen eine kräftige Strömung fehlt, sind sie der Vertorfung leicht ausgesetzt.

2. Faltenseen. Wo das Eis jüngere oder ältere Schichten stauchte, entstanden Vertiefungen, die sich ähnlich mit Wasser füllten, wie oben beschrieben.

3. Stauseen. Sie liegen stets hinter einer Endmoräne. Wo diese einen zusammenhängenden Wall bildet, mußten sich die Schmelzwasser stauen und also einen See bilden. Man findet sie darum namentlich hinter verschiedenen Teilen der großen baltischen Endmoräne. Stellenweise haben die Wasser den Wall durchbrochen und eine Ausflußrinne in das Vorland gegraben; der See wurde entweder ganz trocken gelegt oder sein Spiegel doch wesentlich erniedrigt.

4. Rinnenseen. Sie verdanken der erodierenden (ausschleifenden) Tätigkeit des Wassers ihre Entstehung. Das Schmelzwasser, welches entweder unter dem Eise oder in dem eisfreien Vorlande strömte, höhlte tiefe Rinnen aus, und als das Wasser an Menge abnahm, blieben die tiefsten Stellen als Seen bestehen, unter einander verbunden durch fließendes Wasser. Die Rinnenseen bilden darum häufig Teile heutiger Flußläufe. Daß sie in der Regel eine langgestreckte Gestalt haben, wird ohne weiteres verständlich sein, ebenso, daß bei ihnen die nord-südliche Richtung vorherrscht. Ihre Ufer zeigen, im Gegensatz zu den vorigen drei Arten, die Schichten des Diluviums im Querschnitt; sie sind eben aus ihrer Umgebung herausgeschnitten.

5. Ausstrudelungsseen. Während die Rinnenseen der horizontal wirkenden Erosion des Wassers ihre Entstehung verdanken, entstanden die Ausstrudelungsseen durch die senkrecht wirkende Kraft des in Gletscherspalten oder vom Eisrande herabstürzenden Wassers. Für diese Art der Erosion hat man den Namen Evorsion eingeführt und nennt die Seen deshalb auch Evorsionsseen. Früher nahm man an, daß die Mehrzahl der Seen auf diese Weise „ausgekolkt" sei, eine Ansicht, die nicht mehr haltbar ist; die wenigsten Seen sind Ausstrudelungsseen.

6. Erosionsseen. Wie das Wasser, so kann auch das Eis auf lose Schichten erodierend wirken, tiefe Rinnen auspflügen, die sich dann nach dem Zurücktreten des Eises mit Wasser füllen.

7. Einsturzseen. Sie haben mit der Eiszeit nichts zu tun. Entstehen können sie nur da, wo im Wasser lösliches Gestein, namentlich Gips, vorhanden ist. Da werden Höhlen ausgewaschen, deren Decke, wenn sie zu schwach geworden ist, das darüber liegende Gestein zu tragen, einstürzt. Liegt die Höhle der Erdoberfläche ziemlich nahe, so entsteht ein See. In Schleswig-Holstein ist der kleine Segeberger See ein typisches Beispiel.

Schlußwort an den Leser.

Aufgefordert, über das vorstehende Thema zu schreiben, habe ich mich nur zögernd dazu entschlossen. Die Sprache der Wissenschaft, namentlich soweit sie die Geologie und insonderheit das Diluvium betrifft, fügt sich nur schwer in populäre Form. Dazu kommt, daß das Interesse für geologische Probleme weit hinter dem zurücksteht, welches man der Tier- und Pflanzenwelt entgegenbringt. Aber gerade der letzte Umstand hat mich schließlich bewogen, einmal den Versuch zu wagen. Sollte es mir gelungen sein, hier und da zu Beobachtungen und zum Studium anzuregen, so wäre ich reichlich belohnt. Wer sich wissenschaftlich in die Sache hineinarbeiten will, dem empfehle ich Wahnschaffe, „Die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes," Stuttgart: Engelhorn, ein Buch, dem ich bei Abfassung dieser Arbeit zur Hauptsache gefolgt bin.



Das ehemalige Strandrecht am deutschen Meere.

Von F. Kunze.

II.

Als man anfing, in ausgedehnterem Maße das Meer zu befahren und dabei sehr dürftig hergestellte Schiffe zu benutzen, ereignete es sich sehr häufig, daß letztere den wütenden Wellen zum Opfer fielen und ihren oft wertvollen Inhalt an „Handelsartikeln" aller Art dem offenen Wasser überlassen mußten. Was nicht unterging, wurde ans nächste Küstenland geschwemmt, wo begehrliche „Strand-

bewohner" schon massenhaft beide Hände darnach ausstreckten. Sie betrachteten es gewissermaßen als ein ererbtes Recht, das in Empfang zu nehmen, was ihnen das herrenlose Meer zuführte. Bald verstand man jedoch unter dem Strandrecht „den Anspruch des Grundherrn auf gewisse Güter, welche an dem ihm gehörigen Meeres- oder Flußufer gestrandet waren. Es ist bekannt, daß eine große Anzahl von Strandvölkern in verschiedenen Ländern — besonders an der mit dem weiten Weltmeer verbundenen Nordsee — viele Jahrhunderte hindurch den grausamen Strandraub als ihr gutes Recht ansahen, doch bereits unter den Merovingern soll schon dieser und jener König den Uferbewohnern die räuberische Gewohnheit zu seinem eigenen Vorteil entzogen haben. Natürlich, einen gewissen Anteil mußte der eingreifende Landesherr seinen somit geschädigten Untertanen, soweit sie an der einträglichen Küste heimisch waren, belassen, woher es denn erklärlich ist, daß den „glücklichen Findern" die erlangte Beute nur teilweise zustand, während das meiste dem Fürsten zufiel. Mancher Herrscher beanspruchte auch wohl den ganzen „Ertrag," wogegen einzelne edeldenkende Monarchen wiederum gesetzlich bestimmten, daß überhaupt ausgeworfene Seegüter den geschädigten Eigentümern für den Fall der Ermittelung voll und ganz wieder zurückerstattet werden müßten. Es läßt sich am besten eine annähernde Einsicht in das verschieden gehandhabte „Strandrecht" alten Stils nehmen, wenn mehrere tatsächliche Fälle nebst den einschlägigen Gewohnheiten, gesetzlichen Bestimmungen usw. vorgeführt werden, was in nachstehenden Zeilen geschehen möge.

Aus den Annalen von Stade ist unterm Jahre 1112 zu ersehen, daß man nicht allein gestrandete Güter, sondern selbst die geretteten Leute vom Beherrscher der Küste beanspruchte, die einem alten Brauche gemäß als Sklaven betrachtet wurden. Natürlich dachten in mittelalterlichen Tagen manche Herrscher auch weit hnmaner. So erteilte z. B. Kaiser Philipp von Schwaben, der jüngste Sohn Barbarossas, den Bürgern von Regensburg die Freiheit, jeden, der unter der Bezeichnung „Grundruhr" ein im Schiffbruch verunglücktes Fahrzeug eines Regensburger Bewohners beeinträchtige, wie einen Geächteten behandeln zu dürfen. Denselben Freiheitsbrief bestätigte später auch Friedrich II., nachdem er schon am Tage seiner Thronbesteigung — 22. November 1220 — in einem auf Anregung des heiligen Stuhles verfaßten Rundschreiben ein für das ganze Reich geltendes Gesetz erlassen hatte, in welchem er „zur Ehre Gottes und der Kirche" unter Androhung des Vermögensverlustes und anderer Strafen die Rückerstattung gestrandeter Güter an die Eigentümer forderte, es sei denn, daß es sich um Seeräuberschiffe oder um solche handle, welche dem Kaiser oder dem christlichen Namen feind seien. Mehrere Städte haben dann noch im besonderen für sich die tatkräftige Beseitigung des unmenschlichen Strand- oder Grundruhrrechts — ein auf den Sand geratenes Schiff oder ein mit der Achse den Boden schlechter, holperiger Wege berührender Frachtwagen war schon dem Herrn und Volk verfallen, dem Grund und Boden gehörte —, wie sie denn auch durch Erwerbung des Geleitsrechts, durch Mithilfe bei der Zerstörung gefährlicher Raubnester, bei der energischen Verfolgung ritterlicher Wegelagerer, überhaupt zur Beseitigung verkehrsschädigender Hemmnisse nach Vermögen beitrugen. Im Jahre 1237 setzte der genannte Kaiser Friedrich II. fest, „daß, wenn ein Wiener Bürger Schiffbruch leidet, alles, was von seinen Schiffen geborgen wird, ihm frei zurückgegeben werde, denn es sei unwürdig, Unglücklichen mitleidlos zu rauben, was selbst der fühllose Strom verschont habe." Die Bewohner der Insel Rügen wurden im Jahre 1260 durch ihren Herzog dem grausamen Druck des Strandrechts enthoben, und 1262 wurden Straßburgs Bürger, 1272 die von Neuß, später, im Anfang des 14. Jahrhunderts, auch die Bewohner der Städte Köln, München, Ingolstadt,

Frankfurt a. M. und Speyer kaiserlicherseits gegen diese räuberische Ausbeutung gesichert. Kaiser Ludwig der Bayer erklärte sich der Stadt Regensburg gegenüber sehr entschieden gegen die Ausübung der Grundruhr, hob dieses Recht, wie es damals geübt wurde, überhaupt für Rhein und Main auf und setzte einen bestimmten Bergelohn für gestrandete Güter fest, 12 Heller vom Werte eines Fuders Wein.

Der König Richard nannte die Grundruhr in seinen Urkunden geradezu einen Rechtsverderb, ebenso Rudolf I. und Karl IV., wenn auch in milderen Ausdrücken. Trotzdem wurde das ganze Mittelalter hindurch und noch tief in die spätere Zeit hinein das saubere Handwerk ausgeübt, so daß zahllose, oft vergebliche Unterhandlungen darüber zwischen Städten und Fürsten gepflogen wurden. Regensburg, Nürnberg und mehrere rheinische Städte verhandelten wegen des stets lauernden Strand- und Seeraubes mit den zuständigen Landesfürsten und die Städte an der Nord- und Ostsee mit den Oberhäuptern aller von diesen Meeren berührten Reiche. Entweder suchte man sich ganz und ohne jegliche Bedingung davon zu befreien, was der Hansa zur Zeit ihrer Vorherrschaft hin und wieder gelang, oder man zahlte — falls man Waren und Schiff am Ufer bergen mußte — einen gesetzlich festgelegten Bergelohn und erwarb dazu das Recht, vom Ufer und aus dem nächsten Walde die Bäume zur nötigen Schiffsreparatur fällen zu dürfen; ähnlicher Art waren die Verträge der Lübecker und der Hansa überhaupt mit den russischen Fürsten. Es ist ja bekannt, was für mächtige Flotten dieser mittelalterliche Handelsstädteverband hinaussandte auf das weite Meeresgebiet und welchen enormen Reichtum, kühnen Seemannsmut und tapferen „Geschäftsgeist“ er in die Mauern deutscher Städte führte. Kein Wunder denn, daß gerade die Hansaschiffe ganz besonders als erwünschte „Opfer“ der räuberischen „Strandläufer“ herbeigesehnt wurden, und daß man sich eben seitens dieser fast alle Meere befahrenden Handelsgesellschaft mit aller Macht dagegen zu schützen bemühte. In den einschlägigen Verträgen mit den englischen Königen wurde festgesetzt, daß ein Schiff nur dann verfallen sei, wenn es von allen Lebenden verlassen worden, was jedoch später dahin ausgedehnt wurde, daß das Schiff dem Eigentümer zustehe, so lange nur noch eine lebendige Maus sich auf demselben befinde. Allenthalben war auch genau vorgeschrieben, wie lange das gestrandete Gut für den etwa sich meldenden Eigentümer aufbewahrt werden müsse, ehe der anspruchsvolle Herr des vom Seeauswurf berührten Grund und Bodens darüber verfügen könne.

Eingehende Vorschriften enthält das alte „Recht des Hansameeres“ auch für die Mannschaft der Schiffe im Falle der Verunglückung. So heißt es z. B. im Artikel 13 also: „Würde das Schiff Sturmes oder Ungewitters oder anderer Zufälle halber in Not und Gefahr oder auch an den Grund kommen, so sollen die Schiffskinder ihrem Schiffer nach ihrem höchsten Vermögen beste und getreue Hülfe zu leisten schuldig und verbunden sein. Wenn aber über allen angewendeten möglichen Fleiß das Schiff je stranden und bleiben würde, sollen sie alle Bereitschaft und eingeladenen Güter nach äußerstem Vermögen zu retten und zu bergen verpflichtet sein, gegen Erstattung eines billigen Bergelohns von des Schiffers Reitschaft und Kaufmannsgütern nach guter Leute Erkenntnis, hätte der Schiffer (Kapitän) kein Geld. Er muß die Schiffskinder (Matrosen) wieder verschiffen nach dem Ort, da er sie aufgenommen hat, sofern sie folgen wollen. Helfen ihm aber die Schiffskinder nicht, so ist er ihnen für die verloren gegangenen Schiffe nicht allein nichts zu geben schuldig, sondern es sollen auch die ungetreuen Schiffskinder gestraft werden. Unterm 19. Januar 1410 urkundete Herzog Erich IV. von Sachsen-Lauenburg an die hanseatischen Städte Hamburg und Lüneburg: „Wäre es der Fall, daß einige Schiffer Wasser liefen oder Grundruhr täten auf dem Graben oder (daß) das Gut zugrunde ginge, so sollen weder ich noch unsere

Erben Abgabe haben, sondern die Schiffsleute und Kaufleute mögen, wenn sie den Zoll bezahlt haben, ihr Gut führen und bringen, wohin sie wollen." Wichtiger noch ist der im Jahre 1423 zwischen dem damaligen König Erich aus Pommern und den Hansastädten geschlossene Vertrag, laut welchem dieser „Herr aller drei nordischen Kronen" letzteren die gesicherte Befreiung vom gefürchteten Strandrecht erteilte. Diese Abmachung ist gleichsam als grundlegende Bedingung für alle späteren Vergleiche anzusehen, welche von Zeit zu Zeit zwischen der Krone Dänemark und den hanseatischen Kommunen entstandener Händel wegen errichtet wurden. Natürlich war mit solchen papierenen Vereinbarungen wenig genützt, vielmehr sah sich die stets kriegsbereite Hansemacht genötigt, gegen das unsterbliche Strandrecht mit Waffengewalt vorzugehen, während die räuberischen Handhaber jenes eigenartigen „Rechts" behufs dauernder Erhaltung desselben oftmals auch das Schwert zogen oder andere Repressalien übten. Formell hatten die Eigentümer gestrandeter Schiffe ganz Recht, wenn sie alle anmaßenden Schädiger auf Grund kaiserlicherseits eingeräumter Freiheiten „Räuber" nannten, doch fehlte es damals noch bei inselbewohnenden Schiffervölkern und mecklenburgischen bezw. pommerschen Krautjunkern am erforderlichen Unrechtsbewußtsein.

Eine nachhaltige Aufhebung des grausamen Strand- und Grundruhrrechts kam eigentlich während des ganzen Mittelalters nicht zustande, und so sehr auch die Fürsten dagegen eiferten und auch der heilige Vater im Bunde mit der mächtigen Kirche mit in den Kampf eingriff, so ward die unmenschliche Sitte dennoch eine immer größere Plage für die zahlreichen Handelszüge jener Tage. Papst Innocenz IV. hatte schon im Jahre 1249 den Lübeckern eine beruhigende Schutzurkunde ausgestellt, doch wurde sie leider selten beachtet. Kaum ein beredteres Zeugnis, worauf es ankam, wenn man die vielversprechende Einmischung der Kirche forderte, dürfte es geben, als jenen Brief, den Nikolaus Voge, der Bürgermeister von Stralsund, am 25. Februar 1415 in Konstanz schrieb, nämlich; „Also ihr uns klagtet um das schiffbrüchige Gut, so wißt, darauf haben wir die Ehre Gottes verworben, von dem Papst auf Kaiserrecht darauf geschrieben und geistlich, und haben eine Bulle für die Städte, die uns ausgesandt haben, die uns wohl 200 Dukaten kostet, und haben damit Brachium seculare (d. h. die weltliche Gewalt). Auch hoffen wir, daß wir kriegen von dem Kaiser, was groß und viel ist." Wirklich erließ Sigismund drei Tage später allgemein und insbesondere zu Gunsten der Hansestädte ein Verbot gegen jede Beraubung oder Aneignung schiffbrüchiger Güter. Doch was nützten alle kaiserlichen Verordnungen, wenn die kleinen nordischen Staaten sich nicht daran kehrten? Kein geringerer als Herzog Adolf VIII., der letzte Schauenburger, der über Schleswig-Holstein regierte, betrachtete den Strandraub noch als „gutes Recht." Da er es aber nicht auf einen offenen Fehdegang mit Lübeck ankommen lassen wollte, mußte er sich einem Schiedsspruche der Stadt Hamburg vom 20. Dezember 1423 fügen. Zwei lübische Schiffe, mit Heringen befrachtet, waren in jenem Jahre an der holsteinischen Küste gescheitert, indem das eine in der Trave sank und das andere bei Großenbrode ans Land trieb. Herzog Adolf behauptete nun, Schiffe und Ladung seien als gestrandet nach seines Landes Recht ihm verfallen. Als man ihm in einer gelehrten Erörterung nachwies, daß sein Anspruch „wider Gottes Recht, natürliches Recht, geistliches Recht und Kaiser-Recht" sei, machte er ferner geltend, daß jene gestrandeten Güter nach seines „Landes Gewohnheit" ihm zufallen müßten, wobei ihm ohne Zweifel in weiten Volkskreisen die öffentliche Meinung zur Seite stand. Die weise Antwort des Hamburger Rates führt uns nun direkt in den Kampf zwischen Volksanschauung und Gesetzesinhalt, denn es heißt darin: „Darauf erkennen wir also für Recht: das ist eine schlechte Gewohnheit, die wider Gottes

Recht, natürliches Recht und Kaiser-Recht ist; darum taugt die Gewohnheit nicht, denn sie ist eine unredliche Gewohnheit. Soll eine Gewohnheit Rechtskraft haben, so darf sie nicht wider geschriebenes Recht sein." Daneben wurde auch auf Kaiser Sigismunds gedachtes Privilegium vom 23. Februar 1415 hingewiesen, „welches er dem gemeinen Kaufmann von der deutschen Hense gnedig gewährt zu Kaiser-Recht, das schon geschrieben steht, daß man von schiffbrüchigem Gut oder wenn es sonst in Wassers Not wäre, nichts fordern oder nehmen darf bei den Strafen, die im Kaiser-Recht vermerkt sind und sonderlich bei denen."

Graf Wilhelm IV. von Holland hatte bereits im Jahre 1346 dem auch dort vielfach geübten Strandrecht ein Ende gemacht, und auch die Krone Dänemark nutzte es nicht zu ihrem Vorteil aus, ja, der sonst so verschrieene König Christian II. befiehlt in einem landesherrlichen Erlaß die redlichste Fürsorge für schiffbrüchige Güter, damit nicht der König in üblen Ruf und Verdacht komme." Christian III. und Herzog Adolf von Holstein stellten jedoch 1558/9 den früheren räuberischen Zustand wieder her, nachdem die ehemals so mächtige Hansa mit ihrer armierten Flotte nicht mehr schreckte. Obgleich in dem dies berührenden Edikt eine gewisse Milde obwaltete — solange die Besatzung eines verunglückten Fahrzeuges allein oder im Bunde mit herbeigeholten Helfern die gestrandeten Güter zu retten meinte, sollte das Strandrecht nicht gelten —, so schien sich doch der königliche Fiskus darin die Befugnis eines Finders eingeräumt zu haben. Ja, nach einer Akte Christians V. vom 19. März 1687 wollen sich der König und der Berger in den bodenberührten Fund teilen, doch sollte auf das gestrandete Gut solcher Schiffe, deren Eigentümer „ausgewandert" waren, sich aber bald wieder als Empfangsberechtigte meldeten, kein Anspruch erhoben werden. Später behielt sich Friedrich IV. nur noch die Hälfte der nach Verlauf eines Jahres herrenlos gebliebenen Schiffe nebst Inhalt vor. Unterm 20. Juni 1720 bestimmte er, daß, „wenn Strandgüter geborgen werden, davon der eine dritte Teil berechnet, den Bergern für ihre Mühe gleichfalls ein dritter Teil zugewendet und denen Eigentümern, wenn sie sich innerhalb Jahresfrist anmelden, auch ein dritter Teil davon wiedergegeben, auf den Fall aber, daß die Eigentümer die gestrandeten Sachen und Waren innerhalb Jahresfrist nicht reklamiren, daß sodann der ihnen jetzt erwähnter Maßen sonst 1/3 Ihrer königl. Majestät zugleich mit berechnet werden soll."

Natürlich war ein scheinbar gemildertes Strandrecht, nach welchem sich Landesherr und küstenbewohnende Untertanen in die gestrandeten Güter teilten, aus naheliegenden Gründen erst recht gefährlich, wenn man auch nicht so herzlos verfuhr wie in früheren Zeiten, wo es z. B. 1396 vorgekommen war, daß eine ganze Regensburger Schiffsladung zu Hochstätt als grundrührig erachtet wurde, weil ein einziges kleines Fäßchen durch einen Stoß vom Floß in die Donau gefallen war. Seit dem Jahre 1559 führten auch die Herzöge von Holstein eine strenge Sprache gegen die an ihrem meerbespülten Ländchen Schiffbruch leidenden Leute, wie z. B.: Warum bist du mit deinem Schiffe auf unseren Grund gestoßen? Wisse, daß dafür den Umständen nach die Hälfte oder ein Drittel uns gehört! Ein Viertel ist der Lohn desjenigen, der dein Eigentum aus den Wellen gerettet hat. Nun nimm das übrige und behalte es für dich!" Im Jahre 1793 ereignete es sich noch, daß von einem nordamerikanischen Fahrzeuge dessen Besatzung durch falsche Vorspiegelungen herbeieilender Helgoländer herabgenötigt und das Schiff selbst ganz unversehrt nach Helgoland und demnächst auf die Elbe gebracht worden war. Nach drei Jahren behandelte man diesen Segler und dessen Wareninhalt als „derelinquirt," und seinem Eigentümer fiel ein Verlust von 70 Prozent zu. Weit humaner war man auf dem Gestade pommerscher Landesteile, denn für deren Bewohner galt folgende Bestimmung: „Ob das Gut gestrandeter Schiffe ohne

erforderte Beihülfe gleichwohl geborgen würde, wird den Beschädigten solches, oder wenn es verkauft, der gelösete Wert gegen ein Trinkgeld und Erkenntnis innerhalb drei Tagen ausgefolget." Belohnten doch auch einst lübische Schiffer hilfeleistende Bewohner von Schonen mit Naturalien und Geld: „Sie taten uns wohl, beides mit Speck, mit Kuhfleisch, mit Bier und Brot und begabten uns mit Pfennigen," wird ersteren nachgerühmt.

In der „Peinlichen Halsgerichtsordnung" war unter anderen Bestimmungen auch festgesetzt worden, „daß ein Schiffmann mit seinem Schiff, das er geführt oder das schiffbrüchig geworden, der Obrigkeit desselben Ortes mit Leib und Gut alsdann nicht mehr verfallen sein sollte." Indes, obgleich kaiserliche Erlasse im Bunde mit kirchlichen Vorstellungen Jahrhunderte hindurch gegen Strandrecht und Grundruhr geeifert hatten, so war es doch erst dem in „Zeiten der Aufklärung" ausgebildeten Kulturbewußtsein, das im bürgerlichen Leben reifte und zum Staatsbegriff erstarkte, möglich, jenem Unwesen zu steuern. Fürstenhöfe und Städte als Träger der höheren Kultur mußten ja doch endlich den Sieg über Raub- und Plünderungsgewohnheiten davontragen, denn weder Vernunft noch das darauf sich gründende Natur- und Völkerrecht lassen irgend einen Grund hervorblicken, aus dem gefolgert werden könnte, daß sich gekrönte Strandherren oder die ihnen untertänigen Uferbewohner verunglückte Schiffe und deren wertvollen Inhalt ohne weiteres aneignen dürften, wenn auch nur zu gewissen Teilen. „Weil viel Ungelegenheit und Krieg unter den Nachbarn entstanden und es auch wohl nicht natürliche Billigkeit ist, so hat man dieses Strandrecht in den europäischen Landen aufgehoben und sich dahin verglichen, daß man die Bereitschaft und eingeladenen Güter eines strandenden Schiffes nach ernstem Vorhaben zu retten und zu bergen suchen, selbige aber gegen Erstattung eines billigen Bergelohnes von des Schiffers Reitschaft und Kaufmannsgütern nach Erkenntnis guter, vernünftiger Leute zu restituiren verpflichtet sein solle." Mit dieser Bemerkung eines Chronisten aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts möge unsere Skizze ihren Abschluß finden.



Aus den Erinnerungen eines alten Kampfgenossen von 1848—1851.

Nach den Mitteilungen von Klaus Huß
aufgezeichnet von **Christian Delfs** in Blumenthal bei Voorde.[1])

III.

Bei einer solchen Rekognoszierung kamen mein Kamerad Sell und ich gegen Abend an ein alleinliegendes Gehöft. Wir überzeugten uns vorerst, daß dasselbe nicht vom Feinde besetzt war, und verschafften uns Eingang ins Wohnhaus. Alles war leer. Auf dem Tisch in der Wohnstube stand eine Schüssel mit Grütze, ein nettes Stück Butter stak darin, auch die zu diesem Gericht gehörende Milch stand dabei. Hungrig waren wir, aber auch hatten wir Angst, vergiftet

[1]) Durch ein Versehen ist leider in Nr. 8 S. 191 zu den Worten: „Auf dem Marsch nach Hadersleben" folgende Bemerkung des Herrn Prof. Hansen ausgelassen worden: „Das klingt so, als wenn dieser Marsch und das darauf folgende Gefecht kurz nach der Schlacht bei Schleswig stattgefunden hätten. Der Erzähler verwechselt offenbar den ersten Vormarsch nach Norden Ende April 1848 mit dem zweiten Ende Juni desselben Jahres, der zu den Gefechten bei Hadersleben am 29. Juni und bei Bjerning-Kirche am 30. Juni führte, an welchen in erster Linie „gerade das 1. Jägerkorps sich rühmlichst beteiligte." Dieselbe Verwechselung wirkt auch störend in den diesmaligen Mitteilungen (III). Die Schriftleitung.

werden zu können. Bei der Gesinnung der Bevölkerung konnte man sich auf alles gefaßt machen. Trotzdem überwog der Hunger. Wir waren eben im besten Essen, da vernahmen wir deutlich das klappernde Geräusch, wie es das Gehen einer Person in sog. Hackschuhen verursacht. Gleich darauf trat eine alte Frau zu uns in die Stube. Da wir damals noch dänische Uniform trugen, hielt die Alte uns für Landsleute. Eifrig erkundigte sie sich, wo „dat tydske Folk“ herginge. Wir ließen sie reden und aßen Grütze. Wie diese aber vertilgt war, gaben wir uns als „tydskes Volk“ zu erkennen. Die Alte verschwand, ohne uns „Gute Nacht“ zu wünschen. Wie schon erzählt, waren die Preußen zum Abschneiden des Rückzuges der Dänen nach Jütland zu spät gekommen. Jütland zu betreten, war uns damals noch nicht gestattet. Der Feind entwich ungestört über die Grenze, und wir mußten ungefähr 2 Stunden südlich zurück, um in und bei einer Ortschaft Sygellund (oder so ähnlich) Quartiere zu beziehen. Leider mußten wir auf der bloßen Erde schlafen, während die gleichzeitig mit uns eingetroffenen Preußen in Christiansfeld und Umgebung in ausgezeichneten Quartieren lagen. Auch mit unserer Verpflegung stand es sehr schlecht. Geld hatten wir genug, aber die Bauern verlangten für Lebensmittel ganz unerhört hohe Preise. Das veranlaßte unseren Major Lange, den Preis für Butter ein für alle Mal auf 7 Schillinge pro Pfund festzusetzen. Wer dafür keine ablassen wollte, dem wurde sie einfach genommen. Schon hatten auch wir uns in Lagerhütten einigermaßen eingerichtet, da traf unerwartet für uns Marschordre ein. Die Preußen kamen nach Fridericia, während unsere Armee Veile besetzen sollte.[1])

Unverzüglich wurde aufgebrochen. Auf dem ganzen Wege nach Veile ließ sich kein Däne sehen; die Stadt wurde ohne Widerstand besetzt. Etwa am 3. oder 4. Mai trafen wir dort ein. Sehr lange hatten wir keine Gelegenheit gehabt, einem Gottesdienst oder dem heiligen Abendmahl beiwohnen zu können. Hier in Veile war Zeit dazu. Noch war aber der Geistliche mit der Predigt nicht zu Ende gekommen, da wurde schon Generalmarsch geschlagen. Wir stürzten aus der Kirche auf den Marktplatz. Dort hielt der oberkommandierende General v. Wrangel mit seinem Stabe, um uns einen Inspektionsbesuch zu machen. Er redete uns an, drückte uns sein Bedauern aus, daß er unseren Gottesdienst gestört habe, und verließ uns dann bald.

Militärisch hatten wir wenig zu tun, mußten vielmehr in Gemeinschaft mit den Landleuten der Umgebung an der Herstellung eines Kolonnenweges arbeiten. Der Weg wurde angelegt, um eine bessere Verbindung nach Fridericia und Kolding zu haben.

Eines Tages — ich war gerade auf Hauptwache — traf dort Befehl ein, abends 10 Uhr sollten sich auf dem Kirchplatze von jeder Wache 2 Mann stellen. Wir sollten dort auf 3 Offiziere warten. Weiter wurde uns nichts mitgeteilt. Zur angegebenen Zeit kamen denn auch die 3 Herren und marschierten mit uns in der Richtung auf Horsens ab. Einige 1000 Schritte von der Stadt wurde uns mitgeteilt, zu welchem Zweck die Tour gemacht werde. Bei uns diente ein Oberjäger namens Volli. Dessen Quartiergeber hatte nun den Mann zum Desertieren veranlassen wollen. Volli ging scheinbar auf den Vorschlag ein. Nachdem der Abend der Ausführung bestimmt festgesetzt war, unterrichtete der Oberjäger unseren Hauptmann in der Sache. Um die beiden zu fangen, mußten wir uns verteilen, so daß auf jeder Seite der Straße 4 Mann in gewissen Abständen lagen. Mitten auf der Straße stand ein Posten. Als Unterscheidungszeichen wurde uns mitgeteilt, der Oberjäger, der natürlich auch in Zivil gekleidet sei, trüge eine

[1]) Dies geschah schon am 3. Mai, also lange vor dem zuletzt Berichteten. H.

Mütze, der Bürger einen Hut. Es dauerte nicht lange, da kamen uns die bezeichneten Personen in Sicht. Auf Anruf des Postens „Wer da?“ erfolgte seitens des Bürgers die Antwort: „Bürger aus der Stadt.“ Auch der Oberjäger gab dieselbe Antwort. Nun erschienen unsere Offiziere, denen die Sache augenscheinlich Spaß machte. „Jäger, kennt Ihr den Mann?“ wurden wir gefragt. „Gewiß, es war ja unser Oberjäger.“ Zum Schein stellte der sich kläglich an. Volli wurde zum Schein, der Bürger aber recht fest gebunden und ins Gefängnis abgeführt. Wie die Sache bekannt wurde, kamen die Frau des Bürgers und seine recht hübsche Tochter, um für ihn um Freilassung zu bitten, allerdings vergeblich. Später wurde er jedoch, ohne weitere Strafe erlitten zu haben, entlassen. Nachdem wir in Veile 3 Wochen, ohne etwas vom Feinde zu sehen, zugebracht hatten, ließ Oberst v. Zastrow, der in der Zeit, die wir in Veile lagen, halb Jütland, ohne Befehl dazu zu haben, ausgekundschaftet hatte, an den Feind durch Maueranschläge usw. folgende Aufforderung ergehen: „Die Dänen haben sich innerhalb dreier Tage zur Schlacht zu stellen. Sollte sich der Feind nicht sehen lassen, so wird nach Ablauf der gestellten Frist Jütland der Plünderung preisgegeben.“ Preußische Kürassiere machten schon einen kleinen Anfang damit, indem sie einem Pastor ein prächtiges Pferd wegnahmen, welches der Schwadron gerade fehlte, trotz dem Wehgeschrei des Herrn Pastors. Sonst hatten wir wie gewöhnlich unsere Rechnung wieder einmal ohne das Oberkommando gemacht. Noch war die gesetzte Frist von 3 Tagen nicht verlaufen, da kam schon vom Hauptquartier der Befehl, Jütland binnen 48 Stunden zu räumen. Das war wieder einmal eine arge Enttäuschung, denn wir hatten auf eine entscheidende Schlacht und Beendigung des Krieges gehofft. Meine Kompagnie kam vorläufig nach Ochsenwatt. Auf dem Rückmarsch nach dort ereignete sich noch ein Unglücksfall. Einem unserer Leute war sein Gewehr unbrauchbar geworden. Vom unserem Bagagewagen sollte ihm ein neues geliefert werden. Der ausliefernde Unteroffizier hatte jedenfalls aus dem Gewehr nicht die Ladung entfernt, denn beim Umtausch entlud sich dasselbe, und zu Tode getroffen fiel der Soldat um. Wir beerdigten ihn in Ochsenwatt. Der unglückliche Unteroffizier mußte bald darauf als unheilbar irrsinnig entlassen werden. Von Ochsenwatt ging es zunächst nach Flensburg. Wir hofften, in der Stadt Quartier zu erhalten, mußten uns aber zu unserem großen Mißvergnügen auf die umliegenden Dörfer verteilen. Bei Holnis und Glücksburg hatten die Dänen vielfach Mannschaften von einem auf der Förde liegenden Kriegsdampfer[1]) ausgeschifft. Hauptsache war Einziehen von Nachrichten in betreff derStärke der umliegenden Truppen sowie Beschaffung von Lebensmitteln. Sonst wurde der Dampfer nicht lästig. Dem Oberst v. Zastrow wurde aber die Geschichte schließlich unbequem, und er beschloß, dem Dänen einen Streich zu spielen. Er zog ganz in der Stille eine kleine Abteilung Artillerie heran und auch unsere 4. Kompagnie Jäger. Wir mußten in der Umgegend von Glücksburg Vorpostendienste versehen. Von den Dörfern waren wir nach Glücksburg verlegt worden. Eines Abends gab der Oberst Befehl: Sämtliche Quartiere bleiben offen! Am frühen Morgen wurden wir in aller Stille aus unserem Quartier abgeholt, um zusammen mit der Artillerie nach dem Strande zu marschieren. Dort hatte der Oberst eine sehr günstige Stellung gewählt. Die Dänen waren in guter Ruhe, sie hatten augenscheinlich keine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr. In der Mitte fuhr unsere Artillerie auf, zu beiden Seiten lag je eine Kompagnie Jäger, um einer Landung begegnen zu können. Ohne vom Feinde bemerkt zu werden, war alles bisher Geschilderte vor sich gegangen. So ungefähr um Sonnenaufgang war alles bereit,

[1]) Es war die Korvette „Najaden,“ sowie 2 Kanonenboote. H.

und unsere Geschütze sandten den Dänen einen nicht sehr angenehmen Morgengruß. Diese ersten Schüsse sollen an Bord eine grenzenlose Bestürzung hervorgerufen haben. Wie man später sagte, sollten die Herren Dänen eine lustige Nacht verbracht haben und wären erst durch die einschlagenden Geschosse in unangenehmer Weise aus ihrem Rausch erweckt.

Es verging denn auch eine ziemlich lange Zeit, ehe die Besatzung des Schiffes sich soweit besonnen hatte, daß sie unser Feuer erwidern konnte. Augenscheinlich hatte auch das Schiff nicht genügend Dampf[1]) auf, um manöverierfähig zu sein. Es lag unbeweglich still und bot den Geschossen der Artillerie eine treffliche Zielscheibe. Endlich kam Bewegung in das Fahrzeug, es suchte so schnell, wie es sein lecker Zustand gestatten mochte, das Weite. Die Verluste an Bord sollen erheblich gewesen sein,[2]) während bei uns kein Mann beschädigt war. Am Tage darauf machten einige vielleicht 20 Freiwillige unter Führung unseres Hauptmans v. Schöning in zwei Booten, deren zweites von einem Leutnant Lüders befehligt wurde, eine Fahrt nach zwei in der Förde gelegenen Inseln. Wenn ich nicht irre, werden dieselben mit den Namen Groß- und Klein-Ochsenö benannt. Die Inseln waren vom Feinde nicht besetzt. Es entwickelte sich in der Wirtschaft auf der größeren Insel bald ein recht fideles Leben, zumal unser Hauptmann verschiedene Flaschen Wein zum Besten gab. Schließlich wurde die Rückfahrt angetreten. Vom Seefahren verstand kein Mensch etwas. Die Wellen gingen recht hoch, und kamen wir endlich vollständig durchgeweicht in Glücksburg an. — Abermals mußten wir südlich ziehen. Unsere alte Garnisonstadt Schleswig sahen wir auf drei Tage wieder, dann ging es nach Friedrichstadt. Sechs Tage lagen wir dort, und wurden wir die bis dahin getragenen dänischen Uniformen los. Vollständig mit neuer schleswig-holsteinischer Montierung versehen, rückten wir nach Husum ab. Dort waren nämlich zwischen Kameraden von unserem 2. Jägerkorps und einem dort neugebildeten Infanteriebataillon Zwistigkeiten ausgebrochen, die in Tätlichkeiten ausarteten und Schlimmes befürchten ließen. Wir sollten dort Ruhe schaffen. Unser Eingreifen war unnötig; das Infanteriebataillon rückte ab, um eine andere Garnison zu beziehen. Inzwischen war von den kriegführenden Parteien eine Waffenruhe auf 14 Wochen[3]) vereinbart worden. Unser Korps erhielt als Garnison Eckernförde angewiesen. Nur einmal während der Waffenruhe wurde ausgerückt, nämlich zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach Rendsburg. Leute von dem dort garnisonierenden Pionierbataillon hatten sich arge Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen. Die Hauptaufrührer wurden mit zum Teil sehr schweren Festungsstrafen belegt. Eintönig verging die Zeit mit Übungen und Exerzieren, bis der 26. März 1849 ins Land kam und mit ihm der Ablauf des Waffenstillstandes sowie Marschbefehl für uns nach Norden, zunächst nach Schleswig, dann nach Flensburg. Dort gab es vorläufig Rast. Bei einem Steindrucker in der Angelburger Straße erhielt ich ausgezeichnetes Logis. Der Name des gut deutsch gesinnten Mannes ist mir leider entfallen. Einige Häuser weiter wohnte in derselben Straße ein echter Däne, von Beruf Kaufmann. In dessen Schaufenster standen in den ersten Tagen unserer Anwesenheit lauter Sachen, die unser Vaterland und unsere Armee verhöhnen und lächerlich machen sollten. Bilder, worauf zu sehen war, wie ein Däne einen Schleswig-Holsteiner verprügelte, Pfeifenköpfe mit Darstellung von Episoden aus Kämpfen, wobei natürlich immer unsere Armee floh, das waren seine Hauptartikel. Freilich wurde er bald gezwungen, derartige Sachen zu entfernen, unser Groll gegen den Hannemann wurde aber nicht geringer. Eines Abends kamen die Kameraden Rickert, Ladehoff und ich etwas angeheitert auf

[1]) ? [2]) „Najaden" hatte allein 3 Tote. [3]) Nein, auf 7 Monate. H.

dem Wege nach unserem Heim an dem Laden vorüber. Im Übermut traten wir ein. Kurz darauf kam auch der Kaufmann, ein breiter, stämmiger Mann, und fragte nach unseren Wünschen. Nun, wir wollten jeder einen Pfeifenkopf kaufen. Bereitwillig legte er uns eine Anzahl zur Auswahl vor, aber keinen von den bemalten. Wir forderten einen solchen. „Die sind weggeschafft und ich weiß nicht wohin," erklärte er uns. Ladehoff meinte, die müßten doch zu finden sein, und wollte sich über den Ladentisch zum Nachsuchen schwingen. Der Kaufmann, auch nicht faul, langte sofort zu, und bald war die schönste Prügelei im Gange. Zwei Gehülfen des Kaufmannes sprangen diesem sofort bei; einer suchte die Tür zu versperren, Rickert wollte ihn daran hindern, klemmte sich aber ganz gefährlich zwischen Tür und Pfosten die Hand. In diesem Augenblick kam uns ein Kamerad namens Doose zu Hülfe; denn der Lärm im Laden war auch auf der Straße nicht unbemerkt geblieben, wie ein ziemlich bedeutender Menschenauflauf zeigte. Doose riß den Kaufmann von Ladehoff los und warf ihn auf die Straße. Ein hinzugekommener Leutnant stiftete Ruhe. Nun sollte ein bei uns dienender, fertig dänisch sprechender Oberjäger Börgert den Kaufmann veranlassen, mit seinen Sachen herauszurücken. Er wollte es, in Zivil verkleidet, versuchen. Er kam aber nicht dazu; wir mußten fort nach Apenrade, von dort auf Wagen sogleich nach Hadersleben. Unser 2. Jägerkorps hatte in der Umgegend von Scherrebek und im Orte selbst in Quartier gelegen. Dort waren sie von einer Art dänischer Freischar, größtenteils aus Bauern bestehend, fortwährend belästigt worden. Um diese zur Ruhe zu bringen, wurden wir gegen sie entsandt. Wir kamen zu spät. Unsere 4. Kompagnie, die zuerst in Hadersleben eingetroffen war, hatte bereits in Gemeinschaft mit einem unserer Dragoner-Regimenter den aus vielleicht 6- bis 700 Mann bestehenden Haufen aufgerieben. Die Aufforderung, auseinander zu gehen, hatte der betörte Haufe mit einer Gewehrsalve beantwortet, die einem Dragoner und einem Jäger das Leben kostete. Dadurch erbittert, gingen unsere Truppen ernsthaft vor, was wohl mehreren Bauern das Leben gekostet haben mag. Am Abend wurden 27 [1]) dieser armen Teufel verwundet in Hadersleben eingebracht. Ich persönlich hatte bei einem Kaufmann Petersen in Hadersleben ein ganz vorzügliches Quartier, leider nicht lange. Die fortgesetzte Weigerung der dänisch gesinnten nordschleswigschen Bevölkerung, an unsere Regierung Abgaben zu bezahlen, wurde von dieser mit Zwangsmaßregeln beantwortet. Den Leuten wurden Truppen in die Häuser gelegt, wofür sie, außer der den Leuten zukommenden guten Verpflegung, pro Mann und Tag der Einquartierung 1 Mark Kurant zu bezahlen hatten. Dieses Geld mußte an jedem Tage bis 9 Uhr abends bezahlt sein, widrigenfalls der Betrag doppelt eingezogen wurde. Mit der Korporalschaft Böhling kam ich auf einen seitwärts vom Dorfe Wonsild belegenen Gutshof. Uns Gemeinen wurde in der Meierei Biersuppe vorgesetzt. Damit konnten wir unter den obwaltenden Umständen doch kaum zufrieden sein. Böhling meinte, es würde am nächsten Tage wohl besser werden; der hatte aber gut trösten, denn für ihn und unseren Gefreiten wurde besonders gedeckt. Es half nichts: die Meierin mußte Fleisch bringen, was sie anscheinend mit Widerwillen tat. Die Meierin sprach ein fast tadelloses Deutsch. Nachdem wir noch auf einem zweiten Hofe zuerst recht mäßig, dann aber sehr gut verpflegt waren, wurden sämtliche links von Hadersleben liegende Dörfer in gleicher Weise abgestraft. Endlich nahm die Geschichte ein Ende. Am 5. April landeten die Dänen bei Apenrade Truppen. Wir lieferten ihnen ein ganz unbedeutendes Gefecht. Ich erinnere noch, daß ein auf einer Anhöhe stehender Mann, der den Dänen fortwährend über unsere Bewegungen

---

[1]) Verwundet war wohl nur ein Teil dieser Leute. H.

Signale gab, von seinen eigenen Landsleuten unvorsichtig erschossen ward. Wir besetzten die Stadt. Die Dänen suchten freilich durch Geschützfeuer von ihren Schiffen uns zu schaden; wir hatten aber keinerlei Verlüste zu beklagen. Spät noch an diesem Abend kam das Gerücht von der gewaltigen Niederlage der dänischen Flotte, die sie an demselben Tage bei Eckernförde erlitten hatte. Zuerst ungläubig, erhielten wir aber bald darauf durch unsere Herren Offiziere die Bestätigung des uns kaum glaublichen Gerüchtes. Nun brach bei uns ein nicht enden wollender Jubel aus. Daß wir diesen glänzenden Erfolg unserer Kameraden gebührend feierten, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Der Angriff auf uns wird höchst wahrscheinlich von den Dänen nur zum Schein unternommen sein, um uns von einer etwaigen Unterstützung der Kameraden bei Eckernförde fernzuhalten.

Nach der Niederlegung des Oberbefehls seitens des Prinzen von Noer war das Kommando über die schleswig-holsteinische Armee bekanntlich auf den preußischen General v. Bonin übergegangen. [1])



Dünung, ein neues Versbuch von Wilhelm Lobsien.

Wenn über der wildbewegten See die Gewalt des Sturmes sich bricht und mählich erstirbt, dann dauert der bunte Wogentanz noch fort, dann steht draußen die Dünung. Langgezogener freilich und flacher, ruhiger und ohne wilde Hast kommen die Wellen, die ihre Schaumkronen verloren haben, bis die See ganz sich glättet und majestätisch sich dehnt und breitet in strahlendem Sonnenglanz. — Uns gewöhnlichen Sterblichen schlägt das Herz lauter, jagen die Pulse schneller, wenn große Ereignisse, persönliche Erlebnisse kräftiger Art unsere Seele packen. Des Dichters Herz folgt schon den feinsten Regungen. Eine Kleinigkeit schon stellt ihn unter den Bann der „gebietenden Stunde"; ein Gedanke der Lust oder des Schmerzes, der Sehnsucht oder Hoffnung, des Mitleids oder des Hasses bewegt seine Brust, wühlt sein Inneres auf. Dann gehorcht die schaffende Phantasie, und wenn das Herz ruhiger geworden ist, flutet das Gefühl in Worte und verdichtet sich zum Kunstwerk, das wiederum in uns der dunklen Gefühle Gewalt zu wecken berufen ist.

Darum auch nennt der Dichter sein jüngstes Werk Dünung. Das Bild schenkte ihm seine Heimat, deren wunderbaren, trüb melancholischen Frieden er kennt und liebt. Schon in seiner ersten Gedichtsammlung: „Ich liebe dich" (Verlag von C. Schünemann in Bremen, 1902, sehr günstig beurteilt von Fr. Wischer in Nr. 12 der „Heimat" von 1902) widmete Lobsien seiner Heimat einen breiten Raum, und wieder beginnt er seinen neuen Gedichtband mit Liedern „Aus der Heimat." Ein weites, schier endloses Blachfeld, so weit die Augen reichen; am Horizont eine erhöhte, scharfe Linie, die den Blick von der Unendlichkeit zurückhält. Das ist der Deich, der die weite Ebene vor den Fluten schützt, das weite Vorland aber anstürmenden Wellen preisgibt.

„Und ist mir je ein helles Lied gelungen,
Bei dessen Klang die Pulse dir geschlagen....
Mein Herz war draußen, als ich es gesungen,
Wo hoch am Wattenmeer die Deiche ragen.

Das Meer kennt und liebt der Dichter bei Tag und Nacht. Ob Nebel über den Watten brauen, oder goldig über den Wellen die Sonne blinkt, ob ruhig und eben die Wellen gleiten, oder sturmdurchwühlt die Wogen spritzen: das Meer ist des Dichters Liebling. „In der Fremde" packt ihn das Heimweh; die Fremde lehrt ihn recht Wert und Schönheit der Heimat schätzen. Auf der Piazza di S. Marco in Venedig, wo die Kapelle der Versaglieri ein Schumannsches Lied spielt, kommt ihm plötzlich das Verständnis für Schumanns Kunst; sie zaubert ihm so scharf und deutlich das Bild der Heimat vor sein inneres Auge, daß er den musikalischen Gedanken mühelos erfaßt und übersetzt. In die Gassen der Heimat, „wo in allen Winkeln und Ecken sich Heimlichkeiten und Wunder verstecken," kehrt sein wandermüder Fuß zum Ausruhn stets zurück. In den Frieden des Elternhauses, das reicheren Segen umhegt als ein Königsschloß, zieht es ihn immer wieder, wenn draußen im Lärm der Welt sich seine Seele wund kämpfte. Zum Herzen des Vaters, der stets „der große Geber war, der Wundermann, der alles kann," drängt es auch noch den Mann, der an keine Wunder mehr glaubt und aus dem Vaterherzen doch noch tausend Schätze zieht.

[1]) Bereits im September 1848. H.

Die Lieder der 4. Abteilung sind „Einer Verlorenen" gewidmet. Die Literatur unserer jungen und jüngsten Dichter zeigt, daß die „Stellung zum Weib" ihnen das Sphinx-Problem geworden ist. Das Ewig Weibliche zieht alle hinan; manche freilich nur zu kurzer, roher Lust. Viele klagen mit Schönaich-Carolath: „Das Ewig-Weibliche ist Schmerz ohn' Ende. Wer also groß, daß ohne Gram und Spott er schweigend sich von Erdensonnen wende, ist einsam zwar, doch eins mit Gott." Und andere gar kehren sich mit Ekel ab von dem Pfuhl der gemeinen, brutalen Sinnenlust, in den ihre Leidenschaft und äußere Umstände sie und Tausende ihrer Volksgenossen gerissen haben. Es wird ihnen schon als Verdienst angerechnet — es ist auch ein Verdienst —, wenn sie ihrer Sinne Herr werden und sich abwenden. Von dieser Art Poesie ist in Lobsiens Sammlung nichts zu finden; seiner lyrischen Natur fehlt dafür wohl auch die Erfahrung. Ist das ein Mangel? Ich denke nein! Seine Erotik ist keusch und rein; in seinen Liedern jauchzt und klagt, minnt und meidet das jugendlich frische, kraftvoll gestaltende Männerherz. Gerade auf diesem Gebiete hat er Töne von wunderbarer, volkstümlicher Schlichtheit und Schönheit gefunden:

Ein Edelfräulein hat mich gegrüßt,
Ein Edelfräulein hat mich geküßt,
Ging wohl in Samt und Seide.
Das macht, daß ich so selig bin,
Das macht, daß ich so traurig bin
Auf weiter, blühender Heide.

Auch die in Nr. 10 der „Heimat" abgedruckten Gedichte „Im Klostergarten zu Preetz" und „St. Odilia" geben neben vielen andern Zeugnis davon.

Bilder und Träume von bunter Vielheit bringen die „Dämmerstunden." Wenn der Dichter in Frohsinn und Übermut einen Tag mit Freuden verbracht hat, fragt er doch ohne Umschweife die Seele:

Was trugst du heute heim vom lauten Tage?
Was haben deine Netze heimgeschleppt,
Nun Stund' um Stund' des Tages sacht verebbt?

Wenn auch zuweilen die Antwort lautet: „Ein grenzenloses, totes Nichts," so ist's ebenso oft anders. In der Dämmerstunde kommen die Bilder wieder, die sein Auge flüchtig streiften, als

„achtlos ging mit Lärmen und Toben
vorüber ein drängender Großstadttag";

jetzt gewinnen sie Gestalt und neues Leben. Aus diesen Gedichten spricht ein gesunder Realismus. Nicht weltabgewandt und fremd sieht der Dichter der Menschen Treiben. Mit gesunden Augen schaut er zwar nicht nur des Lebens Tiefstand und seiner Logik Grausamkeit, sondern auch mal ein froh Ereignis („Vor St. Ansgar in Kiel" a. a. O.) Es geht ihm, wie es mehr oder weniger allen echten Dichtern ergehen wird: . . . „was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen." (Goethe.)

Bei Lobsien wog bislang das Bedürfnis ob, das, was ihn „erfreute oder quälte," in ein Gedicht zu verwandeln, weniger das, „was ihn sonst beschäftigte." Um an ein anderes Wort Goethes anzuschließen: „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten." In der Lobsienschen Sammlung „Ich liebe dich" finden wir fast nur Gedichte, die aus dem rein Gefühlsmäßigen, den seelischen Zuständen heraus gebannt und verdichtet sind. Im vorliegenden 2. Bande finden wir aber auch eine Verdichtung der verständigen Spekulation über die höchsten und letzten Dinge, über Gott und Tod. Darin zum Teil liegt der Fortschritt, den der Dichter in den letzten Jahren gemacht hat. Zwar ist ja auch hier wieder alles vorwiegend von der gesteigerten Phantasietätigkeit begleitet oder gar geleitet; nichts entquillt unmittelbar der rein grüblerischen Tätigkeit. Schon äußerlich ist der „Gottsucher" dafür die beste Illustration: Der Dichter des meerentrungenen und meerbedrohten Landes ruht aus von der Last des Tages am geliebten Strande und hört das Branden des Meeres traut sich in die Ohren klingen. Da fliegen seine Träume in die Ferne, und die Gedanken, die am Tage seinen Geist quälten, trägt seine Phantasie in die entfernten Berge. Hier, auf den gezackten und gefirnten Felsen des Gebirges, nicht zwischen den Dünen und auf den Watten der Heimat irrt er verzweifelnd umher, sucht, verflucht und findet seinen Gott. Aus vielen Gedichten ist des Poeten frommer Sinn zu erkennen, der vielleicht nicht fromm ist im kirchlich dogmatischen Sinne strenger Orthodoxie. Im „Gottsucher," wo zum ersten Mal scheinbar bewußt und gewollt die Stellung zu Gott gezeichnet wird, führt uns des Dichters Phantasie in eine ferne, unbekannte Welt. Wie mag's kommen? Ich bin überzeugt, daß Lobsien dieses Thema nicht zum letzten Mal behandelt hat, daß er später die Frage nach dem letzten Grunde

auch hinausrufen wird auf Heide oder Meer, und daß die Antwort dann vielleicht ein wenig klarer noch und fester und bestimmter erfolgen wird.

Zweifellos am vollendetsten ist der „Junker Tod“ überschriebene Zyklus von Gedichten. Ein Blatt aus Rethels Totentanz kommt uns vor das Auge: der Tod hat den alten, lebensmüden Glöckner sanft gestreift, den Glockenstrang seiner Hand entwunden und verrichtet nun für ihn das Abendläuten. Auch bei Lobsien kommt „der Tod als Freund.“

„Den Weg zu weisen aus der wilden Qual
Nach eines milden Friedens stillem Tal.“

Oder:

Wo Meere rollen, wo Wälder rauschen,
Wo die Einsamkeit horchend und schweigend sich dehnt,
Wo die Ströme des Lebens am lautesten rauschen
— Was suchst du! — Den Frieden findest du nie!
Es ist einer, der Frieden bringt
Und alle Rätsel und Wirrnisse löst,
Wenn nach der Tage Vollendung er
Dich lächelnd in nächtige Tiefen stößt.“

Wohl grüßt der Tod auch den Menschen in der Vollkraft seiner Jahre; doch dann ist's fast so, als wär' sein Gruß ihm leid. Wohl winkt er einem jungen Menschenkinde; doch das ist blaß und hat ihn lange schon erwartet. Wohin er kommt, bringt er Frieden und Erlösung. — Von seltener Schönheit sind die beiden Romanzen „Die junge Königin und der Landsknecht.“ Der Raummangel verbietet mir, näher auf sie einzugehen, oder um ihren Abdruck zu bitten. Wer die „Dünung“ noch nicht in die Hand bekommen sollte, findet diese beiden Lieder auch in der Oktober-Nr. von „Westermanns Monatsheften.“

In Lobsiens Sprache, so schlicht und einfach sie in der Regel ist, liegt ein wunderbarer Wohllaut, der immer der jeweiligen Stimmung angepaßt ist. Man lese die schlichten Verse:

„Am Wege duftete der Dorn,
Ganz leise rauschte die Linde,
Und heimlich gingen durchs gelbe Korn
Die singenden Sommerwinde.“

Welches crescendo liegt in den Zeilen:

„Schon hör' ich hinterm grünen Deich
In wunderbarem vollen,
Machtvoll geschwellten Orgelton
Die dunklen Wogen rollen.“

Man steigt mit dem Dichter den Deich hinauf; immer lauter klingt das Brausen des Meeres (bis „Orgelton“). Dann steht man oben und hört in gleichmäßiger Stärke „die dunklen Wogen rollen.“ — Seine Kraft zu „bildern“ hat seit der Veröffentlichung des ersten Bandes zugenommen. Die Bilder sind von großer Plastik und Anschaulichkeit. Kein falscher Strich stört die Harmonie der Farben.

„Dünung“ ist das Werk eines echten norddeutschen Poeten. Nur wer Wind und Wasser unserer Heimat kennt, kann singen:

„Wir saßen droben im Schärennest
Lachende Wandergesellen.
Von draußen kam ein strammer Nordwest
Und wühlte in den Wellen.“

Darum ist der Gedichtband auch ein echtes Heimatbuch, das den Lesern der „Heimat“ besonders lieb werden wird. Und wenn sie ja einmal Anklänge an andere Poeten unserer Heimat finden (vgl. „Mittag auf Lütt-Jens-Warft“ und „Abseits“ von Storm), was tut's? Lobsien hat seine eigene Art trotzdem, und die erweckt helle Freude und hohen Genuß. — Darum wünsche ich der „Dünung,“ die auch bei C. Schünemann in Bremen erschienen und vornehm ausgestattet ist, viele Freunde.

Kiel. K. Jungclaus.

14. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck zu Plön

am 24., 25. und 26. Mai 1904.

(Schluß.)

Die Nachmittagsstunden nach dem Festessen waren den Ausflügen gewidmet. Etwa 30 Personen schlossen sich der Führung der Herren Pastor Lamp und Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wieding an und fuhren mit der Bahn nach Ascheberg. Vom Bahnhofe Ascheberg führt eine prächtige Eichenallee zum Gutshofe. Die Ökonomiegebäude liegen gesondert am Eingang des Parks, so daß die ziemlich große Insel, welche vom Großen Plöner See und von dem Schloßgraben umspült wird und einst die gesamten Gutsanlagen umfaßte, jetzt

nur noch das Herrenhaus und den Park enthält. In der Halle des Schlosses wurden die Teilnehmer vom Besitzer, dem Wirkl. Geheimrat Grafen von Brockdorff-Ahlefeldt, Excellenz, und den Töchtern dieses Hauses, den Gräfinnen Charlotte und Luise, in liebenswürdigster Weise empfangen. Auf der Veranda wurde den Gästen der Kaffee gereicht; der Blick schweifte hinaus über den Park und auf den See. Sonnenschein draußen über der Flur, Sonnenschein im Herzen der liebenswürdigen Gastgeber: Widerschein im Herzen und auf dem Antlitz der Gäste. Se. Excellenz der Herr Graf gab in einem kurzen Abriß der Geschichte Aschebergs die nötige Unterlage für alles, was hernach auf dem Rundgange durch den Park besichtigt werden sollte. Er erzählte etwa folgendes:

Die dem Datum nach älteste Erwähnung des Wohnortes Ascheberg findet sich in den Visionen des Neumünsteraner Mönches Gottschalk vom Jahre 1190. Es wohnten damals dort noch Slaven mit in dem Dorfe Ascheberg. 1210 und 1215 sind urkundlich Hufen von Ascheberg an das Kloster Neumünster geschenkt worden, so daß, selbst wenn man die Visiones Godscalci als zurückdatiert annimmt, das Vorhandensein von Ascheberg um 1200 erwiesen ist. Der Name ist wahrscheinlich gleichbedeutend mit Eschenberg. Wenn nicht, was durchaus wahrscheinlich ist, in wendischer Zeit, so doch bald nach der Eroberung Ostholsteins durch die Deutschen muß neben dem Dorfe sein Herrensitz Ascheberg vorhanden



Die Kirche in Bosau.

gewesen sein; denn am Anfang des 14. Jahrhunderts tritt ein weit verzweigtes Adelsgeschlecht in der Geschichte unseres Landes hervor, das nach diesem Gut den Namen führt. Sie heißen meistens Volrad, Gottschalk oder Gotsik. Das Geschlecht scheint hier im Lande ausgestorben zu sein mit der Priörin Emerentia von Ascheberg, welche von 1590—1596 dem Kloster Preetz vorstand. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts treten die Rantzau als Besitzer von Ascheberg auf, von welchen es durch Margaretha von der Wisch, Tochter des Claus Rantzau auf Ascheberg, an die Wisch auf Deutsch-Nienhof übergeht. Eine von der Wisch bringt es den Sehestedt mit, eine Sehestedt den Pogwisch. Daniel Pogwisch hatte eine Dorothea Brockdorff zur Frau. Nach seinem 1640 erfolgten Tode heiratete sie Bertram von Rantzau zu Weißenhaus und Lammershagen. Ihre zweite Tochter Margaretha Rantzau, geb. 1642, gest. 1708, brachte das Gut Ascheberg ihrem Gemahl Christian Rantzau zu, der schon Rastorf, Bürau und Cronshagen, vielleicht auch Bossee besaß. Nach dem Tode ihres Mannes 1704 behielt Margaretha Rantzau das Gut Ascheberg, welches

ihr Sohn Bertram damals schon für sie verwaltete. Besonders lange hat Hans Rantzau, der 1769 gestorben ist, das Gut besessen. Er hat eine Menge von Wohlfahrtseinrichtungen bei seinen Leuten eingeführt, unter anderem auch die Aufhebung der Leibeigenschaft. Sein ältester Sohn Schack Carl starb kinderlos 1789 in Frankreich; deswegen kam das Gut kraft eines Erbvertrages von 1706 an einen Seitenzweig, und zwar fiel es dem Grafen Christian Ämilius von Rantzau zu. Christian Ämilius fing an, das Gut zu vererbpachten. Sein Sohn Christian Detlef Carl, gest. 1812, setzte dieses fort. Um die Wende des Jahrhunderts kam die Reichsgräfin Christina Hedewig von Schmettau in den Besitz, die das Gut für 195031 Reichstaler 4 Schillinge am 19. Januar 1804 verkaufte an Vollmacht Hans Hansen aus Dithmarschen. Klaus Groth hat dieses in seinem „Quickborn" (De Vullmacht) verwertet. Hansen mußte es 1812 an Christian Schleiden verkaufen. Von diesem kam es an den Grafen Conrad Christoph von Ahlefeld, der es als Patengeschenk mir, seinem Großneffen, dem Grafen Conrad von Brockdorff, vererbte mit der Bestimmung, daß ich den Namen Brockdorff-Ahlefeld für mich und meine Kinder annehme. So ist der Besitz in meine Hände gelangt. — —

Und dann trat die Gesellschaft hinaus in den herrlich am Großen Plöner See gelegenen Park; derselbe ist ausgezeichnet durch das Vorhandensein prächtiger Alleen, er ist im Besitze schöner Baumgruppen und einzelner Baumriesen. Eine Sehenswürdigkeit bildet allein schon eine Kastanie: der Hauptstamm steht in der Mitte, die Seitenstämme könnten für sich allein schon stattliche Bäume darstellen. Der Ascheberg vorliegende Teil des Großen Plöner Sees hat Burgfrieden. Dichte weiße Wolken in der Sonne leuchtender Möwen schwebten daher über den flacheren der zahlreichen Inseln, während im Schilf der größeren die verschiedenen Arten der Wasservögel (Enten, Gänse, Säger, das grünfüßige Teichhuhn, Regenpfeifer usw.) ihr Wesen treiben und ihre mannigfaltigen Stimmen hören lassen. Grotten und Lauben erinnern an die Königin Karoline und an Struensee, an den Grafen Hans von Rantzau, aus dessen Verordnungen für seine Gutsuntertanen (1768) vorhin einige Proben verlesen worden waren. Auch Rousseaus Andenken wird wachgehalten; denn im nahe gelegenen, zum Gute gehörigen Dorfe Dersau ist noch das Haus erhalten, das für ihn bestimmt war.

Nach beendigtem Rundgange wurde den Gästen in Form einer Bowle nebst Butterbrot eine Erfrischung gereicht. Bei dieser Gelegenheit nahm unser Vorsitzender, Rektor Peters, das Wort und dankte für die liebenswürdige Aufnahme, welche wir in Plön und namentlich auch hier in diesem gastlichen Hause gefunden haben. Wir bedürfen der Ermunterung, besonders auf unsern jährlich stattfindenden Generalversammlungen. Nun haben wir gerade auf dieser viel Liebe und Anerkennung, viel Interesse gefunden; wir freuen uns aber namentlich über das, was uns hier geboten worden ist. Ein derartiger Empfang und eine solche Aufwartung ist den Teilnehmern auf früheren Versammlungen noch niemals geboten worden. Ew. Excellenz stehen in einem hohen Alter, das der Ruhe bedürfte; trotzdem haben der Herr Graf persönlich den Verhandlungen in Plön beigewohnt und allen andern, namentlich aber denen, die unserer Generalversammlung geflissentlich noch fern bleiben, ein Beispiel gegeben. Auch aus anderen Anzeichen darf geschlossen werden, daß in diesem Hause die Liebe zur schönen Heimat eine ganz besondere Stätte gefunden habe. Möge es immer und überall so sein! Mit einem Hoch auf das Haus Ascheberg schloß Redner seine warm empfundenen Dankesworte. — —

Eine zweite Gruppe der Festteilnehmer folgte der Einladung des Herrn Pastor Piening-Bosau und bestieg das für die Fahrt über den Plöner See bereitliegende Dampfboot; die Kosten für die Überfahrt wurden ebenfalls aus öffentlichen Mitteln gedeckt. Bei gemeinsamer Kaffeetafel entrollte Pastor Piening in großen Zügen die Historie des Dorfes Bosau und seiner Kirche und führte ungefähr Folgendes aus:

Kaiser Karl der Große zog in den Sachsenkriegen die slavischen Obotriten hierher, in die ganze deutsche Nordostmark, bis nach Sachsen hinunter. Bei Gelegenheit der Taufe des Dänenkönigs Harald zu Ingelheim 826 ging Anskar nach hier, wurde der Apostel des Nordens und zuletzt Erzbischof von Hamburg-Bremen, allwo er am 3. Februar 865 unter dem Ambrosianischen Lobgesange starb, 64 Jahre alt. Otto der Große überwand das Danewirke (J. Dose) und empfing 946 in Ingelheim die Bischöfe von Aarhus, Riepen und Schleswig. Außer diesen dreien gab es noch einen Bischof von Oldenburg, zu dessen Bistum ganz Ostholstein, das heutige Fürstentum Lübeck, Lübeck, Lauenburg und Mecklenburg gehörte (das Gebiet der Slaven). Als erster Bischof in Oldenburg wurde Marco († 952) genannt; zu seinem Unterhalt wurde ihm u. a. auch Buzu (Bosau) gegeben. Aber die Slaven waren Feinde des Christentums. Propst Oddar in Oldenburg und 60 Presbyter wurden 1003 grausam getötet. 1066 wurde das Oldenburger Bistum, das inzwischen in die Bistümer Oldenburg, Ratzeburg und Mecklenburg zerlegt worden war, zerstört. Der Oldenburger Bischofssitz blieb bis 1149 völlig verwaist. Es war Vicelin, der das zertretene Heiligtum wieder aufrichtete und zum Siege führte.

Vicelins Geschichte ist der Mehrzahl unserer Leser bekannt; es mag genügen, kurz

die Umstände darzulegen, welche zur Wiederaufrichtung des Bistums Oldenburg führten. 1126 kam Vicelin aus Hameln mit dem Erzbischof Adalbert zu einer Visitation nach Milintorp (Meldorf). Hier wurde er von Mönchen aus Faldera (Neumünster) aufgesucht; sie baten ihn um einen Priester. So kam Vicelin mit Autbert über Faldera nach der slavischen Ostmark Holsteins und wurde unter dem Schutze Heinrichs des Löwen 1049 Bischof von Oldenburg. Graf Adolf II. schenkte ihm die frühere bischöfliche Besitzung Bosau. Bosau, anmutig am schönen Plöner See gelegen, war von jeher ein Lieblingsaufenthalt der Oldenburger Bischöfe gewesen; auch Vicelin zog es dorthin. 1151 begann er den Bau der Kirche und eines Hauses, bereits 1152 konnte er das Gotteshaus weihen; er starb am 12. Dezember 1154 zu Faldera und wurde dort auch begraben. Seit Aufhebung des Klosters in Neumünster (1326) liegt Vicelin in Bordesholm. Über den Bau der Bosauer Kirche haben wir sichere Nachricht; denn Helmold hat den Bau und seine Einweihung als Presbyter in Bosau erlebt und in seiner »Chronica Slavorum« beschrieben. (Helmold starb um 1177.)

Es ist zu bewundern, daß die Kirche zu Bosau in einem Jahre errichtet und vollendet werden konnte; denn Bosau lag fernab von den größeren Orten Neumünster und Segeberg, das Land war durch die steten Kämpfe verödet, entvölkert, Weg und Steg waren kaum vorhanden. Und doch hat die im romanischen Stil erbaute Kirche im Innern eine Länge von 35 m, das Gewölbe ist in der Mitte 10 m hoch, und der Turm mißt vom Fuße bis zur Spitze 38 m. Dabei sind die Mauern $1^1/_2$ m dick und hergestellt aus lauter Feldsteinen, die durch steinhart gewordenen Mörtel verbunden sind. Sowohl in- als auch auswendig war die ganze Mauer mit blendend weißem Segeberger Gips besetzt. Unter Führung des Pastors Piening schritten wir durch die schmale Kirchhofstür auf den alten Gottesacker, betrachteten mit ehrfurchtsvollem Schauer den gewaltigen Taufstein, der vor Zeiten in der Kirche stand, jetzt aber draußen aufgerichtet worden ist. Der Stein hat die Form eines Kelches, ist 2 m hoch, und das Becken selbst hat 1 m im Durchmesser. Auffallend ist, daß der Fuß aus Kalkstein, das Becken aber aus Granit gearbeitet war. Kenner wollen wissen, daß der Stein schon aus vorvicelinischer Zeit stamme; unser Führer bezweifelte das. Der Zahn der Zeit hat an dem Mauerwerk der Kirche genagt, die Furie des dreißigjährigen Krieges hat auch sie nicht verschont; nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge wurde das Innere sogar ziemlich verwüstet, der Turm zerstört, das Dach zertrümmert, aber die Mauern standen, höchstens der Putz fiel hernieder, die Kugeln rissen Lücken, wie uns die Ziegelsteinflecken in der Granitmauer noch bezeugten. Wahrscheinlich ist in dieser Verwüstung auch der Taufstein zerschlagen worden; denn 1677 wurde der Kirche eine neue Taufe geschenkt, und der alte, ehrwürdige Taufstein fand seinen Weg auf den Kirchhof. Der Fuß ward hier förmlich als steinerner Tisch aufgestellt, findet im Inventar von 1836 Erwähnung und ist seitdem verschwunden. Und das Becken? Es fand sich in Eutin als — Regentonne wieder, bis es Frau Prof. J. Mestorf in Kiel entdeckte und veranlaßte, daß es so schnell wie möglich seiner prosaischen Bestimmung entrissen und zum mindesten auf dem Bosauer Kirchhof als unverwüstlicher Zeuge frühester Vergangenheit aufgestellt werde. Das ist geschehen — leider mußte man sich damit begnügen, den fehlenden oberen Teil des Fußes, der in seiner ursprünglichen Gestalt mit Knauf nicht wieder zu bekommen war, in Zement-Verputzung herzustellen.



Innere Ansicht der Kirche in Bosau.

Soviel über die Geschichte des Taufsteins. Ich habe absichtlich an dieser Stelle mein Chronistengewebe etwas feinmaschiger gestaltet, weil in jeder schleswig-holsteinischen Schule des Steines gedacht wird. Selbstverständlich traten wir auch in das Innere des Gotteshauses und schenkten den mannigfachen Sehenswürdigkeiten unser Interesse, zumal es an einer schlichten Erläuterung nicht fehlte. Doch ich muß schließen, und verweise darum auf das treffliche Büchlein des Pastors Piening: „Die Petrikirche Vicelins in Bosau und ihre Gemeinde." Eutin: W. Struve. 1893. Zum andern aber bitte ich jeden unserer Leser, die ehrwürdige Stätte persönlich aufzusuchen. Er legitimiere sich nur als Mitglied unserer „Heimat," und Herr Pastor J. Piening in Bosau wird ihm ein liebenswürdiger Führer sein. Und hernach setze er sich zu Füßen der Kirche an das Seegestade und lasse seine Blicke über den See und die Ufer hüben und drüben schweifen, bald wird alles um ihn her lebendig werden: die Glocken läuten, Männer und Frauen in Festtagsgewändern nahen auf Kähnen; sie kommen von Nehmten und Plön hierher zur Kirche gezogen, in ein Gotteshaus, das infolge einer Gipsverkleidung über den See strahlte, heller als ein Marmordom. Den Kirchsteig hinauf zieht die Prozession mit Bannern und Bildern — — — so war's in alter Zeit!



Plön mit Biologischer Station und Bahnhof (Südseite).

Ein gemütliches Beisammensein in Langes Anlagen bildete den Beschluß des Tages, wanderfrohe Gesellen mit ihren Gefährtinnen machten am andern Tage noch die Runde zu Fuß um den Trammer See, und damit war das Programm bis auf den letzten Punkt erledigt, zur Freude aller, die wenigstens an ihrem Teile bemüht waren, den immer lebendiger werdenden Wunsch der Veranstalter unserer Generalversammlungen, diese zu volkstümlichen Landesversammlungen erstehen zu sehen, zu erfüllen. Und wenn alle erst so denken und handeln — wer fehlt dann noch? —

Um das Zustandekommen der Ausstellung im Knabenschulgebäude hatten sich namentlich die Herren Bürgermeister Kinder, Baurat Heydorn, Oberlehrer Dr. G. Wieding und Pastor Lamp, die noch dazu aus ihrer eigenen Sammlung reiche Beisteuer geliefert hatten, besonders verdient gemacht. Folgende Übersicht mag die Reichhaltigkeit des „über Nacht" ins Leben gerufenen Plöner Museums, das während und nach

der Ausstellung auch von den Bürgern und Bürgerinnen der Stadt, später auch von den Kaiserlichen Prinzen besucht worden ist, illustrieren:

Fayenzen: Musterstücke aus Kiel, Schleswig und Eckernförde.
Porzellane: von Sevres, Kopenhagen, Rudolstadt, Meißen.
Silbersachen: a. profane: Kieler Filigransachen (Knöpfe, Schlösser), Zuckerdosen, Gabel, Messer, Dosen im Renaissancestil; Schilder der Schützengilde; Pokale (Familien- und Innungswillkomms), b. Kirchengeräte.
Stickereien: Antipendien, fein genähte und geklöppelte hiesige und Brabanter Spitzen; feine Nadelarbeiten auf Tüll und Leinen; alte Namentücher, Perlstickereien, Brabanter Gobelins.
Messingsachen: schön gearbeitete Feuerkieken, Teller und Blenden (Wandteller); ein gepunzter Fliegenschrank (Prunkstück um 1600).
Zinn: Kannen und Becher, Totenleuchter, Teller und Schüsseln, Innungs- und Hochzeitskannen.
Bücher mit wunderschönem Silberbeschlag.

Der Große Plöner See mit Blick auf den Parnaß (oben rechts).

Münzen: in größerer Zahl (Gottorp, Schleswig-Holstein-Plön, Christian IV., schöne Hamburger und Schleswiger Brakteaten. Verschiedene Scheine und Obligationen der dänischen und schleswig-holsteinischen Regierung seit 1801. Alte Briefmarken.
Versteinerungen und Artefakte.
Herbarium mit Seltenheiten aus der Umgegend von Plön (Rektor Rohweder).
Bilder aus der Erhebungszeit Schleswig-Holsteins.
Kostüme aus der Empire-Zeit.
Serie vorzüglicher Landschaftsaufnahmen (Oberlehrer Dr. Wieding).

Der Schriftführer: Barfod.



1851.

Es kam von den deutschen Redouten
Die letzte Batterie.
Und wollte das Herz schier verbluten;
Vor Brüdern wichen sie.

Umsonst die Waffentaten,
Begeisterung und Mut:
Das Vaterland verraten,
Verraten das deutsche Blut.

Umsonst viel junge Leben
Geopfert auf Heide und Feld.
Umsonst dahingegeben
Manch Glück, einst wohlbestellt.

Dumpf rollte durch Rendsburgs Straßen
Die letzte Batterie.
Die Trompeter begannen zu blasen
Eine Abschiedsmelodie.

Es klang wohl niemals trüber
Ein »Finis Poloniae.«
Ach, alles war vorüber
Und die Herzen voll Grimm und Weh.

Felix Schmeißer.



Mitteilungen.

1. **Bemerkenswerte Bäume in Albersdorf in Dithmarschen.** Das Kirchdorf Albersdorf, das wegen seiner günstigen Lage als Luftkurort und Sommerfrische mehr und mehr Beachtung findet, gehört zu den waldreichsten Orten im Westen unserer Provinz. Laub- und Nadelholz wechseln in den dortigen ausgedehnten Waldungen ab, die erfreulicherweise durch neue Aufforstungen noch immer mehr erweitert werden. Ihres geringeren Alters wegen haben jene Waldungen keine rühmenswerten Baumriesen aufzuweisen. Eine prächtige Eiche, die vorher einen dort verlaufenden Knick schmückte und bei der Bebauung der Koppel von der Axt verschont blieb, steht im Orte selbst. Sie hat der nun vorbeiführenden Straße den Namen Eichstraße verschafft. Wie nebenstehende Abbildung zeigt, wölbt sich die schöne



Eiche an der Eichstraße in Albersdorf.
Photographie von W. Lorenz in Albersdorf.

volle Krone, die etwa 22 m im Durchmesser hat, über diese Straße hinüber. Bei einem Umfange von 3,50 m auf 1 m Höhe streckt sich der gerade Stamm 4 m bis zur Verästelung empor. Auch im Albersdorfer Wald, nämlich gleich in dem ersten Gehölz, dem „Papenbusch," finden sich zwei Bäume, die der Beachtung wert sind. Dicht am Bahnkörper der westholsteinischen Bahn steht eine Birke, die durch ihren sonderbaren Wuchs auffällt. Der Stamm steigt zunächst 2 m grade empor, biegt dann um und wächst in gleicher Länge wagerecht weiter, um erst dann seinen Wipfel in Konkurrenz mit den Nachbarstämmen wieder senkrecht hinaufzusenden. Mitten in diesem Gehölz trifft man nicht weit von der kleinen Brücke eine interessante Verwachsung zweier Rotbuchen. Die eine steigt schlank aus dem Boden empor und zeigt bereits einen Stammumfang von 1,25 m. Auf 4,50 m Höhe wird sie von der anderen Buche erreicht, die sich schräge gegen die Schwester gelehnt hat. An der Berührungsstelle sind die beiden Stämme fest miteinander verwachsen, so daß jetzt die innigste Gemeinschaft besteht. Der Stamm der zweiten Buche, der unten ungefähr ½ m Umfang hat, ist der Wurzel beraubt; das untere Stammende schwebt 1 m hoch frei über dem Waldboden. Trotzdem treibt diese verletzte Buche, allein von der Nachbarin gehalten, an und kurz über der Verbindungsstelle noch eine Anzahl kräftiger Äste in die Krone der sie stützenden Genossin hinauf und schmückt sich alljährlich mit dichtem frischen Grün.

Kiel. F. Lorentzen.

2. **Der gemeine Kranich in Schleswig-Holstein.** Über diesen bei uns so seltenen interessanten Vogel kann ich aus meiner Jugendzeit berichten und zwar, daß derselbe in den dreißiger und auch noch in den vierziger Jahren des letztverflossenen Jahrhunderts in der Mitte Holsteins, nämlich in der Padenstedter Feldmark (1 Stunde westl. von Neumünster) eine so bekannte Erscheinung war und so häufig in ansehnlichen Scharen wahrgenommen werden konnte, daß selbst wir Knaben ihn schon im Fluge von unserm Hausstorch bestimmt unterscheiden konnten, ohne daß wir sein bekanntes trompetenartiges Geschrei vernommen hatten. Sein Flug unterschied sich von dem des Storchs hauptsächlich durch seine Flügelschläge und dadurch, daß er nicht so lange schwebend sich verhielt. Sein Brutgeschäft betrieb er in den sumpfigen, mit Erlen und Birken bestandenen Brüchen, wo er sein Nest auf Stubben an schwer zugänglichen Stellen hatte. Nur ein einziges Mal habe ich als Junge Gelegenheit gehabt, seine zwei großen graulich gefleckten Eier (von der Größe der unserer Hausgans) zu sehen, als es einem jungen Menschen eines Tags gelungen war, auf hohen Schaftstiefeln durch den Sumpf watend zu seinem Nest zu gelangen und dem brütenden Vogel die Eier zu rauben. In jenen Jahren wurde in der Umgegend von Neumünster auf den dortigen Feldmarken mit leichtem Sandboden ein sehr ausgedehnter Anbau von unsern gelben Felderbsen betrieben, und die Erbsenfelder waren es, welche die stolzen Vögel aus den sumpfigen Brüchen herauslockten, so daß sie selbst auf in der Nähe des Dorfes belegenen Koppeln erschienen, um sich an ihrer Lieblingsspeise gütlich zu tun, indem sie im Frühjahr die frisch gesäeten Erbsen auflasen und im Spätsommer dieselben aus den Hülsen heraushackten. Durch diese Lebensgewohnheit wurden sie entschieden sehr schädliche Gäste und deshalb als solche von den Landwirten verfolgt und verscheucht. Die Kraniche erwiesen sich aber stets, wenn sie ihre Besuche abstatteten, als vorsichtige und schlaue Vögel, denn wenn ihr Feind mit der in einem Sack verborgenen Flinte hinter einem Knick sich langsam fortbewegend, sie beschleichen wollte, so gelang es niemals, daß der Schütze sich soweit näherte, um auf einen glücklichen Erfolg rechnen zu können, denn der auf seinem Posten als Schildwache stehende Kranich machte durch sein trompetenartiges Geschrei seine Genossen rechtzeitig auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam, worauf die ganze Schar sich erhob und schleunigst die Flucht ergriff. Die Bauern sagten dann gewöhnlich, daß die ihnen verhaßten gefiederten Gäste das ihnen gefahrbringende Schießpulver schon in weiter Entfernung riechen könnten. Zuweilen kamen sie von ihrem gewöhnlichen Aufenthalt, den an der Brokenlander Grenze liegenden Erlenbrüchen, auf die hochliegenden sandigen Ackerfelder der Padenstedter Feldmark, und war es dann für den Beobachter ein interessanter Anblick, wenn sie einherstolzierten oder umhersprangen, oder Steinchen mit dem Schnabel aufnahmen und empor in die Luft warfen. — Seit jener Zeit sind annähernd 70 Jahre verflossen. Ausgedehnte Erlenbrüche sind auch heute noch in der Padenstedter Feldmark vorhanden, aber trotzdem bekommt man jetzt keinen Kranich mehr zu Gesicht. Die Ursache seines Verschwindens ist unsere heutige Bodenkultur: die sumpfigen Flächen der Erlenbrüche sind an den meisten Stellen durch Entwässerungsanlagen trockengelegt, einzelne auch in fruchtbares Wiesenland verwandelt, bieten aber dem Kranich keinen passenden Aufenthaltsort für sein Brutgeschäft. Seit dem Jahre 1848 ist er, wie mir meine Jugendgenossen versichert haben, in der Padenstedter Feldmark fast garnicht mehr beobachtet worden. Nur zur Zugzeit im Frühjahr und im Herbst will man in dortiger Gegend ihn noch später in hohen Lüften wahrgenommen haben.

Hahnenkamp bei Horst. Butenschön.

Bücherschau.

Min Modersprak von Klaus Groth. Aus dem ersten und zweiten Teil des „Quickborn" und der Prosaerzählung „Ut min Jungsparadies" für die Jugend ausgewählt. Mit Bildern von Otto Speckter. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer. 1905. — Unter diesem Titel ist von den Prüfungsausschüssen in Altona, Hamburg und Kiel und dem plattdeutschen Provinzialverband für Schleswig-Holstein ein Büchlein herausgegeben worden, das Dichtungen von Klaus Groth enthält, die sich für Kinder eignen. Die Einleitung bildet das Gedicht „Min Modersprak," dann folgt die erste Prosaerzählung aus der Sammlung „Ut min Jungsparadies" und darauf aus den beiden Bänden des „Quickborn" Naturbilder, Kinderlieder, Reime, Balladen und Bilder aus dem Menschenleben. Den Schluß bildet ein Wörterverzeichnis. Ein Inhaltsverzeichnis fehlt. Der Preis beträgt 1 M.

Als zehnjähriger Knabe habe ich zum ersten Male den „Quickborn" in die Hand bekommen, und ich weiß noch genau, welch tiefen Eindruck das Buch damals auf mich gemacht hat. Es hat hernach stets zu meinen Lieblingsbüchern gehört; ich habe es immer wieder gelesen, bis ich es halb auswendig wußte, und ich weiß gewiß, daß es mein inneres Leben nachhaltig beeinflußt hat. Ich habe in diesem Einfluß stets einen unschätzbaren Segen gesehen und freue mich nun ganz besonders, daß durch das vorliegende Buch die Möglichkeit geboten wird, unsere Jugend leichter zu diesem Quell reiner Poesie zu führen, als es bisher möglich war. Es ist keine billige Rezensentenphrase, wenn ich diesem Buche die weiteste Verbreitung wünsche, auch unter Erwachsenen. Es könnte doch sein, daß die Großen, wenn ihnen die Proben gefallen, die dieses Buch bietet, auch wieder nach dem ganzen „Quickborn" greifen, wie man es früher tat, ja, es wäre möglich, daß sie dann auch einmal fragten, ob Klaus Groth nicht noch mehr geschrieben habe. Und wenn sie sich dann in den andern Werken des Mannes umsähen, so würden sie staunen. Denn wer sich nur wirklich mit Klaus Groths Dichtungen beschäftigen will, dem muß es klar werden, daß sie zu den Perlen der Weltliteratur gehören. Ich weiß wohl, daß manche in diesem Urteil eine maßlose Übertreibung erblicken werden, — besonders die werden es tun, die es nie für der Mühe wert gehalten haben, sich ernstlich in Klaus Groth zu vertiefen, — wahr bleibt es darum doch, und die Zeit wird kommen, wo es allgemeiner anerkannt werden wird. Zugeben will ich freilich, daß Groths Kunst nicht für jedermann ist. Allerdings meine ich, daß die Gedichte, die für die vorliegende Sammlung ausgewählt worden sind, ihre Wirkung auf jeden ausüben müssen, dem überhaupt das Gebiet der Poesie zugänglich ist und der nicht mit Vorurteilen an sie herantritt, für jeden, der wirklich einen „Quickborn" sucht und nicht einen „Grillenscheucher." Ob aber z. B. die Art der Kleinmalerei, die Groths Prosaerzählungen so ungemein anziehend macht, packend wirkt für die breiten Kreise des Volkes, vor allem für die Jugend, die nach starken Tatsachen lechzt, — diese Frage wage ich nicht zu bejahen. Selbstverständlich bedeutet dieser Zweifel keine Herabsetzung, eher das Gegenteil; es könnte aber doch das vorliegende Buch darunter leiden, daß man das Prosastück, wenn man nicht darauf verzichten wollte, nicht wenigstens an den Schluß gestellt hat. Aber ich hoffe doch, daß es auch heute noch, wenigstens auf dem Lande, nachdenkliche Kinder geben wird, die sich trotz der unleugbaren Schwierigkeiten in die Geschichte hineinlesen werden. Tun sie es aber, so ist der Gewinn groß. — Und die Erwachsenen unserer Tage, die den Jörn Uhl verständnisvoll aufgenommen haben, müßten doch auch Klaus Groths Prosa würdigen können.

Die Auswahl der Gedichte wird jeden durchweg befriedigen, denn was in dem Buche steht, ist ohne Ausnahme wertvoll. Und alles, oder doch fast alles, wird auch, wenn die erste Schwierigkeit überwunden ist, die das Lesen plattdeutscher Stücke zur Zeit noch unserer garnicht daran gewöhnten Jugend bietet, zum Geiste unserer Kinder sprechen. Und dann wird durch diese Sammlung ein Doppeltes erreicht werden: sie wird unsere Kinder nicht nur mit edlen, reinen Dichtungen bekannt machen, sie wird auch dazu beitragen, daß die alte plattdeutsche Muttersprache unsers Volkes der Ehre wieder teilhaftig wird, die ihr gebührt.

Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung zu rühmen. Über die Speckterschen Bilder braucht nur gesagt zu werden, daß sie sich dem Texte würdig anschmiegen: das ist ihr höchstes Lob. Scheint es zuweilen, als ob sie in eine verschollene Welt hineinführen, so darf man nicht vergessen, daß das Dithmarschen, das Klaus Groth schilderte, auch der Vergangenheit angehört. Aber so fern liegt uns diese Vergangenheit nicht, daß wir sie nicht mehr unmittelbar begreifen könnten, und so fremd ist sie unserm Herzen auch nicht, daß wir uns nicht freudig und oft auch sehnsuchtsvoll in sie hineinversenken möchten.

Heinrich Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

